image
not
available

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Bedingungen.

Für Abonnenten . . . . . pro Band und pro Jahr

wird vorausbezahlt mit . . . . . 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . . . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . . . — fl. — kr.

Kurzer Abonnements beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt . . 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für einen Band per Tag . . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek.
(Fürstenfeldergasse Nr. 8.)

L. eleg. g.
555 o (Jg. 1858, Bd. 1
23037.
Lesebücher

Digitized by Google

Bedingungen.

Wird vorausbezahlt mit . . . . . 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . . . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . — fl. — kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt . . 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für einen Band per Tag . . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek.
(Fürstenfeldergasse Nr. 8.)

23037.

L. eleg. g.
555a (Jg. 1858, Bd. 1
Lesebuch

Digitized by Google

Bedingungen.

Das Abonnement für deutsche Bücher für ein ganzes Jahr
wird vorausbezahlt mit . . . . . 8 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden
Band täglich . . . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt . . 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für einen Band per Tag . . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

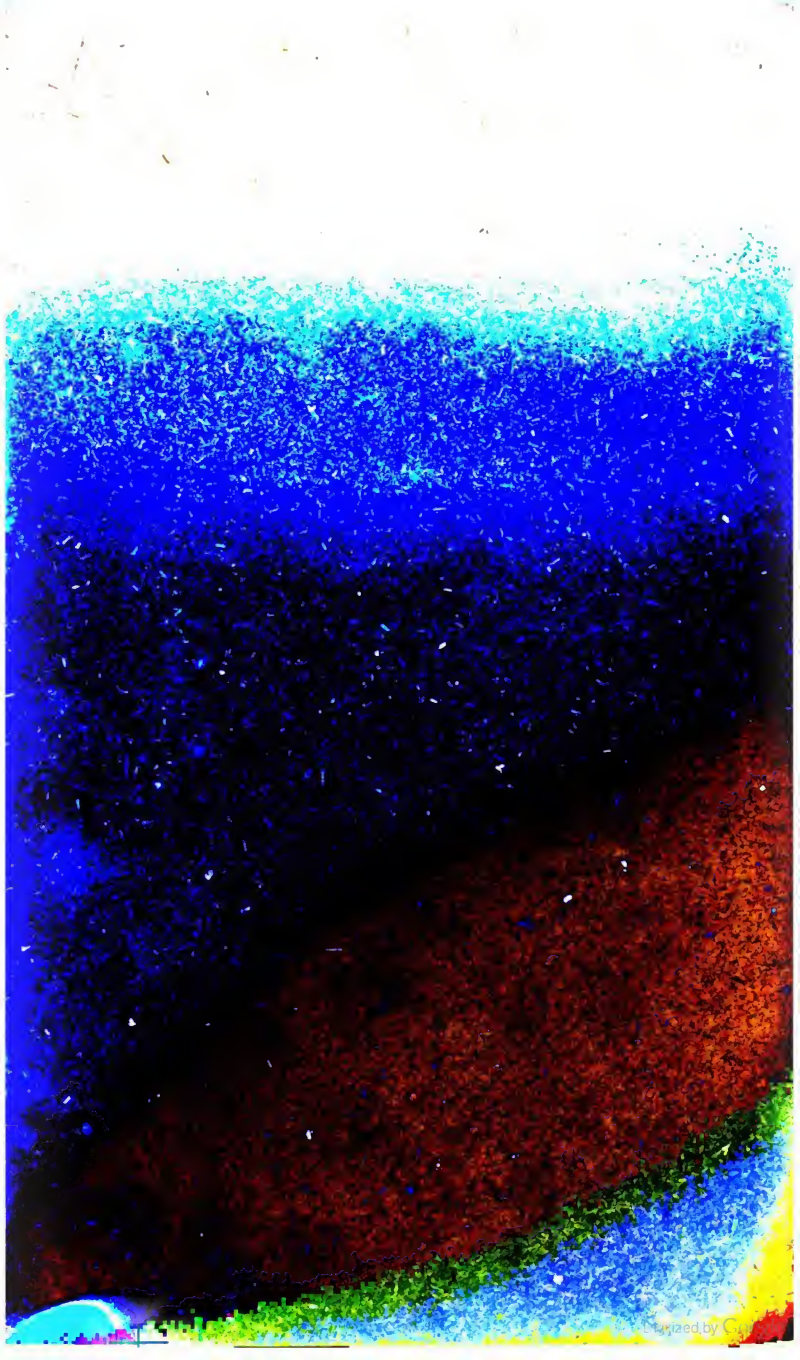
Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek.
(Fürstenfeldergasse Nr. 8.)

Digitized by Google

L. eleg. g.
555 a (Jg. 1858, Bd. 1
Lesebücher
23037.

Digitized by Google



Lesefrüchte

vom

Felde der neuesten Literatur

des

In- und Auslandes.

(Ernsten und fröhlichen Inhalts.)

Begründet

von

Dr. J. J. C. Pappe.

Lindenwirth Bibliothek

Jahrgang 1858. Erster Band.

Hamburg, 1858,

in der Expedition: Rathhausstraße No. 10.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Ein Welf. Historische Erzählung von Fr. Brinckmann. 1. 17. 33. 49. 65. 81

Das Flußpferd oder der Hippopotamus. Aus Anderson's Reisen in Südwest-Afrika. 7

Das Wasser als Heilmittel. 13

Eine Prinzessin von Neu-Seeland in Indien. 24

Weimar bei Goethe's Ankunft. 30

Indischer Fürstenluxus eines Nabob von Oude. Aus van Mökern's „Ostindien". 42

Goethe und das Leben am Weimarschen Hofe. 46. 61. 75. 93. 107

Miscellen. 48. 80. 95. 111. 176. 192. 223. 239. 412

Eine Entführung. 55

Russisches Taufceremoniel und Taufe einer Jüdin. 71

Eine Russische Hochzeit. 86

Die Sphinx. Ein Märchen in Callot-Hoffmann'scher Manier von B. S. Ingemann; Deutsch von P. J. Lorenzen. 97. 113. 129. 145. 161

Eine Pseudo-Herzogin. 103. 125

Aus dem Tagebuche eines Deutschen Arztes. 119. 133

Literarisches. 143. 240. 304. 384

Grusien, Schirwan und dessen Naturwunder. Aus Hansteen's „Reise-Erinnerungen aus Sibirien". 151

Zwei merkwürdige Bäume in Hindostan. 157

Die Katakomben in Paris. 165

Die Ermordung des Grafen Rossi in Rom. 169

Kleiderordnung und Kleiderluxus. 181

Der Regenmacher bei den Betjuanen. 187

Das Lotterie-Loos. Aus dem Englischen. 193. 209

Der entführte Schul-Rector. 199

Digitized by Google

Seite
Die Tungusen.....202 220
Eine romantische Geschichte.....216 225
Jessy. Eine Londoner Sage. Von Pauline Schanz.....230 241
Ein Amerikanischer Sonntag.....232
Südliche klimatische Curörter.....237
Der Braunenbrunnen in London. Ein Capitel aus der Englischen Je-
[illegible] „Gefallene und Ge-.....244 256
Das Testament der Schwester Teresia. Aus dem Französischen.....257
Der Königstein.....262
Die Aerzte in China.....269 278
Die Heirath eines Jünglings mit einer häßlichen Frau. Von Elise
Polko.....273 289
Ein Spielhaus in Newport.....286 300
Die blasse Apollonia. Erzählung von Hermann Kurz.....293
Der Rastreador in Buenos-Ayres.....302
Der Nothpfennig. Erzählung nach einer wahren Begebenheit von Julie
von Großmann.....305 326 345
Meißen.....312
Aus Béranger's Leben.....321 337 353 369
Beatrice Cenci.....343
Die Königin Luise von Preußen und Napoleon I. Aus L. Mühl-
bach's „Napoleon in Deutschland“.....359 374
Napoleon und Goethe. Aus L. Mühlbach's „Napoleon in Deutsch-
land“.....380 393
Der Baum am Wege. Eine Waldgeschichte, von Josef Meßner 386 401
Eine Amerikanische Eisenbahn.....397
Die Sunderbunds.....407

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek München

Lesefrüchte

vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1858. 1ster Band. 1stes Stück.

Ein Welf.

Historische Erzählung von Fr. Brinckmann.

Das Königreich Hannover, der alte Stammsitz der Welfen in Norddeutschland, ist der Schauplatz der nachfolgenden Begebenheit.

An der Heerstraße, die von Hannover nach der Stadt Hameln führt, lag vor vielen, vielen Jahren am Eingange des Städtchens Springe ein einzelnes Gehöfte. Das freundliche, hell angestrichene Wohnhaus, von dessen First ein langbeiniger, klappernder Storch gravitätisch herabschaute, stand hart am Wege. Vor demselben befanden sich mehre mit eisernen Ringen versehene Pfähle, die dazu dienten, das Pferd des Reiters daran zu befestigen; denn das Haus war zugleich ein Wirthshaus. In dem großen Obst- und Gemüsegarten, der sich hinter dem Gehöfte hinzog, war an einem schönen, warmen Sommernachmittage ein junges Mädchen mit dem Ausjäten von Unkraut beschäftigt. Die ländliche einfache Tracht stand dem Mädchen, dessen schlanke ebenmäßige Formen dadurch vortheilhaft hervorgehoben wurden, gar gut. Ein breiter, leichter Strohhut saß neckisch auf den vollen braunen Locken, die frei auf den weißen Nacken herabflossen. Aus dem lieblichen, runden Antlitze strahlte Seele und Anmuth, wenngleich ein Zug leiser Schwermuth sich um den Mund gelagert hatte.

Von Zeit zu Zeit blickte das Mädchen von der Arbeit auf nach dem Hause hin, aber Niemand war zu erblicken, und eifrig setzte sie ihre Beschäftigung wieder fort.

Da wurde die dichte, hohe Hecke, die sich hinter dem Rücken des jungen Mädchens befand, leise und behutsam aus einander gedrängt und der Kopf eines jungen Mannes wurde in der Oeffnung sichtbar. Kaum hatte der Spähende jedoch die Arbeitende erblickt, als er behend durch die Hecke schlüpfte und sich leise hinter

Digitized by Google

das Mädchen schlich. Mit seinen Armen sie umschlingend, legte er ihr beide Hände auf die Augen und fragte neckend mit verstellter Stimme:

„Rathe, wer bin ich?“

Das Mädchen, das bei der unerwarteten Berührung einen Laut des Schreckens ausgestoßen hatte, versuchte vergeblich das Gesicht nach dem Frager hinzuwenden, doch mußte ihr der Klang der Stimme bekannt vorgekommen seyn, denn sie machte nur schwache Anstrengungen, die die Augen bedeckenden Hände fortzustoßen.

Plötzlich wurden die Hände von ihren Augen weggezogen und ein herzhafter Kuß ertönte auf ihren vollen Lippen gedruckt.

— „Wie hast Du mich erschreckt, Albert,“ — sprach das Mädchen schmollend, indem sie sich von dem Boden, auf dem sie gearbeitet, erhob — „böser Mensch, denn uns Jemand belauscht hätte.“

— „Warum nicht gar, Margarethe,“ — erwiderte, sie beruhigend, der junge Mann, der in der kleidsamen Tracht der Katenbergischen Landleute vor ihr stand, — „der Vater ist dort im Hause bei den Gästen und die Knechte und Mägde sind auf dem Felde beschäftigt. Es drängt mich, mit Dir einmal einige Worte ohne Zeugen zu sprechen.“

— „Ach, Albert,“ — seufzte das Mädchen — „ich fürchte, es stehen uns recht schwere Tage bevor. Gestern Abend war der Bürgermeister mit seinem rothköpfigen Sohne wieder bei dem Vater, und was sie mit ihm verhandelt haben, schien nicht gar Tröstliches zu seyn. Seit dem Augenblicke ist der Vater unwirsch und verdrießlich; ich fürchte, er sinnt über Etwas nach, das uns Beide gleich hart treffen kann.“

— „Was sagst Du, Geliebte,“ — rief hastig der Jüngling — „der feige Schleicher und sein würdiger Sprößling, dessen Augen sich zu Dir zu erheben wagten, waren bei Deinem Vater? Ha, nun sehe ich klar, was sie beabsichtigen. Nicht offen wagen sie zu handeln, nur hinterrücks wollen sie das Lebensglück zweier Menschen zerstören. Aber sie sollen sich getäuscht finden; ich werde ihnen das Wiederkommen verleiden.“

— „Um Gott, was willst Du thun?“ — fragte erschreckt das Mädchen — „willst Du mich und Dich leichtsinnig in's Verderben stürzen und den Vater in's Elend treiben? Weißt Du nicht, daß der Bürgermeister die Macht hat, uns von Haus und Hof zu treiben, da der Vater ihm 500 Goldgulden schuldet; eine Summe, die er nimmer zu erschwingen vermag.“

— „Also um schnödes Gold wäre Deinem Vater das Glück seiner einzigen Tochter feil?“ — sagte bitter der junge Mann — „nein, Margareth, das kann ich nicht glauben. Du, Du bist des Sohn seines theuersten Freundes; hat er uns nicht schon [illegible]

Kindheit auf uns als Verlobte betrachten gelehrt, und jetzt, mit grauem Haar, sollte er wortbrüchig werden? Bei'm Himmel, Margareth, das kann nicht seyn. Sieh' hin, wenn mich meine Augen nicht täuschen, so kommt der Vater durch den Baumgang auf uns zu. Jetzt gleich will ich ihn fragen, was wir zu fürchten, was wir zu hoffen haben; unser Schicksal mag sich entscheiden."

— "Um Gotteswillen, was willst Du beginnen," warnte ihn ängstlich das Mädchen, allein der Jüngling überhörte die Warnung und ging dem sich Nahenden mit den Worten entgegen:

"Ihr kommt zur gelegenen Stunde, Vater Andreas, wir sprachen soeben von Euch."

Der also Angeredete war ein noch kräftiger Greis mit weißem Haar. Aus seinen offenen Augen leuchtete Gutmüthigkeit, doch sprach sich in den Zügen seines Gesichts eine gewisse Unentschlossenheit und Unbehaglichkeit aus, die in diesem Augenblicke, bei dem Anblicke des vor ihm Stehenden, sich sichtlich mehrte.

— "Was hast Du mir zu sagen, Albert?" forschte der Greis, indem er seinen Blick eben nicht freundlich auf den jungen Mann richtete.

— "Ihr wißt, Vater Andreas," — sprach entschlossen der Jüngling — "daß Eure Margareth und ich uns schon seit unserer Jugendzeit lieben. Ihr selbst habt mir ein auf die Hand Eurer Tochter Hoffnung gemacht; sagt mir jetzt offen und klar, werdet Ihr Euer Versprechen halten? Und darf ich hoffen, gar bald Margareth zum Brautaltare führen zu können?"

— "Du fragst gar viel in einem Athem, Albert," — antwortete ihm nach kurzem Besinnen der Greis — "doch weil Du Deine Frage offen und unumwunden stellst, so soll auch meine Antwort klar und deutlich seyn; Ihr wißt dann Beide, wonach Ihr Euch zu richten habt. Du willst wissen, wann Du meine Tochter als Dein Weib heimführen kannst? So vernimm denn meine Antwort: Margareth kann Deine Frau nicht werden!"

— "Was sagt Ihr?" — rief in Aufregung der Jüngling aus, während das Mädchen schluchzend das Gesicht mit ihren Händen bedeckte — "Ihr könnt zwei Herzen trennen, die nur für einander schlagen? Ihr könntet mich von meiner Margareth reißen? Nein, nein! Das dürft, das werdet Ihr nicht."

— "Gewiß, Väterchen," — fiel hier das Mädchen, den Greis mit den Armen liebkosend umschlingend, ein — "Du scherzest nur; hast Du doch selbst unsere frühe Liebe begünstigt und gesagt, daß Du den Albert von allen Freiern am liebsten zum Schwiegersohn haben möchtest."

— "Und doch muß es so seyn, mein Kind," — entgegnete ihr mit trauriger Stimme der Vater — "nicht ich, das harte unerbittliche Geschick trennt Euch. Ihr wißt Beide, daß mich in den letzten Jahren das Unglück schwer heimgesucht. Mißernten,

Digitized by Google

Viehseuchen und Kriegesnoth haben mich in eine Schuldenlast gestürzt, die ich nicht zu erschwingen vermag. Die Wirthschaft geht schlecht, und gestern Abend hat der Bürgermeister die 500 Goldgulden zurückgefordert, die ich ihm seit zwei Jahren schulde. Kann ich sie ihm nicht bezahlen, so muß ich Haus und Hof räumen. Albert, Du bist ein fleißiger, braver Arbeiter, allein Du bist arm, und nur Geld kann mich retten."

Unwirsch [illegible] sollte [illegible] der Bürgermeister unserem Flehen nachgeben? Du [illegible] Mädchen. [illegible] es um [illegible] Herz [illegible] [illegible] aus dem Hause [illegible] unser Verderben [illegible] [illegible] [illegible]

kann ich nicht weichen. Doch ich habe nicht länger Zeit, hier eine Unterhaltung zu pflegen; ich muß auf's Feld, um nach den Knechten und Mägden zu sehen. Ihr kennt jetzt meinen Willen.“

Nach diesen Worten schritt der Greis dem Hause zu, die jungen Leute in nicht geringer Aufregung und Bestürzung zurücklassend.

— „Nein, nein, ich lasse Dich nicht, Du Theure,“ — rief der Jüngling aus, indem er das Mädchen in seine Arme schloß — „und möge sich auch die ganze Erde gegen uns verschwören! Nicht der harte Gläubiger und dessen heimtückischer Sohn, nicht der vorsichtige Vater, keine Macht der Welt soll uns von einander trennen. Laß uns fliehen von hier, Geliebte, weg in eine ferne Gegend. Dort will ich für Dich arbeiten, für Dich sorgen, für Dich beten.“

— „Du lästerst, Albert, da Du also sprichst.“ — erwiderte, den Armen des Jünglings sich entwindend, ihm das Mädchen — „Soll ich den Vater daheim lassen in Kummer und Elend, soll ich, gleich einer Landstreicherin, das elterliche Haus heimlich verlassen und die Mutter im Grabe beschimpfen? Das wolle Gott nicht!“

— „So sind wir unrettbar verloren!“ — sprach dumpf der Jüngling vor sich hin — „O! wie kann die Gottheit so handeln, die doch die Liebe in unser Herz gelegt, die unsere Seelen für einander geschaffen hat in gleicher Sympathie. Wahrlich, es wäre besser, wir wären Beide niemals geboren.“

— „Sei ruhig, Albert!“ — bat das Mädchen, den Jüngling mit thränenden Augen anblickend — „und sprich nicht so gottlos. Willst Du die Gottheit lästern, weil die Menschen es verbrochen?“

— „Ja! die Menschen sind mir zuwider,“ — sagte mit verbissenem Groll der junge Mann — „falsch sind alle, außer Dir. Weit besser ist es unter den Thieren des Waldes und in der dunklen Nacht der Föhren. Hat doch das Thier Mitleid mit dem von ihm Geborenen und beschützt seine Brut. Darum lieber zu den Thieren des Waldes, als länger unter den Menschen.“

— „Martere nicht mein armes Herz, Geliebter,“ — klagte die Jungfrau mit bebender Stimme — „ich hoffte auf Trost, indem Du mit mir klagtest über unser hartes Schicksal; wie Du aber heute bist, mehrst Du meine Angst und meinen Kummer. Soll ich sorgen um Deinen Leib und Deine Seele zugleich, Albert? O, es sind schon weit frömmere Menschen, als wir, in ärgerer Bedrängniß gewesen, und haben doch auf Gott vertraut, und seinem Willen sich gefügt.“

— „Gott vertrauen?“ — fragte bitter der junge Mann — „Gott thut nicht Wunder mehr, er überläßt es dem Menschen, für sich selbst zu sorgen; Dich hat mein Herz erkoren, Dich muß

Digitized by Google

ich auch besitzen, darum folge mir. Fort, fort über Berg und Thal, durch Bach und See, wollen wir fliehen; wenn Du müde hinsinkest, so trage ich Dich auf starkem Arm, ich werde Dich schützen gegen die ganze Welt."

— „Meinst Du, der Besitz allein sei wahre Liebe?" — [illegible] widerte ihm sanft das Mädchen. — „Den Geliebten glücklich wissen [illegible] auch das Herz darüber verblutet. [illegible]

[illegible]

[illegible] Jüngling aus Nahe. Wenn, so hast Du mich nie geliebt, so bist Du falsch, wie die Welt, und Deine Schwüre sind Seifenblasen gleich, die der rauhe Wind bald verweht. Jetzt kann es mir klar, welch frevelhaft Spiel Du mit meinem Herzen getrieben hast. Möge der allmächtige Gott es Dir verzeihen, ich kann es nicht. Verlassen will ich die Stätte, wo ich mich so glücklich wähnte, wo ich auf Liebe zu hoffen wagte und schnöden Undank erntete. Hinaus will ich in's Leben, in das Getümmel des Krieges mich stürzen und den Tod suchen, der ja aller Qual ein Ende macht. Werde Du so glücklich, wie Du es um mich verdienst. Morgen schon verlasse ich die Heimat und niemals sehe ich Dich wieder."

Nach diesen, in fast wahnsinniger Aufregung hervorgestoßenen Worten, stürzte der Jüngling aus dem Garten fort und verschwand bald aus den Augen des jungen Mädchens, das zitternd und bleich ihm nachstarrte. Dann brach sie in Thränen aus und seufzte aus tief beklommener Brust:

„O Himmel, mußte es dahin kommen? Er, den ich mehr als mich selbst liebe, er verläßt mich und zürnt mit mir? Und doch, konnte ich anders handeln? Sollte ich ihm folgen und den theuren Vater dem Elende Preis geben? Nein, nein, was auch die Zukunft mir bringen mag, meine heiligste Pflicht bleibt Kindesliebe. Dir aber, Vater da droben, überlasse ich mein Schicksal, von Dir herab kommt alle Gabe, gute und böse, Leid und Freude! Du machst Alles wohl und wirst auch mich nicht verlassen."

Durch diese Betrachtungen gestärkt, trocknete das Mädchen sich die Thränen ab, verließ ihre Arbeit und ging langsam aber festen Schrittes durch den Garten dem nahen Hause zu.

(Fortsetzung folgt.)

Das Flußpferd oder der Hippopotamus.

Aus Andersson's Reisen in Südwest-Afrika.*)

„Siehe, der Behemoth, den ich neben dir gemacht habe, frißt Heu, wie ein Ochse. Seine Knochen sind wie festes Erz, seine Gebeine sind wie eiserne Stäbe. Er liegt gerne im Schatten, im Rohr und im Schlamm verborgen. Das Gebüsch bedeckt ihn mit seinem Schatten, und die Bachweiden bedecken ihn. Siehe, er schluckt in sich den Strom, und achtet es nicht groß; läßt sich dünken, er wolle den Jordan mit seinem Munde ausschöpfen. Noch fänget man ihn mit seinen eigenen Augen, und durch Fallstricke durchbohrt man ihm seine Nase.“

Diese großartige und bildliche Beschreibung aus dem Buche Hiob (Cap. 40, Vs 10 ff.) scheint vorzüglich anwendbar auf das Flußpferd, welches Manche mit dem Behemoth der Bibel für identisch ansehen. In Linné's Systema Naturae schließt auch die Beschreibung des Flußpferdes damit, das dieser Naturforscher es Behemoth Jobi nennt.

Das Flußpferd (Hippopotamus) kommt im Allgemeinen in den großen Flüssen und Seen Afrika's von den Gränzen der Capcolonie bis zum 22. oder 23. Grade nördlicher Breite vor. Es findet sich nicht in einigen Afrikanischen Flüssen, die in das Mittelländische Meer fallen, mit Ausnahme des Nils, und nur in dem Theile desselben, der durch Ober-Aegypten fließt, oder in den Sümpfen und Seen Aethiopiens. Indeß zieht es sich vor der um sich greifenden Civilisation immer mehr zurück. Es lebt in süßem und salzigem Wasser.

Man hat allen Grund zu glauben, daß dieses Thier früher in einigen Theilen Asiens lebte; doch ist es jetzt von jenem Welttheil ganz verschwunden.

Man behauptet, daß es in Afrika zwei Arten Flußpferde giebt: Hippopotamus amphibius und Hippopotamus Liberiensis, von denen das letztere kleiner seyn soll als jenes. So viel ich weiß, habe ich nie Gelegenheit gehabt, daß letztere zu sehen.

Das Flußpferd hat ein höchst eigenthümliches Aussehen und ist nicht unrichtig mit einem Geschöpfe verglichen worden, „welches zwischen einem allzu fett gemästeten Schwein und einem fetten Ochsen ohne Hörner und mit abgestutzten Ohren mitten inne steht.“ Sein Kopf ist ungeheuer groß; Ray sagt, daß der Ober-

*) Reisen in Südwest-Afrika bis zum See Ngami in den Jahren 1850 bis 1854 von Charles J. Andersson. Aus dem Schwedischen von Dr. Herrmann Lotze. Leipzig, Herrmann Costenoble. 1856.

D. Red.

Digitized by Google

kiefer, wie bei dem Krokodil, beweglich ist. Jeder Kiefer ist mit zwei fürchterlichen Hauzähnen bewaffnet, von welchen die im Unterkiefer, welche jederzeit die größten sind, zuweilen zwei Fuß Länge erreichen. Die innere Fläche des Mundes soll nach neueren Angaben wie „eine Masse frischgeschlachteten Fleisches aussehen.“ Die Augen — Capitain Harris vergleicht sie mit den „Dachfenstern einer Holländischen Hütte“ — die Nasenlöcher und Ohren liegen fast in einer Ebene, wodurch es dem Thiere möglich wird, mit Ruhe auf dem Grunde des Gewässers, ohne mehr als diese Theile zu zeigen, zu verharren. Die Nasenlöcher sind viel geringer als die der Elephanten, über die Ohren, die sehr klein, ja oft so kurz, daß der Pelz sie verdeckt. Die Füße haben vier Zehen, welche jedoch nur durch die vier großen nagelartigen Nägel von einander geschieden sind. Die Haut, etwa einen Zoll dick, entbehrt jeder Decke, wenn man einige einzelne Haare an der Nase, den Spitzen der Ohren und des Schwanzes ausnimmt. Die Farbe des Thieres, wenn es auf dem Lande ist, ist bläulich-braun; sieht man es auf dem Grunde des Wassers, so hat es eine ganz andere Färbung, nämlich dunkelblau oder, wie Dr. Burchell es beschreibt, einen leichten tuschefarbigen Anstrich.

Wenn das Flußpferd gereizt wird, ist seine Erscheinung wirklich fürchterlich, und es verwundert mich nicht, daß mancher seine Geistesgegenwart verlor, wenn er plötzlich mit diesem Ungeheuer in Berührung kam, dessen entsetzliche Kinnladen, wenn sie ganz geöffnet sind, für einen Menschen vollkommen Platz haben. *)

Hippopotamus amphibius ist ungeheuer groß. Das ausgewachsene Männchen erreicht eine Länge von eilf bis zwölf Fuß, und sein Umfang um den Leib ist fast ebenso groß. Die Höhe übersteigt dagegen selten vier und einen halben Fuß. Das Weibchen ist bedeutend kleiner als das Männchen; aber im Uebrigen sind beide Geschlechter ganz gleich.

Folgende Dimensionen eines Flußpferd-Weibchens im Zoologischen Garten in Regent's Park können jeden, der Interesse an solchen Dingen findet, in den Stand setzen, sich einen Begriff von dem progressiven Wachsthum des Thieres (wenigstens des in der Gefangenschaft lebenden) zu machen, so lange es jung ist.

	Bei der Ankunft 22. Juli 1854.	Januar 1856.
Von der Nase bis an die Schwanzspitze	8 Fuß 4 Zoll.	10 Fuß 1 Zoll
Umfang des Leibes	7 „ 1 „	8 „ 9 „
Höhe am Bug	3 „ 5 „	3 „ 10 „

Wenn das Flußpferd sich im Wasser befindet, — ich will

*) Auf einem alten Gemälde im Schlosse Hampton-Court, wo das jüngste Gericht dargestellt, soll das Maul des Flußpferdes zur Wohnung der Verdammten bilden.

nicht sagen, „in seinem eigentlichen Elemente, denn es gehört dem Lande ebenso gut wie dem Wasser an — schwimmt und taucht es wie eine Ente, und wenn man sein ungeheures Volumen und seine Schwerfälligkeit hinzunimmt, auf eine Weise, die wirklich in Erstaunen setzt. Wenn es auf dem Lande ist, kann es sich aber nicht besonders schnell fortbewegen, woran seine kurzen dicken Beine schuld sind, und die gewaltige Masse, die sie zu tragen haben. Auch wenn es einen Menschen verfolgt, kann es, wenn die Gegend nur etwas offen ist, nicht eben schwer seyn, ihm zu entkommen. Es findet sich selten in bedeutender Entfernung vom Wasser, und sucht dieses auf, sobald man es stört.

Das Flußpferd lebt von Vegetabilien. Seine Hauptnahrung, in deren Wahl es sehr eigensinnig zu seyn scheint, besteht in Gras, Schilf und saftigen Zwiebeln.

Wenn es sich in der Nähe bebauter Ländereien befindet, richtet es auf den Reis- und Getreidefeldern sehr großen Schaden an. Melly erzählt in seiner Beschreibung des blauen und des weißen Nil,, daß die Einwohner einer gewissen Insel so von diesen Thieren geplagt wurden, daß sie Soldaten requiriren mußten, um sie fortzutreiben, und hundert Mann ausgeschickt wurden, um die Ungeheuer zu entfernen. Burckhardt berichtet in seiner Reise in Nubien, daß in Dongola der Barnick (Arabischer Name des Flußpferdes) ein sehr gefürchtetes Thier sei, wegen seiner Gier und weil es den Bewohnern an Mitteln gebricht es zu tödten. Am Tage bleibt es im Wasser, steigt aber zur Nachtzeit an's Land und zerstört viel, indem es theils mit seinen ungeheuren Füßen die Saatfrüchte zertritt, theils dieselben wegfrißt.

Schon in alten Zeiten klagte man über die Verheerungen des Flußpferdes, und Sir Gardener Wilkinson sagt von den alten Aegyptern: „Obwohl nicht so feindlich gegen den Menschen gesinnt, wie das gierige Krokodil, hielt man es doch für einen Feind, den man gern verfolgte, denn die Verheerungen, die es zur Nachtzeit auf den Feldern anrichtete, brachten den Landleuten ungeheure Verluste.“

Die Naturforscher und andere schildern das Flußpferd als fromm und harmlos von Charakter. Das mag der Fall seyn in Gegenden, wo es mit Menschen nicht zusammenkommt; wenn man aber daran denkt, wie oft das Thier, ohne gereizt worden zu seyn, Reisende angefallen hat, und sich der großen Furcht erinnert, welche die Bayeye vor ihm haben, die sozusagen mitten unter Flußpferden leben, möchte ich fast glauben, daß der Hippopotamus ganz anderer Natur ist. Während der Fahrt auf dem Teoge stromaufwärts sah ich nur wenig Flußpferde und verlachte die Eingeborenen wegen ihrer Furcht, sobald ein solches Thier sich zeigte. Bei der Rückfahrt traf ich dagegen viele derselben; mehr als einmal kam ich kaum mit dem Leben davon, und sah ein,

Digitized by Google

daß die Leute guten Grund hatten, daß Zusammentreffen mit diesem wirklich fürchterlichen Thiere zu vermeiden.

In Gegenden, die selten von Europäischen Reisenden und ihren verderblichen Begleitern, den Feuergewehren, besucht werden, ist das Flußpferd ein furchtloses Thier, das nicht selten die herankommenden Menschen erwartet und ihnen mit neugierigen und forschenden Blicken folgt, gleich als wollte es sagen: „Warum [illegible] der Natur zugetheiltes Gebiet [illegible] Menschen [illegible] Ungeheuer [illegible] Menschen [illegible] gungen wird das Thier [illegible] wenn [illegible] traurenvoll ihn anblickt, [illegible] Thier verwandelt, das [illegible] es ein Geräusch hört.

Die Schlauheit des Flußpferdes ist gar nicht unbedeutend. Wenn man Plinius glauben darf, soll es selbst so klug und verschlagen werden, daß es, wenn es verfolgt wird, oft rückwärts gehe, um seinen Verfolger irre zu leiten. „Die eigentlichen Gewohnheiten dieses Thieres," — sagt Dr. Andrew Smith, — „sind schwer zu ergründen; aber es besitzt Klugheit genug, um sich vor seinen Verfolgern zu hüten; es weicht den Gruben aus, in denen man es fangen will; es begleitet seine Jungen in das Wasser und aus demselben; es flieht von einer Stelle, von welcher es eine Gefahr befürchtet, nach einer andern, wo es sich sicherer glaubt, sollten dazu auch längere Wanderungen nöthig seyn; und alles dieses beweist, daß das Flußpferd gewiß nicht so dumm und einfältig ist, wie man es oft beschrieben hat."

Man behauptet, daß, wenn ein weibliches Flußpferd getödtet wird, bald nachdem es gekalbt hat, das Junge sogleich das Wasser findet, obgleich es dasselbe nie gesehen hat.

Das Thier hat auch ein ungewöhnlich gutes Gedächtniß. „Wenn einmal ein Flußpferd" — sagt der oben angeführte Schriftsteller — „im Wasser angegriffen worden ist, und dadurch Schaden genommen hat, daß es sich unvorsichtig einer Gefahr aussetzte, wird es diese Unvorsichtigkeit kaum wieder begehen; und wenn auch sein Aufenthaltsort in längerer Zeit nicht wieder von Jägern aufgesucht wird, so ist das Thier doch aufmerksam auf die Ankunft seiner Feinde, und macht die zum Athmen nothwendigen Bewegungen mit einer Vorsicht, welche deutlich beweist, daß es das unangenehme Gefühl nicht vergessen hat, dem es sich dadurch aussetzte, daß es sich zu bemerklich machte."

Das Flußpferd lebt in Heerden und wird in Gesellschaft von fünf und sechs bis zwanzig und dreißig Stück angetroffen. Es ist interessant, diese Thiere zu betrachten, wenn sie in größerer Anzahl beisammen sind, zu sehen, wie sie sich [illegible] heben und niederlassen, als wenn eine unsichtbare Kraft auf sie

einwirkte, wobei sie schnauben und lärmen und Wasser nach allen Richtungen spritzen. Andere Male stehen sie vollkommen ruhig im Wasser, indem sie ihren Kopf ganz oder theilweise darüber erheben. In dieser Stellung sehen sie von weitem wie große Steinhaufen aus.

Das Flußpferd ist Nachts in Thätigkeit und sucht selten oder nie sein Futter zu anderer Zeit. Es verlebt den größten Theil des Tages im Wasser, aber es ist noch zweifelhaft, ob es dieß aus Naturnothwendigkeit, oder freiwillig thut. An weniger besuchten Stellen sieht man es gewöhnlich an einsamen Plätzen liegen: „Er liegt gerne im Schatten, im Rohr und im Schlamm verborgen. Das Gebüsch bedeckt ihn mit seinem Schatten, und die Bachweiden bedecken ihn.“ (Hiob 40, 16. 17.) Auch findet man es im Schutze eines über dem Wasser herüberhängenden, trockenen Ufers oder wenigstens mit dem Körper halb über dem Wasser. Ich habe das Thier nicht selten in dieser Stellung gesehen, und einmal schoß ich ein großes Flußpferd, während es in tiefem Schlafe lag und sein Kopf am Ufer des Flusses ruhete.

Wenn das Flußpferd aus Furcht vor Feinden den Tag über sich im Wasser aufhalten muß, so begiebt es sich bei Annäherung der Nacht an's Land, um sich Futter zu verschaffen. Sobald es auf seichte Stellen im Wasser kommt, pflegt es die natürlichen Bedürfnisse zu befriedigen, und dabei peitscht es die Oberfläche des Wassers heftig mit seinem kurzen Schwanze und macht dabei viel Lärm. Ich habe zwanzig bis dreißig Flußpferde auf einmal in dieser Stellung gesehen, und außerdem, daß sie mit dem Schwanze das Wasser schlugen, grunzten und brüllten sie so fürchterlich, daß meine Reisegesellschaft in der Ruhe gestört wurde, welcher ihre ermüdeten Glieder nur zu sehr bedurften.

Bei seinen nächtlichen Ausflügen auf das Land entfernt sich das Flußpferd manchmal ziemlich weit vom Wasser. So wurden wir einmal von einem Flußpferde überrascht, das, ohne im mindesten seine Ankunft merken zu lassen, plötzlich seinen riesigen Kopf nur wenige Schritte von unserem Wachtfeuer zeigte, und alle Leute zum schnellsten Aufspringen veranlaßte, wobei einige von uns in der Verwirrung in das Feuer rannten und die Kochtöpfe umstießen, in denen unser Abendessen bereitet wurde.

Es scheint, als ließe sich das Flußpferd ohne große Mühe zähmen. Zu diesem Schlusse kommt man wenigstens, wenn man die schönen Exemplare betrachtet, welche jetzt im Zoologischen Garten in Regent's Park gehalten werden, und ebenso zahm sind, wie der größte Theil der anderen Thiere in dieser großartigen Menagerie. Obgleich es die ersten lebenden Exemplare sind, die je nach England kamen, hielten doch schon die alten Römer, die auf ihren Eroberungen in Nordafrika mit denselben bekannt wurden, Flußpferde gefangen. Man hat wenigstens

Digitized by Google

guten Grund zu dieser Annahme, denn „auf einer Medaille von Kaiser Philippus oder richtiger von seiner Gemahlin Otacilla Severa, sieht man eine gelungene Abbildung eines jungen, wahrscheinlich hungrigen Flußpferdes von einem großen Meister der damaligen Zeit gezeichnet. Es ist vielleicht die älteste gute Abbildung des Thieres, und daß man es auf einer Medaille findet, beweist, daß man es als eine Aufmerksamkeit verdienende Merkwürdigkeit betrachtete."

Von solchen Dingen interessirt, für den will ich noch erwähnen, daß das größere der Flußpferde in Regent's Park, während es im November 1850 eingeschifft wurde, um damals verhältnißmäßig klein war, zu seinem täglichen Nahrung die Milch von zwei Kühen und drei Ziegen nahm. Diese reichte jedoch für das gefräßige Thier nicht hin, und man mußte ihm noch Maismehl geben. Nach der Ankunft in London trat Hafermehl an die Stelle des Mais, und diese Veränderung nebst einer Extra-Portion Milch schien ihm recht wohl zu bekommen. Allmählich griff man zu vegetabilischer Nahrung statt der Milch, und jetzt bekommt das Thier Klee, Heu, Korn, Kleien, Spreu, Möhren und Weißkraut. Die beiden letzteren Früchte sind seine Lieblingsnahrung. Bei diesem Futter (täglich hundert Pfund Englisch) gedeiht es vortrefflich, was dadurch bewiesen wird, daß es seit seiner Ankunft, wo es ungefähr tausend Pfund Englisch wog, mehr als ein Tonnen-Gewicht zugenommen hat.

Das Fleisch der Flußpferde wird hoch geschätzt, und das mit Recht, denn es ist sehr wohlschmeckend. Die Zunge sieht man als eine Delicatesse an, und sein Fett (Speck, wie die Colonisten sagen) ist vortrefflich und ein gutes Surrogat für Butter. Im Allgemeinen haben Fleisch und Fett der wilden Thiere einen eigenthümlichen und oft sehr starken Geruch; aber das Flußpferd macht eine Ausnahme hiervon.

Auch seine Haut ist sehr gesucht und ein nicht unbedeutender Handelsartikel in der Capcolonie. Man machte namentlich Schamboks daraus. In Nordafrika verarbeitet man es zu Kameelpeitschen, mit denen man widerspänstige Sklaven züchtigt. Die alten Aegypter machten Schilde, Helme, Wurfspieße u. s. w. daraus.

Der kostbarste Theil des Flußpferdes sind seine Zähne, die selbst das Elfenbein noch übertreffen sollen, und wenn sie schön sind und volles Gewicht haben (fünf bis acht Pfund das Stück) oft mit einer Guinee das Pfund bezahlt wurden. Man braucht sie namentlich zu künstlichen Zähnen, wozu sie sich ganz vorzüglich eignen, da sie nicht so leicht gelb werden, wie dieß bei Elfenbein der Fall ist. Außerdem verarbeitet man sie zu Instrumenten und Messern, sowie vielen anderen Dingen.

Das Wasser als Heilmittel.

Eine Bedeutung des Wassers — sagt Roßmäßler in seinem trefflichen Werke „Das Wasser“ *) — darf ich nicht übergehen, in welcher man es als Gegenstand einer fanatischen Mode in einseitiger Uebertreibung mißbraucht und in nicht minder einseitigem Handwerks-Widerspruche tief unterschätzt; ich meine die Bedeutung des Wassers als Heilmittel, oder als Gesundheitsmittel, wenn man nicht in diesen beiden Beziehungen unterscheiden will.

Als Gesundheitsmittel ist nicht jedes Wasser gleich gut, wenn wir auch dabei von hervorstechenden Beimengungen (Kochsalz, Kohlensäure) ohnehin absehen. Schnee- und Eiswasser ebenso wie Regenwasser sind nicht nur verhältnißmäßig reiner und an Kohlensäure ärmer als Quellwasser und darum weniger schmackhaft und durstlöschend, sondern geben auch bei längerem Genusse zu mancherlei Leiden. z. B. zu Drüsenanschwellungen, Anlaß, verursachen Uebelseyn, Verdauungsbeschwerden und Leibschneiden. Nichtsdestoweniger wissen wir, daß man nicht selten genöthigt ist, das Regenwasser in Cisternen als Trinkwasser aufzufangen. Polarreisende sind oft lange Zeit auf Eiswasser beschränkt. Man schmilzt dann das dichteste und durchsichtigste, weil in den Poren des weißen Eises noch Salzwasser steckt. Vor dem Genusse muß man es wo möglich heftig an der Luft peitschen, damit es sich wenigstens einigermaßen mit Luft und Kohlensäure bereichert, wovon gewöhnliches Wasser in einem Würfelfuße 30 bis 50 Würfelzoll enthält.

Das Quellwasser ist reicher an Kohlensäure, aber ärmer an Luft als Fluß-, Regen- und Schnee-Wasser. Am reinsten pflegt das aus granitischen Gesteinen hervorquellende Wasser zu seyn. Ob, wie man lange Zeit allein angenommen hat, die Beschaffenheit des Trinkwassers Ursache des Cretinismus sei, ist noch unentschieden. Man sucht die Ursache auch in elektrischen Zuständen der Luft.

Die Verwendung des Eises zur Herstellung von Sorbets und Gefrorenem gilt uns Deutschen als ein Luxus, während das Eis in heißen Ländern ein unentbehrliches Kühlmittel der Getränke und darum ein wichtiger Handelsartikel ist. Das Eis vom Aetna ist wegen seiner Dichtigkeit besonders geschätzt und wird weit und breit verführt. In dem milden Winter Persiens wird es auf fest gestampftem Boden durch allnächtliches Uebergießen

*) Das Wasser. Eine Darstellung für gebildete Leser und Leserinnen. Von E. A. Roßmäßler. Leipzig, Verlag von Friedrich Brandstetter. 1858. D. Red.

Digitized by Google

von Wasser sorgfältig erzogen und dann in Gruben aufbewahrt. Paris verbraucht jährlich 3—400,000 Centner Eis.

Die Wasserversorgung großer Städte erheischt zuweilen Reinigungsarbeiten, wenn das Wasser namentlich reich an Kalk ist. Die Wassercompagnien, welche London aus der Themse, Lea und New-River mit Wasser versorgen, filtriren jährlich 9000 Tons Kalk [illegible] zu Gute, um [illegible] vollkommen klar und [illegible] durch Hofwasserleitungen [illegible] Gebäuden zuzuführen, [illegible] Geschmack [illegible] Gehalt an mineralischen Stoffen, [illegible] vollständig [illegible] Wasser [illegible] vorkommenden Salzen [illegible] Klarheit [illegible] noch keine Gewähr für die Güte eines Trinkwassers.

Schwillt die Wärme des täglichen Trinkwassers weniger als 8—9° R. beträgt, hört es auf, gesund zu seyn.

Sicher ist das Wasser das einzige unbedingt nothwendige Getränk, außer etwa noch der Milch der Mutter für den Säugling; es ist daher eine der Hauptwurzeln unserer Gesundheit.

In dem Entwickelungsalter sollte es neben Milch das einzige Getränk seyn, wenigstens jedes andere in den Grenzen der Ausnahme bleiben. Außerdem ist ein möglichst ausschließlicher Genuß von gutem gesunden Wasser gewissen Naturen dringend zu empfehlen, namentlich sanguinischen und reizbaren Temperamenten, Solchen, die zu Blutwallungen, Unterleibsleiden, Fieber geneigt sind; vor Allen aber Denen, welchen eine pikante, üppige Küche Bedürfniß ist.

Der Wassergenuß hat für einen gesunden Menschen eine bestimmte Bedeutung, die wir wenigstens in ihren Grundzügen kennen gelernt haben, und demnach auch ein bestimmtes Maaß, was bekanntlich zum Theil abhängig ist von der Wärme sowohl der Umgebung als des Körpers selbst. Ueber dieses Maß Wasser zu trinken, wie es die berufsmäßigen Wasser-Trinker thun, ist weder nothwendig noch nützlich, ja gewiß bei vielen im Verhältnisse zu ihrer Lebensweise und Körperconstitution geradezu nachtheilig.

Allerdings ist hier weder der Ort noch auch besitze ich weder theoretisch noch praktisch die Befähigung, ausführlich und sachkundig in die Wasserheilkunde, Hydrotherapie, einzugehen, noch auch möchte ich auch nur für einen Fall der Anwendung derselben von Seiten meiner Leser die Verantwortung übernehmen. Dennoch, glaube ich, sind einige Bemerkungen über dieses Zeichen der Zeit hier an ihrer Stelle, denn ein solches ist die Hinneigung zu den Wassercuren in sofern, als in ihr [illegible] dem Ge-

biete des Staates und der Kirche dieselbe Lossagung von dem Autoritätsglauben, dieselbe Rückkehr zu dem Vernünftigen und Natürlichen erkannt werden muß. Mit Recht sagt daher C. A. W. Richter *): „Die Wasserkuren sind bei der heutigen Culturstufe der Gegensatz der durch dieselbe gesetzten einseitigen Ausschreitung und möglichsten Entfernung von der Einfachheit und dem Maße der Natur, sie stehen in dieser Beziehung mit den Mäßigkeitsvereinen, mit der Aufnahme der Gymnastik und des Turnens in das Erziehungssystem, und mit vielen anderen humanen und sittlichen Bestrebungen zur allgemeinen Hebung der Menschheit auf gleicher Stufe, denn sie sind, auf das einzelne Individuum angewendet, die directe Negation aller der Ursachen, welche es krank und siech machen."

Wir sind noch nicht in der Zeit angelangt, von welcher die Wasserheilmethode allgemein mit vorurtheilsfreiem und nüchternem Auge angesehen wird. Solche Augen sind noch selten, die meisten tragen eine schwärzende oder eine verklärende Brille.

Wie gewöhnlich, so haben auch hier der neuen Sache die Freunde mehr geschadet, als die Gegner. Ohne hier über das Wieviel oder Wiewenig des Richtigen an der Wassercur ein Urtheil aussprechen zu wollen, will ich doch bemerken, daß vorerst der Kampf hierüber schweigt neben dem erst nach Oertel und Prießnitz entschieden entbrannten Kampfe um die alte Medicinflaschen-Curirerei und um das neuere physiologische Heilverfahren. Erst wenn dieser Kampf ausgekämpft seyn wird, voraussichtlich zu Gunsten des letzteren, erst dann wird der Kampf über das „kalte Wasser" entschieden werden, denn nothwendig wird und muß das physiologische System alsdann das Brauchbare davon in sich aufnehmen, nachdem die Uebertreibung davon abgestreift seyn wird.

Uebrigens gehört nicht sowohl die Erfindung der Wasserheilkunde als vielmehr bloß deren systematische Ausbildung unserer Zeit an. Es ist schon zu vermuthen, daß die dem Naturzustande näher gebliebenen Völker heilenden Gebrauch von dem Wasser machten, und der berühmte Ausspruch Pindars „das Beste ist das Wasser" läßt schließen, daß im hohen Alterthume die heilkräftige Seite des Wassers nicht unbekannt gewesen seyn möge. Christian Oertel in Ansbach und Vincenz Prießnitz auf dem Gräfenberge in Schlesien gelten gewöhnlich, aber mit Unrecht, als die Erfinder der Wassercuren. Schon um 1690 lehrte der Englische Arzt John Floyer die Anwendung des kalten Wassers, besonders der Bäder, als Heilmittel. Auf dessen Schultern trat um 1750 Johann Gottfried von Hahn aus Schweidnitz, dessen lange vergessene Schrift: Unterricht von Kraft und Wirkung

*) Die Wasserkuren ꝛc. Berlin 1855. S. 198.

Digitized by Google

des frischen Wassers Oertel im Jahre 1804 wieder an das Licht zog und seine Lehre darauf gründete.

Es war von vornherein dem Goliath der alten Schule nicht zuzutrauen, daß er sich in einen Kampf auf Leben und Tod mit diesem schlichten David einlassen werde. Der Goliath war obendrein sich seiner schwachen Beine nicht unbewußt und durfte doch die Politik dieser anführte, dieß nicht merken lassen.

[illegible]

Es ist wichtig, zu jeder Zeit und an jedem Orte auch auf diesem Interessen- als an das Urtheil der öffentlichen Meinung über die verschiedenen Schulen des Heilwesens zu erinnern. Was gibt es wohl, was für alles menschliche Treiben mehr die Grundlage bilden könnte, als die Sorge für die Gesundheit des Leibes? Diese Sorge aber, öffentliche wie die des Einzelnen, liegt unter einem Wust von Verkehrtheit und Unwissenheit, Schlendrianismus und Unachtsamkeit, daß sie kaum noch Sorge, sondern vielmehr Sorglosigkeit genannt zu werden verdient. Dieser Erscheinung gegenüber kann von einem Urtheile der öffentlichen Meinung eigentlich gar nicht die Rede seyn.

Eins aber leuchtet aus der tiefen Nacht dieses Wirrwarrs als ein Lichtpunkt hervor, der freilich ebenfalls von der Menge übersehen wird. Ich meine, daß neben dieser sorglosen Sorge um die Gesundheit die Menschen doch noch so gesund bleiben. Woher kommt das?

Der Grund davon liegt in einem Etwas, was die Wenigsten kennen, und wovon doch die Meisten reden, so daß es fast zum unverstandenen Schiboleth geworden ist, in einem Etwas, was das Wahre der Allopathie, Homöopathie wie der Hydropathie ist, was der eigentliche im bescheidenen Hintergrund stehende, unbedankt und unbelohnt bleibende Helfer ist — der Naturheilkraft. Die arme Naturheilkraft ist das gebudelte Factotum, dessen Dienste wir ewig verlangen und dessen Diensten wir ewig selber in den Weg treten.

Ist das Wasser — kaltes und heißes, — die allgemeine Arzenei in der Hand der Naturheilkraft, wie die Wasserheilmethode behauptet? Wenn es eine solche giebt, so hat Nichts so sehr die Vermuthung für sich, es zu seyn, wie das Wasser. Aber alsdann muß die Naturheilkraft von Kranken und — Aerzten ungebudelt bleiben. Sie ist es in jedem einzelnen Falle, welche heilt, der Arzt kann höchstens das Verdienst erwerben, ihr kundiger Gehilfe zu seyn; von ihm selbst kommt die Heilung niemals.

Hamburg. Gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1858. 1ster Band. 2tes Stück.

Ein Welf.

(Fortsetzung.)

Zur selbigen Zeit wandelten zwei Männer auf einem Feldwege, durch die in reichster Fülle stehenden Aehrenfelder, dem Gehöfte zu, in dessen Garten die vorhin beschriebene Scene sich so eben ereignet hatte. Der Eine dieser beiden Männer, dem Anscheine nach schon im vorgerückten Lebensalter stehend, war von ernstem, ehrwürdigem Aussehen und in schwarzer Kleidung, wie sie die Geistlichen zu tragen pflegen. Der Andere schien erst seit Kurzem in das Jünglingsalter getreten zu seyn, obgleich der musculöse Bau der anmuthigen Körperformen eine ungewöhnliche Kraft verrieth. Blondes Lockenhaar wallte auf Hals und Schultern herab, seine Wangen blühten wie Rosen und aus seinen klaren blauen Augen leuchteten Wohlwollen und Lebenslust. Ein einfaches, braunes Oberkleid umschloß den schlanken Körper und doch zeigte seine ganze Haltung, daß der Träger desselben aus einem edlen Geschlechte entsprossen seyn müsse.

Als die beiden Fremden bis in die unmittelbare Nähe des Gehöftes gekommen waren, sprach der Aeltere zu seinem jüngern Gefährten, indem er auf eine breite, weiche Moosbank zeigte, die man an der Seite des Hauses errichtet hatte:

„Hier lassen Sie uns von unserem Spaziergange ausruhen! Nach diesem Wirthshause habe ich den Reitknecht mit den Pferden bestellt.“

— „Wahrhaftig, lieber Herr,“ — erwiderte der Jüngling, indem er sich zur Seite seines Begleiters auf die Moosbank setzte — „dieser Platz ist wie zum Plaudern geeignet. Wie schade doch, daß ich diese Gegend sobald verlassen muß, um mich in das Gewühl des Krieges zu stürzen.“

— „Sie folgen nur dem Rufe der Ehre,“ — sagte ernst der Aeltere — „und wenn Sie dann nach Jahren, reich an Er-

Digitized by Google

fahrung zurückkehren, dann werden Sie um so mehr im Stande seyn, ein Volk zu beherrschen, dessen Geschick die Gottheit in Ihre Hand gelegt hat."

— "Und werde ich das Glück dieses Volkes schaffen können?" fragte sinnend der Jüngling.

— "Warum nicht, mein Prinz," — antwortete ihm mit Wärme sein Gefährte — "wenn Sie nur ernstlich darnach streben. Gleicht es doch nur dem Höchsten im Erdenraum. Ein Fürst [illegible] Millionen [illegible] Tausende gegeben, seine Wille [illegible] und Unterdrücken, und Glück und Elend hängt von seinem Handeln ab. Wohl ist es schwer, auf seiner steilen Höhe sich immer seiner eigenen Menschheit zu erinnern, und nicht, vom Uebermuth verlockt, zu vergessen, daß diese Tausende der Erhabene nicht zum Spiel der Laune, zum Frohndienst, oder zur Knechtschaft geschaffen hat."

— "Das fühle ich gewiß so, wie es Keiner gefühlt hat," — rief enthusiastisch der Jüngling aus — "ja ich bin überzeugt, daß die Gottheit einst Rechenschaft fordert über das Heil der Völker, die sie den Fürsten anvertraut. Die Pflicht des Fürsten ist es, nicht ob dieser Rechenschaft zu zagen, und muthig, menschlich, weise und gerecht die Sorge für des Volkes Wohl zu tragen. Er darf selbst des ärmsten Pflügers nicht vergessen, und muß nicht allein der Fürst des Volkes, sondern auch dessen Vater seyn."

— "Das sind echt fürstliche Worte, mein Prinz," — sprach gerührt sein Begleiter — "die halten Sie in Ihrem Innern fest; das sind die Eigenschaften, die den Purpur zieren und die der schönsten Krone würdig sind. Der Herrscher eines freien Volks zu seyn, nach Wahrheit forschen, Schönes lieben, Gutes wollen, Edles thun: das sei Ihr Streben auf dem Fürstenthrone."

— "Wohl glaub' ich auch," — sagte sinnend der Jüngling — "daß schwer die Krone drückt; doch wenn das Land, das Fürst und Volk verbindet, sich auf ein gegenseitiges, festes Vertrauen stützt, dann wird die Krone herrlich strahlend und leicht. O, möge der Himmel es so lenken, daß einst in diesem Lande der ärmste Unterthan sagen kann: ‚Bei uns gilt das Wort und die Treue und das Recht. Es ist das Eigenthum geschützt und jedes Haar auf des geringsten Mannes Haupt bewacht; die wahre Freiheit schirmt das Gesetz.'"

— "Dazu möge Ihnen der Himmel die Kraft verleihen, damit das, was der Jüngling jetzt als Recht erkannt, der Herrscher auch zu Fleisch und Blut verkörpere." — sprach gerührt der Aeltere von den Fremden — "Doch während wir hier sprechen, naht der Abend. Erlauben Sie, daß ich mich in diesem [illegible] nach den Pferden erkundige." — Mit diesen Worten [illegible] er von seinem Sitze auf und näherte sich dem [illegible]

Am Eingange des Hauses trat ihm das junge Mädchen, das kurz zuvor den Garten verlassen hatte, entgegen und fragte nach seinen Wünschen. Der Fremde betrachtete wohlwollend die anmuthige Erscheinung; dann erkundigte er sich, ob ein Diener, der seine Herrschaft erwarte, mit Handpferden angekommen sei. Als das Mädchen dieses verneinte, bat er sie, für ihn und seinen draußen sich befindenden Gefährten frische Milch, Obst und Brot zu bringen, und schritt dann langsam wieder zurück.

— „Bei'm Himmel, Herr," — rief ihm lebhaft sein Begleiter entgegen — „Sie haben heute ein seltsam' Glück. Solch' ein herzig' Kind, wie das, mit dem Sie sprachen, sah' ich lange nicht."

— „Ei, ei, Prinz," — drohte launig der Aeltere — „Sie sind ja schier Feuer und Flammen und haben doch nur die Kleine aus der Ferne betrachtet. Allerdings hätten Sie aber auch in der Nähe wahrnehmen müssen, daß ein unverkennbarer Zug von Traurigkeit auf diesem niedlichen Gesichtchen lag."

— „Pah, was wird das seyn," — sprach leicht der junge Mann — „vielleicht ist ihr ein Lämmchen krank geworden, oder sie schmollt mit ihrem Schatz, der auf der letzten Kirchweih mit einer Anderen über die Gebühr getanzt hat."

— „Dieses Mal irren Sie sich," — erwiderte ihm kopfschüttelnd sein Gefährte — „der Gram, der sich auf ihrem Antlitz spiegelt, hat eine tiefere Quelle. Doch da kommt sie. Betrachten Sie sie nur ein wenig genauer."

In diesem Augenblicke näherte sich, vom Hause her, das junge Mädchen den beiden Fremden. Sie trug in ihren Händen einen Krug mit Milch und einen Teller, auf welchem saftige Früchte und geschnittenes Brot lagen; hinter ihr folgte ein junger Bursch, einen runden Tisch tragend, den er den beiden Fremden hinstellte. Schnell waren Früchte, Milch und Brot auf den Tisch gestellt und mit sittiger Verbeugung lud die Jungfrau die beiden Gäste zu dem bescheidenen Mahl ein, indem sie sich zugleich entschuldigte, daß sie nur so wenig zu bieten im Stande sei.

— „Ei, liebes Kind," — sagte scherzend der Jüngere der Fremden — „kümmere Dich deßhalb nicht; sind diese Früchte nur so rosig wie Deine Wangen, so werden wir uns schon trefflich daran erlaben können."

— „Ihr spottet meiner, lieber Herr", entgegnete ihm mit einem Seufzer das Mädchen und wandte sich ab.

— „Gewiß nicht," — rief mit Wärme der junge Mann — „es schickt sich für ehrliche, biedere Männer gar schlecht, der Frauen zu spotten, zumal wenn sie, wie Du, vom Kummer bedrängt zu seyn scheinen. So schlecht denke nicht von uns, sondern vertraue uns lieber an, was Dir so schwer auf dem Herzen liegt."

— „Ach nein, was sollte ich Euch anvertrauen?" — sagte traurig das Mädchen — „Es ist — es ist — mir fehlt Nichts."

Digitized by Google

Bei diesen Worten brach sie jedoch, von ihren Empfindungen überwältigt, in leises Weinen aus.

Da erhob sich der Aeltere der Fremden von seinem Sitze, ergriff die Hand der Weinenden und sprach mit wohlwollender, herzlicher Stimme:

[illegible] gutes Mädchen, fasse nur Vertrauen zu uns. Es drückt [illegible] sehr ein schwerer Kummer Dein Herz. Wenn [illegible] Hilfe möglich ist, so werden wir sie Dir angedeihen lassen. [illegible] mir [illegible] Deinen Kummer genauer an und äußere [illegible] Du [illegible] Vertrauen, was [illegible] Dir [illegible] Du [illegible] Dich [illegible] Der [illegible] Bauernhofes hat eine Forderung von [illegible] Gulden an [illegible] Vater und droht uns, wenn wir [illegible] Forderung [illegible] [illegible] [illegible]

zögernd nach der Seite des Gehöftes hin, wo sich die Wirthschaftsgebäude befanden, an deren Eingange der junge Bursch mit einer Arbeit beschäftigt schien.

— „Was denken Sie nun zu thun, mein Prinz?“ — sagte, sobald sie sich allein gelassen sahen, der Aeltere der beiden Fremden zu seinem jüngeren Gefährten — „Sie sehen, man legt die Entscheidung in Ihre Hand?“

— „Die Sache ist ganz einfach,“ — war die Antwort — „zeigt sich der Bursche brav und gefällt er mir eben so gut, wie das liebe Mädchen, so will ich das Liebespaar glücklich machen. Einige hundert Goldgulden, Sie haben es ja gehört, reichen dazu hin, und das ist wahrlich wenig genug, um damit das Glück zweier braven Menschen zu erkaufen. Und nicht wahr, Glückliche sehen, ist das höchste Glück?“

— „Ja wohl,“ — entgegnete ihm mit Wärme sein Begleiter — „Glückliche sehen ist Befriedigung für die Brust des guten Menschen, aber Glückliche machen, ist der Schlüssel zu dem irdischen Himmel, an dessen Ende sich der Eingang in die dunklen Fluren der Vergeltung zeigt und öffnet. Es ist das hohe Vorrecht der Fürsten dieser Erde, das die Gottheit in ihre Hände gelegt hat; wohl ihnen, wenn sie sich dieses Vorrechts stets mit Weisheit und Gerechtigkeit entledigen. Doch sehen Sie,“ — unterbrach er sich, indem er nach der Gegend hinzeigte, nach welcher das Mädchen sich hingewandt hatte — „die herzige Dirne bringt den Liebhaber wirklich herbei.“

Und so war es. Trotz des Sträubens, womit der Bursche den Aufforderungen des Mädchens zu folgen schien, zog ihn diese doch nach der Moosbank hin, indem sie dabei die Worte wiederholte: „Ei, sei kein Narr, Albert, ich sage Dir ja, die Herren wollen Dich sprechen.“

Als sie so in die Nähe der beiden Fremden gekommen waren, rief der Jüngere derselben mit lustiger, aufmunternder Stimme aus: „Was Henker, mein Freund, bist Du kopfscheu oder hat Dich der Tollwurm gestochen, daß Du Dich gleich einem störrischen Stiere von diesem lieben Mädchen am Leitseil führen läßt? Tritt einmal näher.“

Doch als der junge Landmann dieser Aufforderung nachgekommen war, und der Fremde ihn einen Augenblick mit prüfenden Augen scharf betrachtet hatte, sprang er mit einer lebhaften Geberde des Erstaunens und der Freude von seinem Sitze auf und rief:

„Was sehe ich! bist Du nicht der Bursche, der sich jüngst in Hameln am Strande der Weser so muthig gezeigt hat, und mir hilfreich in großer Gefahr war? Bei meinem Wort, ich täusche mich nicht, gestehe es nur, Du warst es; damals spähete ich vergebens nach Dir aus, allein Du hattest Dich rasch meinem Danke entzogen.“

Digitized by Google

— „Nicht mir, o Herr,“ — entgegnete ihm bescheiden der Jüngling — „gebührte das Verdienst. Ihr waret in der Noth der wahre Helfer. Ihr warft Euch mit Gefahr des eignen Lebens in die reißende tiefe Flut des Stromes, die den hineingefallenen Knaben verschlungen hatte. Ihr achtetet nicht den wilden Wirbel des Flusses, obgleich er Euch, den tüchtigen Schwimmer, mächtig packte. Nur die Rettung des Kindes war der Preis, um den Ihr [illegible] Leben eingesetzt hattet. Wohl standen Viele an des Stromes Ufer, die auf dem Wasser ihr Gewerbe treiben; kühne Wasserleute, Fischer und Schiffer. Doch Keiner mochte den tollen Flut die Beute abjagen, um Ihr allein gebühret dieser Preis. Daß denn, als Ihr die Gefahr schon besiegt, ich Euch aus einem flott gewachsenen Eichbaum Hand gab, das Ufer zu gewinnen, das, lieber Herr, ist wohl kaum der Rede werth. Ihr hattet ja das schwierige Werk gethan und den Knaben kühn aus der wilden Flut gerissen.“

— „Bescheidenheit ziemt dem Manne,“ — sprach freundlich und mit wohlwollender Stimme der junge Fremde — „aber Du bist zu bescheiden, mein Freund, Du vergaßest in Deiner Erzählung anzuführen, daß mich schon der brausende Strudel an dem Brückenpfeiler erfaßt hatte, und daß nur Deine rechtzeitige und besonnene Entschlossenheit mich und den Knaben vor einem unfreiwilligen Wassertode bewahrte. Doch darüber wollen wir jetzt nicht streiten. Du siehst, ich bin Dir zu hohem Danke verpflichtet, und es ist nicht meine Weise, auch dann noch ein Schuldner zu seyn, wenn es in meiner Macht steht, diese Schuld abzutragen. Darum gieb mir jetzt eine freie und unumwundene Antwort: Liebst Du dieses schöne, holde Mädchen?“

— „Ja, Herr,“ — rief mit überströmendem Gefühle der Bursche aus — „sie ist mir theurer, als mein eigenes Leben.“

— „Aber billigt der Vater auch Eure Liebe?“ fragte der Aeltere der Fremden.

— „Gewiß würde er schon längst unsern Bund gesegnet haben,“ — erwiderte mit Ueberzeugung das junge Mädchen — „wenn Albert nicht arm wäre und der Bürgermeister nicht 500 Goldgulden an unserem Hofe zu fordern hätte.“

— „Das Hinderniß wollen wir heben“, sprach lächelnd der Jüngere der Fremden, indem er sich zu seinem Begleiter beugte und demselben einige Worte leise in's Ohr sagte.

Hierauf zog dieser eine Brieftasche aus dem Busen hervor, riß aus dieser ein Blatt Papier und schrieb auf dasselbe einige Worte; dann überreichte er's dem jüngeren Gefährten, der seinen Namen darunter setzte.

— „Hier, Albert,“ — sprach dieser darauf, dem jungen Landmann das Papier überreichend — „diesen Zettel bringe zum Herzoglichen Rentmeister auf Schloß Kalenberg, der wird dann

Dir schon nähere Auskunft geben, und hoffentlich hat von jetzt an alle Eure Noth ihr Ende."

Verwunderungsvoll starrte der junge Bursche den ihm übergebenen Zettel an, das junge Mädchen aber rief freudig: "Welch' namenloses Glück wird uns zu Theil, und welche Güte beweis't Ihr gegen uns! O sprecht, wie nennen wir den Stifter unseres Glücks, damit wir täglich für ihn beten können?"

— "Was kümmert Euch mein Name und mein Stand," — sagte gerührt der junge Fremde — "ich bin ein Mensch, so wie Ihr Menschen seid. Der beste Name auf der Welt, so meine ich, ist nur der: ein wahrer Menschenfreund zu seyn." —

Während die beiden jungen Leute sich noch in Dankesäußerungen ergossen, welche die Fremden vergebens abzulehnen versuchten, kam ein Reiter mit zwei muthigen Handpferden, deren reiches, glänzendes Sattelzeug den hohen Rang ihres Besitzers verrieth, herangetrabt. Als er die Fremden erblickte, hielt er an, sprang rasch vom Pferde und näherte sich, mit entblößtem Haupte, dem Jüngeren der Fremden.

— "Du bist lange ausgeblieben, Tom," — sprach dieser mit verweisendem Tone — "wo hast Du bis jetzt mit den Pferden gesteckt?"

— "Verzeihen Sie, durchlauchtigster Prinz, die Verspätung," — entschuldigte sich mit Ehrerbietung der Reiter — "mich trifft nicht die Schuld. Der Rappe hatte ein Eisen vom Huf verloren und der Hufschmied in Springe, von dem ich ein neues machen ließ, mußte erst vom Felde herbeigeholt werden."

— "Gut, Tom" — befahl kurz der Fremde — "führe die Pferde vor!" Hierauf wandte er sich wieder zu dem Liebespaare, das, als es vernahm, daß der Fremde ein Prinz sei, mit gefalteten Händen dastand, reichte dem Mädchen ein Goldstück und sagte mit freundlicher Stimme:

"Hier nimm, mein Kind, für die Bewirthung, und nun lebt Beide wohl. Der Himmel möge Euch das Glück schenken, das Ihr durch Eure Treue verdient. Ihr seht, daß man auf Erden nicht verzweifeln darf, wenn man den Pfad der Tugend nicht verläßt. Und nun erspart Euch jedes Wort des Dankes, vielleicht sehen wir uns später wieder."

Dann schwang er sich auf das edle, reichgeschmückte Roß, das der Diener ihm vorführte, winkte seinem Gefährten ein Gleiches zu thun, und sprengte, indem er die stumm und regungslos Dastehenden nochmals freundlich grüßte, im raschen Laufe die Heerstraße entlang; hinter ihm drein seine Begleiter.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Eine Prinzessin von Neu-Seeland in Indien*).

Es war im Juni 1809, als ein junger Engländer, Namens George Bruce, in Calcutta eintraf und zwar in Begleitung seiner Gattin, welche eine Neuseeländischen Prinzessin, nämlich die Tochter [illegible] dieser [illegible] Inseln war. George Bruce war 1779 zu Manchester in England geboren, [illegible] 1790 als Schiffsjunge nach Port Jackson in Neu-Süd-Wallis, verließ hier seinen Schiffsherrn, Edmund Lucas, Capitain und blieb [illegible] Monate [illegible] Während dieser Zeit hatte er [illegible] Dienste gestanden hatte, wurde er an Bord des Schiffes „Lady Nelson“, das Capitain Simmonds führte, gesandt, ein Schiff, welches eigens dazu ausgerüstet worden war, um den Häuptling (König) Tippahee, der dem Gouverneur von Port Jackson einen Höflichkeits-Besuch gemacht hatte, wieder in seine Heimat zurückzuführen. Der König begab sich an Bord der „Lady Nelson“ und dieses Schiff segelte nach seinem Bestimmungsorte ab.

Während dieser Reise wurde Tippahee gefährlich krank; Bruce, der, wie es scheint, seine Sprache gelernt hatte, wurde ihm als Krankenwärter beigegeben und der König war mit dessen Aufwartung und Bereitwilligkeit in Erfüllung aller Wünsche und Dienste so sehr zufrieden, daß er ihm seine ganze Zuneigung schenkte.

Nachdem das Schiff glücklich in Neu-Seeland angekommen war, forderte Tippahee vom Capitain, daß man ihm den jungen Mann lasse und demselben gestatte, bei ihm zu bleiben, wogegen Capitain Simmonds nichts einzuwenden hatte, zumal Bruce selbst bereit dazu war. So blieb dieser in Neu-Seeland zurück und Tippahee nahm ihn als Sohn in seine Familie auf. —

Die ersten Monate seines Aufenthalts in Neu-Seeland benutzte Bruce dazu, das neue Vaterland zu erforschen und dessen Sprache, Sitten und Volksgebräuche genau kennen zu lernen. Er fand das Land angenehm und gesund, voll romantischer Gegenden, mit Hügeln und Thälern angenehm wechselnd und größtentheils mit Waldung bedeckt. Das Volk war gastfrei, freimüthig und offenherzig, und, obgleich roh und unwissend, beteten sie doch kein Götzenbild an, noch irgend Etwas, was Menschenhände gemacht hatten, sondern erkannten ein allmächtiges, höchstes Wesen an. —

Da der König den Plan hatte, seinen neu angenommenen

*) Aus: Ostindien, seine Geschichte, Cultur u. seine Bewohner. Von Philipp van Mökern. 2 Bde. Leipzig. [illegible] 1857.

Sohn an die Spitze seiner Armee zu stellen, so war es nothwendig, daß er vorher tätowirt wurde, denn ehe er sich dieser ceremoniellen Operation nicht unterzogen hatte, war es nach der Landessitte unmöglich, daß er als Krieger anerkannt werden konnte. Der Wille des Königs stand fest, die Lage war dringend, und es stand dem Europäer keine andere Wahl frei, als sich mit Entschlossenheit dieser schmerzhaften Operation zu unterwerfen. — Sein Gesicht bot ein meisterhaftes Muster der Kunst des Tätowirens dar. —

Nachdem er nun in aller Form tätowirt und auch in der äußerlichen Erscheinung ein Neu-Seeländer geworden war, wurde er als Krieger erster Classe anerkannt, als Neu-Seeländer naturalisirt, als Mitglied der Familie des Königs förmlich aufgenommen und mit der Prinzessin Antockoe, der jüngsten Tochter Tippahee's, verheirathet, einem Mädchen von vierzehn Jahren, deren natürliche Schönheit groß, aber durch die Tätowirung, nach den dortigen Begriffen, noch bedeutend erhöht und zu einem höchsten Ausdrucke weiblicher Reize in den Augen der Neu-Seeländer gebracht worden war. — Sie erhielt den Namen Mary Bruce. —

Bruce wurde nun das erste Glied in der Familie des Königs und es wurde ihm die Regirung der Insel anvertraut. Sechs oder acht Monate nach seiner Heirath besuchten mehre Englische Schiffe Neu-Seeland, um sich Lebensmittel zu verschaffen, und sie fühlten Alle den wohlthätigen Einfluß, einen Europäer und Landsmann an der Spitze der Regirung dieser Insel zu haben, denn sie erhielten Fische, Gemüse und andere Naturproducte der Insel in Ueberfluß. — Bruce und seine junge Gemahlin lebten indessen glücklich und zufrieden, sie waren mit allen Bedürfnissen des Lebens reichlich versehen und genossen eine völlige Unabhängigkeit; Bruce fand eine besondere Aufgabe darin, die Europäische Bildung auf der Insel einzuführen und freute sich, den Fortgang der Sittenverbesserung und Cultur unter einem Volke verbreiten zu können, mit dem er ein gemeinschaftliches Leben zu führen durch einen folgereichen Zufall nunmehr bestimmt worden war.

In der Zeit dieser Wirksamkeit und Hoffnung, welche Bruce lebhaft beschäftigte, lief ein Englisches Schiff, genannt „General Wellesley", auf einem Punkte der Küste ein, wo sich gerade Bruce mit seiner Gattin aufhielt und der ziemlich weit von der Residenz des Königs entfernt lag. Der Capitain des Schiffes — Dalrymple ist sein Name — wendete sich an Bruce, bat ihn, ihm zu einer Ladung Sparren und Benjaminholz zu verhelfen und forderte zugleich Proben von den vorzüglichsten Erzeugnissen der Insel, und Bruce gewährte dem willkommen geheißenen Landsmanne mit größter Bereitwilligkeit alle Wünsche.

Was nun den Capitain Dalrymple bewogen haben mag, so zu handeln, wie geschehen ist, bleibt ein Räthsel, wenn man nicht

Digitized by Google

die Ursache in dem Charakter mancher Menschen suchen will, die nicht dulden können, daß ein Anderer, namentlich Landsmann, ein Glück oder einen Wirkungskreis besitzt, den gute Menschen nur beneiden würden, weil sie das Verdienst dazu ebenfalls haben möchten, schlechte Menschen aber mit Mißgunst betrachten, weil sie fremdes Glück und fremde gute Wirksamkeit nicht ohne Aerger und Rachegefühl ansehen können, oder weil sie einen inneren Trieb [illegible] das Glück, das sie Anderen nicht abdingen können, zu zerstören.

Dalrymple, nachdem er [illegible] dem Landsmann, freundlich entgegen kam, machte ihm den Vorschlag, ihn auf der Reise nach dem Nordcap zu begleiten, das etwa 25—30 Stunden von diesem Punkte der Insel entfernt liegt und wo, wie man sagt, Goldstaub gefunden wurde; — unter diesem Vorwande lockte er den gänzlich verdachtlosen Bruce nebst seiner Gattin auf das Schiff und wünschte nur, daß Bruce ihn bei seinen Nachforschungen nach dem Goldsande behilflich und mit seinen Kenntnissen nützlich seyn möge. Nur mit großem Widerstreben und auf die dringendsten Bitten des Capitains willigte Bruce ein, die Reise nach dem Nordcap mitzumachen und nachdem der Capitain ihm heilig hatte versprechen müssen, ihn wohlbehalten wieder zurückzubringen und in der Bucht dieser Insel wieder zu landen.

Da Autodoe ihren Gatten nicht verlassen wollte, so beschloß sie, ihn auf der kurzen Reise zu begleiten, der König wurde davon benachrichtigt und sie schifften sich an Bord des „Wellesley“ ein. Die Bedeutung dieses Schrittes mochte doch den Bruce mit einer nicht ganz verdachtlosen Vorsicht erfüllt haben, da er dem Capitain Dalrymple vorhielt, daß er große Verantwortlichkeit übernähme, eine Königstochter von der Insel wegzuführen, und daß bei einem Unfalle oder einer nicht gerechten Absicht die Folgen des königlichen Zornes sehr nachtheilig für künftig an Neu-Seeland landende Schiffe Englischer Nation werden könnten — indessen wurden alle diese Besorgnisse durch die wiederholten und feierlichen Betheurungen des Capitains beschwichtigt, welcher versicherte, nur ihre zeitweise Begleitung, seinen Rath und Beistand zu wünschen und daß er sie wohlbehalten in diese Inselbucht zurückführen werde. Nunmehr segelte das indessen wohlbesrachtete Schiff mit Bruce und der Königstochter nach dem Nordcap, wo sie nach kurzer Fahrt ankamen und landeten.

Nachdem Dalrymple, wie er auch im Stillen vorausgesehen haben mußte, hier erfahren hatte, daß er wegen des angeblicher Goldstaubes falsch berichtet worden war, ging er wieder unter Segel, um angeblich nach Neu-Seeland zurückzukehren. Da aber der Wind ungünstig wurde, auch achtundvierzig Stunden in dieser Richtung anhielt, so wurde das Schiff von der Insel abgetrieben. Als am dritten Tage der Wind wieder günstig wurde, [illegible] Dal-

rymple keinen Versuch machte, die Insel Neu-Seeland wieder zu erreichen, so machte ihm Bruce sehr dringliche, endlich unsanfte Vorstellungen, zumal das Schiff die Richtung nach Indien einschlug; jetzt aber, als Dalrymple an seine Pflicht der Versprechung und Ehrenhaftigkeit erinnert wurde, ließ er seine verrätherische Maske fallen und erwiderte mit grobem Uebermuthe, daß er an wichtigere Dinge zu denken habe, als sein reich beladenes Schiff durch eine Rückkehr nach der Insel Neu-Seeland aufzuhalten, daß er überhaupt eine andere und bessere Insel für ihn im Sinne habe, wo er ihn aussetzen wolle.

Als sie die Feegee- oder Sandelinseln erreichten, fragte der boßhafte Capitain, ob er Bruce hier an das Land setzen solle? — Dieser aber schlug es aus, da ihm die Grausamkeit und der Barbarismus dieser Insulaner bekannt war. Mit Spott versetzte Dalrymple, daß Bruce nun wählen könne, nahm ihm verschiedene kleine Gegenstände weg, die er und seine Officiere ihm während der Anwesenheit auf der Küste von Neu-Seeland geschenkt hatten, um ihn zutraulich zu machen, und vertheilte sie unter die Eingeborenen dieser Inseln, welche in ihren Kähnen sein Schiff umringten.

Man verließ jetzt auch die Feegeeinseln und steuerte nach Soloo, unterwegs mehre kleinere Inseln besuchend; nach fünftägigem Aufenthalte segelte man nach Malacca, wo Dalrymple und Bruce an das Land gingen. Bruce wünschte, den Gouverneur oder den befehligenden Officier der Stadt zu sprechen, um sich über die Verrätherei und Ungerechtigkeit des Capitains zu beklagen; da es aber schon Abend war, als das Schiff landete, so mußte Bruce über Nacht auf dem Lande bleiben, um am andern Morgen den Gouverneur aufsuchen zu können. In der Nacht aber lichtete Dalrymple die Anker und segelte mit Bruce's Gattin, die er wie eine Gefangene behandelte, nach Penang. Bruce berichtete dem commandirenden Officier zu Malacca die Verrätherei und Boßheit, welche ihm widerfahren war, wünschte sehnlichst, daß er seine Gattin wieder erlange und nach Neu-Seeland zurückgeführt werde. Der Commandant suchte den Rathlosen zu trösten, bat ihn, eine kurze Zeit in Malacca zu verweilen, da wahrscheinlich einige Schiffe auf ihrer Reise von Bengalen nach Neu-Süd-Wallis hier anhalten würden, auf denen er dann für ihn und seine Gattin eine Ueberfahrt nach Neu-Seeland möglich machen könne, und er versprach, unterdessen nach Penang zu schreiben, daß die Frau sofort nach Malacca zurückgeschickt werde.

Nach etwa vierwöchigem Warten traf in Malacca die Nachricht ein, daß Capitain Dalrymple mit dem Schiffe Wellesley in Penang angekommen sei; sofort gestattete der Commandant, daß Bruce auf der Kriegsbrigg „Scourge“ sich nach Penang begab, und hier bei seiner Ankunft erhielt er die schreckliche Kunde, daß

Digitized by Google

seine Gattin von Dalrymple an einen Capitain Roß verkauft worden sei.

Bruce eilte sogleich zum Gouverneur, welcher ihm jede Art von Genugthuung versprach, aber Bruce war großmüthig genug, nur die Rückgabe seiner Frau zu fordern und eine bald mögliche Bewerkstelligung seiner Rückreise nach Neu-Seeland zu erbitten. Durch die Verwendung des Gouverneurs wurde ihm seine Frau wiedergegeben, er nahm sie mit sich nach Malacca zurück und hoffte von dort aus die Heimkehr bewerkstelligen zu können.

Da aber keine auf der Reise nach Neu-Seeland begriffenen Schiffe nach Malacca kamen, so versprach man ihm auf einem der nach Europa zurückkehrenden Chinafahrer eine Ueberfahrt nach England, da er vielleicht leichter ein Schiff finden würde, das nach Neu-Süd-Wallis fahren wolle. Die Nothlichkeit ließ ihn wirklich diesen Vorschlag annehmen, aber die Chinafahrer ankerten nur wenige Stunden während der Nacht auf der Rhede von Malacca und gaben ihm keine Gelegenheit, mit ihnen abzusegeln. Nunmehr bat der Bedrängte den Commandanten, ihm auf dem Schiffe eines Sir Edward Pellew eine Ueberfahrt nach Penang zu verschaffen, wo er die Chinafahrer noch einzuholen hoffte. Sein Wunsch wurde erfüllt und er fand bei seiner Ankunft in Penang wirklich noch die Flotte der Chinafahrer anwesend.

Aber eine neue Schwierigkeit stellte sich seiner Ueberfahrt nach England entgegen; — man wollte ihn ohne Zahlung einer Summe von 400 Piaster nicht mitnehmen; da er aber weder diese Summe, noch die Mittel besaß, sich dieselbe zu verschaffen, so blieb er auf Pellew's Schiffe und fuhr darauf mit demselben nach Bengalen, wo man ihn und seine Unglücksgefährtin, nachdem man sein Schicksal erfahren hatte, mit großer Gastfreundschaft aufnahm. In Calcutta empfing seine als Prinzessin Antockoe respectirte Gattin die zuvorkommendste Behandlung von Seiten des General-Gouverneurs von Indien, der sie und ihren Gemahl sehr oft zur Tafel zog und Alles aufbot, den bösen Eindruck auszutilgen, den die gemeine Handlung Dalrymple's verursacht hatte, und in dem königlichen Schwiegersohne wie in der Prinzessin die entschiedenste Abneigung gegen den Englischen Charakter aufregen mußte.

Diese Aufmerksamkeiten gegen die beiden Glieder der Königlichen Familie Tippahee's hatten namentlich den politischen Grund, daß dieselben nicht mit Unwillen zurückkehren und in ihrem Berichte bei'm Könige nicht veranlassen sollten, demselben eine ungünstige Meinung von den Engländern zu wecken, daß sie vielmehr selbst günstige Gesinnungen mitnehmen und dem Könige und dem Volke ähnliche Gesinnungen gegen die Englischen Seefahrer einflößen möchten, welche Neu-Seeland ferner besuchen würden, zumal man hoffte, daß Bruce dort dem Englischen Handel manche Begünstigung und Unterstützung gewähren könnte. Diese Absicht,

welche die Gastfreundschaft des Gouverneurs steigerte, wirkte noch besonders auf die Neuseeländische Königstochter ein, die ihre Gefühle des Dankes unverhohlen zu erkennen gab, und auf ihren Einfluß auf den Vater stützte man die Hoffnung auf einen ferneren guten Empfang Englischer Kauffahrer an den Küsten Neu-Seelands. —

Interessant wird es dem Leser seyn, zu hören, wie damals, 1809, als man in Europa noch wenig von Neu-Seeland wußte und auch in Calcutta noch dunkle Vorstellungen davon herrschten, die Neuseeländische Prinzessin ihr eigenes Vaterland schilderte. — Gefragt nach der Natur der Insel und den Beschäftigungen ihrer Einwohner, erzählte sie Folgendes:

„Neu-Seeland besitzt einen Ueberfluß des mannichfaltigsten und nützlichsten Bauholzes aller Gattungen, namentlich ist die Insel reich an Tannen und Fichten; die Waldungen sind von ungeheuerem Umfange und fast unerschöpflich. Flachs und Hanf, die dort einheimisch sind, wachsen im größten Ueberflusse und ausgedehnte Ebenen sind gänzlich von diesen Pflanzen bedeckt, von denen der größte Theil wild wächst und nur ein kleiner Theil cultivirt wird. Derjenige Baum, der den ‚weißen Benjamin' liefert, wird in verschiedenen Gegenden der Insel gefunden. Erzgänge verschiedener kostbarer Metalle wurden im Innern der Insel aufgedeckt, man hat Proben ihrer Stufen bekommen, aber wegen der gänzlichen Unwissenheit des Volkes in der Metallkunde, wie Bruce sagt, bleiben diese Erzgänge unbenutzt. Eisen ist in großer Menge vorhanden, mit der rothen Eisenerde malen die Einwohner ihre Personen und ihre Kähne an. Kohl, die gemeinen und die süßen Kartoffeln, Yamswurzel, Pastinakwurzeln, Rüben, gelbe Rüben ꝛc. befinden sich unter den Gartengewächsen der Einwohner. — Sie besitzen eine Pflanze, die dem Farrenkraute ähnlich ist, mit einer großen, mehligen Wurzel, die man brät und die dann eine angenehme und gesunde Nahrung giebt und ein guter Stellvertreter des Brotes ist. Sie haben auch Fruchtbäume, von denen einige einheimisch, andere fremd sind. Die Orangen- und Pfirsichbäume sind vom Cap der guten Hoffnung dahin gebracht worden und vermehren sich sehr stark. Fische besitzen die Gewässer im Ueberflusse und in großer Mannichfaltigkeit in jedem Monate des Jahres; im Sommer werden die Küsten von einer großen Anzahl Makrelen besucht, und im Winter von ungeheueren Schwärmen Häringe. Die Insel hat viele schöne Flüsse mit vielen Gattungen Fischen, von denen Bruce sagt, daß einige davon auch in Europa vorhanden, viele aber der Insel eigenthümlich seien. Flüsse und Seen werden von wilden Gänsen und Enten in großer Zahl besucht, aber auf der ganzen Insel befinden sich keine zahmen Thiere dieser Gattung. Das einzige bekannte vierfüßige Thier ist eine Art Fuchs und das einzig kriechende eine Art Eidechse."

Digitized by Google

Der Gouverneur hatte die Civilisationsbestrebungen Bruce's unter lebhafter Anerkennung ermuntert und ihm Glück zum weitern Fortgange gewünscht. Die Erinnerungen des erlittenen Unrechts von Seiten des Englischen Capitains schienen nunmehr ausgelöscht zu seyn und man suchte die günstigen Gesinnungen gegen die Engländer schließlich noch dadurch zu befestigen, daß man lebhaft daran dachte, die Neuseeländische Königstochter und ihren Gemahl [illegible] Antocke im hohen Alter von [illegible] Jahren [illegible] Diesen [illegible] Wiederbesuchung [illegible] [illegible] [illegible]

schen Schrift „der Reisende“ heißt es: „Weimar ist ein mittelmäßiger Ort, dessen Gassen weder an Reinlichkeit und Anlage, noch an Bauart der Häuser dem heitern und lustigen Jena gleichkommen. Die Häuser sind meist alle dürftig gebaut und es hat fast alles das armselige Ansehen einer nahrungslosen Landstadt. Man darf sich nicht weit von den Hauptstraßen entfernen, um in Winkel und Löcher zu kommen, welche noch mehr dieses Ansehen haben. Kein einziger Platz ist, der der Stadt eine residenzähnliche Ansicht gäbe. Unter den Bewohnern besteht bei weitem die größere Zahl aus kleinstädtischen Bürgern, welchen man weder Verfeinerung einer Hofstadt, noch sonderlichen Wohlstand anmerkt. Alles lebt von dem Luxus eines eingeschränkten Hofes, dessen geringer Adel zum Theil arm ist, zum Theil aus Gelehrten oder schönen Geistern besteht, welche zu philosophisch denken, um des Hofes wegen Aufwand zu machen. Nur am Hofe ist Leben und Cultur. Die Uebrigen, welche nicht dazu gehören, sind meistens Leute ohne Geschmack und Eleganz, welches man auch schon an ihrer Nachläßigkeit in der Aussprache merkt.“ — —

Die Häuser der Stadt waren meist alt und häßlich, mit der Giebelseite der Straße zugekehrt, ein, selten zwei Stock hoch; die Straßen eng, winkelig und nicht alle, oder doch sehr schlecht gepflastert, so daß es namentlich in der Dunkelheit gefährlich war, in ihnen zu gehen, zumal die Beleuchtung noch nicht vorhanden. Bürger, die in der Nacht ausgingen, mußten eine Laterne bei sich haben; Vornehmere ließen sich eine solche vortragen, oder von Fackelträgern leuchten. Die Bürger trieben, wie in anderen kleinen Städten, die gewöhnlichen Handwerke in kleinlich beschränktem Maße und nebenbei zum größten Theile auch Ackerbau und Viehzucht. Ein Weimarscher Freund, dessen Erinnerungen bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts reichen, weiß es noch aus seinen Kinderjahren recht wohl, das der Hirt der Residenz das städtische Vieh zu bestimmter Stunde mit Hörnertönen zusammenberief, um es auf die Weide zu treiben. Es konnte also wohl geschehen, daß eine Gesellschaft Herren und Damen vom Hofe der grunzenden und blökenden Heerde begegnete und vor derselben wohl gar flüchten mußte. Die Wohnungen, die Möbeln, die Lebensweise waren sehr einfach; in wenigen Zimmern gab es Vorhänge, am wenigsten weiße; die Tische und Stühle bestanden meistens aus schlichtem Tannenholze; wenige Familien besaßen „Canapés“; die Spiegel waren klein und schlecht. Sinn für Literatur und Kunst gab es eigentlich nur in den Hofkreisen. „So viele Familien, eben so viele abgesonderte Schneckenhäuser,“ — sagt Schiller noch später — „aus denen der Eigenthümer kaum herausgeht, um sich zu sonnen.“ Diese Beschränkung auf sich selbst und das Nächste wurde durch die Abgeschlossenheit von der Welt unterstützt. Weimar hatte nur sehr wenige und seltene Postverbindungen; Zei-

Digitized by Google

tungen kamen in die Bürgerkreise fast gar nicht; das Reisen war beschwerlich und der Zustand der Wege ein trauriger. Man konnte fast nur zu Pferde reisen und so finden wir auch Goethe auf seinen vielfachen Wanderungen stets zu Pferde. Die Nachrichten von der Außenwelt kamen sehr spät in die kleine Stadt, die sich seltsamer Weise damals noch festungsartig abschloß. Wer im Wagen durch ein Thor ein- oder auspassirte, wurde angehalten und mußte Namen und Stand angeben, damit es dem Gegen-

[illegible]

Wie die Bildung, [illegible] die Moral keineswegs auf hoher Stufe. Goethe wurde einst, auf dem Wege nach seinem Gartenhause ganz in der Nähe des Thores, Abends von zwei Männern angefallen. Vergehen gegen die eheliche Treue nahm man sehr leicht, namentlich in den höheren Kreisen. Schiller versichert 1787, fast jede Dame habe noch ein Verhältniß oder habe ein solches gehabt. Und allerdings kennen wir solche außereheliche Verhältnisse in ziemlicher Anzahl. Wieland wurde wegen seiner ehelichen Treue vielfach verspottet, selbst von Karl August. Schiller rühmt es als zarte Aufmerksamkeit, sein offenkundiges Verhältniß zu Charlotte von Kalb werde selbst von den Herzoginnen so weit berücksichtigt, daß man ihn mit jener Frau zusammen einlade.

Die Damen trugen nicht bloß den Busen sehr entblößt, auch ihr Herz war sehr leicht zugänglich. Die überall stark hervortretende Sinnlichkeit erklärt, daß die zum Theil sehr schlüpfrigen Erzählungen Wielands nicht nur keinen Widerwillen erregten, sondern großen Beifall fanden, und in allen Kreisen, von Frauen und Mädchen, gelesen wurden. Es erklärt sich ferner, daß man Dinge, welche man in unseren Tagen kaum anzudeuten wagt, ungescheut, mit den ganz gemeinsten Worten bezeichnete und sie selbst in Frauenkreisen aussprach. Man lese z. B. nur die erste Ausgabe von Goethe's „Puppenspiel“ und denke sich, daß dasselbe überall gelesen, ja in Ettersburg aufgeführt wurde. Es erscheint dieß auf den ersten Blick um so auffallender, weil man gerade in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einer so schwärmerisch zarten Empfindelei verfallen war, daß man in den Thränen, die man bei jeder Gelegenheit zu vergießen suchte, einen süßen Genuß fand, aber „wer einen Gruß an das liebe Fleisch [illegible] bestellen hat, braucht nur das gute Herz Boten gehen zu [illegible]

Hamburg. Gedruckt in J. B. Appel's Buch[illegible]

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1858. 1ster Band. 3tes Stück.

Ein Welf.

(Fortsetzung.)

Schon lange waren die Fremden aus den Augen der beiden jungen Leute entschwunden, als diese noch, betäubt von einem Ereigniß, das auf ihr ganzes Lebensglück den entscheidendsten Einfluß üben mußte, ihnen nachstarrten. Endlich fand der junge Bursche Worte für die Gefühle, die sein Gemüth mächtig und freudig bewegten:

„Um Gott, Margareth," — rief er aus, indem er die verschämt sich Sträubende in seine Arme schloß — „was war das? Bist Du ganz verstummt?"

— „Die Ueberraschung und das Erstaunen raubten mir die Sprache!" — antwortete ihm das Mädchen — „Sagten sie nicht, er sei der Prinz?"

— „Ja, ja, Du irrst Dich nicht, es war ein Prinz, und ganz gewiß der Sohn unseres gnädigsten Landesherrn, des Herzogs. Ich hörte neulich, daß Prinz Erich von Neustadt am Rübenberg, wo er sich mit seinem Erzieher aufhält, nach Schloß Kalenberg gekommen sei."

— Und dieser Zettel, den er uns gab, was mag er enthalten?" — fragte das Mädchen, auf das Papier zeigend, das der Bursche noch immer zusammengefalten in der Hand hielt — „der Prinz sagte ja, daß dadurch unserer Noth ein Ende gemacht werde."

— „So lauteten die Worte, die er sprach," — war die Antwort des jungen Mannes — „und glaube mir, wir können dem vertrauen, was er uns sagte. Aber wo ist denn der Vater? Laß uns ihn aufsuchen und ihm erzählen, was sich hier zugetragen. Er versteht sich auf die krausen Schriftzüge, die auf diesem Zettel stehen. Vielleicht ist er vom Felde schon wieder heimgekehrt und sieht nach dem Viehe in den Ställen. Komm, mein Mäd-

Digitized by Google

chen, wir wollen zu ihm eilen, um die Bestätigung unseres Glückes aus seinem Munde zu vernehmen."

Willig folgte darauf das Mädchen ihrem Geliebten und Hand in Hand gingen die beiden jungen Leute der Hinterseite des Gehöftes zu, wo neben dem Garten ein niedriges, langes, mit Stroh gedecktes Gebäude sich hinzog, an dessen Eingange große Hunde [illegible] sich befanden. Als sie sich diesem Gebäude, das wohl zur Aufbewahrung des Getreides als auch der Scheuung des Dreschens diente, näherten, traten [illegible] auf der Schwelle entgegen.

— „Was sehe ich," — sprach er mit verweisendem Tone und mit gerunzelter Stirn — Ihr steckt jetzt noch immer bei einander, trotzdem ich es Euch verbot? Achtet Ihr so meine Wünsche und Befehle?"

— „Zürnt uns nicht, Vater," — sprach ihn besänftigend das Mädchen, indem sie schmeichelnd ihre Arme um seinen Nacken schlang — „es hat sich etwas zugetragen, das den größten Einfluß auf unser Schicksal haben wird. Seht diesen Zettel, den der Albert in der Hand hält, den hat so eben ihm ein Prinz gegeben."

— „Ein Prinz?" — rief der Alte zweifelnd und den Kopf schüttelnd aus — „ich glaube gar, Mädchen, Du bist nicht recht bei Sinnen!"

— „Es ist wirklich so, wie wir Euch sagten," — betheuerte jetzt der junge Mann, und überreichte ihm den Zettel — „da les't selbst, was er geschrieben hat."

— „Nun zeig' mal her," — sprach mit noch immer ungläubigem Ausdruck der Stimme der Alte, und entfaltete das ihm überreichte Papier, von welchem er folgende Worte laut ablas: „An den Herzoglichen Rentmeister Wilke zu Schloß Kalenberg! Im Namen und Auftrage des durchlauchtigsten Prinzen werdet Ihr hiemit angewiesen und aufgefordert, dem Ueberbringer dieses Scheines die Summe von 500 Goldgulden auszuzahlen. Johann Häupt, Erzieher des Prinzen."

— „O Gott, ist's möglich," — rief der alte Mann aus, indem der Zettel seiner zitternden Hand entfiel — „ist's kein Traum, der meine Sinne gefangen hält?"

— „Nein Vater, Ihr täuscht Euch nicht," — sprach mit Ueberzeugung der junge Bursche, indem er den Zettel von der Erde aufnahm — „aber Ihr könnt auch daraus lernen, daß der Himmel Mittel und Wege hat, denen zu helfen, die ihm vertrauen."

— „Auch unsern Liebesbund hat der edle Prinz [illegible]" — fiel hier das Mädchen ein — „und nun, nicht [illegible] Väterchen, darf der Albert nicht mehr hinaus in die [illegible] wie er's mir vorhin gedroht hat?"

— „Ei, Mädchen, wozu nun noch die Stichelreden," — sprach lächelnd und ihr die Wangen klopfend der Alte — „Du weißt ja doch nun, daß alle Eure Noth ein Ende hat. Gebt Euch die Hände, denn jetzt segne ich mit vollem Herzen Euren Bund. Ihr seht aber auch, daß der Mensch nie verzweifeln darf, denn Gottes Wege sind wunderbar und kein Kurzsichtiger sollte verzagen, wenn der Himmel Wünsche versagt, oder Träume des Sterblichen zerstört. Doch auch den edlen Prinzen laßt uns preisen, dessen Güte Euer Glück begründet hat. Er möge einst auf dem Throne, den er zu besteigen bestimmt ist, den Lohn finden, den er für seine Tugenden verdient, und die Liebe ernten, die er selbst geübt hat. Gott segne ihn und sein ganzes Haus! Nun aber laßt uns hinein gehen und beim vollen Glase Wein, im traulichen Hinterstübchen, besprechen, wie wir jetzt am besten auf Eure künftige Wirthschaft bedacht seyn können. Kommt, Kinder, folgt mir, Du Albert verliere mir nicht den Zettel."

Mit diesen Worten ging der Alte rüstig voran in das Haus und hinter ihm das Liebespaar mit strahlenden Blicken und verschlungenen Händen.

* * *

Das Gerücht von der Edelthat des auf dem Schlosse Kalenberg weilenden Prinzen Erich verbreitete sich bald in dem Städtchen Springe; als aber am anderen Tage Albert von dem Herzoglichen Rentmeister zurückkehrte und der alte Wirth dem Bürgermeister Dedekind die schuldigen 500 Goldgulden baar zurückzahlte, da hatte man im Städtchen über die Großmuth des Prinzen des Rühmens kein Ende. Nur zwei Personen waren es, die dazu mit neidischen und scheelen Blicken sahen. Dem Bürgermeister des Städtchens Springe, Herrn Conrad Dedekind und dessen liebenswürdigem rothköpfigen Söhnlein Tobias, hatte die Handlungsweise des Prinzen einen gar gewaltigen Strich durch die Rechnung gemacht.

— „Was hilft uns nun Alles, Vater," — sprach am Abend des Tages, an welchem der Vater Margareth's seinem Gläubiger die schuldige Summe zurückgezahlt hatte, der rothköpfige Tobias indem er seine kleinen grünlichen Schielaugen auf dem Vater richtete — „das verdammte Volk ist uns sicher aus dem Garne gegangen. Daß aber auch der Teufel diesem Prinzen ein solch' splendides Herz in die Brust gesetzt hat!"

— „Ei, ei, Tobias, mein Sohn," — sprach, ihn beschwichtigend, der alte Dedekind, und streichelte die Wangen des verhätschelten Buben — „sprich nicht so despectirlich von unserer gnädigsten Herrschaft! was kümmerst Du Dich denn so sehr um die alberne Dirne da draußen und ihre Bettelwirthschaft? Hat sie einmal ein

Digitized by Google

Auge auf den ungeschlachten dummen Bauerburschen geworfen, so laß ihr doch das Vergnügen. Der Sohn des reichen Bürgermeisters Dedekind kann dreist anklopfen bei den reichsten und angesehensten Jungfrauen unserer Stadt, ohne Furcht sich einen Korb zu holen. Was meinst Du zu der Sabine des Rathsherrn Meincke? Sie hat so viele Goldgulden, wie sie schwer ist, und der Vater steht in Ansehen bei Adel und Bürgerschaft.“

— „Daß Euch der Teufel mit seinen Gesichten, vollwangigen Affengesicht holen möge!“ — fluchte mit ganz verändertem Gesicht Tobias. — „Glaubt Ihr, ich fände Gefallen an dieser Vogelscheuche? Nein, und wenn sie so schwer an Gold wäre, wie unsere liebste Kuh, so würde ich doch nicht um sie werben. Nach der Margareth steht einmal mein Sinn; sie will, sie muß ich besitzen und sollte ich auch Himmel und Hölle in Bewegung setzen.“

— „Beruhige Dich, mein Sohn,“ — sagte mit ängstlicher Stimme der Alte — „und übereile nichts. Du kennst das Sprichwort: Kommt Zeit, kommt Rath. Wo man nichts mit Gewalt ausrichten kann, führt oft List und Schlauheit zum Ziele; die Kugel des vorsichtigen Schützen, aus dem heimlichen Versteck geschickt, trifft sicherer, als das auf's Gerathewohl und hitzig abgefeuerte Geschoß im offenen Felde. Lege Dich auf die Lauer, mein Sohn, verstelle Dich, passe die Gelegenheit ab, und es müßte sehr schlimm zugehen, wenn Du nicht mit diesen Eigenschaften zum Ziele kämest, zumal, da Dich das Ansehen und der Reichthum Deines Vaters unterstützen.“

— „Nun gut, Vater,“ — brummte mürrisch der rothköpfige Sohn — „ich werde Eure Rathschläge befolgen; aber das sage ich Euch, komme ich mit List nicht zum Ziele, so werde ich auch vor Gewalt nicht zurückschrecken, denn was ich mir einmal vorgenommen, werde ich auch zu Ende zu bringen suchen.“

— „Sei nicht zu hitzig, Tobias, denn es bedarf so großer Eile nicht, daß Du handelst;“ — sagte bedächtig der Bürgermeister — „zwar hat der Alte die Margareth dem Albert zugesagt, allein, daß es so rasch nicht zur Hochzeit kommt, dafür laß mich sorgen. Der Bursche ist ein Waisenkind, und ehe die Gemeinde ihm die Erlaubniß zur Heirath giebt, bedarf es noch mancherlei Papiere und Zeugnisse.“

— „Wohlan denn, so überlasse ich das Euch;“ — meinte kurz der würdige Sohn — „ich dagegen werde auch schon die geeigneten Maßregeln zu treffen suchen. Doch jetzt gehabt Euch wohl und vergeßt Euer Versprechen nicht.“

Mit diesem Worten verließ er den schwachen Vater, der nur ein willenloses Werkzeug in der Hand seines verzogenen, eigenwilligen Sohnes war. —

Was der Bürgermeister versprochen, wußte er [illegible] trefflich in Erfüllung zu bringen. Trotz des Einverständnisses

Vaters wurden der Verheirathung Albert's mit Margareth vielfache Hindernisse in den Weg gelegt; da forderte man Papiere, deren Herbeischaffung gar mancherlei Schwierigkeiten verursachten. Oft beklagte sich Albert über diese Hindernisse, die er durch die Tücke feindlich gesinnter Menschen herbeigeführt wußte, und auch die verweinten Augen der Braut sagten ihm deutlich, wie sehr diese von ihrem widrigen Geschick ergriffen werde. Schon mehre Male hatte er den Vorsatz gefaßt, sich nach dem Schlosse Kalenberg zu begeben und die Hilfe des Prinzen anzurufen; allein, als er endlich diesen Vorsatz ausführte, erfuhr er zu seinem Schrecken, daß der Prinz schon seit längerer Zeit Kalenberg verlassen und sich zum Kaiser nach Wien begeben habe. Es fehlte ihm also auch derjenige, dessen mächtige Hilfe, wie schon einmal, so auch jetzt ihn hätte zum Ziele führen können. Daß seine Feinde auch fernerhin nicht müßig sich verhielten, sollte er nur zu bald erfahren.

* * *

Um diese Zeit führte der Deutsche Kaiser gar harte Kämpfe in Italien. In diesen Kriegen lernte man zuerst den Werth des Fußvolkes würdigen. Maximilian, der zu der Zeit auf dem Deutschen Kaiserthrone saß, war es, der sein streitbares Landvolk in den Oesterreichischen Erblanden unter Fähnlein sammelte und die Männer mit schweren Piken und riesigen Schlachtschwertern bewaffnete.

Man nannte sie Landsknechte. Aus Schwaben und Franken eilten kräftige Handwerker unter diese Fähnlein, die stark und kühn, nach Deutscher Sitte unter ihrem Kaiser stritten. Dem Beispiele Maximilians kamen die Edlen nach; sie hatten einsehen gelernt, daß der ungelenke, durch seine Eisenrüstung beschwerte Reiter diesen leicht gewaffneten Kämpfern, die in dichten Rotten, ohne das Glied zu verlassen, unaufhaltsam vordrangen, unterliegen müsse. Deßhalb warben auch sie unter dem Landvolk und führter die Geordneten ihrem Oberherrn zu, oder bedienten sich ihrer zur Durchführung eigener Fehden. Grafen und Fürsten sah man zu Fuß an der Spitze dieser Knechte streiten, unter denen viele Junker mitfochten, welche den Harnisch mit dem Wams vertauscht hatten. So sank der Werth der Eisenritter, des schwergeharnischten Ritters, während die Deutschen Landsknechte die Schlachten entschieden. Dadurch stieg der Muth dieser trotzigen Genossen, denen das Schwert mehr behagte als der Pflug, oder das Leben in der friedlichen Werkstatt. Aus allen Theilen Deutschlands strömten die Jünglinge dem Obersten zu, der, um ein Regiment „aufzurichten“, die Werbefahne ausgehängt hatte und die Trommel rühren ließ. „Wenn der Teufel Sold ausschreibt, so

Digitized by Google

fleugt und schneit es zu, wie die Fliegen im Sommer", sagt ein Schwäbischer Chronist.

Die Landsknechte wurden nur für kurze Zeit geworben. War der Kampf beendet, so zogen sie nach ihrer Heimat zurück, und legten Hellebarde und Schlachtschwert bei Seite, bis sie der Waffen von neuem bedurften. Andere, denen das tolle Leben im Vaterlande gefiel, traten in fremder Herren Sold und dienten den Königen und Fürsten [illegible] von Mailand bis [illegible]

Nicht immer endete der auf die Dauer eines Krieges lohnende Dienst nach Beendigung desselben seine Gesellen. Durch Erpressungen bereichert, hielt er die Schaar beisammen und wartete eines an ihn ergangenen Rufes, oder versuchte, gleich einem Italienischen Condottiere, auf eigene Hand einen Streifzug gegen verhaßte Stände oder für ihren Reichthum fürchtende Städte. That schnelle Werbung Noth, so raffte man Kriegslustige jeder Sprache und Farbe unter die Fahnen. Eine solche „Bande" war es, welche Johann Rode, Erzbischof von Bremen, im Jahre 1498 in seine Dienste nahm. Mit den Herzögen von Lauenburg, welche ihre Ansprüche auf das Land Wursten mit dem Schwerte zu behaupten suchten, in Kampf verwickelt, rief er die „Große Guardia", einen Schwarm von 4000 Landsknechten, aus Deutschen und Spaniern, Franzosen, Schotten und Mohren bestehend. Anfangs hatten sie unter Albrecht von Sachsen gegen die Friesen gefochten, dann unter Maximilian sich bewährt; endlich waren sie vom Herzoge von Geldern gegen Cleve geführt. Die augenblicklich Unbeschäftigten folgten dem Rufe des Erzbischofs. Aber von den muthigen Bauern des Landes Wursten fiel ihrer eine große Zahl, und ihr Führer, Ulrich von Darnum, wurde bis zum Tode verwundet. Ringsum wurde das Land auf eine entsetzliche Weise verheert. Der Erzbischof konnte sich der wilden Gäste nicht wieder entledigen, bis sie dem Anerbieten des Königs Johann von Dänemark folgten und in dessen Dienste traten.

* * *

Inmitten des Städtchens Springe, zwischen den anderen Häusern fast versteckt, lag die Herberge „Zur goldenen Gans", ein unansehnliches, einstöckiges, halbverfallenes Häuschen. Die Bürger der Stadt kamen nicht gern in dieses Haus, da der Wirth im Verdacht stand, mit allerlei verdächtigem Gesindel, das sich zu der damaligen Kriegeszeit in den Deutschen Ländern überall umhertrieb, im Verkehr zu stehen. Es pflegten daher nur entl[illegible] Landsknechte, fahrende Schüler, leichtfertige Dirnen, Zigeuner [illegible] ähnliches Gelichter hier ihre Einkehr zu halten, da [illegible] scheues Gewerbe hier ungescheut treiben konnten.

An einem Abend, kurz nach der zwischen dem Bürgermeister und seinem Sohne stattgehabten Unterredung, saßen in dem räucherigen Gastzimmer dieser Herberge zwei Männer im leisen, eifrig geführten Gespräche mit einander begriffen. Draußen stürmte der Gewitterwind, schwüle Luft drang in die lockeren Fenster und der Strichregen prasselte gegen die kleinen Fensterscheiben. Aber drinnen, im düster erleuchteten Zimmer war es fast still, denn die beiden Männer waren die einzigen Gäste, und was sie sprachen, drang nicht einmal zu den Ohren des kleinen, kugelrunden Wirthes, der sich nicht wenig darüber ärgerte, daß schon seit längerer Zeit die gefüllten Kannen, welche vor den beiden Flüsternden standen, nicht geleert wurden. Der eine dieser beiden Gäste, ein junger Bursche von untersetzter Statur, mit röthlichem Haar und kleinen, falschen Schielaugen, war der liebenswürdige Tobias, der Sproß des Bürgermeisters Dodekind; der Andere, in der Kleidung der Landsknechte, hatte schon das mittlere Mannesalter überschritten, wie das sein grauer Bart und das mehr noch von Narben als von Runzeln durchfurchte Gesicht, welches vom Wind, Wetter und Strapazen dunkel geröthet erschien, bezeugten. Endlich schienen sich Beide geeinigt zu haben, denn mit den Worten: „Nun gut, ich verlasse mich ganz auf Euch!“ schlug Tobias in die ihm dargebotene Hand des Anderen.

— „Bei'm Frundsberg, dem gewaltigen Kriegsobersten!“ — rief dieser mit rauher Stimme — „es müßte gar arg zugehen, wenn wir diesen Gimpel nicht in unser Garn bekämen; seid ohne Sorgen, ich verstehe mich gut auf den Menschenfang, und ehe morgen der Hahn kräht, ist der unbequeme Liebhaber in Sicherheit. Meine Burschen haben das Gehöfte umstellt, und ist er erst in deren Hände gefallen, so befreit ihn selbst der Teufel nicht wieder daraus. Aber jetzt rückt heraus mit den Goldfüchsen, denn nach der Affaire werden wir uns wohl nicht wieder sehen, da ich den Burschen der Fahne übergeben muß.“

— „Hier ist die verabredete Summe“, sagte Tobias, indem er einen gefüllten ledernen Beutel aus dem Wamse zog und dem Andern überreichte, den dieser, nachdem er ihn einen Augenblick prüfend in der Hand gewogen, schmunzelnd einsteckte. Hierauf ergriffen Beide die vor ihnen stehenden Kannen und leerten sie.

— „Auf gutes Glück!“ — rief der Sohn des Bürgermeisters — „Und jetzt fort von hier, Ihr habt schon über die Gebühr gezögert.“ Dann warf er dem herzugetretenen Wirthe einen Goldgulden für die Zeche hin und sagte zu diesem mit strenger Stimme: „Schweigt über Alles, was Ihr hier gesehen oder gehört haben mögt, wenn Euch Eure Haut lieb ist.“ Mit diesen Worten verließen Beide die Schenke, vor deren Eingange sie sich trennten; Tobias sich nach der Wohnung seines Vaters

Digitized by Google

zu wendend, der Andere rasch und vorsichtig aus dem Städtchen eilend.

Eine dunkle Nacht hatte sich inzwischen auf die Gegend herabgesenkt. Der Gewitterwind tobte mächtig in den Gipfeln der Bäume; zackichtes Gewölk, vom Winde gejagt, warf den Strichregen immer dichter herab; kaum konnte der Vollmond zuweilen einige Minuten lang durchblicken durch die eilig am Himmel vorüberjagenden [illegible] und am südlichen Horizonte thürmte sich schroffgetürmt Wolfenberg [illegible] wunderbarster und Grauen erregendster Gestalten. Als der Mann aus der Herberge in die Nähe des Gehöftes vor der Stadt kam, sah er einen tiefen Schatten erscheinen, der sofort aus dem Dunkel, welches über den Wirthschaftsgebäuden ausgebreitet war, brandmarket wurde. Mehre bewaffnete Männer, in der Tracht der Landsknechte, schlichen herbei und sammelten sich um den Hinzugekommenen, der ihr Anführer zu seyn schien.

— „Nun, wie steht's, Ihr Burschen?" — fragte dieser mit leiser Stimme — „ist der Fuchs im Bau?"

— „Alles ist still und ruhig im Hause," — war die Antwort — „schon seit einer Stunde ist das Licht in dem Wohnzimmer erloschen."

— „Gut denn, so paßt auf, daß der Vogel nicht entwische. Ihr wißt, daß der Bursche jetzt schon die ganze Wirthschaft versieht; er wird die Thür öffnen, dann ist es Zeit für Euch." — Mit diesen Worten näherte er sich vorsichtig dem Eingange des Hauses und pochte mehre Male kräftig an die Thür. Seine Begleiter hielten sich vorsichtig zu beiden Seiten im Dunkel verborgen. Nach einer Weile näherte sich innen im Hause Jemand der Thür.

— „Wer klopft noch so spät?" — fragte eine Stimme unwillig.

— „Ein armer Wandersmann, der vor Erschöpfung und Hunger schier umkommt," — war die in mitleiderregenden, klaglichen Tönen hervorgebrachte Antwort — „darum bei allen Heiligen beschwöre ich Euch, weis't mich nicht zurück von Eurer Thür. Ihr würdet mich sonst in den Tod treiben."

— „Nun, wenn's so schlimm mit Euch steht, so muß ich Euch wohl aufnehmen," — sprach gutmüthig der im Hause sich Befindende. Dann hörte man das Geräusch des zurückgeschobenen Riegels, die Thür wurde geöffnet und ein Mann im leichten Nachtkleide trat auf die Schwelle.

— „Wo seid Ihr denn?" — fragte er, indem er das draußen herrschende Dunkel zu durchspähen suchte.

Kaum hatte er jedoch diese Worte ausgesprochen, als [illegible] beiden Seiten von kräftigen Händen gepackt wurde, [illegible]

Digitized by Google

Faustschlag, der sein Haupt traf, streckte ihn bewußtlos zu Boden. Schnell hoben ihn die Unbekannten in die Höhe und schleppten ihn auf die Heerstraße, wo ein bespannter Leiterwagen bereit stand. In wenigen Augenblicken waren dem Ohnmächtigen Hände und Füße gebunden, dann warf man ihn auf mehre Strohbündel, die sich auf dem Wagen befanden. Seine Angreifer nahmen vor und hinter ihm Platz und rasch rollte der Wagen durch das nächtliche Dunkel davon. —

Das plötzliche und räthselhafte Verschwinden des Verlobten der Margareth erregte ein großes Aufsehen im Städtchen. Man fand am anderen Morgen die Thür des Hauses geöffnet, auf der Schwelle fanden sich frische Blutspuren, die Zeugen eines wahrscheinlich stattgehabten nächtlichen Kampfes; allein wo der Jüngling geblieben, blieb in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt, obgleich man es an den eifrigsten Nachforschungen nicht fehlen ließ. Margareth, die arme Verlassene, aber hatte schreckliche Tage. Das sonst so blühende, lebenslustige Mädchen war eine bleiche lebendige Leiche geworden. Vergebens suchte der Vater sie durch Trostesworte aufzurichten, vergebens ihr die Hoffnung auf die Rückkehr des Geliebten zu erwecken; still und theilnahmlos saß sie, vor sich hinbrütend, da; sobald sich jedoch der rothköpfige Tobias wieder einzustellen wagte, floh sie mit deutlich ausgesprochenen Zeichen der Verachtung und des Abscheus in ihr Kämmerlein, in welchem sie sich Tage lang verborgen hielt. Als aber eines Tages ein reisender Handelsmann erzählte, daß er auf seiner Reise durch Schwaben einem Zuge reisiger Landsknechte begegnet sei, von denen Einer ihm gar bekannte Züge gehabt, die er schon einmal hier im Hause gesehen zu haben glaube, da horchte das Mädchen hoch auf. Mit vor Aufregung bebender Stimme forschte sie nach dem kleinsten Umstande dieser Begegnung; allein der Handelsmann konnte ihr nur geringe Auskunft geben. Die Landsknechte zogen, wie er gehört hatte, zum Kaiserlichen Heere, und ob der Gesehene wirklich ihr verlorener Geliebter gewesen, war nach der Beschreibung, die der Reisende von ihm entwarf, mehr als zweifelhaft. Ein neuer Geist schien aber dem Mädchen aufgegangen zu seyn. Ihre Wangen rötheten sich, ihre Augen glänzten in ungewöhnlichem Feuer und ihre ganzen Bewegungen waren so hastig, daß es schien, als könne sie die Zeit nicht erwarten, in welcher sie einen in ihrem Innern gereiften Entschluß zur Ausführung bringen werde. Bei'm Schlafengehen umarmte und küßte sie den alten Vater in heftiger Aufregung; bat ihn, ihr zu verzeihen, wenn sie ihn je gekränkt habe, und noch spät in der Nacht hörte man sie in ihrem Kämmerchen schluchzen und weinen. Am nächsten Morgen aber, als sie nicht in der Wirthschaft erschien und der Vater sie nachsuchte, fand er die Kammer leer, ihr Bette war un-

Digitized by Google

angerührt, nur ein Theil der nothwendigsten Kleidungsstücke fehlte. Das Mädchen war verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Indische Hochzeitsfeier eines Nabob von Oude.

Aus Mrs. Meer's „Pictures of India“ [1]).

Wezier Ali, der älteste von den angenommenen Söhnen des Asoph ud Dowla, des nunmehr längst verstorbenen Nabob von Oude, sollte verheirathet werden. Der Bräutigam war dreizehn Jahre alt, von dunkler Farbe und nicht schön; seine Braut war zehn Jahre alt, noch dunkler von Farbe und womöglich noch häßlicher als er. Die eingeladenen Gäste, worunter viele Engländer waren, begaben sich Abends zu dieser Feier, und der Augenzeuge dieser Hochzeit schloß sich namentlich vier Englischen Damen und zwölf Herren an, und jede Person wurde auf einen schön behangenen Elephanten gesetzt, die der Nabob geschickt hatte.

Auf der Ebene bei Lucknow hatte der Nabob zum Empfange der für die Hochzeitsfeier sich versammelnden Gesellschaft viele Zelte aufschlagen lassen, von denen sich besonders zwei durch ihre große Pracht auszeichneten. Dieselben waren aus starkem baumwollenen Stoffe gemacht und mit dem feinsten, Englischen Tuche gefüttert, sowie mit dicken Seidenschnüren befestigt und geziert. Jedes dieser beiden Zelte hatte eine Länge von 120 und eine Breite von 60 Fuß, die Zeltstangen waren 60 Fuß hoch und hielten 10 Fuß hohe Wände. Beide Zelte hatten 50,000 Pfund Sterling gekostet.

Vor demjenigen dieser beiden Prachtzelte, welches zur Aufnahme der Gäste bestimmt war, befand sich ein hundert Fuß langes und ebenso breites Vordach vom feinsten, Englischen Tuche verfertigt, von sechzig, mit Silberblech beschlagenen Stangen getragen; ein solches Vordach wird Schumeeana genannt. — Als die Gäste auf ihren geschmückten Elephanten vor diesem Zelte anlangten, empfing sie der gutgelaunte Nabob mit großer Höflichkeit und führte sie in das Zelt, wo sie eine Stunde verweilen mußten. Der Nabob blitzte von Juwelen und ein Kennerauge schätzte den Werth der Kleidung des Nabob auf mindestens zwei Millionen

[1]) S. d. Note St. 2. S. 21.

Pfund Sterling. Nunmehr führte der Nabob seine Gäste unter das Schumeeana, das unterdessen durch zweihundert zierlich gearbeitete, Europäische Wandleuchter und ebenso viele, unter Glas gestellte Wachskerzen, sowie viele hundert wohlriechende Fackeln erleuchtet war, so daß die Augen geblendet wurden.

Hier befanden sich über hundert reichgekleidete Bajaderen, welche die Hochzeitsgäste mit ihren üppigen Tänzen und sanften Gesängen, meist in Persischer Sprache, angenehm unterhielten. Gegen sieben Uhr erschien der Bräutigam Vezier Ali so mit Juwelen beladen, daß er kaum gehen konnte. Seine Ankunft war das Zeichen, daß die Gesellschaft ihre Elephanten besteigen sollte, um nach einem, etwa eine halbe Stunde Weges entfernten großen und schönen Garten sich zu begeben; es geschah dieses in Form einer Processson, die unbeschreiblich prachtvoll und feenhaft war. Sie bestand aus mehr denn 1200 Elephanten, auf das Glänzendste und Verschwenderischste ausgerüstet, und die, wie die geregelte Reiterei, in gerader Linie marschirten. Etwa hundert dieser Elephanten in der Mitte des Zuges trugen mit Silberblech reich beschlagene Howdahs oder Sättel auf ihren Rücken und in der Mitte dieser Gruppe saß der Nabob auf einem ungewöhnlich großen und mit Goldstoffen behängten Elephanten und sein Howdah war ganz mit Goldblech beschlagen und reich mit Edelsteinen geziert. — Zu seiner Rechten saß der Englische Resident an seinem Hofe, ein Mr. Johnstone, zur Linken der junge Bräutigam Vezier Ali.

Zu beiden Seiten der Straße hatte man hohe Gerüste aus Bambusrohr errichtet, welche Bastionen, Bögen, Minarets und andere thurmähnliche Gebäude vorstellten und alle mit Lampen bedeckt waren, die eine wahrhaft zauberische Illumination darboten. Auf jeder Seite des Zuges, sowie vor den Elephanten waren die Bajaderen, welche von Palankin-Trägern auf leichten, hölzernen Plattformen getragen wurden, die einen reichen Schmuck von Gold- und Silberstoffen hatten und zu beweglichen Bühnen dienten, auf deren jeder zwei Bajaderen fortwährend tanzten und ein Musikant die Musik dazu machte. Auf jeder Seite der Processson waren an hundert solcher getragener Tanzbühnen.

Der ganze Boden von den Zelten bis zu dem großen Garten war mit Feuerwerk bepflanzt, so daß bei jedem Schritte, den die Elephanten vorwärts thaten, sich die Erde zu öffnen schien und Tausende von Feuersternen und Leuchtkugeln in die hohe Luft sprühte, die mit den Sternen des klaren Abendhimmels wetteiferten; von allen Seiten sauf'ten Raketen empor oder donnerten hölzerne Bomben auf, die in der Höhe zerplatzten und zahlreiche, feurige Schlangen auswarfen, welche den hellsten Tagesschein über die Gegend verbreiteten. Die Processson bewegte sich nur sehr langsam vorwärts, um den Feuerwerken Zeit zu lassen, sich im

Digitized by Google

Weiterrücken zu entzünden. Außerdem wurde der Zug noch von dreitausend Fackelträgern begleitet.

So erreichte der Zug mit stolzem Gepränge den Garten, der, obgleich nur eine Viertelstunde entfernt, doch erst nach zwei vollen Stunden erreicht wurde. Im Thore dieses Gartens angekommen, verließen die Personen ihre Elephanten und traten in diesen feenhaften Park ein, der mit unzähligen aus durchscheinenden, gefärbten Papieren gefertigten Laternen, welche zwischen allen Zweigen der Bäume hingen, [illegible] Licht [illegible] erhellt war. Hier befand sich ein großes Gebäude, zu dem die Gesellschaft hinaufstieg und in einen großen Saal gelangte, der mit unzähligen Lampen und krystallenen Hängeleuchtern von Englischer Fabrik geziert war, die sämmtlich brennende Wachskerzen trugen.

Hier bewirthete der Nabob seine Gäste mit einer ausgewählten, eleganten Mahlzeit, die aus vortrefflich bereiteten einheimischen und Europäischen Gerichten bestand, nebst allen Gattungen von Früchten und Zuckerwerk; während der Mahlzeit tanzten über hundert Bajaderen und unterhielten mit ihren fröhlichen Gesängen.

So verfloß die Zeit, bis die Sonne des kommenden Tages aufstieg und an den Aufbruch mahnte; man zog in derselben Ordnung und Pracht auf den Elephanten wieder zurück, und der Nabob, in der Eigenliebe seines Orientalischen Stolzes und Prachtgefühls, entließ seine Gäste mit der zufriedenen Bemerkung, daß man nie in Indien ein solches Schauspiel gesehen habe und auch niemals wieder sehen würde. Diese Hochzeitsfeierlichkeit dauerte auf die nämliche Weise drei Nächte hintereinander, die Gäste fanden sich jeden Abend von Neuem ein und die ganze Lustbarkeit kostete dem Nabob an 300,000 Pfund Sterling.

Für den zur Hochzeit eingeladenen Europäer hatte es etwas Befremdendes, weder eine Braut, noch Hochzeitsfeierlichkeit zu sehen, wobei die Gäste dem Ceremoniel der ehelichen Verbindung beiwohnen oder doch durch das junge Paar daran erinnert werden konnten. Es war nichts als Pomp und Genuß, ohne daß die Braut aus ihrem Frauengefängnisse, dem Zanana, herausgekommen wäre. — Was im engeren Kreise des Nabob übrigens als wirkliches Hochzeitsceremoniel vorgefallen war, blieb den Gästen unzugänglich.

Wir nehmen hier Gelegenheit, noch einiges über den Nabob von Oude, Asoph ud Dowla, und seinen Luxus hinzuzufügen. Derselbe hatte sehr sanfte Sitten, er war großmüthig bis zur Verschwendung, besaß aber, bei einem guten Herzen, nur wenig Kopf. Seine großen Einkünfte verwendete er gern auf Gärten, Paläste, Pferde, Elephanten, besonders auch auf alle Gattungen Europäischer Manufacturen und Fabrikproducte, namentlich [illegible] Flinten, Leuchter und Spiegel, die er gern aus England [illegible] [illegible] Gemälde und man fand bei [illegible]

Digitized by Google

und Kennerschaft, Bilder auf kleinen Bretchen, die Enten und Gänse darstellten und in Europa für ein paar Pfennige Werth gehabt haben mochten, neben den schönsten Bildern von Claude Lorrain; — er kaufte schlechte Laternen, wenn sie nur aus Europa kamen, aber dann auch Wandspiegel und Kronleuchter, die das Stück 2—3000 Guineen kosteten. Jedes Jahr gab er für Englische Manufacturen aller Art über 200,000 Pfund Sterling aus.

Er besaß über hundert Lustgärten, zwanzig Paläste, zwölfhundert Elephanten, dreitausend schöne Reitpferde, zehnhundert herrliche Doppelflinten, siebenzehnhundert prächtige Kronleuchter und dreißigtausend große Gläser ohne Boden von verschiedenen Formen und Farben, in die man die Wachskerzen steckte, um sie im Freien vor dem Winde zu schützen; er hatte mehre Hundert große Wandspiegel, Wandleuchter, Wanduhren, er war im Besitze der vier größten Spiegel, die zu seiner Zeit jemals in Europa gemacht waren und besonders für ihn in London gegossen werden mußten. Und doch waren diese Spiegel, die damals ein Weltwunder hießen, nur 12 Fuß hoch und 6 Fuß breit und aus einem einzigen Stücke, aber sie hatten dem Nabob, mit den kostbar vergoldeten Rahmen, 8000 Pfund Sterling gekostet.

Einige seiner Wanduhren waren merkwürdig und reich mit Edelsteinen besetzt, von denen ein Paar 30,000 Pfund Sterling werth waren. Er besaß jedes Instrument und jede Maschine, welche Kunst oder Wissenschaft construirt hatten, ohne deren Gebrauch zu kennen. Er kaufte Alles, was ihm neu war, oder aus Europa kam, und mancher schlaue Verkäufer hat für geringfügige Dinge schwere Kaufsummen von ihm gezogen.

Sein Zanana war groß und prachtvoll und enthielt über fünfhundert der schönsten Weiber von Hindostan, die hier zwischen hohen Mauern ihr Leben verschmachten mußten und das Gefängniß nur auf der Todtenbahre verließen.

Er besaß auch große Wagen, die von einem oder zwei Elephanten gezogen wurden und groß genug waren, um einem Dutzend Menschen darin ein bequemes Mittagsessen zu geben; — er hatte eine unzählige Menge Bedienten und eine zahlreiche Armee, obgleich er mit seinen Nachbarn in fortwährendem Frieden lebte und von der Englischen Compagnie hinreichend geschützt wurde.

Seine Einkünfte beliefen sich auf drei Millionen Pfund Sterling und dennoch hatte er immer Schulden, wie man sich aus obigen Mittheilungen erklären kann. Seine Juwelen aber wurden auf acht Millionen Pfund Sterling geschätzt.

Digitized by Google

Goethe und das Leben am Weimarschen Hofe. *)

Doctor Wolfgang Goethe war, als er in Weimar ankam, ein langer, schmächtiger, fast dürrer junger Mann mit hoher Stirn, langer Nase, hervorstehenden Lippen und leuchtenden, [illegible] Augen, [illegible] schon [illegible] schmachten, über [illegible] Ton [illegible] Haltung [illegible] Wissen [illegible] schulmeistern konnten. Dabei [illegible] eine [illegible] Natur, [illegible] wurf gewandt in allen Leibesübungen, von [illegible] Ueberfluß [illegible] natürlichen Muthwillens, unerschöpflich an Possen und närrischen Einfällen, übersprudelnd von Geist und Witz, an ein lustiges Leben gewöhnt und sicher in dem Gefühl seines Werthes und seines jungen großen Dichterruhmes.

So erschien er, ein schöner Mann, unabhängig, anerkannt und angestaunt als größtes Genie am Hofe zu Weimar, wo, wie er sich selbst ausdrückt, „eine tolle Compagnie von Volk beisammen war, wie es sich auf so einem kleinen Fleck, wie in einer Familie, nicht wieder so findet", in einem Kreise nicht bloß hochgestellter, sondern auch hochgebildeter Personen, welche Kunst und Literatur liebten, ja, was namentlich in jener Zeit mit Auszeichnung hervorgehoben zu werden verdient, welche Deutsche Kunst und Deutsche Literatur liebten. Er erschien an einem, wie schon erwähnt, jugendlichen Hofe, den schon die verwitwete Herzogin Amalie der strengen Etikette entzogen hatte, und man darf und wird sich nicht wundern, daß das Leben da bald ein anderes wurde als es sonst an den Höfen zu seyn pflegt.

Obgleich er zunächst als Gast des regirenden Herzogs kam, machte sich sein überragender Geist, seine imponirende Persönlichkeit überhaupt, bald dermaßen geltend, daß er das tonangebende, Alles bestimmende Element wurde und Jahre lang blieb. — —

Die ersten Wochen trieben diesen „Zauberer" in Zerstreuung von frühem Morgen bis in die tiefe Nacht um. Es gab Jagden und Bälle, Schlittschuh- und Schlittenfahrten mit und ohne Maske. Einer seiner ersten Briefe aus Weimar meldet, daß er sich mit der Schlittenpeitsche über das Gesicht gehauen habe, und in Folge davon mit dem verletzten Auge nicht sehen könne. Sein Landsmann Kraus hatte ihm schon in Frankfurt Zeichnungen von der Wald- und Berggegend bei Bürgel und Waldeck gezeigt, wo der Förster rauh gestaltete Felspartien, Gebüsch und Waldstrecken durch Brücken, Geländer und Wege gehbar gemacht. Um die Töchter des Mannes bewarben sich Bertuch und Kraus. Als nun Karl

*) Im Auszuge aus: Goethe und die lustige Zeit in Weimar. S. d. Note St. 2. S. 30.

August in den Weihnachtsfeiertagen 1775 einen Besuch in Gotha machen mußte, benutzten diese Gelegenheit Goethe, Bertuch, Einsiedel, der Kammerjunker von Kalb u. s. w. zu einem Ausfluge nach Bürgel. Goethe aber versprach für den Herzog ein Tagebuch von dieser Winterfahrt zu halten. Ein Stück davon ist aufgefunden worden und es charakterisirt das Treiben damals so treffend, daß es hier in unserer Schilderung nicht fehlen darf.

„Sonntags früh eilf. Unser Bote ist noch nicht da, der Schlittschuhe mitbringt; ihm sind tausend Flüche entgegengeschickt worden. Wir sind in der Gegend herumgekrochen und geschlichen. Gleich hinter dem Hausgarten führt ein wilder Pfad nach einem Felsen, worauf ein altes Schloß der Grafen von Gleichen stand mitten im Fichtenthal. Bertuch hat mit seinem Mägdlein Rasen- und Moosbänke und Hüttchen und Plätzchen angelegt, die sehr romantisch sind; die Felsen hinab sind wilde Blicke und ein offener, freundlicher über die Fichtentiefen nach Bürgel hin. Die Morgensonne war lieb. Ich stieg mit Bertuch seitwärts einen Felsenstieg ab zu einem Brunnen und Fischkasten. Die Eiszapfung der Felsen herab! — Der Bote ist da und nun auf's Eis! Segen zum Morgen und Mahlzeit, lieber gnädiger Herr! — Die Schrittschuhe sind vergessen. Ich habe gestampft und geflucht und eine Viertelstunde am Fenster gestanden und gemault; nun laben sie mich mit der Hoffnung, es käm' noch ein Bote nach. Muß also ohne geschritten zu Tische. — Abends vier. Sie sind gekommen, habe gefahren und mir ist's wohl.

Den ersten Freitag früh acht. Hab' ziemlich lang geschlafen; die Sonne steht schon am Himmel. Der Abend gestern ward mit Würfeln und Karten vergabundet. Abends sechs. So auch der ganze heutige Tag! Nach Bürgel geritten! Nach Tische rammelten sich Rugantino und Basco, nachdem wir vorher unsere Imagination spazieren geritten hatten, wie's seyn möchte, wenn wir Spitzbuben und Vagabunden wären und, um das natürlich vorzustellen, die Kleider gewechselt hätten. Kraus war auch gekommen und sah in Bertuch's weißem Tressenrocke und einer alten Perücke des Wildmeisters wie ein verdorbener Landschreiber, Einsiedel in meinem Frack mit blauem Krägelchen wie ein verspielt Bürschchen, und ich in Kalb's blauem Rock mit gelben Knöpfen, rothem Kragen und vertrottelten Kreuz- und Schnurbart wie ein Capitalspitzbube aus."

Nach diesem Stückchen wird man verstehen, was Goethe mit den vielcitirten Worten meint: „wir machen des Teufels Zeug" oder „wir treiben's toll", und warum Wieland äußert: „Goethe hat in den ersten Monaten durch seine damalige Art zu seyn, die Meisten scandalisirt und dem Teufel Macht über sich gegeben."

Großes Aufsehen machte zunächst in der kleinen Stadt, in welcher nichts verschwiegen bleiben konnte, das freundschaftlich

vertraute Verhältniß des Herzogs, des „Landesherrn“, mit dem Fremden, dem Bürgerlichen, dem Belletristen. Aergerniß erregte ferner in manchen Kreisen das Schlittschuhlaufen, das Goethe sofort einführte und das die meisten Herren vom Hofe, ja Damen, selbst die Herzogin Louise, erlernten. Auf der Schwanseewiese tummelte man sich vielfach umher. Es wurden sogar nächtliche Fahrten auf dem Eise in Maskenanzügen bei Musik [illegible] den Gassen der Residenz [illegible] Fackeln hatten, oder man veranstaltete andere Lustbarkeiten der Eisbahn. So erwähnt Bertuch in seinen Aufzeichnungen eine solche große Illumination vom 16. Febr. 1777, welche 105 Thlr. 10 Gr. kostete. Auch Fackeltänze führte man auf dem Eise auf. Es gab ferner große Schlittenfahrten, bisweilen mit frazenhaften Masken, wie ja überhaupt in jener Zeit das Karikirte, Ungeheuerliche eine besondere Liebhaberei von Goethe war. Daß er sich aber mit Karl August mitten auf den Markt gestellt und stundenlang mit Schlittenpeitschen geknallt, ist ein so kindisch albernes Geschwätz, daß es nur von Böttiger nacherzählt werden konnte. Daß übrigens Goethe der Vorliebe des Herzogs für Parforcejagden, Schweinhatzen und tolles Reiten folgte, trug viel dazu bei, Karl August noch fester an den Freund zu binden. Beide ritten einmal mit einander binnen acht Stunden (von früh sieben bis Nachmittag drei Uhr) von Leipzig nach Weimar, was, namentlich bei dem damaligen Zustande der Straßen, gewiß eine ungeheure Aufgabe war. Am nächsten Tage aber waren Beide frisch und munter.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Marianna Costa di Prato, ein Mädchen von kaum zwölf Jahren, macht jetzt als Dichterin in Italien bedeutendes Aufsehen. Ihre „Poesie“ sind zu Catanea in Druck erschienen und geben von bedeutendem Talent Zeugniß. Schon früher erregte in Neapel eine nicht ältere, Giovannina Milli, große Bewunderung. Dabei wird man an den dreizehnjährigen Valerius Pudens erinnert, der zur Zeit Trajan's bei den Olympischen Spielen den Preis als Dichter erhielt.

Hamburg, Gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1858. 1ster Band. 4tes Stück.

Ein Welf.

(Fortsetzung.)

Zu dieser Zeit brauſ'te die Kriegesfurie gar gewaltig durch Deutschland. Maximilian, der Deutsche Kaiser, schlug manche blutige Schlachten in Bayern und am Rhein. Es war, als ob die schönere Zeit des untergehenden Ritterlebens sich noch einmal in Maximilian ergänzt hätte. Wie er durch hohen starken Wuchs und die Schönheit seiner Züge unter allen Rittern hervorleuchtete, so machte auf der Jagd und im Turnier, im Schlachtgedränge und in der Handhabung der größeren und kleineren Feuerwaffe ihm keiner den Preis streitig. Der Kampf, wenn es des Reiches Ehre galt, war ihm erwünscht, dann schien ihm kein Feind zu stark, keine Burg zu hoch; an der Spitze der Seinigen stürmte er vor. In den nächsten Zeiten nach den Kreuzzügen hätte Maximilian der Held seines Jahrhunderts werden müssen. Aber wie wesentlich hatten sich jetzt die Verhältnisse der Staaten und Völker umgebildet! Mit großen, geordneten Schaaren wurden die Schlachten geschlagen und größtentheils durch Geschütze und die Gewalt des Fußvolks entschieden. Schlaue Unterhändler knüpften und lös'ten Bündnisse, und ihre Thätigkeit bestimmte sicherer den Ausgang der Fehden, als die Heldenkraft Einzelner. In diesen Gang der Begebenheiten vermochte sich Maximilian nicht zu finden. Ihm war die langsam abwägende Berathung nicht gegeben: er konnte in fester, wahrer Treue geloben und bis zum Tode dem Gelübde anhängen, oder wo Argliſt ihn umgab, dreinschlagen; dem zarten Gewebe der Politik mochte sein treues, freundliches Auge kaum einen Blick schenken.

Nun war im Jahre 1503 Herzog Georg der Reiche von Bayern-Landshut ohne Hinterlaſſung männlicher Erben verstorben, nachdem er, mit Uebergehung seiner nächsten Agnaten, Albrecht

Digitized by Google

und Wolfgang von München, seinen Schwiegersohn Ruprecht, Pfalzgrafen am Rhein, zum Erben ernannt hatte. Maximilian jedoch entschied im Fürstenrathe, daß die Reichslehne, welche Georg besessen, den Händen seiner Vettern in München übergeben werden sollten. Diesem Spruche widersetzte sich Ruprecht, eine sich [illegible] seinem Vater, dem Pfalzgrafen Philipp, warb bei Ludwig XII. von Frankreich um Geld, und begann 1501, unterstützt von [illegible] harten Horden und einer Schaar gewaltiger Söhne, [illegible] erbitterten Kampf um die ihm abgesprochenen Besitzungen. Mit seinem Kaiser, welcher über die Widersacher, die Acht des Reiches verhängt und die Rüstung des Schwäbischen Bundes betrieben hatte, stritt Herzog Erich der Aeltere, der nicht nur inzwischen die Regirung über das Land zwischen Deister und Leine, die Stadt Hannover und das Fürstenthum Oberwald angetreten, sondern sich auch mit Katharina, der Tochter des Herzogs Albrecht von Sachsen und Witwe Sigismund's von Oesterreich, verheirathet hatte. In der Nähe von Regensburg trafen sich die feindlichen Heere. Herzog Erich befehligte die Vorhut der Kaiserlichen Armee, die vornehmlich aus leichten Reitern und Landsknechten bestand. Im Angesicht der Böhmen, welche die Vorhut der Feinde bildeten, lagerten sich die verschiedenen Fähnlein und schickten Posten aus, um die feindlichen Bewegungen zu beobachten und zu überwachen, indeß der Kaiser mit der Hauptmacht noch im Heranrücken begriffen war.

Ein starkes Fähnlein Landsknechte, gemischt mit einigen leichten Reitern, bildeten den äußersten Posten, der sich an eine kleine Meierei anlehnte. Die Bewohner der Meierei, die keine Zeit zur Flucht gehabt hatten, brachten willig Alles her, was sie zu bieten vermochten, denn sie kannten das Geschick der Landsknechte in Haussuchungen jeder Art. Auf der großen Tenne brannte ein mächtiges Feuer, um das sich mehre Landsknechte gelagert hatten. Das Baret mit der hohen Feder, die weiten, nur bis zum Knie reichenden Pluderhosen, das geschlitzte Wams gaben in der rothlichen Beleuchtung den Rittigen ein malerisches und kriegerisches Ansehen. Ein schlanker, keck aussehender Reitersmann drehte am Spieß von Eichenholz ein ganzes Spanferkel, auf das er von Zeit zu Zeit prüfende und sehnsüchtige Blicke warf. Die Andern zechten lustig aus zinnernen Bechern, Kannen und anderen Trinkgeräthen, die sie sämmtlich einem bleichen, traurig aussehenden Mädchen hinhielten, dem das Geschäft obzuliegen schien, dieselben wieder zu füllen. [illegible]

„Du Peter, Du Allerweltskerl!“ rief lustig ein alter, grauhärtiger Kriegsknecht aus, „Du pfeifst ja sonst immer wie eine Amsel oder Drossel, gieb uns doch einmal das Lied vom frommen Landsknecht zum Besten.“

Digitized by Google

gem Weigern ein junger Landsknecht, der Lustigmacher des Fähnleins — „so singe ich Euch wohl das Lied, aber fallet mit dem Chorus gehörig ein.“

— „Das wollen wir,“ — riefen einstimmig die wilden Gesellen und der junge Fußknecht stimmte folgendes Lied an, dessen letzte Strophe seine Kameraden jubelnd wiederholten.

Wir Landsknechte, wir wollen brav und gut,
D'ran wagen unser Leib und Blut,
Zu Schutz der Kirch' und Landen,
Drinn' Gottes Wort wird rein gelehrt,
Da auch noch Zucht vorhanden,
Vorhanden.

Wider der Heiden Abgötterei
Und der Spanier Mörderei,
Beider Unzucht und Rauben,
Die ärger denn die Türken sind,
Das mag man gewißlich glauben,
Ja glauben.

Drumb seid getrost, Ihr frommen Knecht',
Für's Vaterland nur männlich fecht,
Welches jetzt der Feind will stecken
Durch's Bösen Gewalt in schwere Noth;
Laßt Euch ihr' Macht nicht schrecken,
Ja schrecken.

Wir haben auch auf unser Seit
Ein starken Heldt, der für uns streit,
Von Macht ist nicht seines Gleichen,
Gott's ewig'r Sohn mit seinem Heer,
Dem muß all' Gewalt entweichen,
Ja weichen.

Dieß Liedlein ist in Eil gemacht,
Einem jungen Landsknecht wohlgeacht
Zu freundlichem Gefallen,
Von Einem der wünscht Glück und Heil
Frommen Landsknechten allen,
Ja allen.

— „Bravo, ganz vortrefflich gesungen, junger Bursch,“ — rief ein alter, grimmig aussehender Rottenmeister aus — „das Lied ist mir wie aus der Seele gesprochen. Der Landsknecht führt das herrlichste Leben im ganzen Römischen Reiche. Ueberall,

Digitized by Google

wohin er kommt, findet er einen gedeckten Tisch und eine gefüllte Flasche. Wer einmal unser Leben gekostet und seine Genossen lieb gewonnen hat, der kann nicht wieder davon lassen. Darum, Kameraden, ein Hoch den Landsknechten!“

Jubelnd stimmten die Krieger in diesen Trinkspruch ein. Nur ein finster ausblickender Fußknecht von untersetztem Wuchse, dessen pechschwarzes Haar ihm wirr um den Kopf hing, rührte die gefüllten Becher [illegible]

— „Hollah, Kamerad, [illegible] der dieses bemerkt hatte — „es scheint, der Trinkspruch will Dir nicht munden, Geselle! Das macht gewiß das Böhmische Blut. Dort drüben hat es Dir nicht gefallen wollen, wie Du sagtest, als Du zu unserer Fahne schwurst, und jetzt scheint auch unsere Weise Dir nicht zu belieben. Sollte etwa noch der alte Teufel in Dir stecken?“

— „Ihr irrt Euch, Rottenmeister,“ — sprach mürrisch der also Gescholtene — „wenn Ihr Arges von mir denkt. Ich wünsche Euch und den Kameraden alles Wohl, was Ihr verdient; doch fühle ich mich seit gestern unwohl, denn ich bin nun schon seit drei Tagen auf der Vorwacht. Drum gönnt mir Ruhe, damit ich mich erhole.“ Mit diesen Worten lehnte er sich in eine Ecke und schien vor Ermüdung in den Schlaf zu fallen.

— „Nun, wenn's so ist,“ — brummte der Rottenmeister — „so laß' ich die Entschuldigung gelten. Aber jetzt, Kameraden, laßt uns einen anderen Trinkspruch ausbringen. Es gilt unserm tapferen und kühnen, aber auch gnädigen und freigebigen Obersten, dem durchlauchtigsten Herrn von Göttingen und Kalenberg, dem Herzog Erich! Ihm, der uns stets zum Kampf und Siege führte.“

Die Begeisterung, mit der die Landsknechte diesen Trinkspruch aufnahmen, war ein deutlicher Beweis von der Anhänglichkeit und Liebe, die sie zu ihrem Kriegesobersten hegten. Das junge, bleiche Mädchen aber, das bis jetzt theilnahmlos dem Treiben der lustigen Gesellen zugeschaut hatte, fuhr plötzlich auf, als der Name des Herzogs genannt wurde. Mit ängstlicher Hast näherte sie sich dem Rottenmeister, der den Trinkspruch ausgebracht hatte.

— „Verzeiht, o Herr,“ — sprach sie mit bebender Stimme — „Ihr nanntet da soeben den Namen Eures Kriegesobersten. Hörte ich recht, so saget Ihr, es sei der Herzog von Göttingen und Kalenberg?“

— Ganz recht, mein Mädchen,“ — entgegnete ihr mit freundlichem Grinsen der alte Soldat — „Du täuschest Dich nicht.“

— „Und wo weilt der edle Herzog?“ — fragte mit Spannung das Mädchen weiter — „ich bitte Euch, gebt mir Kunde.“

— „Ei, ei, mein Dirnlein, was ist das?“ [illegible]

Rottenmeister — „steht Dir der Sinn nach einem so gewaltigen Kriegeshelden?“

— „Wie könnt Ihr nur so sprechen“, stammelte bestürzt die Jungfrau.

— „Nun, nun,“ — beruhigte sie der Krieger — „es war so böse nicht gemeint. Unser Oberst hat in Flohrberg, eine Viertelstunde Weges hinter diesem Vorposten, sein Quartier aufgeschlagen, dort lagern auch die übrigen Fähnlein der Vorhut. Doch, alle Wetter! wen haben wir denn da?“ mit diesen Worten zeigte er auf einen Mann in blauem Kittel, der von einem der Landsknechte herein geführt wurde.

Während das Mädchen sich unbemerkt zurückzog, trat der Landsknecht mit dem Fremden zum Feuer und sprach: „Da, Bauer, suche daß Du hier Platz findest! sei nur nicht ängstlich, Du bleibst hier ungeschoren.“ Dann wandte er sich zu dem Rottenmeister und gab ihm mit den Worten Auskunft über den Fremden: „Es ist ein Bauer, Herr, der Korn und reife Früchte nach Flohrberg zur Vorhut brachte, und da sein Weg ihn hier gerade vorbeiführt, so will er sich zur Reise weiter stärken.“

— „In Gottes Namen mag er's thun“, sprach genehmigend der Anführer.

— „Sagt mir einmal, Herr Rottenmeister,“ — fragte einer der Landsknechte — „wird's denn noch nicht bald zum Angriff kommen? Dieses Lungern auf der Vorhut will mir gar nicht behagen.“

— Nun, nun, gemach, mein Freund, ein gutes Ding will Weile haben. Glaubst Du, dem Herzoge gelüste es nicht auch nach einem tüchtigen Kampfe. Er versteht's ja, dem Feinde den Pelz gar gründlich auszuwaschen. Das hat er schon in Italien und Frankreich bewiesen. Wißt Ihr es nicht noch, wie er bei Tournay sich an der Spitze weniger Reiter dem überlegenen Feind kühn entgegen warf und ihn zu schneller Flucht zwang? Und kurz darauf, den Tag vergeff' ich nie, es war der 23. Mai, wußte er bei Famars durch einen kühnen, raschen Angriff dem Feinde einen großen, reichen Zug mit Kriegesbedürfnissen zu entreißen. Gar stark war zwar die feindliche Bedeckung, allein er schlug sie männlich in die Flucht.“

— Ja, ja, das muß man sagen,“ — fiel hier ein alter Landsknecht ein — „ein echter Kriegsheld, vom Scheitel bis zur Sohle, ist der Herzog, ein Jeder unter seiner Fahne vergießt gewiß freudig für ihn sein Blut. Aber, alle Wetter, was ist das? Hörtet Ihr nichts, Kameraden? Mir war's als fiele ein Schuß.“

— „Wahrhaftig, Du hast Recht,“ — rief der Rottenmeister aus — „da fällt ein zweiter. Auf, Kameraden, ergreift die Waffen und dann fort zu den Posten!“

Rasch wurde diesem Befehle Folge geleistet; die Landsknechte

Digitized by Google

ergriffen die Muskete oder Hellebarde und eilten aus dem Hause, Alles darin in Unordnung zurücklassend. Nur der Bauer in blauem Kittel und der Landsknecht, welcher, trotz des Lärmes, aus seinem Schlafe nicht zu erwachen schien, waren zurückgeblieben. Das Mädchen hatte sich in ein Zimmer zur Seite zurückgezogen.

Kaum sahen sich die Beiden allein, als der Landsknecht, der bis jetzt unbeweglich geblieben war, aus der Ecke aufsprang, und [illegible] Bauer mit dem Worte: „Rasko, Du bist ein Narr!“ zurief, „ich stehe, ich habe mich selbst kaum zu diesem Schauspiele gewagt,“ war die Antwort.

„Sind wir hier ungesehen, unbehorcht?“ — fragte der [illegible] indem er sich nach allen Seiten hin umsah.

„Ihr seht, wir sind allein,“ — entgegnete ihm der [illegible] — „was habt Ihr mir zu sagen?“

„Nun denn, so eile schnell durch die Posten und sage dem böhmischen Hauptmann, der Eure Vorhut befehligt, ich glaube es ist der Slatowitz, daß ehe eine Stunde abgelaufen, der Herzog Erich, nur von seinem Schildknappen begleitet, unsere Vorhut visitiren werde. Ein Posten stehe bei'm nächsten Meierhofe, in dessen Nähe werde ein Hinterhalt von einigen gut erprobten Leuten aufgestellt. Leicht ist es dann, den Herzog aufzuheben. Doch ist vor allen Dingen große Eile nöthig.“

— „Seid unbesorgt,“ — erwiderte der verkleidete Bauer — „ehe eine Viertelstunde verflossen ist, habe ich Euren Auftrag ausgerichtet. Bis dahin gehabt Euch wohl!“ Dann wandte er sich zum Weggange.

— „Schärfe Deine alle Vorsicht, Rasko,“ — ermahnte ihn der Andere, indem er mit ihm ging — „sei schnell und richte aus, was ich Dir aufgetragen. Ich aber eile, daß man keinen Verdacht schöpfe, zu meinem Posten auf der nahen Vorhut.“ Mit diesen Worten verließen Beide das Haus und verschwanden rasch in dem Dickicht, welches das Haus umgab.

Dieses Zwiegespräch war jedoch nicht ungehört geblieben. Das junge Mädchen, welches den Landsknechten aufgewartet, hatte, an der Thür ihres Zimmers stehend, jedes Wort vernommen. Als die Männer den Flur des Hauses verlassen hatten, stand sie einen Augenblick rathlos da verwirrt und bestürzt ob des Gehörten. Dann sank sie auf die Knie und sandte ein heißes Gebet himmelan. Und als ob von oben herab ihr Muth und Kraft gekommen sei, eilte sie mit den Worten: „O Gott, ich rette ihn, und sollte es mein Leben kosten!“ durch die schweigende Nacht.

Etwa eine Stunde war nach den so eben erzählten Vorfällen vergangen, als drei Männer in Reitermantel gehüllt, [illegible] dem äußersten Vorposten, der neben einem dichten Gebüsch in der Nähe des Meierhofes aufgestellt war, [illegible]. Der Mond [illegible]

Digitized by Google

das den Himmel bedeckte. Ueberall herrschte tiefe Stille, nur bisweilen durch den eintönigen Ruf der Wachen unterbrochen.

Als die Männer den Meierhof erblickten, sagte der Eine von ihnen zu seinen Gefährten: „Jetzt haben wir unseren Rundgang wohl beendet, dieß ist der letzte Posten in der Kette. Ich denke, Herr Kanzler, wir bleiben hier und schicken den Heinz zu jenem Posten, der am Dickicht dort aufgestellt ist, damit er ihn zur Vorsicht ermahne, denn leicht kann sich dort der Feind heranschleichen. Hörst Du, Heinz, sieh' zu, ob jener Posten aufmerksam und munter ist, wir wollen Dich hier erwarten.“

Ohne ein Wort zu sagen befolgte der Dritte den erhaltenen Befehl; Herzog Erich — denn dieser war der Verhüllte — wandte sich zu seinem Begleiter, dem Kanzler Haupt, indem er sinnend sagte: „Wie ruhig jetzt die Landschaft vor uns liegt; es deckt die Flur das nächtliche tiefe Dunkel, sie in stillen Frieden einhüllend. Und doch vielleicht, ehe diese Schatten schwinden, ist diese Gegend schon der Schauplatz kühner Thaten. Wie herrlich ist es doch auf hohem Roß, und in der Faust das scharfgeschliff'ne Schwert, ein Wetterstrahl sich auf den Feind zu stürzen. Da gilt es kühn das Herz im Busen tragen und sich auf die eigene Kraft verlassen, denn für den Krieger tritt kein Anderer ein. Der Krieg ist es, der den Mann bewährt!“ „Ja, durchlauchtigster Herr,“ — entgegnete ihm der Kanzler — „der Krieg ist es aber auch, der den Menschen zum Tiger macht.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Entführung *)

An einem Sommertage des Jahres 1735 ward bei dem reichen Vicekanzler Becker zu Cleve ein glänzendes Fest gefeiert. Die halbe Stadt, der Adel der Nachbarschaft versammelte sich in seinem mit Blumen geschmückten Hause, vor dem eine mit Sinnbildern des ehelichen Glücks verzierte Ehrenpforte den Ankommenden den Zweck der Festlichkeit verkündete. Sie galt einem sehr jugendlichen Ehepaar, das seinen Einzug hielt. Der Sohn des Vicekanzlers, erst 18 Jahr alt, hatte sich mit der soeben in das 16. Lebensjahr getretenen Tochter des sehr begüterten Herrn von Taminga in Amsterdam, Mitgliedes der General-Staaten, verheirathet.

Die Neuvermählten, die nicht der Herzen Zug, sondern Berechnung der Eltern zusammengeführt hatte, sollten im Hause des

*) S.: Aus vier Jahrhunderten. Mittheilungen aus dem Haupt-Staatsarchive zu Dresden von Dr. Karl von Weber. 1r Band. Leipzig, Verlag von B. Tauchnitz. 1857. D. Red.

Digitized by Google

Vaters des jungen Ehemannes, der noch seine Bildung zu vollenden hatte, ihren Wohnsitz aufschlagen. Faul und liederlich, wie der junge Becker, ein verzogenes Kind seiner Eltern, aber schon früher gewesen, bewies er sich auch nach seiner Verheirathung. Die Reize seiner lieblichen Frau vermochten ihn nur kurze Zeit zu fesseln; bald ihrer satt geworden, ging er außerhalb des Hauses seinen früheren Belustigungen nach und die arme junge Frau, [illegible] Umgebung, auf den sie wenig ansprechenden Umgang im schwedgedankenlosesten Stile [illegible] für die sorgsame Liebe, die sie in ihrem Gatten gefunden hatte. Ein Vorfall, der sich zwei Jahre nach ihrer Verheirathung zutrug, sollte ihr die Augen über den Charakter ihres Gatten völlig öffnen. Sie machte mit ihrem Manne eine Reise nach Friesland; unterwegs schloß sich ihnen, einer Aufforderung Becker's folgend, einer seiner Genossen, von Besser, an, der den dritten Platz im Wagen einnahm. Dieser besaß eine goldene Taschenuhr, ein Kleinod, damals seltener als jetzt, nach dem Becker gelüstete. Bei'm Mittagessen, bei dem der Flasche tüchtig zugesprochen ward, schlug Becker, als seine Gattin sich entfernt hatte, Besser einen Tausch vor: gegen die Uhr wollte er ihm seine Frau überlassen. Besser ging auf den Vorschlag ein und vom Weine erhitzt, bestimmten Beide den Nachmittag zur Ausführung des schändlichen Plans. Langsam war der schwerfällige Wagen einige Zeit auf der wenig belebten Straße fortgefahren, der Kutscher nickte schlaftrunken auf dem Bocke, die junge Frau hatte sich in die Ecke des Wagens gedrückt, ebenfalls dem Schlummer überlassen, da fuhr sie erschrocken auf, sie sah sich einem Angriffe Besser's ausgesetzt, vor dessen Schmach sie nur bei ihrem Ehegatten Hilfe suchen konnte, und der Schändliche, statt ihr diese zu gewähren, versuchte vielmehr lachend, ihr Abwehren und ihren Versuch zum Wagen herauszuspringen, zu verhindern. Ihr lauter Hilferuf erweckte den Schläfer auf dem Bocke. Einen räuberischen Anfall besorgend, hieb der Kutscher in die Pferde, im Carriere flogen sie von dannen, und Besser sah seine Absichten vereitelt. Am nächsten Orte angekommen, wollte die im höchsten Grade empörte Frau sich von ihrem Manne trennen, in's elterliche Haus zurückkehren. Es gelang aber Becker doch, sie zu beruhigen, die Sache als einen übelangebrachten Scherz, zu dem der Wein ihn und Besser veranlaßt, darzustellen. Besser ward von der Reise ausgeschlossen — Becker bekam aber die Uhr nicht. Die Nachsicht, welche die Gattin ihrem Manne hatte zu Theil werden lassen, ward ihr von diesem aber schlecht gelohnt; zwei Jahre später überzeugte sie sich von einem ehebrecherischen Umgange, den er mit ihrem Kammermädchen pflog. Auch dießmal verzieh sie nachsichtig.

Sieben traurige Jahre hatte die arme Frau mit [illegible] Gatten verlebt, sie stand jetzt [illegible] 23

Blüte der Schönheit. Obwohl sie zahlreiche Verehrer gefunden, hatte sie doch allen Versuchungen widerstanden. Da erschien im Jahre 1742 in Cleve ein alter Bekannter Becker's, von Brand, der Cleve, seinen Geburtsort, vor mehren Jahren verlassen hatte, um in Kursächsische Dienste zu treten. Als Premierlieutenant stand er bei'm Bestenbostel'schen Kürassierregimente, als er im April des Jahres 1741 seinen Abschied nahm oder, was nach unseren Vorlagen unentschieden bleibt, erhielt. In Cleve verlautete, er habe eines Duelles wegen, in dem er seinen Regimentsquartiermeister erstochen, flüchtig werden müssen, und Brand that seiner Seits auch Nichts, um dieses unbegründete Gerücht, das er für geeignet erachten mochte, das Interesse, in'sbesondere der Frauen, an seiner Erscheinung zu vermehren, zu widerlegen. Brand erneuerte seine frühere Verbindung mit Becker, ward durch ihn mit dessen Gattin bekannt und faßte alsbald eine glühende Leidenschaft zu ihr. Dem leichtsinnigen Wüstling Becker war dieß höchst willkommen, er hatte seiner Seits sich in ein junges Mädchen, Anna (Antie) von Dieſt, verliebt, und wünschte Nichts sehnlicher, als sich mit ihr, nach Trennung seiner Ehe, verbinden zu können. Becker beförderte daher Brand's Leidenschaft zu seiner Frau auf jede Weise und hoffte um so mehr dadurch zu seinem Ziele zu gelangen, als er zu bemerken glaubte, daß seine Frau gegen den hübschen, gewandten und interessanten Kürassier nicht ganz gleichgiltig sei.

Alles rückte aber für die stürmische Ungeduld Becker's zu langsam vorwärts. Da kam er einst um Mitternacht zu Brand, der sich bereits zur Ruhe begeben, fiel vor dessen Bette auf die Kniee, und bat ihn auf das Dringendste, er möge ihn von seiner Frau befreien, mit ihr davon gehen; sein Umgang mit der Dieſt habe Folgen nach sich gezogen, er könne nicht von ihr lassen, er müsse sie heirathen. Da Brand, durch den Vorschlag überrascht, ihn auf die Schwierigkeiten und in'sbesondere darauf aufmerksam machte, daß ein solcher Plan sich ohne Einverständniß seiner Gattin doch gar nicht ausführen lasse, drohte Becker, sich oder seine Frau zu ermorden, ja er zog einen Dolch und konnte nur durch Brand und dessen Diener gewaltsam abgehalten werden, sich selbst ein Leid anzuthun. Eine ähnliche Scene spielte Becker einige Tage später in Gegenwart seiner Frau, der er ohne Hehl den ganzen Plan eröffnete und Brand als zweiten Gemahl vorstellte. Er versprach zugleich, Brand eine Summe von 12000 Thalern sofort baar zu zahlen. Dieser erklärte sich nun auch gern bereit; die junge Frau aber, obwohl längst alle Liebe zu dem treulosen Gatten in ihrem Herzen erloschen war, weigerte sich entschieden, auf einen Plan einzugehen, der, wenn er auch ihre Befreiung von den Fesseln einer unglücklichen Ehe in Aussicht stellte, doch ohne Vernichtung ihres bis dahin unbefleckt gebliebenen Rufes nicht

Digitized by Google

ausgeführt werden konnte. Becker indessen, in der Hoffnung, doch noch ihre Einwilligung zu erlangen, reis'te nun mit Brand nach Holland, um dort die Gelder, deren er bedurfte, sich zu verschaffen. Er brauchte für sich 20000 Thaler, für Brand 12000 Thaler, mithin eine für jene Zeit sehr beträchtliche Summe. Er brachte auch auf den Credit seines Vaters und des reichen Tamminga hin [illegible] Thaler jener Summen auf, gab davon Brand 3000 Thaler, [illegible] jährlich einem bestimmten Jahre noch 1000 Thaler zu zahlen, [illegible] Fall des Gelingens seines Planes, noch die Hälfte des dereinstigen Erbtheils, das er von seinem Vater zu erwarten hatte, zu. Brand ging hierauf nach Cleve zurück und es gelang ihm, nach vieler Mühe, endlich Becker's Gattin zu der Trennung von ihrem Manne und der Flucht mit ihm zu bereden. Becker kam im Juli 1742 nach Cleve zurück und alle Vorbereitungen zu der Entführung der eigenen Frau wurden nun von ihm selbst getroffen und mit Brand verabredet. Am späten Abend des 28. Juli 1742 hielt ein, mit flüchtigen Pferden bespannter Wagen am Thore Cleve's; Brand und sein Diener harreten bei demselben. Um Mitternacht erschien Becker verkleidet und führte Brand durch eine Hinterthür in das Haus seines Vaters, in das Gemach seiner Gattin, der er aus Holland eine Priesterkleidung, ihrer Gestalt angemessen, mitgebracht hatte. Sie hatte sie anzulegen begonnen, aber während sie damit beschäftigt war, überkam sie das Gefühl des Unrechts, das sie zu begehen im Begriff war, mit solcher Lebhaftigkeit, daß Becker und Brand sie noch nicht zur Flucht gerüstet, in Thränen zerfließend, antrafen. Vergebens erschöpften Beide alle Beredsamkeit; sie weigerte sich mitzugehen. Becker schnallte ihr selbst noch die Schuhe zu, packte ihren Schmuck, im Werth von 6—7000 Gulden, einige goldene Medaillen, zwei Uhren, die er ihr als Brautgeschenk gegeben, zusammen, übergab Alles Brand und zog die Widerstrebende endlich, halb mit Gewalt, aus dem Zimmer, aus dem Hause, wo sie denn, sich in ihr Schicksal ergebend, ihren Trauring, den Becker seiner neuen Geliebten übergeben wollte, abzog und damit sinnbildlich ihre Ehe löste. Becker geleitete sie bis an den Wagen, wünschte ihr viel Glück mit ihrem neuen Manne, und dahin flogen die Rosse.

Das Paar reis'te über Köln nach Würzburg und ließ sich dort, obwohl die Ehe mit Becker noch nicht gesetzlich getrennt war, in Gegenwart des Hauptmanns von Moser und Lieutenants von Fackenhoff, welche bei den Würzburgischen Grenadieren standen, in eines Priesters Hause trauen. Die Flucht der Entführten wurde erst am Tage nach derselben von dem Vicekanzler entdeckt. Anstalten waren so gut getroffen, daß die Versuche, [illegible] zürnte Schwiegervater machte, der Entflohenen [illegible] vereitelt wurden. Der junge Becker wußte seine [illegible] an der

Entfernung seiner Frau schlau zu verbergen und den Zorn seines Vaters gegen sie zu steigern, daß er einwilligte, den Scheidungsproceß alsbald einleiten zu lassen. Das flüchtige Paar hatte Becker von der Zufluchtsstätte, die es in Würzburg gefunden, in Kenntniß gesetzt und leitete eine Correspondenz mit ihm ein. In einem Briefe beklagt Becker sich, er könne Antie nicht sehen, man wolle ihn zur Verheirathung mit der Tochter der Mad. de Bey de S. Herenberg zwingen, aber, schreibt er ungalant, „je me suis déclaré, dat sy my so fatal as een breckpolver is“; er thue Alles, versichert er, um die Sicherheit der Geflohenen zu befördern, aber man setze in Cleve die Verfolgung noch immer eifrig fort: Noten, welche die Flüchtige gewünscht, könne er nicht schicken, weil man wisse, daß sie zurückgeblieben und daher die Absendung bemerkt werden und Verdacht gegen ihn erregen würde. „Je vous aime“ — schließt der Brief — „un peu plus qu'une soeur chérie.“ In einem anderen Briefe an Brand vom 7. Sept. 1743 schreibt Becker: „In Zeit von 14 Tagen werde ich mit Antie abtrollen, und hoffe mit Gottes Hilfe in kurzer Zeit in Erlangen zu seyn und Dich daselbst nebst Deiner vielgeliebten und liebenswürdigen Frau Gemahlin in gewünschtem Zustande zu embrassiren. Wir können es hier nicht länger aushalten, denn es geht gar zu grob. Wenn wir einmal abgetrollt sein, vielleicht wird die Sache besser gehen und werden doch wohl endlich unsere mariage zu Stande bringen.“ Becker trollte auch wirklich, wie er sich ausdrückt, mit seiner Antie bald darauf ab, allein er hatte seine Vorkehrungen dießmal nicht schlau genug getroffen: sein Vater, auf sein Treiben aufmerksam gemacht, bemerkte die Flucht und ließ ihm nachsetzen. Becker ward eingeholt, von seiner Schönen getrennt und von dem erzürnten Vater in ein Kloster, Marienwauter nennt es Becker, gebracht, wo er Zeit zum Nachdenken hatte, indem man ihn in eine einsame Zelle einschloß. Der Kerker war aber nicht fest genug für den nach seiner Wiedervereinigung mit Antie Lechzenden; es gelang ihm zu entkommen und mit der Geliebten glücklich zu entfliehen.

Von Limburg aus schreibt Becker am 28. Septbr. an seine ehemalige Frau, daß er dort unter dem Namen Baron von Gordon angekommen, aber durch das Zerbrechen seines Wagens an der sofortigen Weiterreise behindert werde, er bittet, sie möge bei den Ihrigen in Holland ihn soviel als möglich schonen, er habe ja ehrlich und redlich gehandelt, „je viens vous sauver“ — setzte er hinzu — „de même que Brand et je sacrifie tout au monde pour Vous.“ Brand war immittelst mit seiner Frau, wie wir sie nunmehr nennen wollen, nach Erlangen gegangen, dort trafen sie mit Becker und Antie zusammen und brachten die Monate November und December 1742 theils in Erlangen, theils in Ratzberg bei einem Oheim Brand's, von Hülst, zu. Hier ereignete sich ein

Vorfall, der in unseren Vorlagen nicht völlig aufgeklärt ist, aber später von Becker gegen Brand in der Weise, als ob er ihm nach dem Leben getrachtet, angeführt ward. Einst in Ratzberg, wurden in der Nacht Herr von Hülst und seine Gäste durch den Hilferuf einer Magd erweckt, welche versicherte, es versuchten Räuber einzubrechen. Becker, Brand und dessen Diener bewaffneten sich und [illegible] nach einer andern Richtung hin, das mit einer hohen Mauer umgebene Gehöft. Becker, [illegible] welche Verdächtige bemerkt, eben von Hause aus, als [illegible] ihm erblickend, dem mit einer Flinte bewaffneten Diener zurief: „Schieß, da ist ein Dieb!“ Becker rief zwar: „Franz, schieß nicht, ich bin es“, aber der Diener feuerte doch, auf 15 Schritt Entfernung, sein mit grobem Schrot geladenes Gewehr auf ihn ab, und schwer verwundet sank Becker zu Boden. Seine Genesung erforderte mehre Monate; dann kehrte er, anscheinend auch von seiner Leidenschaft zu Anke, von deren Schicksal wir weiter etwas nicht erfahren, geheilt nach Cleve zurück, während Brand und seine Gattin sich nach Neustadt an der Orla und von da nach Eisenberg begaben.

Immittelst war es der Tochter Taminga's gelungen, ihren Vater zu versöhnen; ein strenger Mann, hatte er früher ihren Klagen über ihren Gatten kein Gehör schenken wollen, durch eine Mittheilung des ganzen Hergangs der Dinge aber mochte er doch anderer Ueberzeugung geworden seyn: er ließ daher Brand durch den Holländischen Gesandten in Dresden seine Einwilligung zur Verehelichung mit seiner Tochter eröffnen, und da er von der vorzeitigen Trauung keine Kenntniß hatte, rathen, er möge sich mit ihr trauen lassen, da immittelst die Trennung der Ehe mit Becker in Cleve erfolgt war. Anders aber der Vicekanzler Becker, dem die 3000 Ducaten, welche sein Sohn Brand übergeben hatte, schwer auf dem Herzen lagen; er klagte Brand sogar des Diebstahls an, wie er die Mitnahme der Pretiosen, welche Becker bei der Flucht seiner Frau Brand selbst übergeben hatte, betrachtet wissen wollte, und es gelang dem Vicekanzler auch, eine Requisition der Preußischen Regirung wegen Arretirung Brand's, der zu Zeiten nach Naumburg kam, an die Sächsische Regirung auszuwirken. Ihr war eine Art Steckbrief der Entflohenen, Taminga, wie sie Becker nennt, beigefügt, worin sie als als „eine Blondine, etwa 24 Jahr alt, mittelmäßiger Statur“ bezeichnet wird. Auf diese Requisition hin ward Brand, als er im October 1743 mit seiner Frau nach Naumburg kam, dort festgenommen. Auch der junge Becker trat nun als Kläger gegen Brand und dessen Gattin auf. Er wollte von allen früheren Zusicherungen, davon, daß er selbst die erste Veranlassung ihrer Flucht gewesen, nichts wissen, behauptete, er sei nach Erlangen vielmehr nur in der löblichen Absicht gereist, um die Entflohene wieder in seines Vaters Haus

zurückzubringen, und dieß sei der Grund, warum ihm Brand sogar nach dem Leben getrachtet habe. Seine Reisegesellschaft, Antie, verschwieg er wohlweislich dabei. Es gelang indessen Brand, sich hauptsächlich durch die eigenen Briefe Beckers jun., zu rechtfertigen, er ward nach erfolgter Vernehmung und kurzer Haft entlassen und die Landesregirung fand sich um so weniger bewogen, ein Strafverfahren gegen Brand und dessen Gattin einleiten zu lassen, als „das Factum in fremdem Territorium sich zugetragen". Wir wollen hoffen, daß Frau von Brand in ihrer zweiten Ehe Ersatz für das Unglück ihrer ersten gefunden hat.

Goethe und das Leben am Weimarschen Hofe.

(Fortsetzung.)

Das Treiben war unbändig und „wüthig", wie Wieland es nannte, es zeigte sich in ihm unläugbar eine gewisse Rohheit, aber durch dieselbe hindurch fühlte man doch immer ein Etwas von feinen Sitten. Diese scheinbar unmögliche Verbindung gab eben das Eigenthümliche jenes sogenannten „genialischen" Lebens. Die Unbändigkeit und Rohheit traten in der ersten Zeit wohl auch bisweilen vorherrschend vor in Aeußerungen des körperlichen und geistigen Uebermuths, die oft sehr nahe an „Polissonnerien" streiften, wie der dadurch nicht selten verletzte Wieland sie nannte. Mehr und mehr aber gewannen die Elemente der edlen Sitte das Uebergewicht, bis sie endlich zur alleinigen Herrschaft gelangten.

Vieles Entschuldigende oder doch Erklärende für das, was Goethe damals anstiftete, that oder duldete, findet sich übrigens schon im „Werther", in dessen erster Hälfte er sich bekanntlich über sich selbst mit der größten Offenheit ausgesprochen hat, als ahne er, welche Vorwürfe ihm später gemacht werden würden. So heißt es z. B.: „Ach ihr vernünftigen Leute! Leidenschaft! Trunkenheit! Wahnsinn! Ihr steht so gelassen, so ohne Theilnehmung da, ihr sittlichen Menschen, scheltet den Trunkenen, verabscheut den Unsinnigen, geht vorbei wie ein Priester und dankt Gott wie der Pharisäer, daß er Euch nicht gemacht hat, wie einen von diesen. Ich bin mehr als einmal trunken gewesen und meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinn und Beides reut mich nicht, denn ich habe in meinem Maße begreifen lernen, wie man alle außerordentlichen Menschen, die etwas Großes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien mußte. Auch im gemeinen Leben ist's unerträglich, einem Kerl bei halbweg einer freien, edeln, unerwarteten That nachrufen zu hören: der Mensch ist trunken, ist närrisch. Schämt Euch, ihr Nüchternen!" —

„Wenn ich mich manchmal vergesse, manchmal die Freuden

Digitized by Google

genieße, die dem Menschen noch gewährt sind, mit aller Offenheit und Treuherzigkeit sich herumzuspaßen, einen Tanz zu rechter Zeit anzuordnen und dergleichen, das thut eine ganz gute Wirkung an mich; nur darf mir nicht einfallen, daß noch viele andere Kraft in mir ruhen, die ungenutzt vermodern."

"Warum der Strom des Genies so selten ausbricht, so selten die [illegible] ins Ungeheure stürzende Seele reißt? Lieber Freund, weil [illegible] auf beiden Seiten des Ufers, wenn [illegible] Saatfelder und Krautfelder zu Grunde gehen würden und die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten die künftig drohende Gefahr abzuwehren wissen."

Einige Wochen nach Goethe, als dieser schon am Hofe eingewöhnt war, erschienen die beiden Grafen Stolberg in Weimar und nun erreichten die „Tollheiten" einen noch höheren Grad. Wir wissen schon aus Goethe's „Wahrheit und Dichtung", wie die Gräflichen Brüder in Frankfurt von „Tyrannenblut" gesprochen hatten und dergleichen. In welcher Weise es nun in Weimar zuging, deuten unter anderen die wenigen Zeilen an, mit denen Goethe sich bei Knebel in Tiefurt anmeldete: „Wir kommen Dir morgen bei hellem Heer auf den Hals. Es werden sieben Personen seyn, die wunderlichste Societät, die je an einem Tische gesessen. Mach' ja keine Umstände." Die Tradition erzählt von einem Genie-Gelage in Bertuch's Zimmer im Fürstenhause zu Ehren der beiden Grafen. Man fing, heißt es, damit an, daß man alle Trinkgefäße durch die Fenster hinauswarf und ein paar Aschenkrüge, die in einem Grabhügel gefunden worden waren, als Pokale benutzte. Dabei hielt Fritz Stolberg eine pathetische Anrede an die Krüge, welche die Asche echter Deutscher umschlossen hätten, und brachte Thuiskon's Gesundheit aus, die Einer nach dem andern aus den Aschenkrügen trinken mußte.

Daß man viel getrunken in jener Zeit, ist wohl nicht bloß Verleumdung. Goethe liebte wie Karl August Weiber und Wein. Gerüchte von den Weimarischen Zechgelagen verbreiteten sich weit umher und als Einer der Stolbergs an den Hof zu Weimar gezogen werden sollte, wurde es Klopstock, dem Freunde der Brüder, so bedenklich, daß er sehr offen an Goethe schrieb. Der kurze charakteristische Briefwechsel mag hier folgen:

„Hier einen Beweis meiner Freundschaft, lieber Goethe! Er wird mir zwar ein wenig schwer, aber er muß gegeben werden. Lassen Sie mich damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß — denn ohne Glaubwürdigkeit würde ich schweigen. — Denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Thun und Lassen ankommt, drein reden wolle; auch das denken Sie nicht, daß ich Sie deßwegen, weil Sie vielleicht in diesem oder jenem andere Grundsätze haben als ich, streng verurtheile. Über Grundsätze —

Ihre und meine — bei Seite, was wird denn der unfehlbare Erfolg seyn, wenn er so fortfährt? Der Herzog wird, wenn er sich fortwährend bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollen. Sie nehmen itzund den Herzog von Weimar aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn sie in dem alten Tone fortfahren, zu ihrer Rechtfertigung nicht anzuführen haben, wenn es nun wird geschehen seyn, was ich fürchte, daß es geschehen werde? Die Herzogin wird vielleicht ihren Schmerz jetzt noch niederhalten können, denn sie denkt sehr männlich; aber dieser Schmerz wird Gram werden. Und läßt sich der etwa auch niederhalten? Louise'ns Gram! Goethe! — Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie sie lieben wie ich. Ich muß noch ein Wort von meinem Stolberg sagen. Er kommt aus Freundschaft zum Herzoge. Er soll doch also mit ihm leben? Wie aber das? Auf seine Weise? Nein. Er geht, wenn er sich nicht ändert, wieder weg. Was soll ich Ihnen schreiben? Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzog diesen Brief zeigen wollen oder nicht. Ich habe nichts dawider. Im Gegentheil, denn da ist er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht mehr hören mag.

Den 8. März 1776. Klopstock."

Erst unter den 21. März antwortete Goethe auf den seltsamen Brief: „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, liebster Klopstock. Sie helfen nichts und machen uns immer ein paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf nichts antworten kann. Entweder ich muß als Schulknabe ein pater peccavi anstimmen oder sophistisch entschuldigen oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen dreien heraus und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns über diese Sache! Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz übrig bliebe, wenn ich auf alle solche Briefe, auf alle solche Anmahnungen antworten sollte. Dem Herzog that es einen Augenblick weh, daß es von Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie; von mir wissen Sie eben das. Leben Sie wohl. Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer, und will's Gott, besser als er uns selbst gesehen hat.

Goethe."

Darauf gab Klopstock am 7. Mai folgende kurze Antwort: „Sie haben den Beweis meiner Freundschaft so sehr verkannt als er groß war, groß besonders deßwegen, weil ich unaufgefordert mich höchst ungern in das mische was Andere thun.

Digitized by Google

Und da Sie gar unter „all' solche Briefe und all' solche Anmahnungen“ (denn so stark drücken Sie sich aus) den Brief werfen, welcher diesen Beweis enthielt, so erkläre ich Ihnen hierdurch, daß Sie nicht werth sind, daß ich ihn gegeben habe. Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört oder vielmehr wenn er sich selbst hört.

[illegible]

Unter den Verbreitern jener Gerüchte, den Urgrund, wie es scheint, der spätlichen Erscheinungen, war der Herzog, „der uns überall mit Verachtung malt“, und den Coadjutor Dalberg in Erfurt, obgleich derselbe mit dem Herzog und Goethe vertraut war. „Was wird von dem sonderbaren Menschen nicht alles erzählt!“ — berichtet Merck an den bekannten Buchhändler Nicolai — „Ein Buch ließe sich von all' dem Bösen und Thörichten schreiben, das selbst seine Landsleute in Frankfurt und drei Meilen von da mir selbst als Geheimniß anvertraut haben, das, wenn es wahr wäre, ihn seines Bürgerrechts verlustig und vogelfrei erklärte, wovon aber Gott Lob! kein Jota wahr ist. Er ist voller Muthwillen, aber keiner Schlechtigkeit fähig.“

Uebrigens scheinen alle diese Gerüchte mündlich durch Reisende und schriftlich durch Briefe umhergetragen worden zu seyn, aber keinen Eingang in die Zeitungen gefunden zu haben. Mir wenigstens ist es nicht gelungen in zeitgenössischen Blättern Berichte solcher Art über Goethe und den Weimarschen Hof zu entdecken, obgleich ich in mehren großen Bibliotheken alle vorhandenen Zeitungen und Journale aus den Jahren 1776 bis 1780 zu diesem Zwecke durchsucht habe. Die Zeitungen aber waren damals so klatschsüchtig, als sie es heute sind, und so darf man wohl annehmen, daß jene Gerüchte entweder über gewisse Bekanntenkreise sich nicht hinaus verbreiteten, oder daß ihre Unwahrscheinlichkeit schon damals zu offen vorlag. Finden wir doch in gedruckten Briefen aus jener Zeit schon Beweise, daß sie von verschiedenen Personen verschieden aufgenommen wurden, daß sie also unmöglich auf gutem Grund ruhen konnten. So schreibt Claudius aus Darmstadt an Herder: „Man erzählt hier lustiges Zeug von Weimar“, während Zimmermann aus Hannover an denselben meldet: „Wir haben Herrn und Frau Berlepsch hier. Die Letztere erzählt von Weimar eine Menge Dinge, bei denen sich alle meine Haare senkrecht in die Höhe gerichtet haben.“ Von der Wirthschaft in Weimar, wie er sich ausdrückt, theilt er dann „ganz äußerst“ zuverläßige Nachrichten aus einem Briefe der größten Freundin mit, die Goethe in Weimar habe. Diese Freundin kann nur Frau von Stein seyn, welche mit Zimmermann von Pyrmont her bekannt war und Briefe mit ihm wechselte. (Fortsetzung folgt.)

Hamburg. Gedruckt in J. P. Aves Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1858. 1ster Band. 5tes Stück.

Ein Welf.

(Fortsetzung.)

„Der Krieg" — sprach der Kanzler weiter — „ist ein Ungeheuer, das nicht Völkerwohl, noch Heil'ges achtet. Mag rings umher mit hohlem Angesicht die Armut stehen, mag namenloser Jammer von tausend Zungen auf zum Himmel schreien, mag sich zum greulichsten Gericht der Hunger selbst die eignen Kinder schlachten, mag der bedrängte Mensch zum Räuber werden: der Krieg schreibt kalt, die rothe Fahne über Leichen schwingend, zum Völkermord das Blatt. Der Krieg, mein Fürst, vernichtet und erlöscht mit einem Schlage alle schönen Blüten, womit die Gottheit diese Welt geschmückt. Der Friede nur allein beglückt den Menschen, er leuchtet einer Frühlingssonne gleich und macht die Erde schon zum Paradies. O möge, statt des grausen Krieges, nur milder Frieden auf der Erde schalten."

— „Den frommen Wunsch theil' ich mit Euch aus vollem Herzen, Herr Kanzler," — sprach ergriffen der Herzog — „theile ich auch gerade hier nicht Eure Meinung. Aus ganzer Seele zwar verdamme ich es, wenn nur aus Ehrgeiz und Eroberungssucht zwei Völker sich bekriegen und zerfleischen, wenn, um ein freies Volk allein zu knechten, der Krieg sein blutiges Panier entfaltet. Nein, nein, das wünscht ein braver edler, Krieger nicht. Doch wenn es gilt das Rechte zu verfechten, zu kämpfen für das theure Vaterland, erlittene Schmach mit Blutgeld abzutragen, dann ist ein hoher Schmuck des Kriegers Kleid, dann muß das sonst fleckenlos gehaltene Schwert die Phalanx der Tyrannen mit gewaltiger Wucht auseinander spalten."

— „Ganz recht, edler Herr," — stimmte hier der Kanzler bei — „wenn drücken Tyrannei und Joch, wenn Volk und Herrscher Schmach und Ketten drohen, dann ist es Pflicht des Fürsten,

Digitized by Google

ohne Zagen für seine Völker nach dem Schwert zu greifen und den Tod nicht zu scheuen, noch die Schlacht zu meiden; doch schöner ist's, durch friedlich stille Zeiten, echte Wohlthat seinem Volke angedeihen zu lassen."

— „So mein' ich auch," — sprach begeistert der Herzog — „aber vorerst gilt es Kämpfen um Vater seines treuen Volkes zu heißen, das ist ein Diadem, das nie verbricht, das ist die Kaiserkrone, die unvergänglich ist, und die nicht Vergessenheit und Staub begraben. Wenn solch' ein Fürst dann kommt, wie er erscheint, fliegen ihm liebeopfernd alle Seelen entgegen, seinen Namen preist jeder Mund und das Auge, das noch so eben mit Thränen gefüllt, lacht vertrauensvoll. O möcht' ich doch einst im Stande seyn, mir eine solche Strahlenkrone zu erringen!"

— „Dazu möge Ihnen Gott die Kraft verleihen," — sagte mit Rührung der Kanzler — „dann wird in Ihres treuen Volkes Herzen Ihr Bild auf ewige Zeiten herrlich strahlen, dann wird der Vater noch einst zu dem Sohne sagen: Das war ein echter Welf auf dem Deutschen Fürstenthron! — Doch still, mir scheint's als wenn sich Jemand von dem Gebüsche her nahe."

Und so war es auch, der lange Heinz, der treue Schildknappe des Herzogs, kam mit raschen Schritten zurück und meldete, daß der Posten neben dem Dickicht spurlos verschwunden sei. Auch habe er in jenen dichten Büschen ganz deutlich Leute flistern und Waffen klirren hören.

— „Ei Heinz," — scherzte bei dieser Meldung der Herzog — „ergreifst Du so rasch das Hasenpanier? Der Posten stand wahrscheinlich an einer Stelle, wo Du ihn nicht sahest, und das Geräusch, das Du im nahen Busche zu vernehmen glaubtest, hat sicher nur der Wind hervorgebracht, der pfeifende Wind, der durch die Wipfel der Bäume zieht. Kommt, laßt uns selbst die Stelle scharf untersuchen."

Als sich der Herzog mit seinen Begleitern dem Dickicht naherten, stürzte ihnen zur Seite plötzlich aus dem Dunkel der Nacht eine weibliche Gestalt hervor.

— „Zurück, Ihr Herren," — rief sie mit leiser von Aufregung erschöpfter Stimme, — „oder Ihr seid verloren. Es droht Euch hier Gefahr und Tod. Ein Meuchelmord, der schändlichste Verrath, verborgen sind in jenem Dickicht die Feinde, ich hörte, als es sagte ein Satan: Rasch eilte ich nun nach Flohrberg zu Eurem Standquartier, um Euch zu warnen, allein Ihr hattet es schon verlassen. Da alarmirte ich mein Fähnlein, eine ansehnliche Schaar Eurer Krieger führe ich hierher, sie folgen mir. Ich eile nur voraus, um Euch zu warnen."

— „Was spricht Sie, Mädchen, hier droht uns Verrath?" — fragte bestürzt der Herzog.

ſchnell zurück von dieſer Stelle. Seht Ihr, o Gott, die Feinde nahen ſchon.“

Aus dem Dickicht ſtürzte plötzlich eine anſehnliche Kriegerſchaar hervor und dem Orte zu, wo ſich der Herzog mit ſeinen Begleitern befand.

— „Hollah, hier gilt's ſich ſeiner Haut zu wehren;“ — rief der Herzog mit gewaltiger Schlachtſtimme aus, indem er ſein Schwert ſchwang — „drauf, Heinz, laß die Schurken Deutſches Eiſen ſchmecken!“

Allein wie tapfer auch der Herzog und ſeine Begleiter ſich vertheidigten, die Angreifenden waren zu zahlreich. In wenigen Augenblicken waren ſie umringt, und ihnen die Schwerter aus den Händen geſchlagen. Da ertönte hinter ihnen vielſtimmiges Schlachtgeſchrei; eine große Menge Bewaffneter brach aus dem Dunkel mit dem Rufe: „Hie Welf!“ hervor und warf ſich auf die Kämpfenden. Ein wüthendes Gefecht entſpann ſich und nach kurzer Zeit ſah ſich der Herzog aus den Händen der Feinde, die entweder niedergehauen wurden oder ſich in wilder Flucht zerſtreuten, befreit.

— „Bei meinem Anhnherrn, dem Löwenherzoge,“ — ſprach Herzog Erich, ſich den Schweiß von der Stirn trocknend — „das war Hilfe zur rechten Zeit; habt Dank dafür, Ihr Mannen. Doch wo iſt das Mädchen, das wie ein rettender Engel uns erſchien und uns warnte?“

— „Hier iſt ſie, gnädiger Herr,“ ſprach der Kanzler, indem er das bleiche Mädchen, dem das Blut aus einer leichten Kopfwunde über die Stirn rann, herbei führte.

— „Um Gott, Du biſt verwundet?“ — rief erſchreckt der Herzog aus.

— „Seid unbeſorgt, hoher Herr,“ — entgegnete ihm die Jungfrau — „es war nur ein leichter Streifhieb, der mich traf.“

— „Aber wer biſt Du, Mädchen, wie heißt Du?“ fragte Herzog Erich.

— „Kennt Ihr mich nicht mehr, gnädigſter Fürſt?“ — ſprach leiſe das Mädchen — „und doch wart Ihr es einſt, deſſen Güte in meiner Heimat, dem Städtchen Springe, mein und des Geliebten Glück gründen wollte.“

— „Hör' ich recht?“ — rief der Herzog — „Du biſt jene Margareth, die ich längſt glücklich mit dem Verlobten verbunden glaubte?“

— „Ja, ich bin jene Margareth!“ lispelte die Jungfrau mit erſterbender Stimme und ſank bewußtlos zu Boden.

Als Margareth wieder zu ſich kam, befand ſie ſich in einem freundlichen, einfach möblirten Gemache. Vor ihrem Bette ſaß eine alte, gutmüthig ausſehende Frau, die ſie mit Theilnahme anblickte.

Digitized by Google

— „Wo bin ich?“ — fragte das Mädchen, indem sie verwundert um sich schaute — „Mein Gott, was ist mit mir vorgegangen?“

— „Sei ohne Sorgen, liebes Kind,“ — beruhigte sie die Alte — „Du bist in guten, sicheren Händen. Fühlst Du Dich wohl oder mußtest oder schmerzt die Wunde noch am Kopfe?“

— „Mir ist [illegible] — war die Antwort des Mädchens, indem sie [illegible] O sprecht, ist der edle Herzog gerettet, oder fiel er [illegible] seinem Banner zum Opfer?“

— „Er ist wohlbehalten und unversehrt geblieben, gutes Mädchen. Dank Deiner Entschlossenheit,“ — erwiderte ihr die alte Frau — „Du befindest Dich im Hohrberg, im Hauptquartier des Herzogs. Als Du nach Deiner hochherzigen That bewußtlos zusammen sankest, ließ er Dich hierher bringen und bestellte mich zu Deiner Wärterin. Glaubst Du Dich stark genug, den hohen Kriegesherrn zu sehen und zu sprechen, so will ich ihn davon benachrichtigen.“

— „Ich denke, ich werde das Lager wohl verlassen können,“ meinte sich erhebend Margareth, und nach wenigen Augenblicken hatte sie sich mit Hilfe der Wärterin angekleidet. Die leichte Blässe, womit die feine, durchsichtige Haut des lieblichen Gesichts angehaucht war, verlieh den schönen Zügen einen besonderen Reiz.

— „Ei, ei, liebes Kind,“ — sprach schalkhaft drohend die Alte — „der Herzog kann ein solch' schönes Frauenbild nur sorgsam verwahren, sonst werden seine jungen Officiere, statt nach dem Feinde, mehr in Deine Augen sehen. Doch jetzt gehe ich, um dem Herzoge zu verkünden, daß Du Dich stark genug fühlst und bereit bist, ihn zu sehen und zu sprechen.“

Mit diesen Worten trippelte die Alte aus dem Gemache, in welchem Margareth, von den verschiedenartigsten Empfindungen bewegt, zurück blieb. Sie sah sich plötzlich in die Mitte seines großen Heeres geworfen; sie, das schwache, sittige Mädchen, befand sich gewaltthätigen, rohen Kriegsgesellen gegenüber, die edle Weiblichkeit selten zu achten pflegten. Und doch beruhigte sie der Gedanke wieder, daß sie nicht schutzlos dastehe.

Die Ritterlichkeit des Herzogs, der ihr seine Freiheit, sein Leben verdankte, war ihr ein sicherer Hort in den Fährnissen des wilden Kriegeslebens. Sein hoher, edler Sinn, davon war sie überzeugt, werde Mittel und Wege finden, ihr den Geliebten wieder zu verschaffen, dessen Spur sie in dieses fremde, ferne Land geführt hatte.

Während sie so ihre Lage überdachte, kehrte die Alte zurück und forderte sie auf, ihr zu folgen.

— „Der Herzog erwartet Dich mit Ungeduld, liebes Kind,“

Gänge führte — „sei nicht ängstlich und sage ihm ohne Hehl, was Dein Herz bedrückt, Du weißt, er ist Dir ja zu hohem Danke verpflichtet. Sieh', hier ist das Zimmer, worin er Dich erwartet. Geh' nur hinein."

In dem hohen, großen Zimmer, in welches das Mädchen trat, befand sich der Herzog Erich ganz allein, in voller kriegerischer Rüstung, nur das Haupt war unbedeckt; der Helm mit dem weißen Federbusche lag zur Seite auf einem Tische.

Mit raschen Schritten ging er auf das Mädchen zu, das schüchtern an der Thür stehen geblieben war, schloß die Erröthende in seine Arme und drückte einen leichten Kuß auf ihre Stirn.

— „Theures, gutes Mädchen," — sprach er — „wie viel verdank' ich Dir! Wie kann ich Dir meine Dankbarkeit beweisen. Sprich, auf welche Weise kamst Du, die ich längst daheim glücklich wähnte, in dieses fremde Land?"

Mit wenigen Worten erzählte Margareth dem Herzoge ihr unglückliches Geschick. Albert, ihr Geliebter, sei plötzlich in der Nacht verschwunden und man habe keine Spur entdecken können, wohin er gekommen. Da sei ihr von einem Handelsmanne erzählt worden, daß er in Schwaben unter einem Haufen Landsknechte einen Mann gesehen, dessen Beschreibung genau auf ihren Geliebten gepaßt habe. Im raschen Entschlusse sei sie dieser Spur gefolgt, und habe noch in derselben Nacht das väterliche Haus verlassen. Allein vergeblich sei all' ihr Bemühen, ihr Forschen geblieben, umsonst habe sie den Beschwerden einer wochenlangen Wanderung getrotzt; der Gesuchte sei von ihr nicht gefunden. Ganz erschöpft durch die lange Fußreise, sei sie in dieser Gegend von einem schrecklichen Unwetter überfallen und habe Schutz gegen dasselbe in jener Meierei gesucht. Hier aber sei ihr Körper den Anstrengungen erlegen; ein hitziges Fieber habe sie auf das Krankenlager geworfen; mitleidig sei sie jedoch von den Bewohnern der Meierei gepflegt worden, bis die Gewalt der Krankheit sich gebrochen habe. Aus Dankbarkeit sei sie der Hausfrau in ihren Geschäften zur Hand gegangen, bis sie sich kräftig genug gefühlt habe, ihre Reise weiter fortzusetzen. Da sei am gestrigen Abend ein Haufen Landsknechte in die Meierei gekommen. Aus den geführten Reden habe sie vernommen, daß Herzog Erich die Vorhut des Heeres befehlige. Ein von ihr belauschtes Gespräch eines dieser Landsknechte mit einem Spione, habe sie von dem verrätherischen Plane, den man gegen die Freiheit und das Leben des Herzogs entworfen, in Kenntniß gesetzt. Rasch sei sie darauf nach Flohrberg geeilt, habe die Hauptleute von der Gefahr benachrichtigt und dann die Kriegsschaar glücklich zur rechten Zeit herbeigeführt.

— „Du bist ein braves, muthiges Mädchen," — sprach der Herzog, der mit Spannung der einfachen, anspruchslosen Erzäh-

Digitized by Google

lung der Jungfrau zugehört hatte — „und meine Dankbarkeit soll Dir Deine kühne That lohnen. Ist Dein Geliebter unter den Schaaren der Landsknechte, so werde ich ihn ausforschen lassen, und dann soll nichts Deiner Verbindung mit ihm und Deinem Glücke entgegen stehen. Bis dahin bleibst Du hier in diesem Hause unter meiner Obhut. Die alte Frau, deren Pflege ich Dich im Verwundungsfalle übergeben, wird auch ferner für Dich so lange sorgen, bis es mir gelungen ist, Deinen Geliebten zu finden. Deshalb sei guter Dinge, mein liebes Kind, es wird sich noch Alles zu Deinem Glücke wenden."

— „Dahin möge es der Vater der himmlischen Heerschaaren gnädiglich lenken;" — seufzte leise das Mädchen — „Eurem Edelmuthe übergebe ich vertrauensvoll mein Schicksal, Ihr werdet mich nicht verlassen."

— „Nein, bei meinem Worte," — rief der Herzog aus — „ich werde Dich nicht verlassen; sei unbesorgt, in wenigen Tagen hat sich Dein Geschick entschieden."

Mit diesen Worten entließ er das Mädchen, denn sein Schildknappe trat in das Zimmer und meldete, daß mehre Hauptleute den Herzog dringend zu sprechen wünschten. Margareth aber begab sich wieder in ihr kleines Gemach zurück, wo die alte Wärterin neugierig ihrer harrte.

Mehre Tage vergingen, ohne daß es den eifrigsten Nachforschungen, die Herzog Erich anstellen ließ, gelang, irgend eine Spur von Margareth's Geliebten aufzufinden. Die Fähnlein der Landsknechte waren zu sehr zerstreut, als daß man bei jedem derselben Nachfragen nach dem Verlorenen hätte halten können, außerdem bildeten die Landsknechte einen großen Theil der Hauptmacht, die der Kaiser Maximilian heranführte. Vergeblich suchte der Herzog die arme Margareth zu trösten, in Thränen aufgelöst saß sie einsam in ihrem Gemache, ein trauriges Bild der Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung.

Inzwischen hatte sich die Hauptmacht des Kaisers mit der Vorhut unter Herzog Erich, der Regensburg verlassen, und beide Heere standen sich kriegsgerüstet und kampfbereit einander gegenüber. Die Pfalzgrafen Ruprecht und Philipp befehligten das feindliche Heer, das aus Franzosen, Bayern und Böhmen bestand. Kaiser Maximilian hatte den Oberbefehl seines Heeres selbst übernommen.

(Schluß folgt.)

Ruſſiſches Taufceremoniel und Taufe einer Jüdin.

Hanſteen in ſeiner Reiſe in Sibiren*) theilt das Folgende mit.

In der Griechiſch-katholiſchen Kirche geſchieht die Taufe nicht wie bei uns durch Aufgießen, ſondern durch ein vollſtändiges Untertauchen des ganzen Körpers unter die Oberfläche des Waſſers. Im Allgemeinen wird das neugeborene Kind wenige Tage nach der Geburt getauft, und zwar unter folgendem Ceremoniel. Der Pope ſetzt das nackte Kind auf ſeine rechte Hand, greift mit der linken nach dem Geſicht des Kindes, ſodaß er ihm das eine Ohr mit dem Ende des Daumens, das andere mit dem Ende des kleinen Fingers verſchließt, drückt beide Augen mit dem Ende des Zeige- und des Mittelfingers zu, und bedeckt Naſe und Mund mit der hohlen Hand, damit das Eindringen des Waſſers in die Lungen, oder in die Augen und Ohren des Kindes verhindert werde. Das Kind wird darauf dreimal in ein Gefäß mit Waſſer getaucht. Dieſes Waſſer darf nicht durch künſtliche Mittel erwärmt werden und kann alſo zur Winterszeit oft dem Gefrierpunkt nahe ſeyn. Der Pope weiht das Waſſer zuerſt, indem er Gebete über demſelben lieſ't, und darauf in Form eines Kreuzes auf die Oberfläche desſelben bläſ't. Iſt in der Nähe einer Stadt ein Fluß oder ein See, ſo wird an einem gewiſſen Tage im Winter das Waſſer darin geweiht. Dieß geſchieht auf folgende Weiſe: Man haut ein großes viereckiges Loch in das Eis; eine große Proceſſion der Geiſtlichkeit, angeführt von ihren höchſten Mitgliedern, z. B. einem Erzbiſchof oder einem Archimandrit (General-Abt, oder Abt über mehre Klöſter), ein großes Crucifix aus dem Kloſter oder der Hauptkirche der nächſten Umgebung vor ſich her tragend, wandert nach dieſer Stelle, und läßt das Kreuz in die Wuhne herab. Jeder aus dem Volke, welcher dazu kommen kann, ſucht nun das Waſſer aufzufangen, das von dieſem Kreuze herabläuft, nachdem es wieder herausgezogen iſt, indem dieß für heilig und glückbringend gehalten wird. Bisweilen entkleidet ſich der Eine oder Andere, und ſpringt in die Wuhne, um ſich in dem heiligen Waſſer zu baden, und iſt in der Nähe ein neugeborenes Kind, ſo bringt man es hin, um in derſelben Wuhne getauft zu werden. Ein

*) Reiſe-Erinnerungen aus Sibirien von Chriſtoph Hanſteen, (Profeſſor an der Univerſität zu Chriſtiana). Deutſch von Dr. H. Sebald. Leipzig. Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck.
D. Red.

Digitized by Google

Pope nimmt dann das unglückliche Kind, und taucht es auf die oben beschriebene Weise dreimal in das mit Eisstücken angefüllte Wasser. Ein solches Kind sieht dann, wenn es aus dieser Taufe gekommen ist, am ganzen Leibe wie ein gekochter Krebs aus. Ist der Pope betrunken, was eben nicht selten der Fall ist, so kann es wohl kommen, daß er das Kind in der Wuhne verliert.

Hier sollte nun erwachsene Jüdin nach dem Russischen Ritual getauft werden, und als Christin konnte also auf die oben beschriebene Weise nicht getauft werden. Sie war dann einem Kürschner verlobt, welcher Reisepelze, Pelzstiefeln und Mützen von Rennthierfell für uns und unsere zwei Bedienten verfertigt hatte, und da ein Jude und eine Christin, oder umgekehrt, in Rußland sich nicht verheirathen können, so mußte sie zur Griechischen Kirche übertreten. Ihr Verlobter war auch ein getaufter Jude, welcher früher mit einem Protestantischen Mädchen, verlobt gewesen war, und daher den Protestantischen Glauben *) angenommen hatte. Als sie später das Verhältniß aufhob, verlobte er sich mit einem Jüdischen Mädchen, und da er nicht zum Judenthume zurückkehren konnte, mußte sie Christin werden. Weßhalb sie nicht zur Protestantischen Kirche übergehen konnte, weiß ich mich nicht näher zu erinnern; sie hätten dann doch Beide zu einer kirchlichen Gemeinschaft gehört, und ihre Kinder hätten in derselben erzogen werden können, während Kinder aus gemischten Ehen von der Russischen Kirche in Anspruch genommen werden. Doch schien sein Christenthum kaum sonderlich tief bei ihm eingedrungen zu seyn; wenigstens war er der nämliche Schacherjude geblieben, indem er sich die erwähnten Reisebedürfnisse doppelt so theuer bezahlen ließ, als deren Werth betrug.

Wie sich die obenerwähnte Ceremonie mit einem erwachsenen Menschen sollte ausführen lassen, war mir schwer zu begreifen, und die Frau Oberstin Hirsch und Frau Doctorin Fiandt luden uns daher ein, sie nach der Kirche zu begleiten, um das Räthsel lösen zu sehen. Es war an dem Tage wohl 15—20 Grad Kälte. Bei'm Eintritt in die Kirche sahen wir ein Frauenzimmer dicht an der Thür, mit bloßen Füßen auf dem steinernen Boden stehen. Sie trug ein feines, weißes, baumwollenes Hemde, das am Halse mit einem blauseidenen Bande zusammengebunden war, lange Aermel hatte, und bis zu den Knöcheln hinabreichte. Dieß war die Proselytin. Ich muß jedoch hinzufügen, daß jede Kirche in

*) Vermuthlich ist die Bekehrung desselben zum evangelischen Glauben dem scharfen Auge der Russischen orthodoxen Kirche entgangen, da jede Bekehrung vom Judenthum, nach Russischen Gesetzen, nur möglich ist, wenn der Proselyt in den Schooß der Russischen allein seligmachenden Kirche eingehen will. D. Uebers.

Rußland aus zwei Gebäuden besteht, einer kleineren Winterkirche, die mit Oefen versehen ist, und Teplaja zerkva (warme Kirche) heißt, und einer größeren Sommerkirche ohne Oefen. Die Kirche war dießmal geheizt, doch war die Wärme nicht größer, als daß wir ohne Unbequemlichkeit unsere Pelzmäntel während der ganzen Ceremonie anbehielten. Nach und nach füllte sich die Kirche mit Neugierigen, und immer lebhafter malte sich der Schreck und die gespannte Erwartung in den großen, schwarzen Augen der Proselytin, welche hastig die Menge umher durchliefen. Es war ein vierschrötiges, derbes Frauenzimmer, dem Aeußern nach etwa zwanzig Jahre alt, mit schwarzen, gelockten Haaren und frischer Gesichtsfarbe. Sie hätte für schön gelten können, wenn sie weniger stark gebaut und von etwas feineren Gesichtszügen gewesen wäre.

Nach einiger Zeit näherten sich ihr zwei Popen an der Kirchthüre und begannen ihre Gesänge und Gebete; neben sie trat eine hübsche Russin, Namens Schukoffsky, und ein Doctor der Medicin, Albert, von Geburt ein Hannoveraner, um die Stelle Christlicher Eltern bei ihr zu vertreten; denn ihre eigenen Jüdischen Eltern konnten nach dem Ritual nicht Zeugen seyn, noch wollten sie einer für sie so schmerzlichen Handlung ihre Theilnahme schenken. Nach einigen Gebeten und Gesängen, welche wohl eine Viertelstunde dauerten, wurde ihr von Frau Schukoffsky ein feines, weißes Musselinhemd mit einem breiten, langen, rosaseidenen Bande, das über den Rücken hinabhing, überreicht, um dasselbe anzulegen, nachdem sie die erwähnte dünne Umhüllung abgelegt hatte. Die beiden Popen stellten sich nun vor sie und machten sich etwas breit, worauf sie mit einiger Nachhilfe das eine Gewand fallen ließ, während sie das andere anzog. Dieß ließ sich auch bei einiger Gewandtheit leicht ausführen, ohne den Anstand zu verletzen, selbst wenn die Popen nicht als Schutzwand gedient hätten. Sie waren überdieß von einem Halbkreis von Zuschauern umringt, sodaß der Schutz, den sie gewährten, eben nicht groß war. Darauf erwies man ihr die Barmherzigkeit, ihr ein Paar Schuhe hinzuschieben. Nun wurde eine Art Glaubensbekenntniß verlesen, welches sie nachsagte, ferner sprach sie einige Gebete, Alles im Altslavonischen Dialekt, der Kirchensprache Rußlands. Dieß wechselte mit Gesang und Gebet und dauerte wohl eine Viertelstunde.

Oben auf dem Chor sah man eine große Badewanne mit Wasser, an deren Rande vier dünne, weiße Wachslichter befestigt waren; zur Linken stand ein Schemel. Es hatte also den Anschein, daß sie wirklich in's Wasser hinabsteigen sollte, und die Frage hiernach lief von Mund zu Mund und wurde meist mit Ja beantwortet, doch meinten die Meisten, sie werde bei'm Untertauchen ihre dünne Bekleidung nicht ablegen. Das arme Frauen-

Digitized by Google

zimmer that uns leid, und da es mich unruhig machte, wie die Scene ablaufen würde, so fragte ich unsere Damen, ob wir Männer uns entfernen sollten. Frau Oberstin Hirsch antwortete aber, es sei nicht nöthig, denn sie sei überzeugt, daß Frau Schultheiß ihre beiden Kinder nicht mitgenommen hätte, wenn eine Scene zu erwarten wäre, die nicht vor Aller Augen vor sich gehen könnte. Später [illegible] bei der Feierlichkeit beobachtete Versammlung nach dem Chor. Dann kam der Pope, holte sich der Badewanne und blies in Kreuzesform auf die Oberfläche des Wassers; Alles deutete demnach auf ein nahe bevorstehendes, wirkliches Untertauchen. Endlich wurden zwei spanische Wände hereingetragen und in einem Halbkreis um die Wanne gestellt. Innerhalb desselben blieben die beiden Popen und die weiblichen Pathen; Herr Dr. Albert und alle männlichen Zuschauer wurden indeß außerhalb dieser Wände verwiesen. Unsere beiden Damen gingen an einen Ort, von wo sie Alles, was geschah, sehen konnten. Die beiden Wände schlossen schlecht, sodaß Die, welche nahe herantraten und sich ein wenig Mühe geben wollten, leicht dazwischen durchsehen konnten. Dr. Albert ging dicht an die Schirmwände heran und gab sich das Ansehen, als wollte er sie näher zusammenhalten; ob dieß aber seine ausschließliche Absicht gewesen, kann ich nicht behaupten. Endlich hörten wir ein starkes Getöse und ein unfreiwilliges hu! hu! hu! und dieß wiederholte sich dreimal, wobei das Wasser in Menge auf den Boden floß. Ein paar Minuten später wurden die Schirmwände fortgenommen, und unsere neugeborene Christin stand barfuß, roth und weiß wie eine kräftige Stockrose, die Gesichtsfarbe noch mehr erfrischt von dem kalten Wasser, mit triefendem Haar und Angesicht, während das sonst trockne Hemd an mehren Stellen des nassen Leibes fest anschloß, vor uns Allen da. Nun wurde auf's Neue über dem armen, vor Näße und Kälte zitternden Frauenzimmer gesungen und gebetet. Mit einem Pinsel, der in das heilige Oel getaucht war, malte darauf der Pope ein Kreuz auf ihre Stirn, auf jedes Ohr, auf die Brust, und zwar so tief, abwärts, als es die Schicklichkeit zuließ, auf jede Hand und zuletzt auf jede Fußsohle. Der Sinn dieser Salbung war vermuthlich, daß ihre Gedanken und Gefühle, ihr ganzer Sinn und Wandel Gott geweiht werden sollte, also ein recht hübsches, bedeutungsvolles Symbol. Nun warf man endlich ein großes, blaues Atlaskleid über ihre Schultern und schob ihr wieder die Schuhe hin, worüber ich mich sehr freute, denn um diese Operation auszuhalten, zumal da die Feier nor. eine Viertelstunde währte, schien mir mehr als eine Pferdenatur erforderlich zu seyn. Sie war wirklich im Wasser, sagten unsere Damen, und ihr Kopf ist dreimal untergetaucht worden. Wie sie aber hinein- und herausgekommen, ob mit ihren Gewande oder ohne dasselbe, ob sie sich selbst untertauchte, oder ihr Kopf vom

Popen unter das Wasser getaucht wurde, darüber wollte ich die Damen nicht fragen, da es ihnen vermuthlich unangenehm gewesen wäre, mir alle Umstände mitzutheilen. Ich kann also nur erzählen, was ich sah und hörte, und muß es der Phantasie des Lesers überlassen, sich das Bild vollständiger auszumalen.

Goethe und das Leben am Weimarschen Hofe.

(Fortsetzung.)

Wieland, dessen zahlreiche Briefe eine Hauptquelle zur Kenntniß der Zustände in Weimar in jener Zeit sind, versichert nun zwar, Goethe habe von dem Augenblicke an, da er sich entschlossen dem Herzoge und den Geschäften sich zu widmen, untadelig und mit aller ziemlichen Weltklugheit gelebt; heiter und unbefangen blieb man trotzdem noch längere Zeit, ja es kamen Gelegenheiten genug, in denen die sonstige Ausgelassenheit sich regte. Diese Ausgelassenheit fand Nahrung besonders in dem Leben im Freien, das an der Tagesordnung war. Man hielt nicht nur häufig Frühstück auf der Esplanade, vor dem Palais, und würzte dasselbe mit Scherzen, obwohl gewöhnlich eine Anzahl neugieriger Weimaraner umherstand; oftmals bekam Bertuch, wie Falck erzählt, noch spät in der Nacht den Befehl, den Küchenwagen zu rüsten, weil man mit dem Frühesten hinaus in den Wald ziehen wollte. Ging der Ausflug nicht weit, so genügten ein Paar Küchenesel, den Mundvorrath zu tragen. Ging es weiter in der Ferne, so gab's in der Nacht viel zu schaffen und in der Küche herrschte die emsigste Thätigkeit, denn es mußte gekocht, gesotten, gebraten und gebacken werden. Die Ilmteiche mußten noch spät ihre Fische hergeben, während aus den Kellern Weinvorräthe geholt wurden. Herren und Damen, fröhlich gemischt, machten sich dann am andern Morgen auf den Weg und Einer überbot den Anderen in Witz und muthwilliger Laune. Man lagerte essend, trinkend, singend und scherzend im stillen Walde und nicht gar selten führte man wohl auch kleinere oder größere theatralische Spiele auf. „In jener harmlosen Zeit" — sagt „Cäcilie" im Weimarischen Album — „konnte man sich schon einen Scherz, mitunter auch einen ausgelassenen, erlauben. Man wog nicht ängstlich ab, ob es sich auch vollkommen schicke und was die Nachbarn dazu sagen würden; es gab noch keine Klatschblätter, die in jeden Winkel Deutschlands herumgebracht hätten, daß Herr . . . dem Fräulein . . . bei'm Nachhausegehen einen Kuß gegeben u. s. w." Man genoß das Leben im heiteren Jugendmuthe, und da die Kunst und die Poesie dasselbe stets verklärend überstrahlten, so blieb die

Digitized by Google

Gemeinheit aus diesen Kreisen gebannt, wenn auch der Uebermuth gelegentlich bis zur Derbheit sich steigerte. Es geschah dieß, selbstverständlich nie im Beiseyn von Damen, vorzugsweise in Ilmenau und namentlich in dem Dorfe Stützerbach. Es soll ein eigenes Tagebuch über das Treiben dort gehalten worden seyn, doch hat es Niemand außer den Betheiligten gesehen, und wenn es wirklich dagewesen, ist es wahrscheinlich bald, jedenfalls vor Goethe's Reise nach Italien, vernichtet worden. Goethe, Karl August, Einsiedel und Andere mögen tolle Schwänke über Tollheiten hineingeschrieben haben, aber in welchem Kreise junger kräftiger geistreicher Männer kommt Aehnliches nicht auch vor? Macht man von diesem Ilmenauer „Sichaustollen“ nicht bloß deshalb ein so großes Aufheben, weil ein junger Herzog und dessen gewalter junger Minister unter denen waren, welche die Sorgen des Lebens und ihre Stellung auf Augenblicke dort zu vergessen suchten? Nun ja, der Herzog und Goethe vergaßen sich so weit, in Stützerbach in der Schenke mit den Bauermädchen zu tanzen, wohl auch die ganze Nacht; ja, sie neckten die Mädchen und liebelten mit ihnen, aber sie selbst sahen so wenig etwas Unpassendes oder Unrechtes darin, daß Goethe selbst die geliebte Freundin, Frau von Stein, davon benachrichtigte, wie er es ihr meldete, daß er in Apolda auf dem Vogelschießen leidenschaftlich getanzt. Eben so hat er es kein Hehl, wie Karl August es nicht verschwieg, daß viel geliebt und geliebelt wurde, „gemiselt“ wie er sich ausdrückte — denn die Mädchen hießen bei ihm damals „Misels“. Freilich schreibt er als bejahrter Mann, jene ersten Jahre wären durch Liebschaften „verdüstert“ worden. Am 16. Juli 1776 meldete er der Frau von Stein: „Gestern auf dem Vogelschießen in Apolda habe ich mich in die Christel von Artern verliebt.“

Glückliche Zeit! Damals kannte man die moralische Cholera, die jämmerliche Krankheit unserer Tage, die Blasirtheit noch nicht; man hatte noch Sinn für harmlose Fröhlichkeit, man hatte Lust am Leben und die Kraft es zu genießen. So tanzte man unter anderem in Weimar in jenen Jahren viel. Der Hof gab funfzehn Redouten in einem Winter, andere Bälle ungerechnet, und auch im Sommer wurde das Tanzen nicht eingestellt. Man tanzte im Welschen Garten, im Freien man benutzte, wie wir gesehen haben, andere Sommertanzgelegenheiten und auf den erwähnten Ausflügen im Walde kam es häufig genug zu fröhlichem Tanz. Oftmals ritten die Herren erst Stundenlang, tanzten die halbe Nacht hindurch und ritten dann wiederum nach Hause. Alle Reisen wurden damals zu Pferde gemacht und Goethe auch hat in den ersten zehn Jahren in Weimar einen großen Theil seiner Zeit zu Pferde verbracht. Der Herzogliche Marstall stand ihm zu Diensten, doch ritt er lange einen Schimmel, einen Paßgänger, welcher seinem Reiter zu Ehren die Posse

hieß. Schon im März 1776 schrieb er: „Ich streiche (immer zu Pferde) was Ehrliches in Thüringen herum und kenne schon ein brav Fleck davon. Das macht mir auch Spaß, ein Land so auswendig zu lernen.“ So machte er, ungerechnet die Spazierritte und die Ausflüge zu Pferde nach Tiefurt, Ettersburg, Belvedere u. s. w., im ersten Jahre seines Aufenthalts in Weimar zu Pferde Reisen nach Jena und Waldeck, im Februar nach Erfurt, im März nach Leipzig, im April nach Buttstedt, im Mai nach Ilmenau und später nach Allstedt, im Juni nochmals nach Allstedt, im Juli nach Apolda (zum Vogelschießen) und wieder nach Ilmenau, im August nochmals nach Ilmenau und im November nach Leipzig und Wörlitz. Diese Ritte geschahen meist in Gesellschaft von Karl August, der die Pferde fast immer im schärfsten Trabe oder im Galop gehen ließ. Auf die Witterung wurde nie Rücksicht genommen und man konnte Beide bald im heftigsten Sonnenbrande, bald im Sturm und Regen, bald in der strengsten Kälte dahinjagen sehen.

In der Nacht sogar befiel den Dichter bisweilen die Unruhe und die Wanderlust; er ließ sich dann sein Pferd holen und galopirte in die Nacht hinein, meist über Stock und Stein, über Gräben und Hecken, gerade aus, so daß er oft der Gefahr sich aussetzte, den Hals zu brechen. Auch Spaziergänge dieser Art, gerade aus, ohne Rücksicht auf Hindernisse, machte er nicht selten, wenn er irgend einen Sturm in seinem Innern niederkämpfen wollte. Mitten in der Nacht fiel ihm einst ein, nach Kochberg, auf das Gut der Frau von Stein, zu *gehen*, das vier Stunden von Weimar liegt. Am Morgen *ging* er zurück und widmete sich seinen Geschäften.

Er hatte sich ferner einen Kahn bauen lassen und fuhr in demselben allein, bald bei Tage, meist aber in der Nacht, in Mondenschein, auf der Ilm umher. Er badete in diesem Flusse sehr oft in der Nacht, bis in den November hinein, und wenn ihn gerade die neckische Laune beherrschte, machte er sich wohl den Spaß, einzelne verspätete Wanderer durch seltsame Laute zu erschrecken oder dadurch, daß er, das lange, schwarze triefende Haar über das Gesicht gestrichen, mit dem Kopfe nur über dem Wasser sich zeigte und unheimliche Töne von sich gab. Wie in den „Briefen eines reisenden Franzosen“ bemerkt wird, machte er, der in ganz Deutschland Hochgefeierte, das Baden in kaltem Wasser sogar modisch, in der Weise, daß Aerzte an vielen Orten ihren Patienten kalte Bäder im Flusse verordneten, „denn der berühmte Gothe empfehle dieselben.“

Was die Neckereien betrifft, die eine große Rolle in den damaligen Hofkreisen zu Weimar spielten, so gehörten sie zu den Liebhabereien Carl August's und Goethe's und Beide wetteiferten darin mit einander, verschonten auch einander gegenseitig nicht

Digitized by Google

Sie waren bald mehr bald minder geistreich, bald mehr bald minder derb. Einige Beispiele von beiden Arten gehören hierher.

Goethe schickte jeden Tag ein Briefchen an die Frau von Stein, wie er jeden Tag eins von ihr erwartete, sie mochten Beide in Weimar seyn oder nicht. War Goethe abwesend, so bemühte er sich, Gelegenheit zu finden, ihr Briefchen zur Post zu bringen, damit sie Nachricht von ihm hatte. Einmal aber brachte der Postbote keins, und Frau von Stein, Freundinnen, ja der Herzog selbst mußten ihm als postillon d'amour dienen. Einmal behielt der Herzog einen Brief der Frau von Stein, den ein Husar gebracht hatte, lange, schickte ihn erst, nachdem er Goethe mehre Tage hatte warten lassen, und zwar „in zehn über einander gesiegelten Couverts", der Frau von Stein aber schrieb er die Verse:

„Es ist doch nichts so zart und klein,
So wird's doch Jemand plagen,
Zum Beispiel macht dein Briefelein
Husaren sehr viel klagen.
Heut' sagte der, der's Goethen bracht'
Und schwur's bei seinem Barte:
Viel lieber ging ich in die Schlacht
Als trag' so Brieflein zarte;
Denn wie im Hui ist das Papier
Aus meiner weiten Tasche,
Und wer, wer stehet mir dafür,
Daß ich es wieder hasche?
Unheimlich, sagt er, es ihm sei,
Wenn er so etwas trage;
Denn Billet-Doux und Zauberei
Ist gleich, nach alter Sage.
Drum schreibe du, nach altem Brauch
Auf Groß-Royal Papiere,
Damit der Träger künftig auch
Ja nichts vom Teufel spüre."

Eines Tages hatte Wieland die Ramlerschen Oden sehr gerühmt. Goethe stimmte natürlich diesem Lobe nicht bei, und um Wieland zu strafen, wurde ihm, abwechselnd durch Goethe und Karl August, eine der schwülstigsten Oden Ramler's, natürlich so karikirt als möglich, immer und immer wieder vorgelesen. Wieland, der gestehen sollte, es sei entsetzlich ein solches Gedicht anzuhören, rüstete sich jedoch mit Geduld und hielt so tapfer Stand, daß seine Peiniger es endlich selbst überdrüßig wurden, das Lesen länger fortzusetzen.

Eine der hübschen Neckereien erzählt Falk mit Gleim's Wor-

ten: „Ich war in Weimar zu einer Gesellschaft bei der Herzogin Amalie geladen und es hieß, Goethe werde später auch kommen. Als literarische Neuigkeit hatte ich den neuesten Göttinger Musenalmanach mitgebracht, aus dem ich Eins und das Andere der Gesellschaft mittheilte. Indem ich noch las, hatte sich auch ein junger Mann, auf den ich kaum gemerkt, mit Stiefeln und Sporen und einem kurzen grünen aufgeschlagenen Jagdrocke, unter die übrigen Zuhörer gemischt. Er saß mir gegenüber und hörte sehr aufmerksam zu. Außer einem Paar schwarzglänzender Italienischen Augen, die er im Kopfe hatte, wüßte ich sonst nichts, das mir besonders an ihm aufgefallen wäre. Allein es war dafür gesorgt, daß ich ihn sollte näher kennen lernen. Während einer kleinen Pause nämlich, wo einige Herren und Damen über dieß oder jenes Stück ihr Urtheil abgaben, eines lobten, das andere tadelten, erhob sich jener feine Jägersmann — denn dafür hatte ich ihn anfänglich gehalten — vom Stuhl, nahm das Wort und erbot sich in demselben Augenblick, wo er sich auf eine verbindliche Weise gegen mich verneigte, daß er, wofern es mir so beliebte, im Vorlesen von Zeit zu Zeit mit mir abwechseln wolle, damit ich nicht allzu sehr ermüde. Ich konnte nicht umhin diesen höflichen Vorschlag anzunehmen und reichte ihm auf der Stelle das Buch. Aber Apollo und die neun Musen! was habe ich da zuletzt hören müssen! Anfangs ging es leidlich:

Die Zephyre lauschten,
Die Bäche rauschten,
Die Sonne
Verbreitet' ihr Licht mit Wonne.

Auch die etwas kräftigere Kost von Voß, Leopold von Stolberg und Bürger wurde so vorgetragen, daß sich keiner darüber beschweren konnte. Auf einmal aber war es als ob den Vorleser der Satan bei'm Schopfe nähme und ich glaubte den wilden Jäger in leibhaftiger Gestalt vor mir zu sehen. Er las Gedichte, die gar nicht im Almanach standen; er wich in alle nur möglichen Tonarten und Weisen aus, Hexameter, Jamben, Knittelverse und wie es nur immer gehen wollte, Alles unter und durch einander, wie wenn er es nur so herausschüttelte.

„Was hat er nicht Alles mit seinem Humor an diesem Abend zusammenphantasirt! Mitunter kamen so prächtige, wiewohl nur so flüchtig hingeworfene als abgerissene Gedanken, daß die Autoren, denen er sie unterlegte, Gott auf den Knieen dafür hätten danken müssen, wenn sie ihnen vor ihrem Schreibpulte eingefallen wären. Sobald man hinter den Scherz kam, verbreitete sich eine allgemeine Fröhlichkeit durch den Saal. Er versetzte allen Anwesenden irgend etwas. Auch meiner Mäcenschaft, die ich von

Digitized by Google

jeher gegen junge Gelehrte, Dichter und Künstler für eine Pflicht gehalten habe — so sehr er sie auf der einen Seite belobte, so vergaß er doch auf der andern nicht, mir einen kleinen Stich dafür beizubringen, daß ich mich zuweilen in den Personen vergriffe, denen ich Unterstützung zu Theil werden ließe. So gefällig er auch witzig genug in einer kleinen, in Knittelversen extemporirten Rede [illegible] begegnet, und die es doch nicht übel nimmt, wenn man ihr Lob eines wirklichen Lieds — sind von Kreide unterlegt.

„Das ist entweder Goethe oder der Teufel", rief ich Wieland zu, der mir gegenüber am Tische saß. „Beides," — gab mir dieser zur Antwort — „er hat heute wieder einmal den Teufel im Leibe; da ist er wie ein muthiges Füllen, das vorn und hinten ausschlägt und man thut wohl, ihm nicht allzu nahe zu kommen."

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Im Caffé Pedrocchi zu Padua — erzählt Brunner in seinem interessanten Werkchen: „Kennst du das Land?" *) herrscht solche Eleganz, daß sich viele Herren in der Vorhalle die Stiefeln putzen lassen; für andere Kaffeehäuser ertheilt er den Rath, sich die Stiefeln putzen zu lassen, wenn man herausgeht.

In der Kirche des heiligen Dominicus zu Neapel ist noch das Wohnzimmer des Thomas von Aquino zu sehen; im Archiv existirt noch die Zahlungsanweisung für den größten Theologieprofessor des Mittelalters: er erhielt monatlich auf Befehl Karls von Anjou 6 Goldstücke, etwa 10 Gulden Conventions-Münze.

Der letzt verstorbene Bischof Micara von Frascati hatte einst als armer Kapuziner in Gegenwart des Papstes, vieler Cardinäle und anderer Großen gepredigt und Allen tüchtig die Wahrheit gesagt; man ging den Papst an, dem groben Kapuziner eine Buße aufzulegen; Leo XII. zeigte sich dazu willfährig und machte den Mönch zum Cardinal.

*) „Kennst du das Land? Heitere Fahrten durch Italien." Wien, [illegible] müller.

Hamburg. Gedruckt in J. P. Appel's [illegible]

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1858. 1ster Band. 6tes Stück.

Ein Welf.

(Beschluß.)

Es war ein trüber Morgen, als die beiden Heere auf einander stießen. Rasch kam die beiderseitige Vorhut in's Handgemenge. Als die Vorhut des Kaiserlichen Heeres hart bedrängt wurde, ließ der Kaiser zu ihrer Unterstützung die Landsknechte, die Herzog Erich befehligte, vorrücken. Mann gegen Mann, Schwert gegen Schwert, Hellebarde an Hellarde begann nun der Kampf. Keine Kriegeslist, keine der raschen Bewegungen, wodurch die Böhmen gewohnt waren die Schlachten zu entscheiden, erlaubte die Beschaffenheit des Bodens; der persönliche Muth entschied Alles. Der alte Haß der Böhmen und Landsknechte, dieser unversöhnlichen Feinde, erwachte auch hier und mit gewaltiger Wucht warfen sich die Böhmischen Colonnen auf die Fähnlein der Landsknechte. Diese aber, ihre alten Gegner im Auge, erwarteten den Angriff nicht. In geschlossenen Reihen, die langen Spieße gesenkt, stürmten sie den Angreifenden entgegen; der lang gehegte Haß entflammte sie. Nicht Nationalehre, Soldatenehre galt es. Um den Ruhm, wer das tapferste Kriegsvolk sei, sie oder die Böhmen, denn dieses bestimmte ja den höheren oder geringeren Sold, kämpften sie. Eitelkeit und Habsucht war der Hebel ihrer Kampflust. Wüthend stießen die Schaaren auf einander und Keiner wich. Da stürzte sich Pfalzgraf Ruprecht mit der Reiterei auf das Kaiserliche Fußvolk und brachte es zum Weichen. Der Kaiser, der die Gefahr sah, sprengte selbst an die Spitze der Weichenden und bahnte sich mit dem Schwerte über Leichen einen Weg in die feindlichen Reihen. An seiner Seite focht Herzog Erich. Plötzlich wurde im Gedränge des Kampfes der Kaiser mit einem Morgenstern so gewaltig auf den Rücken getroffen, daß der Gaul unter ihm zusammenbrach. Herzog Erich aber sprengte

Digitized by Google

hinzu, faßte den Kaiser mit der Linken, da wo der blanke Halspanzer ihm einen sichern Halt bot, hob ihn kräftig in die Höhe, mit dem Schwerte in der Rechten den eindringenden Feind abwehrend, und hielt ihn bis der gesunkene Streitbengst sich wieder aufrichtete. In diesem Augenblicke wurde der Herzog von einem Knecht durch einen Schuß unter den Arm, mit welchem er den Kaiser umfaßt hielt, verwundet, und ein herandringender Böhme stieß ihm den Spieß durch [illegible] Da sprang der Herzog und schon hob ein anderer riesiger Böhme die Streitaxt um dem Gestürzten das Haupt zu spalten, als ein Landsknecht herzusprang und den riesenhaften Mann mit einem kräftigen Schlage zu Boden streckte, dann aber nicht der Schwerter Streiche achtend, die auf ihn niederfielen, nicht der Wunden achtend, aus denen er blutete, muthig fortkämpfte bis auch er, von einer Hellebarde getroffen, niedersank, und so noch mit seinem Leibe den auf der Erde liegenden Herzog deckte.

Mit Grimm hieb der Kaiser, welcher sich in dieser Zeit wieder auf sein Roß geschwungen hatte, in den Haufen der vor ihm weichenden Feinde. Der Angriff gelang. Die Bayern und Franzosen wichen. Die Landsknechte, wüthend über den Fall ihres Führers, drangen in die Reihen der Böhmen und schmetterten sie nieder. Vergebens suchte Pfalzgraf Ruprecht die Weichenden zum Stehen zu bringen, wider Willen wurde er selbst mit in den Rückzug seiner Schaaren hingerissen, und dieser Rückzug ging bald in eine wilde, regellose Flucht über. Die Kaiserlichen hatten gesiegt.

Das war die mörderische Schlacht bei Regensburg, von der ein alter Chronist Folgendes schreibt: „Die beiden Heere trafen zusammen bei Regensburg, und geschah da eine große gewaltige Schlacht, die weret etliche Stunden nach einander, die Drometen und Kesseltrummeln klungen gen Himmel, die Pferde schnoben und gingen in Sprüngen. Hertzog Erich von Braunschweig war stets bei dem Keyser und ritt ihm an der Seiten, ließ sich auch durch keine gewalt von ihm abtrennen, sondern hawet, stach und schlug umb sich als ein trefflicher Heldt, und streitbarer Löw, deßgleichen that auch Keyser Maximilian, denn derselbe war auch ein weidlicher starker Heldt. Da höret man die großen Carthaunen, Büchsen und Schlangen durch die Luft brummen, Pferd und Mann schreyen und schnauben. Die Kriegsleut stiessen die Schilde, welche unten spitze Zacken hatten, für sich in die Erden, damit kunnten sie sich schützen, daß sie von den Reisigen nicht so bald zu bodem gerennt würden. Der Kayser und Hertzog Erich waren im Streit stets bei einander, trieben mit stechen und schießen [illegible] Wunder und muste mancher unverzagter Held für ihren Herren sterben. Nun begab es sich in den Streichen durch einander, daß der Kaiser mit einem eisern Flegel voller Zacken [illegible] den Juden

und Nacken geschlagen ward, so ungehewer und mit solcher gewalt, daß der Gaul mit strauchelt und der Kaiser mit dem gantzen Leibe zum falle sich neiget, were auch gewißlich zu Erden gestürtzet, den Pferden unter die Füssen gefallen, zertreten und erschlagen worden, were Hertzog Erich daßmal nicht bei ihm gewesen und seiner K. May. nicht hette das Leben gerettet. Denn indem der Keyser sich mit dem gantzen Leibe zum falle geneiget, fasset Hertzog Erich den Keyser unter dem Halse bei dem Helm und hub ihn also mit großer Kraft wieder auff den Gaul, hielt ihn auch so lange, bis der Gaul wieder aufstehen kunnte und rettet also dem großen Keyser Maximilian sein Leben. Und in solcher ritterlichen that, empfing Hertzog Erich zwei tödtliche Wunden. Denn ein Kriegsmann schoß ihm durch den Harnisch und verwundet ihn eben unter dem Arme, damit er den Keyser wieder auff das Pferd setzte. Deßgleichen ein ander Kriegsknecht, stach ihm von hinden zu mit einem Spiesse eine sehr schreckliche Wunde in die Lenden. Also empfing Hertzog Erich zwo tödtliche Wunden, als er in der Mühe und Arbeit war, dem Keyser sein Leben zu retten, und hette sich noch viel Wunden dazu stechen lassen, ja Leib und Leben ehe fahren lassen, ehe er den Keyser hette fallen lassen. Ist das nicht eine grosse Treu und ritterliche That, were es auch nicht groß schade, daß sie bei unsern Nachkommen sollt vergessen werden?" —

Die Dämmerung breitete sich schon über das Schlachtfeld und verbarg dem Auge die Tausende von Gefallenen, verbarg die Menge der Verwundeten, die hilflos zertreten am Boden lagen, und die Versprengten, die, umherirrend, ihre Fahnen suchten. Eine furchtbare Todtenstille umzog den Walplatz; Niemand wagte zu reden, selbst die Verwundeten fürchteten einen Schmerzenseufzer auszustoßen und das Mitleid anzuflehen, damit sie nur nicht des Feindes Schwert zum Morde aufrufen möchten. Nur zwei Personen, ein gewappneter Kriegsknecht von ungewöhnlicher Körperlänge und ein verhülltes Frauenzimmer, durchschritten das grausige Feld des Todes. Es war der Schildknappe des Herzogs Erich, der lange Heinz, und Margareth.

— „Ich sage Euch, Jungfrau," — sprach der Knappe zu seiner Begleiterin gewendet — „in dieser Gegend wüthete der heißeste Kampf, hier muß mein Herr gefallen seyn, seht einmal hin, welch' ein Wall von Leichen sich hier aufgethürmt hat, es muß hier herum ein heißer Kampf stattgefunden haben."

Das Mädchen schauderte unwillkürlich bei dem schrecklichen Anblicke zusammen.

— „Hilf Himmel, seh' ich recht," — rief plötzlich der Kriegsknecht aus — „dort liegt der Falbe, den mein Herr ritt, dann muß auch er hier zu finden seyn." Und er hatte sich nicht getäuscht, von erstochenen Pferden und Erschlagenen umgeben, lag

der Herzog da, über ihm ein Landsknecht, den Herzog fast ganz bedeckend.

— „Gott des Himmels!“ — rief der Schildknappe aus, indem er den Körper seines Herrn hervorzerrte — „er ist es selbst!“

Das Mädchen war inzwischen neben dem Daliegenden niedergekniet und hatte den Helm von dem Haupte desselben genommen. Ohnmächtig — [illegible] — „er bewegt sich, seht, er schlägt die Augen auf!“

Wirklich waren die Wunden des Herzogs [illegible] und eine lange Ohnmacht hatte seine Sinne gefesselt gehalten. Er erkannte seine Umgebung.

„Bist Du es, Heinz?“ — sprach er mit leiser, durch den Blutverlust erschöpfter Stimme — „und auch Du, Margareth? Ich danke Euch. Seid ohne Sorgen, ich bin nicht zum Tode getroffen, um mich hat's keine Not. Aber seht nach jenem Landsknechte, der mir zur Seite liegt. Ihm verdanke ich mein Leben. Wenn er noch lebt, so will ich ihn fürstlich belohnen.“

Widerstrebend gehorchte Heinz dieser Weisung, nahm das blutgetränkte Baret von dem Haupte des Landsknechtes und richtete ihn in die Höhe. Als aber Margareth einen Blick auf das bleiche Antlitz des Verwundeten warf, stieß sie einen Schrei des tiefsten Schmerzes und Schreckens aus und warf sich mit dem Ausrufe: „O Gott, mein Albert!“ auf den Daliegenden.

— „Das ist noch besser,“ — brummte Heinz — „nun wird mir die Jungfer auch noch ohnmächtig, und ich kann sie doch nicht alle Drei fortschaffen. Doch halt, dort kommt ein Haufen Landsknechte, sie sollen mir thätige Hand leisten.“

Die herbeigerufenen Landsknechte, als sie den Schildknappen des Herzogs erkannten, erfüllten willig dessen Befehle.

Die Hellebarden wurden gekreuzt und auf ihnen der Herzog und der Landsknecht, der nur schwache Anzeichen des Lebens von sich gab, von dem Schlachtfelde nach dem nahen Flohrberg getragen. Der lange Heinz führte die jammernde Margareth hinterdrein.

Mehre Tage lang schwebten beide Verwundete in Lebensgefahr. Der Herzog war zwar durch den starken Blutverlust sehr ermattet, allein seine kräftige Natur überwand doch bald die Macht des Wundfiebers. Albert jedoch, der zehn Mal verwundet worden war, erholte sich nur sehr schwer von den Folgen der erhaltenen Wunden. Margareth aber pflegte ihn treulich und wich nicht einen Augenblick von seinem Lager.

Als der Herzog im Stande war, sein Lager zu verlassen, [illegible] er sich zu dem noch heftig Leidenden führen und erfuhr [illegible] von ihm seine bisherigen Schicksale. Ein Haufen Landsk[illegible] hatte ihn aus der Heimat fortgeführt und durch die [illegible] Macht jeden Versuch vereitelt, auf ihren

Digitized by Google

fliehen. So war er denn mit ihnen durch Deutschland gezogen, hatte manchen Kampf mit ausgefochten, bis er in der Schlacht bei Regensburg sein Leben willig für seinen Fürsten in die Schanze schlug.

— „Die Wege des Himmels sind gar wunderbar.“ — sprach der Herzog, nachdem er die Erzählung Albert's angehört hatte — „Nach langer Trennung führte er Euch Liebende wieder zusammen und vereitelte so die Tücke böser Menschen. Doch damit Euch nichts wieder trennen kann, so soll Euch schon morgen die Hand des Priesters auf ewig mit einander verbinden.“

Und so geschah es. Am anderen Tage sprach der Feldprediger den Segen über das glücklich vereinte Paar. Als aber Albert von seinen Wunden genesen, sagte der Herzog zu ihm und seiner geliebten Margareth: „Ihr paßt jetzt nicht mehr hier in's Feldlager bei Kampf und Streit. Ihr sollt zurückreisen in das liebe Hannoverland. Dich Albert habe ich zu meinem Castellan auf Schloß Kalenberg ernannt, dort sollst Du in meinem Namen die Verwaltung führen. Dir aber, Margareth, gebe ich zum Andenken dieses Kästchen.“

Mit diesen Worten überreichte er ihr ein kleines Kästchen, aus dem ihr ein kostbarer Schmuck entgegenfunkelte.

— „Gedenkt auch in der Ferne oft Eures Fürsten, mich hält hier die Pflicht zurück“, schloß der Herzog mit gerührter Stimme, indem er Beide umarmte.

Von Freude überwältigt vermochten Albert und Margareth kaum Worte des Dankes hervorzubringen. Schon am andern Tage verließen sie das Lager und kamen, auf Befehl des Herzogs von mehren Bewaffneten begleitet, nach wenigen Wochen glücklich in die Heimat. Das Erstaunen der guten Einwohner von Springe war gränzenlos, als sie die längst Verlorenen wieder sahen und erfuhren, welcher hohe Posten an Albert verliehen sei. Der Sohn des Bürgermeisters, der würdige Tobias, verschwand plötzlich, man sagte aus Furcht vor Albert. Niemand hörte wieder etwas von ihm.

Herzog Erich wurde wegen seiner in der Regensburger Schlacht bewiesenen Tapferkeit höchlich ausgezeichnet. Der Kaiser schlug ihn im Angesichte des Heeres zum Ritter, gab ihm einen „gülden glänzenden Stern“ über dem Pfauenschwanz seines Helmzeichens zum Wappen, nannte ihn gerührt seinen Freund und Bruder und schenkte ihm eine den Böhmen abgewonnene Fahne. Diese Fahne hängt noch jetzt in der Kirche zu Münden im Hannoverschen.

Digitized by Google

Eine Russische Hochzeit.

Während unsers Aufenthaltes in Tobolsk — erzählt Hansteen in seiner Reise in Sibirien *) — bekamen wir Gelegenheit, die Ceremonien kennen zu lernen, welche bei einer Heirath zwischen zwei angesehenen Christen in Rußland und Sibirien [illegible]

Wenn ein Russe aus dem niedern Stande Lust bekommt, sich zu verheirathen, wendet er sich an eine alte Verwandtin, bei den Russen Swacha genannt, eine Art Stiefmutter für Bräute, die mit allen zuverheiratheten und heirathsfähigen Frauenzimmern der Stadt oder des Dorfes genau bekannt ist. Er bittet sie, ihm eine Frau zu verschaffen, welche gewisse von ihm bezeichnete Eigenschaften besitzt, auf die er besonders Werth legt. Swacha nimmt dann ihre Listen zur Hand, wofern sie schreiben kann, oder, da dieß fast nie der Fall ist, mustert in ihren Gedanken alle die Mädchen, die sie in der Stadt kennt und nennt ihm eine, von der sie glaubt, sie werde nach seinen Wünschen seyn. In der Regel hat er die vorgeschlagene Braut ebenso wenig gesehen, wie sie ihn. Swacha findet sich dann bei dem Mädchen ein, und erzählt ihr, daß der Junggesell N. N. gegen sie geäußert habe, er habe Lust, sich zu verheirathen, wenn er ein braves, strebsames und freundliches Mädchen finden könnte. Sie rechnet seine verschiedenen guten Eigenschaften vor, z. B. daß er nüchtern, arbeitsam u. s. w. ist, und kann sie hinzufügen, daß er eine Samawarr oder Theemaschine besitzt, so fällt dieß zu seinen Gunsten nicht wenig in die Wagschale. Thee ist nämlich das Lieblingsgetränk des Sibiriers; es wird einem jeden Gaste angeboten, der in ein anständiges Haus zu irgend einer Tageszeit eintritt; und zwar ist es ein besonders fein duftender Thee, wie wir ihn selten erhalten.

Wenn Dienstleute von einer Herrschaft gemiethet werden, so geschieht es nicht selten, daß sie sich ausbedingen, so und so viel Thee zu bekommen. Eine Samawarr zu besitzen, ist also ein Zeichen eines gewissen Grades von Wohlstand und Wohlleben, und ist für einen Russischen Bauerburschen eine ebenso empfehlende Eigenschaft, wie für ein Dänisches Bauermädchen, wenn sie einen Grapen **) ihr Eigenthum nennen kann. Findet Swacha das Mädchen nicht ganz abgeneigt, auf den Vorschlag einzugehen, so veranstaltet sie eine Zusammenkunft an einem dritten Orte, z. B. in der Kirche, wo sich Beide einander beschauen können. Dieß ist

*) S. d. Note St. 5, S. 71.

**) Ein kesselartiger eiserner Topf, auch in Norddeutschland auf dem

des Freiens erster Act, und heißt Smotrenie oder das Beschauen. Swacha führt sie zusammen und stellt sie einander vor, aber oft sprechen sie nicht ein Wort mit einander, so groß ist ihre Verlegenheit. Sie betrachten bloß einander und trennen sich dann; und davon hat dieser Act seinen Namen bekommen. Finden sie nun, daß sie einander nicht gänzlich zuwider sind, zumal wenn es dem Freier scheint, daß das Mädchen gut aussieht, so bittet er Swacha, die Unterhandlungen fortzusetzen, und sie geht nun zwischen Beiden hin und her und rühmt gegenseitig ihre guten Eigenschaften. Glückt dieß einigermaßen, so wird eine kleine Gesellschaft bei der Familie des Einen oder des Anderen zu Stande gebracht, wo Beide mit anderen Fremden eingeladen werden, um sich genauer betrachten und wo möglich mit einander sprechen zu können. Dieß ist des Freiens zweiter Act und heißt Swidanie oder das Wiedersehen. Ist der Freier nicht ein ganzer Tölpel, so sucht er sich so liebenswürdig wie möglich zu machen; oft vermag er jedoch nur ein paar Worte hervorzubringen, ungeachtet Swacha, ähnlich dem Küchenmeister auf den Norwegischen Bauernhochzeiten, sich alle erdenkliche Mühe giebt, eine fröhliche Unterhaltung in Gang zu bringen. Swacha setzt nun ihre Vermittelung fort, und sucht das Mädchen zu einer Erklärung zu bewegen. Wird dieß durch ihre Ueberredung oder durch die Familie des Mädchens dahin gebracht, so giebt das Mädchen entweder der Swacha oder unmittelbar dem Freier selbst ihre Hand darauf; und dieser dritte Act des Freiens wird Rukobitie oder der Handschlag genannt. Ist man soweit gekommen, so werden sie als Verlobte angesehen, und die Familie der Braut, oder ihre Herrschaft, wenn sie dient, veranstaltet eine kleine Gesellschaft, wozu alle jungfräulichen Bekannte und Freundinnen der Braut eingeladen werden. Diese singen dann allerlei Lieder, trinken Thee, etwas Branntwein, tanzen ein wenig nach Gesang oder einer Violine oder nach einer Balalaika, einem Instrumente mit vier metallenen Saiten, das man in jeder Bude für 50 Kopeken bekommen kann. Dieß ist der vierte Act und heißt Dewitschnik oder der Jungfernabend (Polterabend), an welchem das junge Mädchen Abschied nimmt von ihren Gefährtinnen, um in das Joch der Ehe zu treten. An diesem Abend wird ihr der Zopf über dem Rücken ausgekämmt, und erst nach der Hochzeit wieder geflochten, wo er dann beständig mit einer Haube bedeckt ist, oder wohl gar abgeschnitten wird. Gleich Tags darauf findet die Hochzeit oder Swadba statt, der fünfte und letzte Act dieses Schauspiels, das je nach den Umständen entweder ein Lust- oder Trauerspiel wird.

Um diesen Act recht verständlich zu machen, muß ich etwas von dem Bilderdienst der Russen anführen. Im Hause eines Russen muß in jeder Stube ein Obras oder Heiligenbild seyn.

Digitized by Google

Dieß wird gewöhnlich in einer Ecke, der Eingangsthür gegenüber, etwas über Mannshöhe aufgehängt. Das Erste, was der Russe thut, wenn er aufgestanden, ist, Hände und Gesicht zu waschen, und darauf sich unter Verbeugung dreimal vor diesem Obras zu bekreuzen. Tritt er zum ersten Male des Tages in eine andere Stube — es sei in seinem eigenen oder in einem fremden Hause, so wird diese Ceremonie vor dem Obras wiederholt. Ehe dieß geschieht, thut er [illegible] nicht, und es kann nichts helfen, wenn man zu ihm [illegible] bis dieß vollbracht ist, hört und sieht er nicht. Protestantische Kaufleute müssen auch solche Obras in der Wohnstube um des gemeinen Mannes willen haben, denn wenn dieser hineinkommt und vergebens in allen Ecken ein Bild sucht, dem er seine Verehrung darbringen kann, so kommt er in Verlegenheit. Es kommt ihm vor, sagt er, als ob er in einen Schweinestall oder zu Heiden käme. Vor diesem Bilde, oder jedem dieser Bilder — denn je mehr, desto besser — wird ein Wachslicht an dem Kopfe eines großen hervorragenden Nagels befestigt. Bei einigermaßen wohlhabenden Familien sind diese dünnen weißen Wachslichter aufgeputzt, indem sich eine Spirale von Blattgold schraubenförmig von unten nach oben um sie schlingt; bei noch Wohlhabenderen wird vor das mittelste und kostbarste Bild eine hübsche Glaslampe gehängt. Diese Bilder werden als Schutzgötter der Familie angesehen und erben von Mutter auf Tochter durch viele Geschlechter.

Bei ganz gewöhnlichen armen Leuten, namentlich in Sibirien, wo sich die bildenden Künste bekanntlich auf einer niedrigen Stufe befinden, bestehen sie bloß aus kleinen gegossenen Messingtafeln mit halberhabenen Figuren, in Form der ehemaligen Altarblätter mit Thüren. Sie haben zwei Flügel, welche über der mittelsten Haupttafel, auf der gewöhnlich ein äußerst mittelmäßiges Marienbild angebracht ist, zusammengelegt werden können, und sind nur 3 bis 4 Zoll hoch und breit. Die Gürtler auf den Dörfern verfertigen sie selbst, und man kann sie für wenige Rubel kaufen. Später werden sie dann von den Popen eingeweiht. Auf dem Markte in Nischnei-Nowgorod sahen wir mehre Marktbuden angefüllt mit solchen Obrasen zu verschiedenen Preisen, und wir kauften drei derselben. Etwas zierlichere Bilder sind schlecht genug, auf eine Holztafel von ungefähr acht Zoll im Quadrat gemalt und stark gefirnißt. Auf den elegantesten ist die Malerei etwas besser, aber von einer Silberplatte oder vergoldeten Messingplatte ganz verdeckt, welche in halberhabener Arbeit das Gewand des Heiligen und eine Glorie um den Kopf, umgeben von Laubwerk oder anderen Zieraten, vorstellt. Bloß vor dem Gesichte und den Händen ist die Metallplatte durchbrochen, sodaß das Gemälde sichtbar wird; und die Tafel selbst ist von einem hübschen Rahmen eingefaßt. Bei den [illegible]

rie von Perlen und Edelsteinen umgeben; und auf dem berühmten Kasan'schen Mutter-Gottes-Bilde, das, wenn ich mich recht erinnere, in einer Kirche im Kreml zu Moskau hängt, sind diese Edelsteine von einem unermeßlichen Werthe. An jedem Prasdnik oder Heiligentage, deren es in Rußland eine Menge giebt, werden die Lichter der Lampen vor diesem Bilde angezündet; und an den großen Feiertagen z. B. am ersten Weihnachtstage, fahren in den Städten die Popen von Haus zu Haus, singen ihr vierstimmiges „Gospodi pomilio“ (Herr, erbarme dich unser) vor den Hausgöttern der Familie, und besprengen sie und die Bewohner des Hauses mit Weihwasser mittelst eines Reises, daß sie in's Weihwassergefäß tauchen.

Am Hochzeitstage kommen Braut und Bräutigam bei ihren Eltern, erst bei denen des Bräutigams, dann bei denen der Braut zusammen, um geweiht oder gesegnet zu werden. Leben ihre Eltern nicht, so müssen sie ihre Brotherrschaft dazu bewegen, deren Stelle zu vertreten. Bei der oben erwähnten Hochzeit stellte Oberst Hirsch den Vater der Braut vor, und verrichtete also die Einweihung. Ein Obras von etwa zehn Zoll in's Quadrat, Maria mit dem Christuskinde auf dem Arme vorstellend, und mit einer ausgeschnittenen Silberplatte verdeckt, war auf einem Tische aufgestellt; davor ein brennendes Wachslicht. Vor diesem lag ein großes rundes Brot, auf welchem ein Salzgefäß von geschliffenem Glase, angefüllt mit feinem Salze, stand. Bei gewöhnlicheren Leuten wird bloß eine Handvoll groben Salzes auf das Brot gelegt. Auf dem Boden vor dem Tische war ein hübscher Teppich ausgebreitet.

Die Braut, ein großes, schönes, junges Mädchen in einem braunseidenen Kleide mit hübscher Garnirung, welches ihr Frau Hirsch verehrt hatte, das lange, braune Haar über den Rücken gekämmt, mit einem buntseidenen Tuche um den Kopf, gelben Saffianschuhen und weißen, baumwollenen Strümpfen, kam herein, von ihrer Mutter begleitet. Sie schritt langsam auf den Teppich zu, kniete nieder und machte ihre Pokorno, d. h. ehrerbietige Reverenz, dreimal vor dem Obras. Diese Verbeugung wurde in folgender Weise ausgeführt. Zuerst bekreuzte sie sich mit den ersten drei Fingern von der Stirn bis zur Herzgrube und von der rechten Schulter bis zur linken, und zwar unter denselben ehrerbietigen Verbeugungen, welche auch bei gewöhnlichen Gelegenheiten stattfinden. Darauf kniete sie nieder, legte die Hände auf den Boden und berührte diesen mit der Stirn. Dreimal wurde dieß Niederknien und demüthige Berühren des Bodens mit der Stirn wiederholt, und jedesmal hob die Mutter sie bei der einen Hand wieder auf; denn sowohl das Niederknien wie das Aufstehen muß rasch, gewandt und mit Grazie geschehen. Darauf trat Hirsch vor, nahm das Obras vom Tisch und indem

Digitized by Google

er in Russischer Sprache einen Segen sprach, bewegte er es in Form eines Kreuzes über ihrem Kopf. Dasselbe wiederholte er gleich darauf mit dem Brote, auf dem das Salzgefäß stand. Darauf machte die Braut dieselbe ehrerbietige Reverenz vor ihrer Mutter, vor Hirsch und vor dessen Frau. Hirsch hob sie sogleich nach dem ersten Niederknien auf, und dasselbe that Frau Hirsch, welche sie gleichfalls freundlich auf den Mund küßte.

Die Braut salbte mit geweihtes, Gott geweihtes Schlachtopfer aus. Sie hörte ihren Bräutigam [illegible] bei dem Gwdanie mit ein paar Worte zu ihr sprechen, übrigens war er auf dem Dewitschnik trocken und verlegen gewesen. Sie hatte sich lange bedacht und viel geweint, ehe es so weit kam, war aber von Swacha und der Mutter beschwatzt worden. Er war ihr unangenehm, und sie hatte nach dem Dewitschnik zweifelhaft Frau Hirsch gefragt, was sie von ihrem Bräutigam halte. Diese hatte geantwortet: „Er kann sich ja wohl recht brav zeigen, wenn Du bekannter mit ihm wirst, er ist vielleicht nur verlegen.“ Die ganze Scene war recht rührend anzusehen. Frau Hirsch weinte fast, so schmerzlich war es ihr, ein Mädchen zu verlieren, von dem sie sehr viel hielt, weil es ein exemplarisches Frauenzimmer war, und das, wie sie fürchtete, keine glückliche Partie machte; und dieses Gefühl theilte sich den Anwesenden mit, die sich in die Lage der Braut versetzten. „Noch“ — sagte Frau Hirsch — „ist sie nur darüber betrübt, daß ihr sein Aeußeres nicht gefällt; später nimmt sie Tag für Tag seine Fehler wahr, da wird es schlimmer.“

Nach Verlauf einer Stunde kam die Nachricht, daß der Bräutigam in der Kirche sei. Ein eleganter, mit bunten Decken geschmückter Schlitten nahm die Braut auf. Vor demselben fuhr Hirsch's Diener, Namens Xaver (gewöhnlich Sawka genannt) in einem einfacheren Schlitten, mit dem Obras in beiden Händen und das Brot nebst dem Salzgefäß auf dem Schooße, zur Kirche, weßhalb ein Anderer auf den Kufen stand und die Zügel führte. Hinter der Braut fuhren wir mit Hirsch's Familie. In der Kirche stand der Bräutigam in einem fadenscheinigen, grauen, grob gearbeiten, schlechtgemachten Frack, mit einem roth- und weißcarrirten Tuch um den Hals, einem trockenen, steifen Gesicht, kleinen Augen und schwarzen Haaren, die wie Lichtchen herabhingen. Kurz, er sah aus, nicht bloß, wie ein Zimmermann, sondern wie ein hölzerner Mann. Sie wurden zusammen vorgeführt, nachdem man jedem von ihnen ein kleines, mit Goldblatt verziertes Wachslicht in die Hand gegeben hatte. Der Pope hielt eine kleine Messe mit seinem Diakonus und den übrigen Sängern, nahm darauf die Ringe von den Fingern des Brautpaares, und legte sie auf den Altar. Dann auf wieder Gesang, dann wurden Gebete abgelesen, endlich die

Digitized by Google

Ringe vom Altar zurückgebracht und gewechselt, und zuletzt zwei große messingene Kronen herbeigetragen; der Pope ließ Braut und Bräutigam eine Stelle an seiner Krone küssen, wo vermuthlich ein Crucifix abgebildet war; darauf setzte er ihnen die Kronen auf den Kopf, legte ihre rechten Hände zusammen und, indem er sie bei den zusammengelegten Händen nahm, führte er sie unter Gesang dreimal rings um einen kleinen, auf dem Fußboden stehenden Altar. Endlich trug der Pope ein silbernes Crucifix herbei, welches Braut und Bräutigam, sowie Hirsch und die Mutter der Braut und alle Anderen, welche an der Feierlichkeit Theil nahmen, küßten. Die Kronen wurden abgenommen, und nun fuhr der Bräutigam mit seiner Braut nach Hause, mit der er bisher kaum zehn Worte gesprochen hatte.

Xaver fuhr wieder dem Zuge voran, mit dem Obras, dem Brote und dem Salzgefäße, welche von nun an das Eigenthum der Braut waren, und ein Heiligthum, mit dem sie dereinst wieder eine Tochter bei ihrer Vermählung beschenken konnte. Zu dem Abendbrot, welches man nun im Hause der Neuvermählten einnahm, waren alle Personen, die bei der Familie Hirsch mit der Braut zusammen gedient hatten, eingeladen; Xaver wartete auf. Sie waren Alle unzufrieden mit dieser Partie und unwillig auf Swacha, welche die Sache durchgesetzt hatte, besonders Xaver, der sich in die Braut verliebt hatte, sie aber nicht bekommen konnte, da er ein Leibeigener war, und ein Leibeigener sich nicht verheirathen kann, weder *wann* er will, noch *mit wem* er will, sondern nur, *wenn* sein Herr oder Besitzer es befiehlt, und mit *wem* er es befiehlt. Als Xaver die Kuchen umhertrug, bot er daher Swacha zuletzt davon an, was dieselbe übelnahm und zu ihm sagte, er verdiene eine Ohrfeige. Nachdem er nun mit der Aufwartung fertig geworden war, ging er zu ihr hin und sagte, sie hätte ihm eine Ohrfeige angeboten, diese habe sie selbst verdient und er wolle sie ihr nicht länger vorenthalten. Darauf gab er ihr eine tüchtige Maulschelle, und sie eilte in fürchterlicher Wuth davon. Sie war überdieß auch auf den Bräutigam ärgerlich, weil er ihre eifrigen Bemühungen, die Braut zu seinem Vortheil zu stimmen, nicht reichlich genug honorirt hatte.

Einige Tage darauf kam die junge Frau zur Frau Oberstin Hirsch, und als diese sie fragte, wie es mit ihrem Manne gehe, antwortete sie betrübt: „Ach, aus ihm wird nie etwas! Swacha ist gegen ihn erbittert, weil er sie zu schlecht bezahlt hat, und sie nimmt ihm die Sprache.“ Sie glaubte, daß Swacha, um sich zu rächen, ihn bezaubert habe, sodaß kein Leben in ihn kommen, oder daß er nie gehörig Worte finden könnte. Die Russen sind nämlich von Natur sehr lebhaft und geschwätzig. In Gesellschaft still zu seyn, ist ihnen unerträglich und unmöglich. Die Braut sah also diesen Mangel bei ihrem schweigsamen Manne als ein Zei-

Digitized by Google

chen von Gleichgiltigkeit an, besonders vielleicht, wenn sie damit den lebhaften, muntern Xaver verglich, welcher stets eine witzige Antwort auf den Lippen hatte.

Bei den Kaufleuten, welche auch zur Bauernklasse gerechnet werden, findet weder Smotrenie noch Swidanie statt, auch wird keine Swacha benützt, denn die Eltern machen die Partie ab, ohne [illegible] wollen noch [illegible]. Das Paar wird vor das Bild in der Stube, dann geführt, dort machen sie ihre Poklone, und ihre Hände werden mit einem weißen Tuche zusammengebunden. Geschieht es gegen den Willen des Mädchens, so hat sie noch den Ausweg, daß sie vor dem Altar Nein sagen kann, wenn der Pope sie fragt, ob sie den neben ihr stehenden Mann zum Ehegemahl haben will. Haben indeß die Eltern eine Ahnung davon, und ist es ihnen sehr darum zu thun, daß die Vermählung zu Stande komme, so bestechen sie den Popen, daß er sich so anstellt, als höre er die Weigerung der Braut nicht, und den Weihungsact fortsetzt.

In Moskau soll es Sitte sein, daß an einem gewissen Heiligentage unter den niederen Klassen ordentlich eine Mädchenparade oder Mädchenmarkt ist. Nach dem Gottesdienst stellen sich alle erwachsenen Mädchen vor der Kirche unter freiem Himmel in zwei Gliedern auf; heirathslustige Männer durchwandern diese und suchen sich eine aus, die sie leiden können. Dabei fällt Smotrenie weg, oder dieß ist Smotrenie in einer anderen Form, ohne Hilfe einer Swacha. Unter Beamten, welche alle zur Adelsklasse gerechnet werden, d. h. Personen von bestimmtem Range sind, geschieht die Sache ganz wie bei uns. Jedoch werden auch da oft von Freunden Partien zwischen Personen gestiftet, welche einander nie gesehen haben. Einem Ingenieurmajor, Swintizki in Tobolsk, wurde, während er sich in Petersburg aufhielt, von seinen Freunden der Rath gegeben, sich zu verheirathen. Als er ihnen erwiderte, daß er keine Damenbekanntschaft hätte, schlugen sie ihm ein Fräulein vor, welches in einem Kloster erzogen worden war, keine Eltern hatte, aber ein wenig Geld besaß. Er hatte sie nie gesehen, sie ihn auch nicht. Man führte sie zusammen, und er trug ihr sein Anliegen vor. Er war als ein braver Mann bekannt; gegen sie war nichts einzuwenden. Sie sagte Ja, und nun leben sie sehr glücklich zusammen. Wir sahen sie beständig bei'm Obersten Hirsch, und waren auch einen Abend bei ihnen.

Goethe und das Leben am Weimarschen Hofe.

(Fortsetzung.)

Eine derbe Neckerei, welche Fräulein von Göchhausen betraf, wird in dem Klatschbuche „Von Goethe“ diesem zugeschrieben; „Cäcilie“, an der schon angeführten Stelle, versichert, er sei nicht dabei gewesen. Sie läugnet indeß den Vorgang an sich nicht und meint nur, er sei übertrieben. Die Sache ist folgende. Einst als der Dienst diese Dame bei der Herzogin Amalie beschäftigte, begab man sich in ihre Wohnung mit einem Maurer, ließ die Thür ausheben, die Oeffnung vermauern und die neue Wand überstreichen. Spät in der Nacht kam das Fräulein, fand wie gewöhnlich unten in dem von ihr bewohnten Hause ein brennendes Licht und ging mit demselben nach ihrem Zimmer. Oben auf der Treppe blies ein Zugwind das Licht aus. Fräulein von Göchhausen wollte nicht wieder umkehren, sondern beschloß im Dunkel den Weg nach ihrem Zimmer zu suchen und im Nothfall die Kammerjungfer, die sie für eingeschlafen hielt, Licht holen zu lassen. Die Kammerjungfer war gar nicht da. Vor ihrem Zimmer suchte nun „Thusnelda“ die Thür, indem sie mit den Händen an den Wänden herumtastete, konnte aber die gesuchte durchaus nicht finden. Sie rief; Niemand kam. Sie glaubte sich geirrt zu haben und ging wieder; so brachte sie eine lange Zeit zu, ohne die weggezauberte Thür zu finden. Obwohl sie nun an Neckereien gewöhnt war und sich im Ganzen gern necken ließ, weil sie Gleiches mit Gleichem vergalt, ahnte sie hier doch nichts von einem Schalksstreiche. Sie wurde endlich ganz irre und aufgeregt, bis Jemand, ob zufällig oder absichtlich, mag dahin gestellt bleiben, mit Licht kam und die Arme zu einem provisorischen Nachtquartier geleitete.

Im März 1782 noch schrieb Fräulein von Göchhausen an Knebel: Vor einiger Zeit las ich: Ah quel conte von Crebillon. Ich war davon so eingenommen, daß ich viel davon schwatzte; der Herzog, die Stein und Andre lasen's auf meine Recommendation; Wieland erzählte die Geschichte den Weib- und Mägdelein und vorzüglich machte das Gänschen im rosenfarbenen Domino allgemeines Glück. Unterdeß hatte ich ein recht schönes Gänslein von von Wachs (von dem Conditor der Gräfin von Bernstorf) machen lassen, hatte ihm einen zierlichen rosenfarbenen Domino gefertiget und schickt's der Stein mit der Bitte, sie möchte es bei Carolinchen (von Ilten) und den Uebrigen einführen, das Gänschen wäre von seinen Reisen zurückgekommen und nun des Glaubens „qu'on ne pouvait être mieux qu'au sein de sa famille.“

Goethe antwortete im Namen des Fräuleins von Ilten:

Das Gänslein roth in Domino
Sieht in die Welt so leicht und froh

Und zeigt sich als ein Meisterstück
Aus der hochgräflichen Fabrik;
Doch zierlich wie das Schätzchen steht,
Geht's ihm wie's vielen Leuten geht,
Denn es ist, ich gesteh' es gern,
Die Schale besser als der Kern.
[illegible]
Ach, wären wir noch allzumal
Im hohen hellen Palmensaal,
Die führte dann auf jenem Plan
Auch einen großen Aufzug an,
Wenn alle, die ihr ähnlich sein,
Pathetisch gingen hinterdrein.
Doch diese Freuden sind nun aus,
Drum mach' nur die Honneurs zu Haus
Und lad' uns Freunde, wie wir sind,
Mit diesem allerliebsten Kind
In eine kleine Assemblée
Zu einem wohlfrisirten Thee;
Dann laß uns schwätzen, laß uns sitzen,
Erzählen und die Ohren spitzen,
Und wohl soll's ihr mit Groß und Klein
Au sein de sa famille seyn.

Den 26. Februar 1782. Caroline von Ilten.

Die Göchhausen lud in der That die Theegesellschaft zu Ehren des Gänschens und Goethe setzte den Scherz noch weiter fort. Er ließ durch die Frau von Stein einen Porcellanteller mit Hafer und folgenden Versen dahin schicken:

O Kinder, still! Leiht meinen Lehren
Ein unbefangen willig Ohr.
Das werthe Gänslein zu verehren
Setzt ihr ihm Thee und Waffeln vor;
Allein ich kann's euch nicht verstecken,
Wenn auch die Wahrheit nicht gefällt:
Die kommt aus einer andern Welt
Und Freunde, gehn auf ihrer Reise
Von Orten nur vergnügt davon,
Trefft man sie nach ihrer Weise

Seht, wie sie ekel ihren Schnabel
Vor Eu'rn Leckerbissen schließt
Und, wie der Kranich in der Fabel
Von flachen Schüsseln, nichts genießt.
Drum sandt' ich euch sie zu beglücken
Des Hafers goldne Körner hier
Und richtet ja, sie zu entzücken,
Mit dem Discurs euch auch nach ihr.

Selbstverständlich war man nicht alle Tage und den ganzen Tag so heiter; es kamen oft Tage, ja Wochen der Verstimmung, des Mißmuths, Zeiten, in denen namentlich Goethe in Liebesleid oder Dichterträumen befangen war. Schon im Februar 1776, vor seiner Anstellung, seufzte er gegen die geliebte Stein:

Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all' die Qual und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Und um dieselbe Zeit äußerte er: „Es geht mir auch wie Magaretha von Parma (in Egmont): ich sehe viel voraus, das ich nicht ändern kann.“ — —

(Beschluß folgt.)

Miscellen.

Artesische Brunnen. Wenn der Name „Artesische Brunnen“ — sagt Roßmäßler: „Das Wasser“ — bedeuten soll, daß ihr Erbohren zuerst in der Grafschaft Artois geübt worden sei, so wäre er unberechtigt, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß sie in China seit viel längerer Zeit in Gebrauch sind. Auch den alten Aegyptern sind sie bekannt gewesen, denn die Wüsten von Theben und Garbe sind so zu sagen von Artesischen Brunnen ganz durchlöchert. Von verfallenen Artesischen Brunnen werden die Oasen in jenen großen Sandwüsten gebildet, in denen sie früher Wohlstand und Fruchtbarkeit schufen.

Von China soll die Kunst, Artesische Brunnen zu erbohren, zuerst nach Rußland gekommen und in Europa soll der zu Lillers im Depart. Pas de Calais der älteste und 1126 gebohrt worden seyn. Doch scheinen die Artesischen Brunnen in größerer Ausdehnung zuerst im Modenesischen angelegt worden zu seyn.

Digitized by Google

Daß die Grafschaft Artois zum hauptsächlichsten und namengebenden Heerd dieser nützlichen Brunnen geworden ist, hat wenigstens einen befördernden Grund darin, daß dort überall die aufgerichteten Schichten-Enden eines sehr klüftigen Kalksteins die Höhen bilden, in denen das atmosphärische Wasser in die Tiefe leicht eindringt.

Erst etwa seit den letzten funfzig Jahren hat man die sich darbietenden geologischen Gelegenheiten zur Erbohrung von Artesischen Brunnen in größerem Umfange, namentlich auch in England und Nordamerika, benutzt. In Deutschland ist der Bergbohrer seit länger als einem Jahrhunderte bekannt, und dessen Anwendung zum Brunnenbohren wurde schon 1724 vom Kurschsischen Bergcommissär J. Leupold empfohlen. Doch wurde er anfangs nur zum Erbohren von Soolquellen angewendet.

Wenn auch die Gelegenheit und Möglichkeit, Artesische Brunnen herzustellen, sehr verbreitet ist, so ist doch keineswegs überall auf ein Gelingen zu rechnen, ja es ist vorgekommen, daß in der Nähe eines schon bestehenden ein Bohrversuch, der sogar noch tiefer ging, ohne Erfolg blieb. Dagegen trifft man gar nicht selten bei dem Bohren auf mehre, bis fünf, über einander liegende, also durch undurchlassende Schichten von einander getrennte Wasseradern. Bald beeinträchtigen zwei naße neben einander erbohrte Brunnen einander nicht, bald ist dieß der Fall, und das Niederbringen eines zweiten hat zuweilen einen älteren in dessen Nähe zum Versiegen gebracht.

Der Schäffler-Tanz (d. h. der Böttcher-Tanz) in München, der dort alle sieben Jahre und auch in diesem Jahre wiederholt wird, stammt aus dem Jahre 1517. Als nämlich in Folge der Verheerungen, welche im genannten Jahre eine schwere Seuche über die Stadt München gebracht hatte, die Einwohner in großer Furcht und Schrecken lebten, und sich kaum mehr aus den Häusern hervor wagten, alle Fremden die tiefbetrübte Stadt mieden, und Handel und Verkehr ganz darnieder lagen: da faßten die Schäffler (d. h. die Böttcher, von Schaff, welches Gefäß, kleine Tonne bedeutet) den glücklichen Gedanken, unter Musikbegleitung öffentliche Aufzüge zu halten und auf den Straßen Tänze aufzuführen, damit das Volk schnuppere, daß die Gefahr vorüber und nichts mehr zu fürchten sei. Dieß hatte denn auch den besten Erfolg, und in Erinnerung daran wird nun der Schäfflertanz noch jetzt alle sieben Jahre gehalten, wobei dann nämmalig [illegible]

Hamburg, gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1858. 1ster Band. 7tes Stück.

Die Sphinx.

Ein Märchen in Callot-Hoffmann'scher Manier

von B. S. Ingemann; Deutsch von P. J. Lorenzen.

„Alte Handstöcke! Recht vernünftige Stöcke! Spießbürgerstöcke!“ — rief eine alte Handelsfrau auf der Gasse in Hamburg und zeigte den Vorübergehenden einen ganzen Armvoll Spanischrohr- und Knotenstöcke von verschiedener Größe und mit knöchernen Knöpfen, welche allerlei Thiergestalten und Grimassengesichter vorstellten. Aber es war Niemand da, welcher kaufte; denn Alle hatten zuviel mit ihrem eigenen Handel und Wandel zu thun.

Endlich kam ein junger, flinker Herr längs der Gasse daher, eingehüllt in einen altdeutschen Mantel, mit langen Locken um die Ohren und einem flotten Mützchen auf dem Kopfe. Er sah aus wie ein Student und schien mit Nichts in der Welt beschäftigt zu seyn; er schien vielmehr recht gemüthlich und vergnügt durch die große, weite Welt zu wandern und deren bunte Gestalten um sich herum tummeln zu lassen, wie sie es eben wollten, gleichsam wie in einem tragisch-komischen Schauspiel, dessen ruhiger Zuschauer er selber nur war.

Wie das alte Weib ihn sah, begann dasselbe noch lauter zu schreien als vorhin und rief nun:

„Neue Handstöcke! Studentenstöcke! Bummlerstöcke! Romantisch-poetische Stöcke! Splinterhageltolle Stöcke, wahre Teufelsstöcke!“

— „He, Mutter!“ — rief Arnold, unser junge Held — „Einen solchen Stock möchte ich wahrhaftig haben. Laß mich denn einen der tollsten bekommen, oder sind sie vielleicht alle gleich gut?“

— „Will Er den tollsten haben, soll Er ihn, weiß Gott! auch theuer bezahlen!“ — antwortete das Weib — „Aber nehm'

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Er sich nur in Acht, daß er ihn nicht selber mit toll macht. Dieser hier ist ein solcher Teufelsstock, wie ihn ein ehrlicher Mann nur verlangen kann, und deßwegen ist er auch einen Groschen unter Brüdern werth.“

„Nehmen Sie denselben nur! Ich stehe Ihnen dafür, daß er gut ist.“ flüsterte ihm eine freundliche, silberklare Stimme in's Ohr.

Arnold blickte sich um und sah einen munteren, phantastisch gekleideten Jungen, der ihm im Vorübergehen heimlich zuwinkte und darauf im Gewühl der Menschenmenge verschwand. Mit dem Stocke in der Hand stand unser Arnold noch da und dachte darüber nach, wer der hübsche Knabe seyn könnte; aber nun schrie das alte Weib wieder mit ihrer scharfen Stimme: „Allermodernste Stöcke! Phantasiestöcke! Tollhausstöcke!“

— „Armes Weib!“ — dachte Arnold — „Ihr fehlt's am Verstande; es wäre daher Sünde, ihr Nichts abzukaufen, oder sie zum Narren zu halten!“

Er bezahlte darauf den Stock und ging weiter, hörte aber noch lange, wie das Weib hinter ihm lachte und ausrief: „Funkelnagelneue Stöcke! Blocksbergstöcke! Höllenfahrtsstöcke! Teufelsgroßmutterstöcke!“

Jetzt stand das Angesicht des alten Weibes ihm so lebhaft vor Augen und erschien ihm plötzlich so fratzenhaft und schreckhaft, daß er schon den Stock in die Höhe hob, um ihn fortzuwerfen, damit er nicht länger die Erinnerung an den häßlichen Anblick bei sich trage. Wie er ihn indeß genauer betrachtete, änderte er bald seinen Entschluß; denn auf dem elfenbeinernen Knopf, wo er anfangs ein altes, faltiges Weibergesicht zu sehen geglaubt hatte, dem der alten Handelsfrau nicht unähnlich, da entdeckte er jetzt das niedlichste Mädchenantlitz, das seine Augen jemals gesehen hatten. Er bemerkte nun erst, daß der Knopf eine modernisirte Aegyptische Sphinx vorstellte, mit hübschen Armen und Händchen anstatt der gewöhnlichen Löwenklauen, und den einen Arm erhoben, während der andere der ruhenden Figur zur Stütze diente. Dieselbe zeigte in ihrem bezaubernden Antlitz ein geheimnißvolles Lächeln und hielt den einen Zeigefinger auf die Art in die Höhe, daß dieser bald zu winken, bald zu drohen oder zu warnen schien. Ungeachtet daß der Stock selbst nur ein simpeler Dornstock war, gab dieses vollendete Kunstwerk des Knopfes ihm einen Werth, daß Arnold kein Preis groß genug schien, diesen aufwägen zu können. Zufolge davon vergaß er auch ganz das häßliche, alte Weib über das schöne Bild, welches er in seiner Hand hielt, und jemehr er seine lächelnde Sphinx betrachtete, je heißer war ihm um's Herz, um so lebhafter rötheten sich seine Wangen.

So ging er fast einen halben Tag umher, ohne zu wissen,

wohin, bis er sich endlich den Kopf an einen Baum stieß und nun erst bemerkte, daß er sich in einem finsteren, dichten Walde befände. Da wurde es ihm auch erst klar, wie es mit ihm bestellt war. „Plagt Dich denn der Teufel, Arnold!“ — sagte er zu sich selber — „Hast Du denn Deinen Verstand verloren und Dich in einen Stockknopf verliebt?“ — Er brach darüber selbst in ein lautes Lachen aus und hielt damit erst inne, als er sein Gelächter im Walde beantwortet hörte und zwar von einer Stimme, die er für das Echo seiner eigenen gehalten haben würde, wenn sie nicht eben durch die verzerrte Aehnlichkeit mit seiner eigenen den verirrten Wanderer zu verhöhnen geschienen. „Ob hier der Teufel sein Spiel hat?“ — rief er nun — ‚Der Teufel hat hier sein Spiel‘ — rief die neckende Stimme. Da ward ihm wunderlich zu Muthe; aber er faßte sich sogleich und schämte sich über sich selber. Es kann doch nichts Anderes als das Echo seyn, dachte er, allein die Nacht tritt ein; ich möchte indeß gerne wissen, wo ich mich befinde. „Komm' näher,“ — rief er — „ist hier Jemand, so erscheine er, und wäre es auch der leibhaftige Satan selbst!“ Dieses Mal antwortete Niemand; allein Arnold graute über seine eigenen Worte und er dachte bei sich selbst: Wer legt mir denn solche tolle Worte in den Mund? Hätte das Echo geantwortet: der leibhaftige Satan selbst, so . . . . Er gelangte in seiner Betrachtung nicht weiter, indem er dieselben Worte wirklich in einiger Entfernung vernahm. „Nein, das ist nicht länger auszuhalten,“ — rief er jetzt aus — „das verdammte Echo macht mich noch toll!“

In diesem Augenblick vernahm er ein Rasseln in den Blättern und fühlte Etwas unter seinem Fuße sich bewegen. Er zog den Fuß hastig zurück und sahe nun, wie eine große Kröte mit dem weißgesprenkelten Bauch nach oben lag und mit den Beinen umher krabbelte, um wieder in die Höhe zu kommen. Mit einem unwillkürlichen Schrecken stieß er den Stock in den Bauch des häßlichen Thiers und warf dasselbe über die nächsten Büsche hinweg. Aber dort, wo es hinab fiel, schien gerade der Mond durch die Zweige, und Arnold hatte einen Augenblick, daß er nicht wußte, ob er wache oder träume; denn er sah deutlich, daß das Angesicht des alten Schacherweibes ihm im Mondenscheine durch die Büsche entgegen grinst'e und dem gefleckten Bauche der Kröte glich. „Verdammte Hexe!“ — rief er aus — „Du gerade hast mich heute verrückt gemacht.“ Er fuhr nun mit dem Stocke auf das grinsende Antlitz los, allein er sah nun nichts weiter, als einen weißgesprenkelten Knast an einem Birkenstamm. Wieder lachte er laut über sich selber; jedoch erscholl ihm in demselben Augenblick ein unermeßliches Gelächter von allen Seiten entgegen. Da stellte sich das Haar auf seinem Haupte zu Berge, und der kalte Schweiß sprang ihm auf die Stirn. „Ha, Ihr Teufel!

Digitized by Google

Ihr Hexen! Ihr Zauberer!“ — rief er aus — „Satan und seine Großmutter, oder wer es sonst ist, macht Euch nun so lustig mit mir, wie Ihr wollt! Ihr habt mich ja doch schon mit Haut und Haaren, wenn nicht ein Engel vom Himmel kommt, mich aus Euren Klauen zu erlösen, [illegible] wie ein Besessener durch den Wald und hielt endlich, [illegible] Kuß auf einer schlafenden Lippe, [illegible] über stürzte gleichsam wie in einen Abgrund [illegible]

Als er wieder zu sich selber kam, lag er auf einem goldgewirkten Teppiche in einem glänzenden Ritterschloß und die Morgensonne schien munter und lebhaft zu ihm durch die Fenster herein. Eine schöne junge Ritterdame mit stillen, bedeutsamen Wundschelmsaugen und langen braunen Locken hier den weißen, elfenbeinartigen Hals herab, stand an seinem Lager und betrachtete ihn mit einem unbeschreiblich räthselhaften Lächeln, als er die Augen aufschlug.

— „Wo bin ich?“ — fragte Arnold und sprang auf, indem er entzückt und verwundert die Schöne anblickte — „Ist die Zeit mit mir zurückgegangen? Ist das herrliche Mittelalter aus seinem Grabe auferstanden? Oder bin ich gerade in den Himmel hier eingelaufen und habe den Weg dahin durch die Hölle zurückgelegt? Und ist auch mein Stock lebendig geworden? Oder bin ich selbst vielleicht toll geworden? Oder, nehmen Sie mir's nicht übel, edle Ritterdame! Sie sind doch wohl nicht ein Stockknopf ... eine Sphinx, will ich sagen, Ihr schönes Antlitz, meine ich nur, hat etwas so sonderbar Geheimnißvolles, daß ....“

— „Ihr Fieber, mein Herr, ist noch nicht ganz vorüber,“ — antwortete die Schöne — „Sie phantasiren noch, höre ich; allein besinnen Sie sich und lassen Sie sich nicht länger von ihren sonderbaren Gedanken beherrschen. Sie sind auf dem Lustschloß der Gräfin Cordula und haben den Weg dahin durch meinen Bergwald zurückgelegt. Diesen im Dunkeln zu durchwandern ist gefährlich, und ich habe Sie von einem steilen Felsen herabgestürzt gefunden, in der Nähe meines Schlosses, als ich diesen Morgen hinaus gegangen war, den Sonnenaufgang zu betrachten. Den Stock, von welchem Sie träumen und an dem Sie vermuthlich ein Antlitz entdeckt haben, das mir gleicht, sehen Sie, der steht hier an Ihrer Seite. Wie derselbe in Ihre Hände gekommen ist, weiß ich nicht, allein er hat mir früher gehört und ist ein Werk des kleinen Florisan, der oft ein Vergnügen daran findet, mich in solchen seltsamen Gestalten abzubilden.“

— „So ist mir denn die ganze Welt ein Räthsel.“ — sagte Arnold — „Ich lebe im neunzehnten Jahrhundert, bin [illegible] und habe auf der Universität in Kiel studirt; ich weiß, daß es weder Hexen noch Gespenster noch bezaubernde Feen [illegible] aber dennoch,

scheint mir, daß ich seit gestern Mittag Etwas von dem Allem erlebt habe. Falls Sie nun nicht ein übermenschliches Wesen sind, edle Ritterdame, sondern wirklich die Gräfin Cordula und ein lebendiges Menschenkind, wie ich, so hoffe ich, daß Sie mir meine Sinnesverwirrung verzeihen, an welcher Ihr schönes Antlitz allein und einzig die Schuld trägt."

— „Sonderbarer Mensch!" — antwortete die Gräfin erröthend — „Ihre Art und Weise eine Bekanntschaft anzuknüpfen, ist so sonderbar und aller Gewohnheit zuwider laufend, daß ich Sie gerne etwas genauer kennen lernen möchte. Seien Sie mein Gast so lange Sie es wollen. Nehmen Sie Theil an meinen Sommervergnügungen, so lange es Ihnen in meinem kleinen, abgelegenen Paradies gefällt. Wenn Sie Musik und Gesang lieben, hübsche alterthümliche Bilder und wunderbare Märchen aus verschwundenen Tagen, so hoffe ich, daß Sie sich hier nicht langweilen werden. Eine kleine ausgewählte Bildergalerie und eine seltene Sammlung alter Handschriften müssen Sie unterhalten, wenn ich selbst nicht gegenwärtig bin."

— „Ihre Güte bezaubert mich, edle Dame!" — sagte Arnold entzückt und drückte die Hand der schönen Gräfin an seine brennenden Lippen. Ein leiser, fast unmerklicher Druck von dem Elfenbeinhändchen der Gräfin, begleitet von einem schamhaften, verheißenden Blick, setzte Arnold in eine süße, aber seltsame Stimmung und machte ihn zum glücklichsten Menschen auf der weiten Gotteswelt. Er erzählte ihr nun mit wenig Worten seinen ganzen Lebenslauf, in welchem die Historie mit seinem Stocke ihm das einzig Merkwürdige schien, und seine gegenwärtige Glückseligkeit im Feenschloß der schönen Gräfin und im Glanze ihrer stillen, bezaubernden Mondscheinsaugen, war gleichsam der Brennpunkt, in welchem alle Himmelsstrahlen seines ganzen Daseyns sich sammelten und wiederum sein ganzes Wesen durchglüheten.

Der liebeberauschte Arnold ging nun mit der Gräfin vom Schlosse aus nach dem Garten und dem Lustwäldchen. Daselbst kam es ihm vor wie in einer wohlbekannten, wunderreichen Landschaft, die er als Kind einmal gesehen hatte, wo ein Ritter mit seiner Dame einsam auf einem waldgrünen Fußsteig spazierten, während das alte Gothische Ritterschloß sich in dem stillen klaren See abspiegelte und ein wild brausender Strom sich von den Felsen herabstürzte und schäumend zwischen moosbedeckten Klippen hindurcharbeitete, bis er sich im dunkeln Hintergrunde verlor. Oftmals hatte er sich an die Stelle des liebenden Paares, mitten in diese herrliche Landschaft, hinein gewünscht, anstatt gleich Adam nach dem Falle als Zuschauer außerhalb des Paradieses zu stehen und alle Herrlichkeiten aus der Ferne zu sehen.

Jetzt war es ihm, als wenn sein Wunsch erfüllt war, und er selbst war der glückliche Wanderer, der an der Seite der schö-

Digitized by Google

nen Ritterdame ging; das Bild war nicht länger ein gemaltes Kunstwerk, sondern eine wundervoll lebende Natur. Aus Wald und Garten ging er endlich mit der schönen Gräfin in's Schloß zurück und besah die Bildergalerie, wo ihm die herrlichsten und wunderbarsten Schöpfungen der berühmtesten Meister entgegen traten und ihn entzückten. Doch Nichts von Allem, was er hier sah, [illegible] als das Antlitz der schönen Gräfin, welches alle Bildungen einer weiblichen Schönheit weit übertraf, selbst die schönsten, und ein Leben und eine Begeisterung über das Schöne und Herrliche ergoß, was gleichsam Arnolds ganzes Wesen durchdrang und sein Auge öffnete für solche Dinge, von denen er sich niemals hatte träumen lassen. Wobei er am längsten verweilte, das waren gewisse seltsame Bilder, in welchen sich eine übernatürliche, wundervolle Phantasiewelt, wild und barock, mit dem wirklichen, spießbürgerlichen Alltagsleben vereinigte und in diesem sonderbaren Contrast die höchsten Ideen in einem verwirrten Gemisch von Schönheit und Caricatur darstellen zu wollen schien. — Die Gräfin begleitete ihn darauf in die Bibliothek, wo sie ihn verließ, bittend, sich eine Zeitlang allein unterhalten zu wollen. Zum Studiren fühlte Arnold in dem Augenblicke sich nicht berufen; aber jedes Wort, welches die Gräfin zu ihm geredet hatte, klang ihm noch lebendig durch's Ohr, mancher holdselige Blick, der ihm entgangen war, trat freundlich in seine Erinnerung zurück, entflammte sein Gefühl und gab seiner Hoffnung größere Stärke.

Inzwischen nahm er Platz und begann mancherlei Bücher und Handschriften zu durchblättern, ohne sich eines Wortes von Demjenigen, was er las, bewußt zu werden. Das Einzige, was er mit Bewußtseyn sah und betrachtete, waren die treuherzigen Holzschnitte in den alten Büchern und die glänzenden Vignetten der Handschriften. Endlich fiel ihm ein Buch in die Hand, das durch den neuen Einband und seinen neumodischen Schnitt auffallend von allen anderen abstach. Es war „Der goldene Topf" von Hoffmann. Je länger er darin las, je aufmerksamer wurde er und es schien ihm zuletzt, daß es ein Stück seines eigenen Lebens war, welches er hier las. „Wie hängt das zusammen," — dachte er — „Du bist doch wohl nicht selber der Student Anselmus? Du solltest doch wohl nicht selber ein Phantasiestück in Callot's Manier seyn?" — Weiter kam er in seinem sonderbaren Gedankengange nicht, indem die Gräfin auf's Neue zu ihm eintrat und er sogleich bei ihrem Anblicke das Alles vergaß, was er soeben gelesen hatte und ihn fast zu einem Zweifel an seiner Originalität als eines lebendigen Menschen brachte. „Bin ich wohl ein Phantasiestück in Callot's Manier, Ew. Gnaden?" hätte er fast gefragt, aber er bedachte sich doch noch und schwieg. „Es ist genug, ich habe mich schon einmal blamirt," dachte er, und

habe meine schöne Gräfin für einen Stockknopf gehalten; wie kann man doch nur solche Grillen haben! Jetzt redete die Schöne ein paar freundliche Worte zu ihm, worauf die sonderbaren Selbstbetrachtungen ein Ende hatten. Wieder war Arnold der glücklichste Mensch von der Welt und die Stunden flogen ihm wie Augenblicke in fröhlichster Begeisterung dahin, indem ihn die ahnungsvollen Freuden der ersten Liebe durchzuckten.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Pseudo-Herzogin. *)

Der Erbprinz Georg Albert aus der Sachsen-Weißenfelser Nebenlinie zu Barby vermählte sich im Jahre 1721 mit der Prinzessin Auguste Luise von Württemberg, einer Tochter des Herzogs Christian Ullrich von Württemberg zu Bernstadt (aus dessen dritter Ehe mit Sophie Wilhelmine, des Fürsten Enno Ludwig von Ostfriesland Tochter). Die Ehe begann unter ungünstigen Auspicien. Die Prinzessin verzögerte ihre Ankunft in Barby so viel als möglich und zeigte nach der Vereinigung mit ihrem Gatten eine entschiedene Abneigung gegen denselben, die alle Bemühungen des Prinzen nicht zu besiegen vermochten. Es fielen sehr unangenehme Scenen vor, jedoch gelang es, so lange der Vater des Prinzen, Herzog Heinrich lebte, einen gänzlichen Bruch zu vermeiden. Nach dessen, im Jahre 1728 erfolgtem Tode wurden die Differenzen immer ernsterer Art und wenn nur die Hälfte dessen wahr ist, was man der Herzogin in den uns vorliegenden Acten Schuld giebt, so läßt sich nicht läugnen, daß Herzog Georg Albert viel Geduld und Nachsicht bewiesen hat. Wir wollen aber diese Vorgänge hier dem Dunkel, das sie bis jetzt verhüllt hat, nicht entziehen und nur gedenken, daß die Herzogin, als ihr Gatte einst im Jahre 1730 abwesend war, zwei seiner Räthe rufen ließ, ihnen eröffnete, sie werde ebenfalls verreisen, und alsbald Barby, nur von weniger Dienerschaft begleitet, verließ, ohne das Ziel ihrer Reise anzugeben. Mehre Monate war der Herzog ohne alle Nachricht von ihr, bis er in Erfahrung brachte, sie sei nach Oldenburg und Hamburg gegangen. Der Herzog, dem von dort allerhand üble Gerüchte zu Ohren kamen, erklärte nun die

*) S.: Aus vier Jahrhunderten. Mittheilungen aus dem Haupt-Staatsarchive zu Dresden von Dr. Karl von Weber. Ir Band. Leipzig, Verlag von B. Tauchnitz. D. Red.

Digitized by Google

bestimmte Absicht, seine Gemahlin nicht wieder zu sich nehmen, und die Trennung der Ehe verlangen zu wollen.

Die Nachricht von der Entfernung der Herzogin und den zwischen beiden fürstlichen Gatten ausgebrochenen Mißhelligkeiten war immittelst in's Publicum gedrungen, jedoch wußte man nicht, wo die Herzogin sich aufhalte. Zu dieser Zeit, am 27. Juli 1731, kam der Appellationsrath und Syndicus des Stifts Meißen Dr. Schlegel, in Geschäften nach Riesa zu der damaligen Besitzerin dieses Gutes, der Kammerherrin von Wehlen, deren Curator er war; diese eröffnete ihm, es sei vor einiger Zeit eine Dame, anscheinend sehr vornehmen Standes, krank in Riesa angekommen, welche wahrscheinlich in der Absicht, eine letztwillige Disposition zu treffen, sich nach einem zuverläßigen Manne, der ihr mit Rath an die Hand gehen könnte, erkundigt habe. Frau von Wehlen schlug daher dem Dr. Schlegel, der auch als Sachwalter practicirte, vor, er möge jene Dame aufsuchen. Er war dazu bereit und mag nun selbst erzählen, wie er die Bekanntschaft der Dame, die für ihn verhängnißvoll werden sollte, gemacht hat.

„Nachdem ich" — so schreibt er — „mich dahin verfügte, fand ich ein Frauenzimmer in einem ganz schlechten Bette und Zimmer und in großer Schwachheit liegen: von Gestalt war sie ziemlich schwarzbraun auch schwarzen Augen, ihr Habit und Spitzen hatten eben keine sonderlichen Zeichen eines sonderbaren Standes. Sie eröffnete mir in Gegenwart einer andern jungen Weibsperson welche sie ihre Bediente zu seyn auf mein Befragen versicherte, daß, nachdem sie meiner honnetété und Aufrichtigkeit von andern Leuten versichert worden, es ihr angenehm sei, mich zu sehen, sie wäre sehr unglücklich, und hätte große Leibesbeschwerungen an sich, die sie zu fahren hinderten. Sie sei aus Schlesien gebürtig, habe großes Vermögen, von mehr als 200,000 Thlrn., auch zwei Güter 6 Meilen von Hamburg gelegen, habe sich vor 7 Jahren verheirathet, aber mit ihrem Gemahl übel vertragen und sei seit zwei Jahren von ihm gegangen, hätte ihre und ihrer Frau Mutter Juwelen zu sich genommen, solche zu Halberstadt an einen Juden meines Bedünkens für 70,000 Thlr. verkauft, ihr Gemahl aber habe solches in Erfahrung gebracht, nicht allein die Gelder mit Arrest beschlagen lassen, sondern auch auf die Revenuen ihrer Güter gleichfalls Arrest ausgebracht, wollte gern wissen, ob sie nicht wenigstens die Güter frei machen könnte, und ob ich ihr darinnen dienen wollte.

Als ich nun hierauf antwortete, daß ich vor allen Dingen die Umstände und unter wem obige Güter gelegen, sowohl von des Standes und Namen sie selbst sei, wissen müßte, wollte sie sich darauf positive nicht erklären; die Güter, sagte sie, wären 6 Meilen von Hamburg, deren eines über 3000 Thlr. andere aber 15—1600 Thlr. jährlich trüge. Sie erwähnte dabei, so viel ich

mich erinnere, des Orts Barby ein oder zweimal, sagte, daß sie mit der Gräflich Promnitzischen Familie verwandt sei*), und als ich hiernächst anderweit vermeldete, daß ich, unter was vor Hoheit oder Jurisdiction die Güter gelegen, und ob die Sache am Kaiserlichen oder an dem Kurf. Sächsischen oder einem andern Hofe anhängig, sowohl ihren Namen zu wissen unumgänglich nöthig hätte, so replicirte sie, daß sie nach Wien, die Sache daselbst anhängig zu machen, reisen wollen, sei aber ihrer Schwachheit halber davon abgehalten, sie wollte dankbar seyn, wenn ich die Sache über mich nehme, erwähnte dabei, daß ihr Gemahl sie nach Barby geführt hätte. Als ich dagegen sagte, daß, wenn sie in Barby wohnhaft, sie die Sache vor allhiesigen Gerichten anhängig machen könnte und gar leicht Recht erlangen möchte, antwortete sie, daß ja Preußen über Barby die Herrschaft prätendire, bei dem Sächsischen Hofe sei zwischen ihrem Gemahl und dem Weißenfelsischen Hause Verwandtniß.

Wie ich nun aus diesem allen ihre Intention nicht errathen konnte, und auf ihren Namen nochmals antrug, nachdem ich derselben bei meiner Ehre zuvor Verschwiegenheit versprochen, so sprach sie die Namen, ihren und ihres Gemahles mit Verwendung ihres Gesichts gegen das Hauptkissen und mit Untermengung vieler Seufzer, jedoch so heimlich aus, daß mir es unmöglich war, solche genau zu hören, immaaßen ich kaum die letzten Sylben ihres Taufnamens, die mir, als wenn sie Luise gesagt hätte, vorkamen, vernehmen können, und als ich auch den Namen ihres Geschlechtes wissen wollte, ward sie endlich ungeduldig und sagte, sie hätte es verschworen, solchen über ihre Lippen nicht ferner zu lassen, sie wollte mir aber, wenn ich ihr helfen könnte, solchen schriftlich zusenden. Auf mein ferneres Befragen, ob sie denn niemand von Angehörigen hätte, auf dessen Assistenz sie sich zu verlassen hätte, antwortete sie: die Frau Mutter lebt noch, aber sie ist auf meines Gemahls Seite, und ich bin ihr freilich mit gebührendem Gehorsam nicht begegnet, und ein Bruder lebt auch noch. Als ich aber fragte, ob sie dessen Beistandes sich nicht getrösten könnte, antwortete sie nichts, erwähnte des Hr. Grafens von Solms-Sonnewalde, der wäre in Wien, auf dessen Beistand sie sich getröstete. Als ich im übrigen ihr eine kleine Ungeduld abmerkte und sie überhaupt sich sehr krank und schwach bezeigte, sagte ich, daß ich zuvörderst der schriftlichen Aufsetzung ihres Namens und Standes erwarten und alsdann, soviel mir meines Amtes halber zugelassen, ihr gern mit Rath und That beispringen

*) Eine Cousine des Herzogs Georg Albert, Prinzessin Anna Maria, Tochter des Herzogs Johann Adolf 1. von Sachsen Weißenfels, war mit Graf Erdmann von Promnitz verheirathet.

Digitized by Google

wollte. Ich nahm sodann Abschied, und ihre Bediente begleitete mich, und als ich derselben meldete, daß es mir unmöglich wäre, ihrer Frau einen guten Rath zu geben, wenn ich nicht wisse, mit wem ich zu schaffen hätte, so hat sich ermeldete Bediente zuvor ausdrücklich bedungen, daß ich den Ort ihres Aufenthalts verschwiegen zu halten, auch den Stand ihrer Herrschaft nicht sagen werde, wie es ich auch derselben zusagen mußte. Worauf denn diese sagte: mit einem Wort, es wäre eine fürstliche Person und die Herzogin zu Barby, sie sey vom ihrem Gemahl, der Hr. Hofrath Kaiser hat derselben einen Eid geschworen, das werden Sie auch thun müssen. Da die Bediente bei der von ihrer Herrschaft Stande mir gegebenen Nachricht einige Alteration bei mir merkte und ich endlich sagte, warum denn dieselbe sich nicht an unsern allergnädigsten König und Herrn wenden und daselbst, als dem Haupt der Kurfürstlichen Familie, Schutz und Hülfe suchen wollte, so rufte die im Bette liegende Patientin ihre Bediente ins Zimmer."

So weit der Appellationsrath: er war ein vorsichtiger Mann; die Geschichte vom Prinz Lieschen, welche sich etwa 15 Jahre früher zugetragen, war gewiß auch zu seinen Ohren gekommen — wie wir sie bei unsern Lesern als bekannt, wäre es auch nur aus Heidrichs hübschem Lustspiele, voraussetzen — er wollte nicht die lächerliche Rolle des Herrn von Günther spielen — er theilte daher zunächst das Ereigniß vertraulich dem Kanzler von Bünau, jedoch ohne Angabe des Orts, wo er die hohe Fremde angetroffen, mit und erwähnte dabei, daß er die schriftliche Angabe des Namens derselben noch nicht erhalten habe. Der Kanzler hielt dafür, daß die von Schlegel „geäußerte Meinung von der Qualität der kranken Person wohl gegründet seyn könne", rieth ihm, sich wo möglich das Vertrauen der Dame zu erwerben, ihre Plane auszuforschen und dem Herzog Johann Adolf von Sachsen-Weißenfels Nachricht zu geben, dem Bünau auch selbst das Ereigniß meldete, da der Herzog, wie ihm bekannt war, eine gütliche Auseinandersetzung der feindlichen Ehegatten zu vermitteln wünschte. Dr. Schlegel kam dem Rathe des Kanzlers nach, er suchte die vornehme Kranke in Riesa wiederholt auf, und es gelang ihm, aus ihrem eigenen Munde die Bestätigung zu erlangen, daß sie die Herzogin von Sachsen-Barby sei, er erhielt von ihr den Auftrag, ihr in den Ehedifferenzen mit ihrem Gemahle beizustehen, was er denn zunächst dem Herzog von Sachsen-Weißenfels meldete. Dieser theilte das Geheimniß dem Herzog Georg Albert mit, der allerdings über die Nachricht, daß seine Gemahlin sich in Sachsen befinde, verwundert war, da er sie zu Hamburg glaubte; indessen sprach er keinen directen Zweifel an der Identität der Person aus, sondern ersuchte den Herzog Johann Adolf, womöglich selbst mit Dr. Schlegel zu reden, versicherte aber zugleich, daß er Gelder seiner Gemahlin nicht mit Arrest belegen, indem er bei

fügte: „würde an selbige so wenig als an ihre Person jemals einige Prätension machen, wenn ich nur von ihr befreit werden kann.“

(Beschluß folgt.)

Goethe und das Leben am Weimarschen Hofe.

(Beschluß.)

Mehre Jahre lang war für Goethe eine Lieblingsbeschäftigung die Anlage des Parkes, der jetzt die größte Zierde Weimars ist. Sie scheint eine Folge des Todes der Christel von Laßberg zu seyn, welche, wie man sagt, mit „Werthers Leiden“ in der Tasche, wegen der Untreue eines Geliebten ihr Leben in der Ilm an einer Stelle endigte, die Goethe alle Abende auf dem Heimwege aus der Stadt nach seinem Garten betrat. Die Finsterniß unter hohen Linden, das Brausen des Wehres und die Einsamkeit machten die Stelle schauerlich. Um das Andenken der Unglücklichen zu erhalten, wollte Goethe, bald nach ihrem Tode, eine Art Denkmal errichten und anfangs zwar gleich an dem Wege. Doch ging er bald von diesem Plan ab, „weil man da weder hintreten und beten, noch lieben soll“. Er höhlte dann mit dem Hofgärtner „ein gut Stück Felsen aus; man übersieht von da, in höchster Abgeschiedenheit, ihre letzten Pfade und den Ort ihres Todes. Wir haben bis in die Nacht (im Januar) gearbeitet, zuletzt ich noch allein bis in ihre Todesstunde.“

Bei dieser Arbeit kam er wohl zuerst auf den Gedanken, die Höhen und Felsenabhänge am linken Ufer der Ilm überhaupt durch Behauen und durch Anlegung von Wegen zu verschönern und zugleich mit dem „Stern“ jenseits zu verbinden. Der Park zu Wörlitz hatte ihm sehr gefallen und er gedachte etwas Aehnliches zu schaffen. Als zur Feier des Namenstages der Herzogin Louise die beabsichtigte Festlichkeit wegen Überschwemmung nicht im Stern erfolgen konnte, wählte er den Ort, wo er an den Felsen schon hatte Manches arbeiten lassen. Hier ließ er das Kloster bauen und von der Erbauung desselben datirt er selbst die Anlage des Parkes, für die Karl August sich lebhaft interessirte. Er ließ Gesträuche und Bäume selbst aus England kommen. Wieland nannte aber auch mit Recht die neuen Anlagen „Goethesche Gedichte.“

Wie wohl sich Goethe in seinem Garten und dem Park, in seinem Thale fühlte, das ihm immer näher, ihm selbst und andern genießbarer wurde, hat er nicht nur in vielen Briefen, sondern

Digitized by Google

auch in mehren seiner kleinen Gedichte ausgesprochen, die er meist an seine geliebte Freundin, Frau von Stein, richtete, z. B.:

„Und ich geh' meinen alten Gang
Meine liebe Wiese lang,
Durch mich mit der Sonne früh
Beid' in Arbeit und Mühe,
Leb' in Liebes-Kampfheit und Treue,
Ergreife Fülle des ewigen Lebens,
Der in Liebes-Dumpfheit und Kraft hinlebt,
Und sich durch seinen Weben webt.

Und das folgende: „An den Mond":

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie der Liebsten Auge mild
Ueber mein Geschick.

Er fing sogar an, öfters vom Hofe sich fern zu halten, um einsam in seinem Garten zu bleiben. „Es ist auch keine Möglichkeit zu ihm zu kommen," — meldet Wieland einmal — „seitdem er beinahe alle Zugänge barricadirt hat, denn alle näheren Wege zu seinem Garten gehen über die Ilm. Nun hat er zwar 3 bis 4 Brücken machen lassen, aber Gott weiß warum, denn sie sind mit Thüren versehen, die ich, so oft ich noch zu ihm gehen wollte, verschlossen angetroffen habe; da man also nicht anders zu ihm dringen kann als mit einem Zug Artillerie oder wenigstens mit einem Paar Zimmerleuten, die Einem die Zugänge mit Aexten öffnen, so ist unser Einer gezwungen, das Abenteuer aufzugeben."

Die Frau von Stein nur hatte einen Schlüssel zu den Thüren.

Der verwitweten Herzogin zeigte er die Parkschöpfungen eines Abends in eigenthümlicher Weise. Man hatte in der Einsiedelei oder dem Kloster gespeist. Als man aufgestanden war, öffneten sich die Thüren und „siehe, da stellte sich uns ein Anblick dar, der mehr einer realisirten dichterischen Vision, als einer Naturscene ähnlich sah: das ganze Ufer der Ilm, ganz in Rembrandtschem Geschmack beleuchtet, ein wunderbares Zaubergemisch von Hell und Dunkel, das im Ganzen einen Effect machte, der über allen Ausdruck geht. Als wir die kleine Treppe der Einsiedelei hinabstiegen und zwischen den Felsstücken und Büschen des Ufers der Ilm

hingingen gegen die Brücke, zerfiel die ganze Vision nach und nach in eine Menge kleiner Rembrandtscher Nachtstücke, die man ewig hätte sehen mögen.“

Auch andere Scenen kamen vor. Von einem hochbejahrten, nun verstorbenen Mann, der einen Theil jener Zeit mit durchlebt hatte, wurde mir erzählt, Corona Schröter habe eines Tages, in fleischfarbenen Tricot gekleidet, eine Guitarre im Arm, an einem der lieblichsten Punkte des Parkes gesessen und gesungen, während Goethe und Karl August in der Nähe auf- und abgegangen. Die Herzogin sei unerwartet dazu gekommen und habe sich höchst verletzt gefühlt. Ich weiß nicht, ob dieß dieselbe Scene oder eine ähnliche ist, von welcher Wieland berichtet, als er einst seiner Frau und Familie die neuen Anlagen gezeigt: „Die Dinge, wie sie hier sind, wollen schlechterdings mit eigenen Augen gesehen und selbst gefühlt werden. In den neuen Schöpfungen essen Goethe, der Herzog und Wedel oft selb drei Mittag oder verbringen in Gesellschaft einer oder der andern Göttin oder Halbgöttin da den Abend. Wie wir den Platz heraufgehen, begegnen wir dem Herzog. Wir kamen dann an das Grottenwesen und da trafen wir Goethen in Gesellschaft der schönen Schröter, die in der unendlich edlen attischen Eleganz ihrer ganzen Gestalt und ihrem ganz simpeln und doch unendlich raffinirten und insidiösen Anzug wie die Nymphe dieser anmuthigen Felsengegend aussah. Goethe war zwar gut, aber äußerst trocken und verschlossen.“ Er setzt indeß hinzu, „es sei doch das Alles am hellen Tage geschehen und man könne gewiß der ganzen Welt, die etwas dawider habe, in's Gesicht widersprechen.“

Das sieht sehr idyllisch aus, in ihm war es gar oft anders. Er spricht sich darüber gern in Gleichnissen aus: „Das Element, in dem ich schwebe, hat alle Aehnlichkeit mit dem Wasser; es zieht jeden an und doch versagt dem, der auch nur an die Brust hinein springt, der Athem; muß er nun gar gleich tauchen, so verschwindet ihm Himmel und Erde. Hält man's dann eine Weile aus und kriegt das Gefühl, daß Einen das Element trägt und daß man doch nicht untersinkt, wenn man gleich nur mit der Nase herausguckt, nun so findet sich im Menschen auch Glied und Geschick zum Froschwesen und man lernt mit wenig Bewegung viel thun.“ Ein anderes Mal schreibt er: „Wenn Du eine glühende Masse Eisen siehst, so denkst Du nicht, daß so viel Schlacken drin stecken als sich erst offenbaren, wenn es unter den großen Hammer kommt. Dann scheidet sich der Unrath, den das Feuer selbst nicht absondert, und fließt und stiebt in glühenden Tropfen und Funken davon und das gediegene Erz bleibt dem Arbeiter in der Zange. Es scheint als wenn es eines so gewaltigen Hammers bedurft habe, um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und

Digitized by Google

mein Herz gediegen zu machen. Und wie viel, wie viel Unart weiß sich auch noch da zu verstecken!“

Ja mit dem Schlusse des Jahres schreibt er in sein Tagebuch: „Ich bin nicht zu dieser Welt gemacht. Wenn man aus seinem Hause tritt, geht man auf lauter Koth und weil ich mich nicht um Kleinigkeiten kümmere, nicht klatsche und solche Narrheiten nicht hasse, wandle ich sorgenlos mit Vielen durch die Welt, finde zu viel Stunden, da Abends mein ganzes Wesen zerfließen, den Augenblicken sich zusammenzudrängen scheint. Hoffnung und Gleichgiltigkeit durch Gewohnheit.“

Wenn ihn solche Gedanken und Gefühle überkamen, griff er nicht selten zu einem von ihm erprobten Heilmittel: er entfloh. So im Winter 1777, als er die berühmte, von ihm auch besungene und commentirte Harzreise unternahm. „Ich machte mich allein auf, zu Pferd, mit dem Mantelsack und ritt durch Schlossen, Frost und Koth auf Nordhausen den Harz hinein, überwand alle Schwierigkeiten und stand den 8. December Mittags auf dem Brocken in der heitersten Sonne, über dem anderthalb Ellen hohen Schnee. Da war ich vierzehn Tage allein und kein Mensch wußte, wo ich war. — Wie sehr ich wieder, auf diesem dunkeln Zuge, Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen: Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gut, Harmlosigkeit, dulden . . . dulden . . . ausharren. Der Nutzen, den das auf meinen phantastischen Sinn hat, mit lauter Menschen umzugehen, die ein bestimmtes, einfaches, dauerndes Geschäft haben, ist unsäglich. Es ist wie ein kaltes Bad, das einen aus einer bürgerlich wollüstigen Abspannung wieder zu einem neuen kräftigen Leben zusammenzieht.“

Im Frühjahr darauf reis'te er mit dem Herzog nach Berlin. „Ich guckte nur drein, wie das Kind in den Schön-Raritäten-Kasten. Aber es sind mir tausend Lichter aufgegangen. Und dem alten Fritz bin ich recht nah' worden; da ich hab' sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Papageien und zerrissene Vorhänge und hab' über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde raisonniren hören.“

„Ich scheine dem Ziele dramatischen Wesens immer näher zu kommen, da mich's nun immer näher angeht, wie die Großen mit den Menschen und die Götter mit den Großen spielen.“

Man sieht, wie mächtig die Kenntniß der Welt und der Menschen, die er als Erwerb seiner Stellung einträgt, auf sein Herz, auf sein ganzes Wesen — erfahrend wirkt. Da liegt der Keim zu dem Goethe, der er später werden sollte, ein ganz a[illegible] der jugendliche [illegible]

Miscelle.

Die Majolica, worunter man Italienische Gefäße aus feinem Thon mit weißer Glasur und kunstmäßig bemalt, eine Art von Fayence versteht, soll von der Insel Majorca benannt seyn. Man erzählt, daß um das Jahr 1113 zu Pisa ein Kreuzzug gegen die Bewohner dieser Insel gepredigt wurde, welche Seeräuberei trieben und an 20,000 Christen in Fesseln und Banden hielten. Im folgenden Jahre war die Insel Majorca vollständig erobert, der Chef dieser Barbaren enthauptet, sein Sohn zum Gefangenen gemacht. Die Pisaner brachten als Zeichen des Sieges Maurische Töpferwaaren aller Art, welche sie auf der Insel gefunden, mit und fügten sie in in die Wände ihrer Kirche. Wie viel auch auf diese Tradition zu geben seyn mag, gewiß ist, daß man in mehren Kirchen verschiedener Städte Italiens, in Rom, Pavia, Pisa, Fragmente einer sehr alten Fayence findet, deren Ornamente von den Mauren, den Eroberern Spaniens und Siciliens, entlehnt sind. Die Italiener die stets industriös waren, ahmten diese erbeuteten Stücke nach und übertrafen sie bald. Von der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts an schmückte ein sehr geschickter Künstler, Luca della Robbia, nach ihm seine Söhne und Neffen in einem Zeitraume von beinahe hundert Jahren die bedeutendsten Kirchen und Paläste mehrer Städte Italiens mit Kunstwerken dieser Art; die Arbeiten Luca's della Robbia bestehen vorzüglich in religiösen Gegenständen, zum Schmuck der Altäre und Capellen, von ihnen finden sich viele zerstreute Stücke in verschiedenen jetzigen Sammlungen. Seine Söhne und Neffen haben mehr für die Ausschmückung der Paläste und Privathäuser gearbeitet; einer von ihnen, Girolamo della Robbia, kam um die Mitte des 16. Jahrhunderts nach Frankreich. Franz I. übertrug ihm die Ausschmükkung des Chateau de Madrid im Bois de Boulogne, welches deßhalb das Fayence-Schloß genannt wurde.

Vom 16. Jahrhundert an wird die den Mauren nachgeahmte Fayence im Privatleben gebräuchlich. Töpfe, Wasserkannen, Schüsseln, Teller, Gefäße aller Art, alle Arten von Hausstandssachen waren in Menge verbreitet und die bedeutendsten Städte Italiens hatten Fabriken der Majolica. Unter den Künstlern in Majolica werden Girolamo Lanfranc, Guido Salvaggio, Flaminio Fontana, als die würdigsten Nachfolger Luca's della Robbia genannt. Was dem größeren Theil der Majolica-Gefäße einen noch höheren Werth giebt, ist, daß sie oft mit Reproductionen von Werken Raphael's Michael Angelo's und anderer großer Maler geschmückt sind. Ja, man hat sogar gesagt, daß Raphael einige Stücke selbst gemalt habe, weil Urbino, seine Vaterstadt, eine Fabrik derselben gehabt; aber weil man Vasen mit dem Triumph der Galatea oder anderen

Digitized by Google

Compositionen von Raphael findet, darf man daraus nicht schließen, daß diese von seiner Hand sind; keine sichere Thatsache rechtfertigt die Benennung Raphael'scher Arbeit (Raphael ware), welche die Engländer oft der Majolica geben.

Die Majoliken sind nicht ausschließlich mit Gemälden nach Meistern geschmückt, man findet eine gute Anzahl mit Originalen [illegible] der Schlacht von Pavia, der Schlacht [illegible] Porsenna, [illegible] Scipio, [illegible] Kaiserinnen, [illegible] Zahl [illegible] von [illegible] Namen majoliche amatorie (Majoliken der Verliebten) gegeben hat; sie stellen die Büste einer schönen jungen Frau dar, mit Inschriften, wie: Bellis bella, Minerva bella, Francesca bella.

Gewöhnlich sind die Malereien auf den Majoliken der Bestimmung der Gegenstände, die sie zeigen, gut angepaßt. Die Gießkannen, die Waschbecken für die Toilette stellen dar: Moses, wie er an den Felsen schlägt, dem Wasser entsprudelt, den Durchgang durch das rothe Meer, Venus aus der Woge auftauchend, Amphitrite's Triumph u. a. Auf den Fruchtschüsseln findet man den Sommer mit der Ernte, den Herbst mit der Weinlese. Für die weltlichen Fürsten sind die merkwürdigen Thaten aus dem Leben Alexander's, Cäsar's oder Constantin's bestimmt; für die Kirchenfürsten: Moses und Aaron, der Apostel Paulus vor dem Areopagus, Leo der Große und einige andere.

Einen ganz eigenthümlichen Reiz verleiht der Majolica der metallische Relief, den die Künstler einiger Städte, z. B. von Gubio, ihren Werken zu geben verstanden; sie gelangten dazu, indem sie der Glasur Linien hinzufügten, die mehr oder weniger sich dem Golde oder Silber näherten; wenn die Sonne auf diese Linien scheint, giebt sie ihnen einen Glanz, der fast dem eines Spiegels gleich kommt.

Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit sind die Majoliken mit der größten Sorgfalt in Deutschland, England und Frankreich gesammelt. Die schöne Sammlung der Medicis, 380 ausgewählte Stücke mit den schönsten Malereien, welche von ihnen der Capelle Notre Dame de Loretto vermacht ward, ist jetzt in schlimmem Zustande, in Deutschland sind die Sammlungen zu Braunschweig (Wolfenbüttel), zu Berlin und im Japanischen Palais zu Dresden bedeutend. England hat wohl die reichste Collection im Großbritannischen Museum.

(Revue contemporaine et Athenaeum français.)

Hamburg. Gedruckt in der B. Appelius'schen Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1858. 1ster Band. 8tes Stück.

Die Sphinx.

(Fortsetzung.)

Auf diese Weise vergingen Arnold drei Tage wie ein schöner, aber flüchtiger Sommernachtstraum. Am Morgen des vierten Tages hörte er indeß mit Schrecken, daß die Gräfin erkrankt sei, und daß es den Dienern strenge verboten wäre, Jemand zu ihr einzulassen. Der verliebte Arnold wurde natürlicherweise über die Botschaft sehr bestürzt und zugleich entstand heimlich ein Mißgedanke in seiner Seele, indem er sich der Geschichte der schönen Melusina erinnerte, welche Dame bekanntlich zu gewissen Zeiten in eine Schlange verwandelt wurde und sich einschloß, wenn diese Zeit herankam. Die Befürchtung vor etwas Aehnlichem in diesem Falle, wo Alles so wunderbar erschien, als in einem bezauberten Schlosse, lag nahe und setzte ihn in einen so verwirrten Zustand, daß er alle Höflichkeitsformen vergaß, sowie daß er selbst nur ein Gast hier war. Mit Gewalt stieß er die Diener zur Seite und drang geradezu in das geheime Gemach der Gräfin ein. Ach, da lag sie in dem dunkeln Zimmer, schwach bestrahlt von dem wunderlichen Dämmerlicht einer Mondscheinslampe. Sie war bleich und weiß wie ein Marmorbild und ruhete mit ihrer Brust auf dem linken Arm, während sie den rechten Zeigefinger erhob und mit räthselhaftem Lächeln sagte:

„Arnold, Arnold! Wer bist Du und wer bin ich?"

— „Was sehe ich, meine Sphinx?" — rief Arnold aus und stierte sie verwirrt an — „Du giebst mir ein Räthsel auf, das ich nicht lösen kann!"

— „Arnold, Arnold!" — fuhr die Gräfin mit ängstlicher Stimme fort — „Kannst Du mein Räthsel lösen, so muß ich vor Deinen Augen vergehen . . . und doch muß ich fragen: Wer bist Du? Wer bin ich?"

Digitized by Google

Da war es, als wenn ein plötzlicher Schreck unserm Arnold allen Witz und Verstand raubte. Das Zimmer lief mit ihm rund, und wohin er sich wandte, sah er nur die schöne, bleiche Sphinx, welche fragte: „Wer bist Du? Wer bin ich? — Wer bist Du? Wer bin ich?“

„Ich weiß es ja nicht!“ — rief er aus und lief ohne Besinnen zum Schlosse hinaus. Ueberall verfolgte ihn die Erscheinung; wie er aber endlich wieder zum Besinnen kam, stand er auf dem Felde eben außerhalb Hamburg, mit dem Stock in der Hand, die Augen starr auf den Knopf gerichtet, und schien Alles nur im Traume erlebt zu haben.

— „Wie der Stockknopf doch meine Phantasie aufgeregt hat!“ — sagte er und blickte auf seine Uhr — „Es ist ja nur eine Stunde her, daß ich aus Hamburg herausging und mir diesen merkwürdigen Spazierstock von dem alten Weibe gekauft habe. Oder solltest Du wirklich vorhanden seyn, schöne Sphinx? — Gräfin Cordula! — träumte mir nicht, daß das ihr Name war? Ich will mich doch bei verständigen Leuten befragen, ob es eine solche Dame in der Welt giebt.“

Er fragte nun einen Jeden, der ihm begegnete, nach der Gräfin Cordula und ihrem Lustschlosse. Allein Niemand hatte jemals diesen Namen gehört und Keiner wußte von dem herrlichen Lustschloß zu sagen, das er beschrieb; das Entzücken, mit welchem er sich darüber aussprach, brachte vielmehr oft die ruhigsten und vernünftigsten Leute zum Lachen, sodaß sie ihn als einen Phantasten betrachteten, dem es im Kopfe rappelte. „Es ist also kein Zweifel mehr, daß ich geträumt habe, ich prostituire mich nur, wenn ich davon rede,“ — dachte Arnold und setzte seinen Fuß fürbaß, in seinem Herzen um seinen guten Namen bekümmert. „Aber wer bin ich denn?“ — fuhr er fort — „das ist ja das Räthsel, welches meine schöne Sphinx mir im Traume aufgab. Ein Kind der Liebe bin ich allerdings von Vater und Mutter verlassen, bevor ich meinen Namen wußte. Ich kann die ganze Welt fragen: Wer bin ich? und Niemand wird mir's sagen können. Vielleicht bin ich ein Fürstensohn — vielleicht bin ich der verwandelte Prinz eines Märchens und gehört nur ein Wort, den Zauber zu lösen, dazu um mir eine schöne Prinzessin zur Braut und ein Königreich zum Erbtheil zu geben. Doch gleichviel, was ich dem Fleische nach bin, wüßte ich nur, was ich dem Geiste nach bin. Bin ich vielleicht ein Dichter oder bin ich das nur im Traume einmal gewesen? Die Phantasie beherrscht mich genug, und ich benehme mich toll genug bei Allem, was ich mir vornehme, daß ich fast glauben sollte, ich sey wirklich ein Dichter. Darüber muß ich doch eine Probe anstellen; ich will sehen, ob ich ein Gedicht oder ein Märchen schreiben kann. Das soll das Märchen meines eigenen Lebens seyn und von diesem Stoffe soll

es handeln, von meiner schönen Sphinx, wollte ich sagen, von der Gräfin Cordula und ihrem bezauberten Schlosse und von mir selbst und wer ich bin — — — ja, wer ich bin, und wer Du bist, schöne Unbegreifliche! das ist eben der Knoten, den ich nicht lösen kann; kann ich ihn aber einmal lösen, so mußt Du vor meinen Augen vergehen, Du schönes Traumgebilde, und ohne Dich kann ich ja auch nicht leben.“ — —

Auf diese Weise raisonnirte er nun fort, bis daß er zur nächsten Stadt kam. Daselbst miethete er sich ein einsames stilles Dachkämmerchen und begann an seinem Märchen zu arbeiten. Aber je länger er schrieb, jemehr schien es ihm, daß Alles wirklich wahr sei, was er auf's Papier warf und Anfangs selbst für ein Gedicht gehalten hatte. Um nun seinen Verstand nicht ganz und gar zu verlieren, mußte er jeden Augenblick abbrechen und in die freie Luft hinaus eilen, um durch den Anblick der wirklichen Welt aus seinem Traumland herausgerissen zu werden, indem dieses durch seine Zauberei ihm seine geistige Freiheit raubte und ihn in einen Strom sonderbarer Gefühle und Vorstellungen hinein warf. Aber wer bin ich denn? Das war stets die Frage, die er nicht beantworten konnte. Da auf die Weise sein eigenes Wesen der Gegenstand seiner träumerischen Forschung wurde, erschrak er oft so sehr über sich selbst; denn es schien ihm, daß sein Wesen ein doppeltes sei, welches aus ihm heraus treten und sich ihm in einem sichtbaren Bilde offenbaren könnte. Er erinnerte sich dann, was er früher gehört und als einen ungereimten Aberglauben verlacht hatte, daß es nämlich Doppelgänger gäbe, welche zu gleicher Zeit an verschiedenen Stellen gesehen würden, ja die sich oft selber sähen, was stets ein Vorzeichen des nahen Todes sei. Wenn er dann nach solchen Gedanken nach Hause kam, graute es ihm fast, seine Dachkammer zu betreten, aus Furcht, sich selber am Schreibtische zu sehen und an der Fortsetzung seines Märchens arbeiten. Allein sobald er sich dessen bewußt wurde, schämte er sich über sich selber und lachte oft aus vollem Halse über solche Grillen.

Der Hauswirth, welcher oft hörte, daß laut auf dem Dachstübchen geredet und gelacht wurde, ohne daß Jemand zu Arnold gekommen war, wußte Anfangs nicht, was er davon denken sollte; aber als er bei einer kleinen Haussuchung Arnold's Papiere durchblättert und gefunden hatte, daß er ohne Zweifel eine Art Dichter oder dem Aehnliches sei, so fand er nichts Besonderes mehr darin, was er auch vornahm. Diese Art Leute, meinte er, haben immer eine Schraube los.

Eines Morgens, es war gerade am Sct. Johannistage, stand Arnold in seinem Stübchen und dachte über sein Märchen nach. Es war ein herrliches Sommerwetter und er sah viele Herren und Damen im höchsten Putze zum Thor hinaus wandern, um sich an dem Gesundbrunnen in dem nahe liegenden Lustwäldchen

Digitized by Google

zu amüsiren. Er sah die vornehmen Junker und reichen Kaufmannssöhne ihre munteren Pferde tummeln und die Damen grüßen, die in stattlichen Wienerwagen vorüberfuhren, während er zugleich es beklagte, daß er nicht reich genug sei, einen prächtigen Reiter abgeben zu können. Das schien ihm eine köstliche Freude zu seyn, [illegible] einen Schönheit nach der anderen vorüber zu kommen und sie zu grüßen, während er dann [illegible] noch angenehmeren Gegenstand [illegible] sollte. „Jedesmal wenn ich einen Wagen mit [illegible] Damen in den Ferne sehe, [illegible] Pferde, die Sporen geben, — dachte er bei sich selbst — [illegible] leicht [illegible] unter ihnen, und wenn sie es dann [illegible] Grazie [illegible] aber, bah! das Alles ist ja nur ein Traum, ein Märchen. Indeß wer kann wissen, wo Einem das Glück blüht . . . dachte er weiter . . . „kann ich nicht reiten, so kann ich doch zu Fuße gehen.“ Darauf nahm er seinen Hut und Stock und ging auch zum Thor hinaus. Allein die Lust zum Reiten konnte er gar nicht aus seiner Seele schaffen und er dachte bei sich selbst: „Wenn man doch noch ein Kind wäre, so könnte man reiten, wenn man wollte, auf dem ersten besten Stocke und hätte ebenso viel Vergnügen davon, wie später auf dem schönsten Pferde in der Welt; übrigens wenn man nur selbst glaubt, daß man zu Pferde sitzt, so reitet man ja wirklich, trotzdem daß auch die ganze prosaische Welt darauf schwört, man gehe zu Fuße.“

Er vertiefte sich jetzt so sehr in diese Gedanken, daß er zuletzt, ohne es selber zu merken, auf seinem Stocke längs dem Wege ritt. Da aber das Gelächter der Vorübergehenden ihn auf sein kindisches Vornehmen aufmerksam machte, wurde er ganz beschämt und wollte wieder wie bisher seinen Stock in die Hand nehmen, aber er merkte zugleich zu seiner großen Verwunderung, daß er in ein lebendiges Pferdeohr griff und wirklich auf einem schönen, schneeweißen Pferde ritt, welches fast mit ihm davon flog. Nun lachte er selbst über seine vorherige Einbildung, daß er auf seinem Stocke ritte; woher er aber das schöne Pferd bekommen, das war ihm unbegreiflich. „Gleichviel!“ — dachte er zuletzt, nachdem er sein Denkvermögen vergebens angestrengt hatte — „Jetzt reite ich doch, wie es mein Wunsch war. Ich will mir das Vergnügen jetzt nicht durch Grübeleien verderben über das Wo? Wie? und Wohin? — ab esse ad posse valet consequentia — Hop!“ Fort ging es nun im sausenden Galop, daß ihm der Staub um die Ohren flog. Er ritt an manchen schönen Damen vorüber, die er vorher gesehen hatte, und grüßte sie auf das nobelste. Er grüßte auch seinen Hauswirth, der mit einem anderen Paar Spießbürger langsam zum Wirthshause [illegible] wanderte und sich nicht genugsam wundern konnte, daß [illegible] Poet plötzlich so vornehm auftreten konnte, wie der [illegible] der Stadt. Er verblichte Wendolin im [illegible] [illegible] verschwand,

Digitized by Google

vergoldeten Wagen, fast von der Gestalt eines Römischen Triumphwagens, in welchem eine Dame ganz allein saß. „Ha, wenn das die schöne Gräfin Cordula wäre“ — dachte er und gab seinem Pferde die Sporen. Je näher er nun dem Wagen kam, je gewisser wurde er sich der Sache, daß es Niemand anders, als sie seyn könnte, und wie er sich denn endlich an der Seite des Wagens befand, sah er zu seinem großen Entzücken, daß er sich nicht betrog: sie saß wirklich im Wagen und grüßte ihn mit ihrem bezaubernden Lächeln, während er sein Pferd coquettiren ließ und vor der Schönen seinen Hut abzog.

— „Sehe ich Sie endlich wieder, wunderbarer Mensch!“ — sagte die Gräfin — „Glauben Sie noch, daß ich eine verzauberte Melusina oder eine Marmorsphinx bin, oder wohl gar ein Stockknopf von Elfenbein?“

— „Ach nein, schöne Gräfin!“ — antwortete Arnold — „Aber warum redeten Sie letzmals auch so in Räthseln? Warum empfingen Sie mich gerade in der sonderbaren Stellung, die nun ein für alle Mal meinen Verstand verwirrt hat, indem sie Ihr schönes Bild zum tiefsten und einzigen Gedanken meiner Seele machte? Seitdem ich Sie gesehen habe, weiß ich nicht ob ich wache oder träume, die natürlichsten Dinge in der Welt erscheinen mir jetzt oft übernatürlich und unbegreiflich. Sollten Sie es wohl glauben, schöne Gräfin, daß ich vor einem Augenblick nahe daran war, zu glauben, ich ritte auf meinem Handstock? Mir schien, daß die Leute mich auslachten und ich wollte nun wirklich mein Reitpferd in die Hand nehmen, wie einen Spazierstock, wäre aber über die Tollheit bald in den Sand gefallen. Ich habe sogar auch die thörichte Einbildung gehabt,“ — fuhr er fort — „Ew. Gnaden selbst und meinen letzten Aufenthalt auf Ihrem Schlosse für einen Traum oder ein Märchen zu halten. Ja, jetzt noch, da Ihre holdselige Gegenwart mir von meinem Glücke zeugt, scheint mich eine geheime Furcht zu beunruhigen, daß auch das nur eine Art Traum sei.“

— „Glauben Sie doch Ihren eigenen Augen!“ — sagte die Gräfin — „Ihr Hang, über Alles Betrachtungen anzustellen, kann Sie ja zuletzt dahin bringen, daß Sie an Ihrem eigenen Daseyn zweifeln. Entschlagen Sie sich aller Grübeleien und seien Sie fröhlich; siehe, da sind wir ja schon im Walde.“

Der Wagen hielt jetzt stille. Arnold sprang galant von seinem Pferde und half der Gräfin aussteigen.

— „Bringe Pferde und Wagen auf's Schloß!“ — sagte sie zu ihrem kleinen Kutscher, den Arnold nun erst gewahr wurde, und in welchem er mit Verwunderung den schönen, phantastisch gekleideten Knaben wieder erkannte, den er auf der Hamburger Gasse gesehen hatte, als er sich seinen Spazierstock kaufte. Er erhielt indeß nicht Zeit, seine Verwunderung darüber zu äußern;

Digitized by Google

denn die Gräfin nahm vertraulich seinen Arm und sagte mit ihrer lieblich tönenden Stimme: „Sie werden mich doch auf mein Schloß begleiten und länger bei mir bleiben, als letztmals!“

— „Ja, ewig!“ — sagte Arnold und drückte die kleine Elfenbeinhand an seine Lippen; und kaum waren sie an einer einsamen, stillen Stelle des Waldes angelangt, als der liebetrunkene Jüngling begann, sein Schicksal zu beklagen, und mit glühenden Worten aus tiefstem Herzen die heftigste und innigste Liebeserklärung hervorstammelte. Erröthend schlang die Schöne ihre herrlichen Arme um ihn und hob ihn auf, worauf sie nach einem bedeutungsvollen Schweigen, mit einem ernsten, prüfenden Blick begann:

„Wenn Du mich wirklich so sehr liebst, wie Du sagst, warum denkst Du denn soviel darüber nach, was wir der äußeren Welt gegenüber sind? Wir selber wissen ja, was wir einander sind, sodaß die Welt außer uns uns eigentlich gar nicht kümmert.“

— „Ja, gewiß!“ — antwortete Arnold entzückt und zog die wunderbare Schöne in seine Arme — „Nun soll Nichts in der Welt uns mehr trennen!“

— „Denke auch nicht mehr daran, warum ich Dich letzthin fragte,“ — fuhr sie fort — „ich mußte Deine Liebe auf eine Probe setzen. Dieselbe bestand in dieser Prüfung nicht: Du zweifeltest an mir, weil Du mich nicht verstandest, Du vertieftest Dich in Dich selber und wolltest sehen, bevor Du glaubtest. Falls Du mich nun nicht auf ewig verlieren willst und Dich selbst zugleich mit mir, so folge in Zukunft allein nur Deinem Herzen und zerstöre Deine Glückseligkeit nicht muthwillig, um zu sehen, worin oder woraus sie besteht.“

— „Sage mir nur eins, schöne Cordula,“ — fragte Arnold — „wer war der schöne Knabe, der die Pferde Deines Wagens führte? Er sah ja aus wie ein kleiner Liebesgott, der das Gespann von Cypria's Triumphwagen führt. Ich irre mich nicht, ich habe ihn schon früher gesehen.“

— „Das war mein Page, der kleine Floristan,“ — antwortete Cordula — „Ich liebe den Knaben wie meinen Bruder. Du selbst wirst den kleinen Tausendkünstler lieben lernen, wenn Du ihn erst näher kennst. Morgen soll er mir Dein Bild malen,“ — fügte sie mit einem Seufzer hinzu — „damit ich doch Dich im Bilde habe, wenn Du wieder einmal an mir zweifeln und mich verlassen solltest.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Deutschen Arztes.*)

Gleich in dem ersten Jahre meiner ärztlichen Praxis ward ich in das Haus einer Witwe gerufen, welche in ziemlich bedrängten Umständen lebte. Ihr Mann, ein Beamter niederen Ranges, hatte sie bei seinem frühzeitig erfolgten Tode, da er, außer seinem geringen Gehalte, kein weiteres Vermögen besaß, fast in Noth und Dürftigkeit zurückgelassen. Zwar war sie damals eine noch junge, hübsche Frau gewesen, immerhin geeignet, in zweiter Ehe einen Mann zu beglücken, aber es hatte sich keine annehmbare Partie für sie gefunden. Sie war ja eine arme Witwe, und um eine solche kümmern sich, wie man weiß, bei weitem nicht so Viele, als sich, um eine reiche zu erringen, so zu sagen, die Füße abzulaufen pflegen. Sie hatte demnach auch niemals Gelegenheit, das Männergeschlecht in seiner erbärmlichsten Blöße und vollsten Verächtlichkeit kennen zu lernen, um so weniger da sie nicht allein stand, sondern für zwei kleine, unmündige Mädchen zu sorgen hatte.

In der Zeit, wo ich sie kennen lernte, befand sie sich schon in vorgerückteren Jahren, in den Sechzigen. Durch die viele Sorge die seit so lange auf ihrem Herzen gelastet hatte, und durch die rastlose Plage bei Tag' und Nacht, um für sich und ihre Kinder das Nöthige herbeizuschaffen, war sie, obgleich in der Folge auch die Mädchen tüchtig zugegriffen, doch in ihren Kräften gar sehr herunter gekommen und hatte weit mehr gealtert, als ihrer bisherigen Lebensdauer angemessen.

Von den beiden Töchtern, deren eine, Marie, achtundzwanzig, die andere, Jeannette, vierundzwanzig Jahre zählte, fand ich nur noch die Letztere im mütterlichen Hause, da die Erstere sich vor ein paar Jahren mit einem schlichten, ehrlichen Handwerker verheirathet hatte, der, ungeachtet ihrer gänzlichen Mittellosigkeit, sie dennoch liebte und zu seiner Gattin nahm, und, wie sich erwies, zu seiner vollkommensten Zufriedenheit. Und so edeldenkend und gutherzig war der, nichts weniger als wohlhabende Mann, daß er ohne weitere Aufforderung seines braven Weibes, doch, was nur in seinen Kräften stand, für seine, jedes Erwerbes unfähige Schwiegermutter that, um der jüngeren Schwester seiner Frau nicht die ganze Last der Erhaltung derselben ungetheilt zu überlassen.

Eine schwere Erkrankung der Mutter hatte mich mit dieser Familie bekannt gemacht. Ihre völlige Heilung gehörte, in An-

---

*) Aus Dr. Falkner's „Erzählungen" 2r Theil. Leipzig, Verlag von Christian Ernst Kollmann. D. Red.

betracht der Verhältnisse, in denen sie lebte, in das Bereich der Unmöglichkeit. Ich freute mich daher, sie, wenn auch nicht ohne große Mühe, nach einiger Zeit wenigstens wieder so weit gebracht zu haben, daß sie das Bett verlassen, nach und nach leichtere Geschäfte in ihrer Haushaltung verrichten, ja, endlich sogar kleine Spaziergänge an dem Arme einer ihrer Töchter unternehmen konnte. [illegible]

Wenngleich die sparsame und fleißige Frau, arbeitete für seine Verhältnisse und erwarb so viel, daß sie [illegible] der Schuldner mitgerechnet, die Mutter und sich [illegible] ständig erhalten konnte. Ja, sie ging recht nett und zierlich gekleidet einher weit mehr, als man ihren pekuniären Verhältnissen zufolge für möglich gehalten. Nur dann verlor die Sache vollends alles Wundersame, wenn man sich davon überzeugte, wie sie es verstand, durch kluge Sparsamkeit und verständige Anordnung mit billigen Kosten zu ermöglichen, was Andere nur mit weit größeren Auslagen zu bestreiten verstanden. Es verdiente demnach nicht den geringsten Tadel, daß sie etwas auf ihre äußere Erscheinung hielt. Und um ihres Fleißes und ihrer sonstigen Liebenswürdigkeit willen mußte man ihr diese kleine, so gewöhnliche Mädchenschwachheit zu Gute halten, wie nicht minder jene, daß sie die Leute gerne glauben machen wollte, sie und ihre Mutter lebten in weit günstigeren Umständen, als dieß wirklich der Fall war. Dieß ging in der Weise fort, zwei bis drei Jahre hindurch. Ich betrat das Haus bei verschiedenen Anlässen als Arzt, meistens im Interesse der der Mutter, besuchte die kleine Familie wohl auch zuweilen außerdem und verschwatzte manches Stündchen in ihrer Gesellschaft, da weder Mutter noch Tochter ohne Bildung waren.

Nach der Hand änderten sich die Verhältnisse mit einem Male.

Bei wiederholten Gelegenheiten war mir schon seit einiger Zeit, theils in ihren Reden, theils in ihrem sonstigen Thun und Lassen, dieß oder jenes aufgefallen, was ich mir für den Augenblick wohl nicht recht zu deuten vermöchte, ungeachtet ich jedoch daraus schließen mußte, es bereite sich irgend eine größere Veränderung ihrer gegenseitigen Lage vor. Direct zu fragen, erlaubte mir meine Bescheidenheit nicht, und von ihrer Seite geschah kein Versuch mir das Räthsel zu lösen, so daß die Sache einstweilen auf sich beruhen blieb. — Da gewahrte ich eines Tages, als ich eben die Treppe hinan stieg, einen alten, höchst anständig aussehenden Herrn ihre Schwelle verlassen. Ungeachtet ich bei meinem Erscheinen Mutter und Tochter in einiger Aufregung traf, konnte ich mir doch noch immer nicht das Mindeste erklären, bis mir endlich, wenige Tage darnach, die Mutter selbst, als einem Freunde ihres Hauses, eröffnete, daß ein beträchtlicher [illegible] über ihren Häuptern aufgegangen sei, insofern ihre Tochter in den Stand gesetzt erscheine, ein höchst erwünschtes und in jeder

Hinsicht annehmbares Ehebündniß einzugehen. Der pensionirte Rath T....., ein sehr vermöglicher, ja reicher Mann, habe Jeannette zufälliger Weise kennen gelernt, an ihr Gefallen gefunden, und kürzlich bei ihr, der Mutter, um die Hand derselben angehalten.

— „Meine Jeannette ist, wie Sie wissen, lieber Herr Doctor," — fuhr sie fort — „ein armes Mädchen, ihr Herz ist völlig frei, und das Loos, das ihr der Rath bietet, ein nicht nur annehmbares, sondern vielmehr glänzendes. Zudem ist er ein, wenn auch nicht mehr junger, doch gewiß liebenswürdiger, gutmüthiger, allgemein geachteter Mann und, obgleich Witwer, doch, was die Hauptsache ist, kinderlos. Seine Frau wird es gewiß gut bei ihm haben, trug er doch seine erste fast auf den Händen, wie jedermann weiß. Warum sollte also meine Tochter das Glück, das sich ihr bietet, ausschlagen, in der zwecklosen, eitlen Erwartung eines anderen, sich gewiß nie bietenden? So unklug ist sie nicht. Und demnach, lieber Herr Doctor, stelle ich sie Ihnen als Braut und künftige Frau Räthin T..... vor."

Ich wünschte dem guten Mädchen Glück, und freute mich herzlich seines so erfreulich sich gestaltenden Looses, innerlich überzeugt, daß Jeannette es gut getroffen hatte, da auch ich den Ruf und die große Achtung, die der Rath genoß, kannte, wenn er mir gleich bisher von Person fremd geblieben. Und dieß Alles um somehr, da ihr Herz von jeder anderen Neigung frei, sie andererseits schon in ihrem vierundzwanzigsten Jahre stand, und wenn auch ein hübsches Mädchen, doch nicht von gar so blendender Schönheit war, abgesehen davon, daß Schönheit nicht immer das Glück einer Ehe begründet. Es war ihr also in ihren Verhältnissen in jeder Hinsicht zu dieser Verbindung Glück zu wünschen.

Bald darnach ward Jeannette des Rathes Gemahlin, der geliebten Mutter, wie von ihrem kindlichen Gefühle und der edlen Denkungsart ihres Gatten zu erwarten stand, sorgenfreie und vergnügte Tage in ihrem Hause bereitend.

Jeannette's Verhältnisse hatten sich, wie zu erwarten gewesen, ungemein geändert, denn sie ruhte im wahrsten Sinne des Wortes im Schooße des Glückes. Sie bewohnte mit ihrem Gatten ein prachtvoll eingerichtetes Haus, besuchte Theater, Bälle, Assembléen, sah gewählte Gesellschaft bei sich, brachte den Sommer auf dem Lande oder auf Reisen zu, hielt eine zahlreiche Dienerschaft, fuhr in einer herrlichen Equipage, mit einem Worte, hatte Alles, was sich ihr Herz nur immer wünschen konnte, an der Seite eines — alten Mannes, der sie aber unendlich liebte, wie den Stern seines Auges bewahrte, und jeden Wunsch von ihren Lippen las, bevor ihn das Wort noch aussprach.

Alles dieses überraschte mich nicht, da es schon vorher so zu erwarten stand; weit mehr staunte ich über die Leichtigkeit, mit

Digitized by Google

der sich Jeannette in ihre gegenwärtige Lage fand, die den Argwohn gar nicht aufkommen ließ, als wäre sie es früher anders gewohnt gewesen. Sie spielte die große Frau mit bewundernswürdiger Ungezwungenheit und Natürlichkeit.

Aus übertriebener Delicatesse hatte ich ihrer Einladung, sie zu besuchen, die mir ofters zu Theil ward, wenn ich sie entweder auf Promenaden, oder in Gesellschaft ihrer Mutter, zuweilen auf der Straße traf, nie Folge geleistet. Ich läugne es nicht, daß sie mir durch ihre veränderten Glücksumstände fremd geworden war, und außerdem möchte ich, so lächerlich es auch klingen mag, nicht in den Verdacht der Ambition kommen, und was ein noch minder erheblicher, wenn gleich absurder Grund war, ich bildete mir noch ferner ein, ein junger Arzt, zumal wenn er unverheirathet ist, wie ich es damals noch war, und ihn nicht sein Beruf in dessen Haus führt, könne einem älteren Ehemanne, der eine junge Frau besitzt, nie ganz willkommen seyn, wenn er dasselbe als Gast zu oft betritt. Diese an und für sich barocken Ansichten verhinderten mich, der geschehenen Einladung Folge zu leisten, da mich überdieß auch mein Beruf nicht über des Rathes Schwelle nöthigte, indem Jeannette'ns Mutter, wahrscheinlich in Folge ihres sorgenloseren Lebens, jetzt eines bei Weitem besseren Gesundheitszustandes genoß als früher.

So war schon mehr als ein Jahr vergangen seit Jeanette'ns Verheirathung, als ich eines Tages bei meiner Nachhausekunft, zu meiner größten Ueberraschung, die Aufforderung vorfand, eines Erkrankungsfalles wegen so bald als möglich in dem Hause des Rathes zu erscheinen. Da mußte ich freilich Folge leisten.

Es betraf eine leichte Unpäßlichkeit der alten Frau. In Kurzem war das Uebel gehoben. Jeannette selber bekam ich nicht zu Gesichte, weil sie mit ihrem Gatten vor wenigen Tagen eine kleine Lustreise unternommen hatte, von der sie erst nach Ablauf der nächsten Woche zurückerwartet wurde.

— „Uebrigens scheint die Gesundheit meiner Tochter“ — fügte die Mutter, als eines Tages eben die Rede von ihr war, im Laufe ihrer Rede besorgt hinzu — „seit einiger Zeit zu leiden. Sie sieht nicht mehr so blühend aus, und hat bei Weitem nicht mehr die heitere, frohe Laune, wie zuvor. Sie ist so empfindlich geworden, weint bei den geringsten Anlässen, oder oft gar ohne allen Grund, und es ist überhaupt in mancher Hinsicht schwer mit ihr auszukommen. Ich, wie nicht minder mein Schwiegersohn, haben alle Ursache, uns darüber zu beschweren. Nebstdem klagt sie auch bald über Dieß, bald über Jenes, und ist mit einem Worte in vielen Stücken gar sehr verändert. Ich muß bekennen, daß ich deßhalb höchst bekümmert bin.“

Ich tröstete sie mit dem Bemerken, daß derlei Veränderungen in dem Wesen junger Frauen oft nicht nur die Gesundheitsfolgen

wären, sondern vielmehr Vorzeichen sich allmählich realisirender, gar süßer Hoffnungen.

Davon wollte sie aber durchaus Nichts hören.

— „Glauben Sie mir, lieber Herr Doctor, Jeannette ist krank, ernstlich krank. Es wäre mir recht sehr daran gelegen, daß Sie Dieselbe sähen, um Ihr Urtheil über diese Sache abgeben zu können.“

Ich zuckte die Achseln und entfernte mich. —

Eine Woche später ward ich neuerdings in das Haus des Rathes beschieden. Dießmal betraf es Jeannette selbst.

Seit längerer Zeit schon hatte ich sie nicht gesprochen, ja nicht einmal gesehen. Um so besser vermochte ich daher die Veränderung, welche sich an ihr bemerklich machte, zu beurtheilen. Ganz aus der Luft gegriffen war Das nicht, was mir ihre Mutter vor Kurzem im Betreff ihrer mitgetheilt hatte, wenigstens wies sie sich bereits bei'm ersten Anblicke um Vieles blässer und magerer.

Mit einem recht leidenden Ausdrucke ruhte sie in halb liegender Stellung auf einem Sopha, als ich eintrat. Ich begrüßte sie, und nahm an ihrer Seite Platz.

— „Lieber Doctor,“ — begann sie ganz in dem Tone und mit dem Ausdrucke einer vornehmen Dame — „ich fühle mich sehr leidend! Schon lange hatte ich es mir vorgenommen, ein Mal mit Ihnen darüber zu sprechen, und immer zögerte ich damit. Jetzt aber soll es geschehen. — — Meine Nerven sind so abgespannt, o, glauben Sie mir, ich bin sehr krank!“

Und heftig weinend barg sie das Antlitz in ihr Tuch.

Ich suchte sie zu beruhigen, und bat sie, mir die Natur ihres Leidens mitzutheilen, und meiner emsigsten Sorge und unermüdlichsten Thätigkeit für ihr Wohl in jeder Beziehung im Voraus versichert zu seyn.

Hastig trocknete sie nun ihre Thränen und begann mit einer krankhaften Hast und einem oft überflutenden Schwall von Worten ihre Mittheilung. Welch' eine Masse von Symptomen kam da zu Tage! Da war auch nicht ein Theil ihres Körpers, den sie nicht wechselsweise von Krämpfen und wüthenden Schmerzen, wenigstens vorübergehend, als heimgesucht bezeichnete. Bald der Kopf, bald der Magen, bald die Lunge. Dann trat wieder heftiges Herzklopfen ein, und zwar wie ich mich überzeugte, ohne sonderliche Veränderung des Pulses oder der körperlichen Wärme. Und überdieß, welche Unstätheit der Erscheinungen, welche Wandelbarkeit der Laune! Schon in der ersten Viertelstunde meiner Anwesenheit wechselten Lachen und Weinen ohne bemerkenswerthe Gründe. In der That, ich vermochte das lebensfrohe, heitere, einfache Wesen von noch kurz zuvor kaum wieder zu erkennen.

— „Befreien Sie mich von meinem Leiden, ich beschwöre Sie, lieber Doctor!“ — rief sie aus mit thränendem Blicke —

Digitized by Google

„ich vermag es kaum mehr zu ertragen, ich müßte ihm zum Opfer werden!“

— „Trösten Sie sich, meine gnädige Frau,“ — erwiderte ich begütigend — „das Leiden, um das es sich hier handelt, ist keineswegs so schlimm —“

— „Wie nicht so schlimm?“ — fuhr sie gereizt, mit funkelndem Blicke und ganz veränderter Tone auf mich los — „Haben Sie denn kein Mitgefühl, da Sie doch sehen, vernehmen, daß ich es nicht länger so ertragen kann?“

— „Vergeben Sie, meine Gnädige, daß Sie meinen, mich in meiner Rede keineswegs vollenden. Ich wollte sagen, nicht so schlimm, in Hinsicht der Lebensgefahr, die es droht!“

— „Hierin haben Sie gewiß Unrecht, Doctor! Ich fühle mich! — Ich kann so nicht fortbestehen! Helfen Sie mir, — — retten Sie mich!“

— „Das will ich von ganzem Herzen,“ — versetzte ich ernst und mit Nachdruck — „aber es kann nicht geschehen ohne Ihre eigene thätige Mithilfe. Und um mich dieser zu versichern, müssen Sie vor Allem die Natur und das Wesen Ihrer Krankheit erst selber kennen und verstehen lernen. Darf ich aufrichtig seyn, darf ich so frei und offen zu Ihnen sprechen, wie einst?“

— „Mein Gott ja! Nur schnell! Ich habe mich in Nichts verändert, wie Sie sehen, ich bin ja in Allem noch die Alte!“

— „Nicht so ganz wie Sie meinen,“ — entgegnete ich ihr langsam und bedächtig — „Ihre Krankheit spricht dafür.“

— „Wie so?“

— „Haben Sie keinen Begriff davon, was Ihnen fehle, und was für einen Namen Ihre Krankheit trage? Darf ich Ihnen das Kind bei seinem wahren Namen nennen?“

— „Nun?“ fragte sie gespannt, und das Auge starrte auf mich gerichtet, während ein leises Zittern ihren ganzen Körper befiel.

— „Diese Krankheit“ — fuhr ich in meiner früheren Weise fort — „nennen wir Aerzte — Hysterie — ein Leiden reicher, vornehmer Frauen, ebensohäufig gesehen in Palästen, als Hunger und Elend in den Hütten der Armuth.“

— „Hysterie!“ — rief sie auffahrend und neuerdings gereizt — „das ist wohl keine eigentliche Krankheit, sondern vielmehr ein Leiden eingebildeter Narrinnen, ein Nichts, ein leerer Schall? — eine unerträgliche, launichte Empfindelei, erregt durch Müßiggang und üppiges Wohlleben, zur Pein und Marter des Gatten, wie der ganzen Umgebung —“

Ich sah ein, daß ich mich von meiner guten Absicht, zu [illegible] bedacht hatte hinreißen lassen, daß ich etwas zu voreilig gehandelt hatte.

Digitized by Google

meine Gnädige," — entgegnete ich ruhig — „doch ist Hysterie eigentlich eine wirkliche Krankheit, eine krankhafte Erregbarkeit des Nervensystems, oft mit den ungewöhnlichsten Erscheinungen."

— „Nun also, so helfen Sie mir, ich will Alles thun, um dieses Uebel los zu werden."

— „Medicamente allein können nicht helfen, ja strenge genommen, haben wir eigentlich gar keine der Art. Vor Allem bedarf es in einem solchen Falle, wie ich früher bemerkte, der eigenen, beharrlichsten und unermüdlichsten Mitwirkung der Kranken, und um sie zu dieser zu ermuthigen, halte ich es für nöthig, Sie hauptsächlich mit den Ursachen Ihrer Krankheit bekannt zu machen. Wollen Sie diese hören?"

— „Nun ja doch, ja doch, ich brenne vor Begier!"

— „Die Sorge für Ihr Wohl mag mich entschuldigen, wenn ich jetzt Dinge berühren muß, die Sie vielleicht unangenehm afficiren, doch will ich es um des guten Zweckes willen dennoch wagen, selbst auf die Gefahr hin, Ihnen zu mißfallen."

Sie horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Pseudo-Herzogin.

(Beschluß.)

Der Herzog von Sachsen-Weißenfels beauftragte nun den Barby'schen Agenten zu Dresden, Dr. Schade, sich mit Dr. Schlegel weiter zu vernehmen, und gab ihm seinen Kammerdiener mit, der die Person der Herzogin, als ihm bekannt, recognosciren sollte. Dr. Schlegel hatte die hohe Dame von der bevorstehenden Ankunft des Dr. Schade in Kenntniß gesetzt, ihr aber umsichtig die Begleitung des Kammerdieners verschwiegen, den er auch gar nicht in seiner wahren Stellung bei ihr einzuführen, sondern unter einer schlau gewählten Maske in ihre Nähe zu bringen beabsichtigte. Die List gelang auch; die Herzogin ward von Dr. Schlegel, Dr. Schade und dem als Schreiber verkleideten Kammerdiener in Großenhayn überrascht, wohin sie sich, ohne Dr. Schlegel zu benachrichtigen, bereits von Riesa begeben, um ihre Weiterreise anzutreten, auf der sie, wie sie angab, die Mittel zu erlangen hoffte, „ihrem hohen Stande gemäß zu erscheinen." Während Dr. Schlegel sie zum Bleiben zu bewegen suchte, hatte der Kammerdiener volle Muße, die Person der Fremden in Au-

Digitized by Google

genschein zu nehmen; er erkannte in ihr die Herzogin und flisterte Dr. Schlegel zu, „daß sie die hohe Person, für welche sie sich ausgegeben, gewiß sei.“ Der Appellationsrath, nunmehr vollständig beruhigt und, wie er glauben mußte, gegen jeden Mißgriff gesichert, beeilte sich nun, der Dame die ihr mangelnden Mittel, „ihrem hohen Stande gemäß zu erscheinen“, zur Disposition zu stellen. [illegible] Sie in dem Zustande, in welchem Sie zu solcher Zeit war, ferner [illegible] lassen, sowohl dem Hause des hohen Fürstlichen Hauses als auch meiner Pflicht und Devotion entgegen zu seyn erachte, als hat auf mein gegenwärtiges und mit möglichster Vorsicht geschehenes Ansuchen, Dieselbe mit mir nach Meißen zu gehen Sich entschlossen, Deren séjour auf'm Dom in einem mir anvertrauten Hause zu nehmen beliebet und bei möglichster und meinem Vermögen gemäßer Versorgung sich möglichst beruhiget.“

Aber nicht nur allen äußern Fürstlichen Glanz hatte die hohe Dame, ihr Incognito zu sichern, abgelegt, es mußte auch das nöthigste Reisegepäck an Wäsche, Kleidung ꝛc. irgendwo stehen geblieben seyn, denn es mangelte ihr an Allem, selbst dem Unentbehrlichsten, und auch dafür mußte natürlich der dienstfertige Appellationsrath sorgen. Seine Clientin hatte ihm übrigens schon früher ein Schreiben an den Herzog von Württemburg, zur eigenhändigen Bestellung auf die Post, übergeben, und schrieb auch an den Herzog Johann Adolf von Sachsen-Weißenfels einen Brief voller orthographischer Fehler, über ihre Ehedifferenzen, dem sie, umsichtig, die Nachschrift beifügte: „Ew. Liebden haben wir auch zu melten, daß Wir diesen Brief Einiger ursachen halber unter einander Siegel ergehen zu lassen, welches diselben sich nicht entfremden laßen wollen.“ Schlegel erbat sich jetzt der Herzogin Erklärung über die Ausgleichung der Differenzen mit ihrem Gatten und die Bedingungen, welche sie zu stellen beabsichtige, indem er ihr einige Fragen schriftlich vorlegte, wegen deren Beantwortung sie sich zu erklären „gnädigst geruhen möge“. Es erfolgte eine „Aug. Lovisa Herzogin zu Sachsen-Barby“ unterzeichnete Antwort, worin die Dame sich ziemlich versöhnlich und billig finden ließ. Sie erklärte sich zur Aussöhnung mit ihrem Fürstlichen Gatten bereit und bemerkte, daß, wenn es dazu nicht kommen sollte, sie lieber Trennung von Tisch und Bette, als völlige Ehescheidung wünsche. Für den Fall vollkommener Aussöhnung stellte sie mehre, in's Detail eingehende Bedingungen über Entfernung gewisser Personen, denen sie Schuld an dem entstandenen Unfrieden beimaß u. s. w., für den Fall der Separation aber begehrte sie das Schloß Monplaisir und außer den bedungenen „propre Gütern haben“ Revenuen noch 9000 Thlr. jeden Falls aber eine sofortige Baarzahlung von 2000 Thlr. Schle-

Digitized by Google

gel, vorsichtig, wie wir ihn immer gesehen, nahm die verschiedenen Documente, die er nun von der Herzogin eigenen Hand besaß, und verglich die Handschrift mit der Unterschrift einer Vollmacht, welche die Herzogin in einem, bei'm Appellationsgerichte anhängigen Processe gegen einen Rath Geißel ausgestellt hatte. Sonderbar, die Handschriften waren „sehr different". Er beruhigte sich aber, da ihm der Dr. Schade, der mehre Briefe der Herzogin aus früherer Zeit besaß, solche mittheilte und sie beide die Handschrift in diesen „mit der Hand in den letzten Schreiben allerdings accordirend" fanden.

Uebrigens hatte ja der Kammerdiener des Herzogs von Sachsen-Weißenfels die Herzogin ausdrücklich recognoscirt! Nicht sowohl ein Zweifel an der Identität der Person beunruhigte daher Schlegel, als vielmehr der Umstand, daß die Herzogin trotz der besten Verpflegung, trotz aller ihr, in größter Devotion gewidmeten Aufmerksamkeit, in eine nervöse Unruhe und zunehmende Aufregung verfiel, sehr elend aussah und ihres Unwohlseyns ungeachtet, doch wiederholt Aeßerungen that, welche auf die Absicht, ihre Reise so bald als möglich weiter fortzusetzen deuteten; wahrscheinlich wartete sie nur auf die Zahlung der 3000 Thlr. Schlegel beruhigte sie, so gut er konnte, er schob sogar eine beabsichtigte Badereise nach Töplitz auf, um sich ganz der Fürsorge für seinen hochgestellten Schützling widmen zu können, er wollte ihr gesellige Zerstreuungen verschaffen, welche aber die hohe Dame, die nur in strengster Zurückgezogenheit leben wollte, entschieden ablehnte. Natürlich, daß ihm die Sache allmählich lästig wurde, und wir finden es, da bestimmte Antwort aus Barby ausblieb, ganz begründet, wenn er sich gegen den Herzog von Sachsen-Weißenfels beklagt „von Seiten des Herzogs zu Sachsen-Barby Hochfürstl. Durchl. scheint die Sache mit so großem Eifer nicht angenommen zu seyn, als Ew. Hochfürstl. Durchlaucht Dero angebohrenen generositaet nach solche angenommen; vielleicht wird auch das aus wahrhafter devotion gegen das hohe Fürstl. Haus unternommene und mit Ihro Hochfürstl. Durchlaucht gnädigsten Zufriedenheit bezeigte Unternehmen, so gnädig als ich wünschen wollte, nicht aufgenommen.

Der wackere Mann ahnete nicht, was die von ihm ersehnte Antwort aus Barby bringen sollte! Dort hatte man immittelst bestimmt in Erfahrung gebracht, daß die Herzogin sich in Hamburg, und zwar „außer einer Schwachheit an den Beinen gar wohl befinde." Der Herzog unterließ daher eine weitere schriftliche Correspondenz und sendete seinen vertrauten Kammerrath Schmackpfeffer ab, mit dem Auftrage, die Betrügerin, wofür er die Dame auf dem Dom zu Meißen hielt, zu entlarven. Schmackpfeffer begab sich zunächst zum Herzog von Sachsen-Weißenfels,

Digitized by Google

der in Töplitz das Bad gebrauchte, und steckte auch diesen mit seinen Zweifeln an. Der Herzog schreibt am 31. August 1731 von dort an den Appellationsrath Schlegel, sein Kammerdiener könne bei der Recognition der Dame „sich abusiret haben", und fordert ihn auf, Schmackpfeffer die Person vorzustellen, „damit man wisse, mit wem man zu thun habe und ob es die Herzogin sei oder nicht. Das sollte nun bald entschieden seyn, und zwar zum Schaden [illegible] Schlegel, der wan betrogen, es war keine [illegible] Herzogin, sondern [illegible] Betrügerin, die [illegible] Zeit Mühe und Kosten gekostet habe! Die Entwicklung [illegible] Intrigue Schmackpfeffers an den Herzog von Sachsen-Weißenfels. Er schreibt am 3. Septbr. 1731: „Ew. Hochf. Durchl. habe hierdurch unterthänigst melden sollen, daß die dargegebene Herzogin, Christiane Charlotte von Sammerfeld, des ehemaligen Hofmarschalls von Ansbach Fräulein Tochter sei. Sie hat, sobald ich mich melden lassen, ihr Unrecht gestanden und zur Vergeltung ihrer erkannten Unbesonnenheit sich einen gnädigen Staupbesen erbeten. Anfänglich wollte sie ihren Stand nicht gestehn, gab sich für eine Gräfin von Solms aus, da doch ihre Mutter nur eine Gräfin von Solms gewesen, endlich gestand sie, daß die Armut sie zur Desperation gebracht um ihres Lebens Ende zu finden. Ew. Hochf. Durchl. werden demnach ein christ-Fürstliches Mitleiden mit dieser unglücklichen Person haben und vermitteln helfen, daß der ehrliche Appellationsrath Schlegel seine Unkosten wieder bekommen möge ꝛc."

Unter dem 6. Septbr. fügt Schmackpfeffer hinzu: „Es gab die nunmehr entzauberte Herzogin dem Herrn Apellationsrath Schlegel und mir gar viel Mühe und dauerte solche von Mittags 11 Uhr bis des andern Morgens gegen 2 Uhr: die bei Entdeckung des Betrugs den Herrn Schlegel befallende Schreckniß war unbeschreiblich und hatte er zur Verhütung eines widrigen Zufalles in einer Zeit von drei Stunden mehr denn sechs Mal Medicin genommen; diesem nächst beklagte Er sich wegen des gethaenen Vorschuffes, ich habe ihn aber umb die Specification gebeten, damit die Vergütung erfolgen könne."

Die Pseudo-Herzogin kam übrigens zwar ohne Staupbesen davon, ward aber nach Waldheim abgeführt. Eine Quittung des Dr. Schlegel über Erstattung seiner Unkosten haben wir in den Acten nicht gefunden. Die Streitigkeiten zwischen dem Herzog von Sachsen-Barby und seiner Gemahlin wurden natürlich durch dieses Intermezzos nicht, sondern im Jahre 1732 durch einen Vertrag ausgeglichen, der Beide von Tisch und Bette trennte.

Hamburg. Gedruckt bei J. J. Augustin.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1858. 1ster Band. 9tes Stück.

Die Sphinx.

(Fortsetzung.)

Es war jetzt Abend geworden. Der Mond blickte durch die Bäume und Büsche und schien das Antlitz der schönen Cordula zu verklären, während sie mit einem lieblich wehmüthigen Lächeln leicht an Arnold's Seite durch den Wald dahin schwebte.

— „Möge der Himmel uns vereinigen!“ — brach Arnold aus — „Alsdann soll kein Mensch uns trennen. — Sahest Du den Stern vom Himmel fallen, schöne Cordula? Das bekräftigt meinen Wunsch.“

— „Das war keine Sternschnuppe,“ — gab die Schöne zur Antwort — „sondern eine Rakete aus meinem Schloßgarten. Merkst Du denn nicht, wo wir sind? Siehe, das ganze Schloß ist illuminirt. Das ist Floristan's Werk; er will uns überraschen, sehe ich, mit einem phantastischen Sommernachtsfeste.“

Jetzt erst erblickte Arnold die glänzende Ritterburg, die wie ein Feenschloß durch den dunkeln Wald leuchtete. In der Luft flammten Tausende seltsamer Lichter und lange, tiefe Waldhorntöne erklangen wehmüthig und ahnungsvoll in der Ferne. Nach und nach verstummten diese klagenden Töne und eine fröhliche Musik von Schalmeien und Rohrflöten tönte den Liebenden entgegen. Unter Gesang und Tanz kam nun eine zahlreiche Schaar festlich geschmückter Jungfrauen und Jünglinge, mit Fackeln in den Händen, durch den Wald und streuten Blumen auf den Weg des liebenden Paares. Es war ein schöner Anblick, die dunkeln Gestalten mit Fackeln in den Händen, welche sie in der Luft schwangen, tanzen zu sehen auf dem grünen Rasen. Dieser Aufzug und die Musik übten eine solche Wirkung auf den verliebten Arnold aus, daß er auch eine Fackel in die Hand nahm und sie lustig in der Luft schwang, die Gräfin in seine Arme schloß und mit ihr

Digitized by Google

unter der munteren Schaar im Walde tanzte. Wie sie nun endlich in's Schloß kamen, war daselbst eine große Gesellschaft, aber lauter maskirte Personen, die in ihren sonderbaren Masken und Trachten im bunten Gemisch den Kommenden entgegen eilten und sie unter Trompetenklang freundlich begrüßten. In einer fröhlichen, obwohl seltsamen Stimmung, taumelte Arnold mit der Gräfin im Arm in den großen Göthischen Rittersaal, und mitten in die verdammte, verdrehte Sache hinein, und es war ihm, als wenn er gleichsam eine Scene des bekannten Shakespeare erlebte. Mitten unter dem fröhlichen Tanze stand ihm Romeo's Scene in der Grabcapelle vor Augen, und er hatte Mühe genug, sich nicht einzubilden, daß er selber der liebende Romeo sei, und daß ein schreckliches Schicksal vermummt im Hintergrunde stände, drohend, den glänzenden Rittersaal mit den munteren bunten Gestalten in ein dunkles Grabgewölbe zu verwandeln, wo er im nächsten Augenblicke allein neben dem Marmorgrabe seiner Geliebten stehe und den bitterfüßen Kelch des Todes aus Liebe leere.

— „Nein, nein, nicht mehr auf die Weise!“ — schlug eine freundliche Stimme an sein Ohr. Der Tanz hielt auf und Cordula's liebliche Stimme weckte Arnold aus seinem tragischen Traume. Man verfügte sich jetzt in den Schloßgarten, um das Feuerwerk anzusehen, das sich vom Ufer einer kleinen Insel, mitten in einem stillen, spiegelklaren See belegen, wunderbar schön ausnahm. Allein was Arnold von Allem, was er hier sah, am meisten freute, war ein hohes, schönes Gebäude, in Form eines prächtigen Hochaltars, besetzt mit einer unzähligen Menge Sterne in den schönsten Farben des Regenbogens und mit zwei hundertarmigen Leuchtern, in welchen die großen weißen Wachskerzen klar und stille in der ruhigen Abendluft brannten. Ein alter, ehrwürdiger Mann in einer geistlichen Ordenstracht kniete vor dem Altar und betete, und an seiner Seite stand ein schöner, lächelnder Chorknabe mit einem goldenen Räucherfaß in den Händen. In dessen Zügen glaubte Arnold den kleinen Floristan zu erkennen, wenn auch dessen Antlitz jünger und kindlicher aussah.

— „Mache mich nun vollkommen glücklich!“ — sagte Arnold und ergriff die schöne Hand der Gräfin Cordula. Mit einem liebevollen Lächeln reichte sie ihm die Hand und folgte ihm stille zum Altare. Unter dem Schein der Fackeln und dem festlichen Gesange kniete das schöne Brautpaar vor dem strahlenden Hochaltar. Allein in dem Augenblicke, als der Geistliche ihre Hände zusammenlegen und die entscheidenden Worte aussprechen wollte, da schien Arnold eine Stimme neben sich zu hören, welche sagte: „Arnold, Arnold! Wer bist Du? und wer ist Deine Braut?“ Er wandte schnell den Haupt um und blickte seine Braut ganz allein

Digitized by Google

in welcher sie vor dem Altare lag, erschien sie ihm leibhaftig als eine geheimnißvolle Marmorsphinx.

— „Nein, Du bist kein Mensch, Cordula!“ — rief er erschreckt aus und sprang auf. In demselben Augenblick verloschen die Brautfackeln, der Hochaltar und die Braut verschwanden vor seinen Augen; er selbst verlor sein Bewußtseyn.

Endlich hörte er unter sich eine Stimme, die im gleichgiltigen Tone sprach: „Sie verloren Ihren Stock, mein Herr!“ Und nun sah er, daß er daheim neben einem Fenster seiner Dachkammer stand, mit dem Hut auf dem Kopfe im klaren Mondenschein, und seinen Stock aus dem Fenster hatte fallen lassen, welches ein Vorübergehender bemerkte, den Stock aufhob und ihn durch das Hausmädchen hinauf bringen ließ.

— „Bin ich heute aus dem Hause gewesen?“ — fragte er das Mädchen, indem er seine Verwirrung vergebens zu verbergen suchte.

— „Das muß der Herr ja am besten selber wissen.“ — antwortete das Mädchen und lachte — „Aber die Gelehrten haben ja so viele Dinge im Kopfe, kann ich mir denken, daß sie nicht immer wissen, wo sie selber sind. Mein Hausherr sagt allerdings, daß er Sie heute Morgen zu Pferde auf dem Wege nach dem Walde gesehen habe, allein er muß fehlgesehen und einen Anderen für Sie gehalten haben; denn ich weiß ja, daß Sie kein Reitpferd haben; außerdem sind Sie ja auch den ganzen Tag im Hause mit Schreiben beschäftigt gewesen.“

— „Glaubt Sie, daß ich verrückt bin und nicht weiß, wo ich gewesen bin?“ — fragte Arnold beleidigt und entließ das Mädchen, welches schelmisch lachte, als es fortging, und sagte: „Na, wenn er es selber weiß, warum fragt er mich denn?“

— „Das ist doch sonderbar!“ — dachte Arnold — „Bin ich denn an zwei Orten zu gleicher Zeit gewesen? Oder ist das Abenteuer mit meinem Ritt und der schönen Cordula, die ich auf dem Wege einholte und mit der ich später sogar zum Altar trat, nur ein Traum gewesen?“ Er zündete sich jetzt ein Licht an und trat an seinen Schreibtisch. Da sah er mit Verwunderung das ganze Abenteuer von seiner eigenen Hand beschrieben; auf der letzten Seite war die Tinte noch naß und er zweifelte nun nicht mehr daran, daß er selber Alles erdichtet und sich selbst so lebhaft in sein Märchen hineinversetzt habe, daß er zuletzt an dessen Wirklichkeit glaubte. „Oder hat mein anderes Ich dieß vielleicht geschrieben?“ — fuhr er fort — „Bin ich Einer oder Zwei? Bin ich Zwei, welcher ist alsdann mein wirkliches Ich? Oder bin ich vielleicht toll und habe nur einzelne lucida intervalla, in welchen meine ganze Glückseligkeit mir nichts Anderes scheint, als Traum und Tand? Ach, schöne Cordula,“ — seufzte er — „soll ich Dich denn nimmer anders als im Traume sehen, oder wenn

Digitized by Google

ich toll bin, so möge Gott geben, daß ich nie aus meinem Traume gewecket werde und nimmermehr meine Vernunft erlange!"

Unter solchen Gedanken legte unser Held sich endlich zur Ruhe und träumte die ganze Nacht hindurch von der schönen Cordula. Es kam ihm vor, als wenn er mit ihr im dunkeln Haine [illegible] sie weinte und ihm Vorwürfe über seine Un[illegible] machte. „Arnold, Arnold," — schien sie [illegible] — „ich bin geworden, was Du wolltest, [illegible] ein Traumbild, ein [illegible] der menschlichen Einbildung, welches nun bleich und verstummt im fremden Lande liegt und fragt: Wer bist Du? und wer bin ich?" Da schien es ihm, als wenn es Aegypten war, wo sie sich befanden. Er sah die großen Pyramiden und Obelisken und stierte die rathselhaften Hieroglyphen verwundert an; endlich sah er auch eine große Sphinx aus Marmor . . . das war seine Cordula. Darauf erwachte er.

Wie er die Augen aufschlug, stand ein junger Mensch an seinem Bette, in welchem er den Pagen Floristan unfehlbar wieder zu erkennen glaubte.

— „Entschuldigen Sie, mein Herr," — sagte der fremde Jüngling — „daß ich Ihnen schon so früh beschwerlich falle. Meine Herrin, die Prinzessin Goldini, hat mich gesandt, um Ihre Erlaubniß nachzusuchen, Sie abmalen zu dürfen."

— „Sie wollen wohl Gräfin Cordula sagen," — unterbrach Arnold ihn, hielt aber doch sogleich in seinen Worten inne und rieb sich die Augen, um sich zu überzeugen, daß er nicht abermals träume.

— „Ich bin der Page der Prinzessin," — fuhr der Jüngling fort.

— „Jawohl," — antwortete Arnold — „ich kenne Sie gut . . . ich kenne Sie eigentlich nicht, will ich sagen. Nehmen Sie es nicht übel" — fuhr er fort — „ich bin noch nicht recht wachend, wie Sie bemerken müssen. Wer ist die Gräfin, oder Prinzessin, wollte ich sagen, von welcher Sie reden?"

— „Eine Dame, die sich sehr für Sie interessirt und Ihnen vielleicht wichtige Aufklärung über Ihre Geburt und Herkunft, wenn Sie erlauben, verschaffen kann."

Damit begann er mit seiner Bleifeder schon einige Züge in seinem Skizzenbuch zu notiren.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Deutschen Arztes.

(Fortsetzung und Beschluß.)

— „Und so muß ich Sie denn vor Allem fragen," — begann ich nach einer Pause — „ob Sie schon damals, als Sie noch in dem Hause ihrer Mutter lebten, Spuren dieses jetzt Ihnen so qualvoll erscheinenden Uebels gewahrten?"

— „Ich erinnere mich nicht!"

— „So wollen Sie also gefälligst Ihre Lebensweise von einst mit Ihrer gegenwärtigen vergleichen, vielleicht fällt Ihrem Scharfblicke die Ursache dann von selber auf."

Eine brennende Röthe überflog nach diesen Worten, auf Augenblicke, ihr blasses Antlitz, während mich wüthende Blicke aus ihrem nun funkelnden, gewöhnlich so schmachtenden Auge trafen. Ich berücksichtigte dieses aber nicht.

— „Der Uebergang" — fuhr ich fort, im reinsten Eifer meines Berufes — „von einer thätigen, angestrengten Lebensweise zu einer — — minder thätigen — — wenigstens minder angestrengten — das plötzliche Heraustreten aus allen früheren Verhältnissen — —"

— „Sie werden doch nicht verlangen," — fiel sie mir in die Rede mit spöttisch aufgeworfener Unterlippe in pikirter Weise — „daß ich in meiner jetzigen Lage die Magd in meinem Hause vorstellen, oder daß ich für Geld arbeiten solle, wie ehedem, da Sie nun einmal so zartsinnig darauf angespielt haben?"

— „Das nicht, meine Gnädige. Sie verkennen, wie ich leider gewahre, den Sinn meiner Worte, wie die Absicht, welche mich veranlaßte, Sie vorerst hierauf aufmerksam zu machen. — Zudem kommen aber hier auch noch psychische Einflüsse in Betracht, die früher nicht wirkten. Jene aufregende und hinterher verweichlichende Romanenlectüre," — fügte ich hinzu, auf die Bücher weisend, die neben dem Sopha auf einem Tischchen lagen — „und überdieß — —"

— „Sie zaudern? Nun?"

— „Nun wohl, ich zaudere allerdings auszusprechen, was sich mir auf die Lippe drängt, — doch sei's, dem Arzte ist ein freies Wort erlaubt, bedingt es sein Beruf — Ihr Gatte, gnädige Frau, ist ein edler, allgemein geachteter Mann, und zwar mit Recht, — doch, er ist in den Jahren vorgerückt, Sie selber sind noch jung, — — Sie fühlen sich nicht glücklich an seiner Seite!" — — Dunkle Glut bedeckte nun das Angesicht Derjenigen, die sich diese Wendung nicht erwartet haben mochte. Eine längere Pause trat ein, bis sie, ihre Fassung mühsam erkämpfend, das Schweigen mit den Worten unterbrach:

Digitized by Google

— „Genug, Herr Doctor! Laſſen wir die Sache für heute ruhen, — — ich will mir das Gehörte überdenken! — —

Ich verließ ſie bald darnach.

Am andern Morgen zur frühen Stunde erhielt ich aber ſchon ein Billet von ihrer Hand, worin ſie mir in gewählten Ausdrücken für meine weitere Mühe dankte, und zugleich bekannt machte, daß ſie ſelbſt von der Unzulänglichkeit der mir zu Theile gewordenen Hülfe überzeugt ſei, der Homöopathie in die Arme zu werfen, von [illegible] Erfolge gekrönt.

Zugleich lag dieſen Zeilen ein [illegible] meine [illegible] bei, [illegible] Sie war mit [illegible] Meine Ehrlichkeit, mein guter, redlicher Eifer, die Wahrheit zu ſagen, hatten ſie beleidigt, [illegible] wollte [illegible]

Zwar ſchmerzte mich dieſe Erklärung tief, doch konnte ich das Geſchehene nicht ändern. Ich hatte dieſes auch nicht gethan, wenn ich es gekonnt hätte, weil ich nach meiner Meinung recht gehandelt, und in dem gleichen Falle deſſenungeachtet immer wieder ſo gehandelt haben würde.

Durch faſt länger denn ein Jahr von dieſem Momente an ſah ich nichts von Jeannette, hörte auch von ihr nichts weiter, als daß ſie noch immer kränklich und leidend ſei und in Wirklichkeit als eine Geißel ihres Gatten und ihrer Untergebenen, ja, ſelber ihrer Mutter betrachtet werde. Ferner, daß ſie den Sommer in einem auflöſenden Bade zugebracht habe, aber in demſelben Zuſtande von dort zurückgekehrt ſei und, obgleich ſie die ganze Zeit hindurch, täglich von ihrem neuen Arzte, in der That einem Homöopathen, beſucht worden, doch nicht um einen Schritt vorwärts gekommen zu ſeyn ſcheine, was mich nicht ſo ſehr wunderte, da ja die homöopathiſche Cur auch eine Cur auf Lebenszeit iſt, wie Mancher weiß. Sonderbarerweiſe hatte ſie alſo bei dem Tauſche, wie ſich zeigte, wenigſtens vor der Hand nicht viel gewonnen.

Im Verlaufe des folgenden Winters aber erkrankte Jeannette's Mutter bedeutend, und mochte es das Heilſyſtem ſeyn, dem ihre Tochter jetzt anhing und das der alten Frau, die demſelben nun, um des lieben Friedens willen, gleichfalls anhängen mußte, nicht zuſagte, beſonders, da ſie ihm kein Vertrauen ſchenkte, oder war ihre Zeit überhaupt abgelaufen, genug, ſie ſtarb bald darauf. —

Wenige Wochen ſpäter beſuchte eine Bürgersfrau, in Trauer gekleidet, meine Ordinationsſtunde, um mich irgend eines Leidens wegen, zu conſuliren. Wie erſtaunte ich, als ich Marie, Jeannette's Schweſter erkannte, die ich ſeit der Letztern Braut [illegible] nicht wieder geſehen. — —

Nachdem ich ihren Anforderungen Genüge geleiſtet, [illegible] ich mich im Laufe des Geſprächs nach Jeannette [illegible] lieber Himmel, was mußte ich da vernehmen! [illegible]

— „In Betreff meiner Schwester kann ich Ihnen kaum viel berichten," — antwortete mir die Gefragte seufzend — „denn so sehr wir uns früher liebten und eines Herzens und eines Sinnes waren, wie dieses guten Geschwistern ziemt, sind wir uns nach der Hand doch so ziemlich fremd geworden. Reichthum und vornehmer Ton haben Jeannette'ns Denkungsart um recht Vieles verändert!"

Ich äußerte mein Befremden darüber, denn, so wie ich das Verhältniß Beider zu einander von früher her kannte, mußte mir eine solche Aenderung desselben unerwartet erscheinen.

— „Wohl ist eine deratige Entdeckung überraschend, ich glaube es Ihnen, mein guter Herr Doctor," — fuhr sie fort — „aber die Sache ist und bleibt darum nicht minder so. Und überdieß kam ja derselbe Fall schon öfter vor. Die Liebe zu unserer Mutter war das einzige Band, das uns noch ganz lose vereinigte; da aber diese nun nicht mehr ist — — werden wir fortan wohl jede allein und von der anderen geschieden in der Welt dastehen. Und es ist auch natürlich," — fügte sie wehmüthig hinzu — „Jeannette ist eine große Frau geworden, die in der vornehmen Welt lebt, theils ihres Reichthums, theils des Ranges ihres Gatten wegen, geachtet und geehrt, — — ich bin nur das Weib eines armen, wenn auch redlichen Handwerksmannes, — auf mich kann sie sich nichts einbilden! — — — Und doch bin ich in Manchem beneidenswerth gegen sie, trotz meiner dürftigeren Lage, in Manchem glücklicher; denn ich — " — rief sie mit innigem Gefühle — „ich liebe meinen Mann, und verband mich mit ihm aus Liebe und bin Mutter! — Sehen Sie, mein lieber Herr, so fällt ein Sonnenblick der göttlichen Gnade auch oft auf den Aermeren!"

— „Wie," — rief ich, durch diese Worte im Innersten bewegt, nach einem augenblicklichen Stillschweigen — „so zieht sich Ihre Schwester von Ihnen zurück, von Ihnen, die Sie ihr doch ehemals, ungeachtet Sie selber nichts im Ueberflusse besaßen, nicht geringe Beihilfe leisteten, — oder sie schämt sich gar Ihrer?"

— „Das Erste ist so, das Zweite scheint vielleicht nur so. Unmittelbar nach Jeannette'ns Vermählung war keine Veränderung an ihr zu bemerken, obgleich mein Mann dieses damals schon zu gewahren behauptete. Nach und nach ward es aber auch mir fühlbar. Sie begann damit, mich immer seltener zu besuchen. Zu Fuße ging sie fast gar nicht mehr aus, und in glänzender Equipage, den Bedienten hinten auf, vor dem Laden eines niederen Bürgersmannes, der ihr Schwager war, anzuhalten, mochte ihr wohl ohne Zweifel etwas sonderbar erscheinen. Ich nehme ihr das gerade nicht übel. Ich besuchte sie dafür Anfangs um so öfter. Da traf ich aber unglücklicher Weise mit vornehmen Herren und Damen bei ihr zusammen. Sie geriethe durch meine Anwesenheit sichtlich in Verlegenheit — ja ich kann es nicht läugnen, sie schämte sich meiner. Auch die Mutter verließ in solchen Stun-

Digitized by Google

den, wo Besuch da war, ihre abgesonderten Gemächer nicht. Geschah dieses aus freier Wahl — oder — — nein, nein, ich mag es nicht denken, denn es wäre zu schändlich und von Jeannetten doch kaum zu glauben! — — Ich betrat also ihr Haus fortan seltener. Und so erkaltete auch ihr Herz immer mehr gegen mich. Zuletzt fing sie an zu kränkeln und ward so empfindlich, launenhaft und schwer zu behandeln, daß ich mich noch mehr zurückzog und sie nur noch zu ihrem Geburts- und Namenstag besuchte. Und so blieb es auch bis jetzt. Gewiß wieder eine Neigung zu Schmerzen halten, der uns bei jenen Gelegenheiten, wo wir uns gegenüber stehen, beobachtete, so kalt und feind benimmt sie sich gegen mich. Vielleicht aber trägt ihre Krankheit die Schuld von diesem Allen. Des Umstandes muß ich jedoch noch erwähnen, daß selbst die Mutter sich trotz des sorgenlosen Lebens, das ihr in Jeannettens Hause bereitet war, daselbst doch nicht glücklich zu fühlen schien, obzleich sie niemals eine Klage in ähnlicher Beziehung laut werden ließ. Ich traf sie aber nicht einmal nur in Thränen! O wehe der Verblendeten, wenn sie durch ihr Thun diese Thränen erpreßte, sie würde sie dereinst schwer vor Gott zu verantworten im Stande seyn, ja sie könnten ihr schon hier auf Erden nimmer zum Heile gereichen!«.

Das gute Weib ward hier von der Allgewalt ihrer schmerzlichen Gefühle in so hohem Grade hingerissen, daß sie bitterlich zu weinen begann. Welches menschliche Herz müßte aber nicht bluten bei solchen Anlässen!

Als sie sich wieder gefaßt hatte, theilte ich ihr nun meinerseits mit, was zwischen mir und Jeannetten vorgefallen war.

— »Das überrascht mich keineswegs, mein geehrter Herr Doctor,« — erwiderte sie mir, nachdem ich geschlossen — »daß Ihr freies Wort sie erzürnte, aber auch außerdem würden Sie sich nicht lange mehr ihrer Gunst zu erfreuen gehabt haben. Ich kann Sie dessen auf das Entschiedenste versichern. So freundlich Sie Ihnen ehedem gethan, so wenig war dieß später der Fall. Die Hauptursache lag darin, weil sie sich schämte, in ihrer früheren Lage von Ihnen gekannt zu seyn. Fürwahr eine große, aber in derlei Verhältnissen oft zu beobachtende Schwäche!«

— »Wie kam es aber, daß sie mich bei mehren Gelegenheiten in ihr Haus lud?« —

— »Erinnern Sie sich nicht, daß dieß nur in den ersten Monaten ihrer Ehe geschah, wo sie ihre Denkungsart noch nicht in dem Grade geändert hatte?«

— »Zugegeben — — warum ließ sie mich aber rufen, um mich als Arzt über ihren Gesundheitszustand zu befragen?«

— »Dieß vermag ich wohl nicht genügend zu erklären, vielleicht geschah es auf Veranlassung der Mutter, die immer große Stücke auf Sie hielt — vielleicht wollte sie, mittelst Ihrer Aus-

spruch hören! Wie dem aber auch sei, so mußten Sie ihre Gunst am meisten dadurch verscherzen, daß Sie ihr nicht schmeichelten, da sie dessen nur zu sehr gewohnt worden. Ein gerader, offener Mann Ihrer Art taugt nicht für ein dermaßen verwöhntes Ohr. Dieß hätte nie für die Dauer gut gethan. Was aber noch mehr als dieß und wohl die Hauptsache ist, so sind Sie keiner der sogenannten noblen Aerzte. Sie fahren in keiner Equipage vor, und wie könnte sich eine Dame vom Stande von einem solchen behandeln lassen?" — ‚Es sähe so aus' — bemerkte sie einstens gegen mich, als wir von Ihnen sprachen — als nähme ich ihn der größeren Wohlfeilheit wegen. Niemand von Ton bedient sich eines Arztes, der zu Fuße kommt, etwa gar mit besprützten Stiefeln den Salon betritt, oder gar des Winters den kalten Lufthauch an's Bett der Kranken bringt. Man muß sich da nach seinen Verhältnissen richten." — — „Wirklich?" — entgegnete ich empört ob des himmelschreienden Undankes, da sie Alles mit einem Male so ganz vergessen, was ich ihrer Familie ehemals geleistet — sprach sie so? Wer weiß, vielleicht nimmt sie eines Tages ein Arzt in die Cur, ein gar trefflicher Arzt, der aber gleichfalls zu Fuße kommt, ja selbst ohne anzupochen, mit aufgesetztem Hute und unwirschem Wesen, ungerufen oft in die üppigsten Gemächer dringt!" —

— „Genug, lieber Herr Doctor, lassen wir sie," — fügte die Bürgersfrau hinzu, indem sie sich zum Weggehen anschickte, „mag sie in ihrer Lage so glücklich seyn, als es der Mensch nur zu werden vermag; ich, als ihre wahre Schwester, gönne und wünsche ihr dieß von Herzen. Doch wehe ihr, wenn durch irgend einen Schicksalsschlag ihre Verhältnisse sich einst wieder so zum Schlechteren wenden würden, wie es damals zum Besseren geschah — sie könnte solches nimmer überleben. Doch so etwas ist, Gott sei Dank, kaum möglich."

—„Ich möchte dieses nicht so zuversichtlich behaupten," — bemerkte ich zum Schlusse — „im menschlichen Leben berühren sich die Extreme nur zu häufig — und wenn dieses geschähe, wer weiß, ob es ihr nicht sogar noch zum Heile wäre!" —

In dem nun folgenden Frühlinge befriedigte ich einen Wunsch, den ich schon lange innig gehegt, und nach dessen Erfüllung ich mich bereits seit Jahren, wiewohl bisher vergeblich, gesehnt hatte. Es betraf dieser nichts Anderes, als eine Reise durch Deutschland, Frankreich und England, vorzugsweise zum Behufe meiner wissenschaftlichen Ausbildung, da es von je die Französischen und Englischen Hospitäler waren, auf deren genauere Bekanntschaft sich immer mein Hauptaugenmerk gerichtet hatte. Endlich hatten sich meine Verhältnisse so günstig gestaltet, daß ich daran gehen konnte, diesen meinen Lieblingswunsch zu befriedigen. Ich übergab daher meine Praxis, während meiner Abwesenheit, einem Collegen, und saß nach wenigen Tagen auf dem Postwagen.

Digitized by Google

Erst nach anderthalb Jahren kehrte ich wieder zurück. Da war indessen Manches anders geworden, besonders, was Jeannette betraf.

Vier bis fünf Monate nach ihrer Mutter, war auch ihr Gemahl, der alte, biedere Rath T . . . . gestorben und hatte nach einer dreijährigen, wohl nicht gar zufriedenen Ehe, seine Gattin als Universalerbin ungetheilten, höchst beträchtlichen Vermögens [illegible] Herrin aber, unter Garantie Gebieterin ihres Eigenthumes, als [illegible]

[illegible] Wenn [illegible] die Erwartungen um die nachfolgende [illegible] Hauptsache [illegible] Sonderungsverbindungen [illegible] Wittwe, [illegible] wachen, [illegible] Schranken [illegible] ihre Hand, [illegible] zu verdrängen. Einer [illegible] Antern zuvor zu kommen suchten und wußten. Die unsaubersten Intriguen wurden nicht zu verächtlich befunden, das ersehnte goldene Vließ zu gewinnen; kurz es geschah, was tagtäglich in allen ähnlichen Fällen zu geschehen pflegt und jeder beobachten kann, der seine Augen nur einigermaaßen offen und wachsam erhält. —

Ein Jahr lang hatte Jeannette ihre Hand frei erhalten, und sich für keinen ihrer Bewerber entschieden, als endlich ihre Wahl auf einen jungen, wohlgebildeten Lebemann, einen Freiherrn von U . . . . fiel, der gleichfalls sehr vermöglich schien, wenigstens führte er ein großes Haus, hielt sich Reitpferde, wie nicht minder eine geschmackvolle Equipage u. s. w., und der sich höchst angelegentlich um ihre Hand bewarb.

Die böse Welt munkelte zwar, der Baron sei nur ein verwegener Abenteurer, besitze für sich allein mehr Schulden, als zehn andere zusammen genommen, und Jeannette habe ihn schon früher, noch bei Lebzeiten ihres Gatten, wenigstens ausgezeichnet, und jetzt nur des Anstandes wegen so lange mit ihrem Jaworte gezögert. Genug, wenige Tage vor meiner Ankunft zu Hause ließ sie sich von ihm zum Altare führen, und machte ihn sonach zum Herrn ihrer Person und ihres Vermögens.

Sogleich nach den Vermählungsfeierlichkeiten, welche an Pracht Alles übertroffen hatten, was man seit lange gesehen, war das junge Paar nach Italien abgereist. —

Kaum waren weiterhin zwei Jahre verstrichen, so hatte sich das Blättchen auf eine, für die Verblendete, entsetzliche Weise zu wenden begonnen. Alle Luftgebilde ihres blinden Vertrauens, alle ihre phantastischen Träume von den Reichthümern und dem [illegible] Charakter des Erwählten fingen an sich in dünnen Nebel [illegible] lösen, und die schreckliche Wirklichkeit in ihrer wahren, [illegible] ten Gestalt immer deutlicher hervortreten zu lassen.

Schon im ersten Monate nach ihrer Ver[illegible] noch mehr

aber nach ihrer Rückkehr aus Italien, hatte der Elende die Maske theilweise und endlich gänzlich gelüftet, da die fernere Verhüllung seines Antlitzes durch dieselbe keinen Zweck mehr haben konnte. Den dritten Theil von Jeannette'ns ansehnlicher Habe hatte die Befriedigung der drängenden Gläubiger ihres Gemahls, die nicht ohne große Mühe bis zu diesem Zeitpunkte in Ruhe zu erhalten gewesen waren, verschlungen. Noch war dieses jedoch nicht das Schlimmste, da eigentlich der Ueberrest noch immer bedeutend genug gewesen wäre, um fortan bei verständiger Einschränkung bequem, ja höchst anständig davon leben zu können.

Dazu kam es aber gar nicht, da der Baron ein Schwärmer, ein Verschwender, ein leidenschaftlicher Spieler war, und ein solcher die alte Gewohnheit nicht so leicht aufzugeben pflegt, besonders, so lange er sich in der Lage sieht, diese gehörig pflegen zu können.

Es ging also fort, toll und wüst, in Saus und Braus, als hätte es sich darum gehandelt, Schätze zu erschöpfen, die bisher für unerschöpflich galten. Jeannette fühlte sich sehr unglücklich, da sie das Verderben, das sicher treffende, unausweichliche, vor ihren Augen sah, der elenden, niedrigen Behandlung, die sie von dem Manne ihrer Wahl zu erdulden hatte, wenn sie wagte, demselben selbst die gemäßigsten Vorstellungen ob seines Treibens zu machen, gar nicht zu gedenken. Da war der ehrliche Rath T....., ihr erster Gatte, bei dem sie es so gut gehabt, der sie nie mit einem Wörtchen beleidigt hatte, freilich ein anderer gewesen. Wie rächte sich jetzt jede Minute ihres Lebens, die sie ihm durch ihre ungezügelten, unerträglichen Launen verbittert und vergällt hatte, an ihr täglich und stündlich in tausendfachem Maaße. Die Zuchtruthe des Himmels traf sie schwer und schonungslos!

Und nicht genug des Unheils noch, Jeannette war ja zum Uebermaaße ihres Elends auch Mutter geworden, und zwar eines lieben Töchterleins. Nicht nur über ihrem Haupte, auch über dem des theuren Kindes hing die unheilschwangere Wolke! Ihnen Beiden drohte Elend und Mangel! Da zerrissen ihr Herz wohl ein Jammer, eine Verzweiflung, deren Existenz sie vordem nie geahnt, nie kennen gelernt hatte.

Wozu sie früher nie Muth und Kraft besessen, dazu erhielt sie diese jetzt durch Mutterliebe. Ihr Vermögen war bis auf den fünften Theil zusammengeschmolzen; wie lange konnte es noch währen, und sie war gänzlich verarmt. Sie befriedigte also die Forderungen ihres Gemahls fortan nicht weiter, und wagte es, ihm die Spitze zu bieten und das, wenn auch noch so stürmische Verlangte standhaft und hartnäckig zu verweigern. Welche Scenen trugen sich aber nun zwischen Beiden zu, welche Mißhandlungen hatte sie jetzt zu erdulden! Jedes menschliche Gefühl mußte sich dagegen empören. Als er ihr in der That nichts mehr zu entringen ver-

Digitized by Google

mochte, schied er sich von ihr eigenmächtig, und trieb es, getrennt von ihr lebend, unbekümmert um die Seinigen, wie es ihm beliebte.

Jeannette athmete freier, als sie seines verhaßten Anblickes ledig geworden, und weihte sich ganz der Sorge und Pflege ihres Kindes. Da traf nach wenigen Monaten ihr Haupt der zerschmetterndste Schlag. Die Schulden ihres Gemahls waren mittlerweile wieder auf eine bedeutende Summe angewachsen, die Gläubiger drangen ein, und konnten sich nicht befriedigen. Die Scheidung war keine gerichtliche gewesen, und bei dem bestehenden Heirathscontracte zufolge Jeannettens Eigenthum auch nicht ihres Gatten, sie war demnach für seine Schulden verantwortlich. Die Gesetze entschieden, sie mußten zu ihrem Nachtheile entscheiden. Die Ueberreste ihrer Habe erlitten nicht einmal hin, allen Forderungen zu genügen. Indessen stellten sich die Gläubiger zufrieden und theilten sich in das Ganze.

Jeannette hatte nun Alles verloren — sie war eine Bettlerin! Der Mangel, der Hunger standen zähnefletschend, gräßlich vor ihrer Thür — und sie war doch Mutter! Ihr Gatte verschwand hiernach plötzlich, Niemand wußte wohin, und blieb auch verschwunden bis auf den heutigen Tag.

Wo waren da ihr Stolz, ihr Hochmuth von früher? Welche Feder vermöchte es, die Schaam, die Zerknirschung, die Reue der Unglücklichen zu schildern, die den ehemals so eitlen Busen derselben nun erfüllten! Mit einem Male ward auch sie in der Residenz nicht mehr gesehen. Wohl hatte es zu erwarten gestanden, daß sie es nicht über sich bringen werde, an dem Orte, der ihres Glanzes Zeuge gewesen, ihr Elend vor Jedermann zur Schau zu tragen. Niemand wußte, was aus ihr geworden, selbst ihre tiefbekümmerte Schwester nicht, bei der ich mich nach ihr erkundigte.

Da erhielt ich eines Tages ein anonymes Schreiben, das ein fremder Mann, ohne Weiteres zu bemerken, in meiner Wohnung abgegeben hatte. Ich ward darin beschworen, wenn möglich, ja noch an demselben Tage nach G....., einem unserer Residenz ziemlich nahe liegenden Landaufenhalte, der den Sommer über von den Städtern ziemlich häufig besucht wird, zu kommen, indem es sich um ein schwer erkranktes Kind handle und jede Minute von höchster Wichtigkeit sei.

Ich stutzte über diese Aufforderung, erstlich der Sonderbarkeit wegen, mit der sie geschehen, indem weder Name noch Stand des Hilfesuchenden, sondern bloß die Adresse angegeben war, und überdieß, weil ich in dem ganzen Dorfe Niemanden kannte, auch meines Erinnerns niemals einen Kranken daselbst behandelt hatte. Nichts desto weniger leistete ich ungesäumt Folge [illegible]

Welch' eine Scene erwartete mich aber da! [illegible]

Jeannette war die Hilfesuchende — [illegible] lag von

heftigen Krämpfen ergriffen, dem Anscheine nach rettungslos darnieder lag.

Mit welchem Ausdrucke stand sie mir gegenüber, und wie betreten war ich selbst bei ihrem Anblicke! Nur Mutterliebe konnte sie dahin gebracht haben, sich vor mir so zu demüthigen! Nur die Angst, nur die Verzweiflung einer Mutter! Es lag eine Auszeichnung, eine mehr als übergroße Genugthuung für mich in diesem Rufe der trostlosen Mutter, die jede noch so große Beleidigung von früher, aus meinem Gedächtnisse hätte vertilgen müssen.

—„Verzeihen Sie mir," — rief sie von Schluchzen unterbrochen — „ich wußte mir nicht zu helfen — — mein Kind gilt mir mehr als mein Leben, — — Sie werden edel seyn — —" Sie vermochte nicht weiter zu sprechen.

Wer würde seiner Todfeindin nicht vergeben in einem solchen Augenblicke? Wer würde der Angst einer Mutter, wenn es sich um das Leben ihres Kindes handelt, nicht die geringe einstige Verletzung seiner Eitelkeit, seines Dünkels verzeihen? Unter Menschen könnte die Stelle eines solchen gewiß nimmer seyn.

Das arme Würmlein lag eben wieder in heftigen Convulsionen. Offenbar war beschwerlicher, stürmischer Zahndurchbruch die Ursache, und darum der Fall mißlich und zweifelhaft. Ich sparte aber keine Mühe und that, was unsere Kunst uns bei solchen Gelegenheiten zu thun räth, und siehe da, es gelang mit Gottes Hilfe so wohl, daß das Kind von diesen Anfällen bald befreit, sich schnell und zusehends wieder erholte. — —

Wie die Angst der armen Mutter abnahm, und die Hoffnung des Neubesitzes ihres Kindes wieder in ihr aufzuleben begann, that ich auch manchen Blick in ihr, an und für sich gutes, nur durch den blendenden Schimmer des Reichthums und falschen Dünkel vordem irre geleitetes Herz. So wenig als möglich berührte ich das Vergangene, war sie doch durch Das, was sie erduldet, ohnedieß mehr als zehnfach bestraft für alle ihre Irrthümer und Schwächen. Vorzugsweise beabsichtigte ich, sie mit ihrer Schwester, der sie seit jener Katastrophe noch nicht vor die Augen zu kommen gewagt hatte, zu versöhnen. Und wie schweres Unrecht hatte sie allein deßhalb, Mariens redlichem, nichts weniger als rachsüchtigem Gemüthe abzubitten! Doch wiederholt sich dieses in unzähligen ähnlichen Fällen. Denn wie oft erhebt man sich nicht im Glücke hochmüthig über Andere, um sich kurz darauf im Unglücke feig und kleinmüthig eben so tief unter jenen stehen zu sehen! —

Jeannette hatte also wie gesagt ihrer Schwester großes Unrecht abzubitten, da Marie nicht entfernt daran dachte, der Aermsten in ihrem Unglücke zu vergelten, was sich dieselbe vordem gegen sie hatte zu Schulden kommen lassen, ja das Geschehene überhaupt mit keinem Worte berührte, sondern vielmehr vor Freude außer sich, die Verlorene wiedergefunden zu haben, für diese in

Digitized by Google

ihrer traurigen Lage that, was ihr ihre eigenen Verhältnisse nur immer gestatteten und wozu ihr redliches Herz sie trieb. —

Jeannette nährte sich und ihr Kind jetzt von ihrer Hände Arbeit, wie von Dem, womit Marie sie edelmüthig unterstützte. Zwar ging ihr die Arbeit, deren sie sich im Lauf der Zeit etwas entwöhnt hatte, Anfangs nicht so flink von der Hand, wie einst, doch kam darum nicht minder die Sache bald in's rechte Geleise, zumal [illegible] wieder herstellte, und zweitens so alle Mühe und Plackerei, [illegible] mehr Ruhe und Nachhelfe kam. Wenigen hatte sie sich mit ihr Schicksal so ziemlich gefunden, und wurde zugehends wieder heiterer. Ich suchte sie öfters auf, und brachte sie denn absichtlich zu wiederholten Malen das Gespräch auf das Vergangene, und zwar vorzüglich auf die Ereignisse in ihrer zweiten Ehe, bei welchen Gelegenheiten ich als ihrem Munde Dasjenige erfuhr, was ich oben davon erzählte.

So war der Sommer, selbst schon ein Theil des Herbstes vergangen, und der Winter nahte. Die Gäste der Saison kehrten einer nach dem andern nach der Residenz zurück, so daß es in dem Orte, wo Jeannette lebte, bald recht öde und einsam aussah. Natürlich mußte ihr Erwerb unter dieser Veränderung der Verhältnisse im Wesentlichen leiden.

Da unternahm ich es eines Tages, in Jeannette zu dringen, sich doch lieber wieder nach der Stadt zu begeben, woselbst sie bei ihrer Gewandtheit in weiblichen Arbeiten, ihr Unterkommen weit leichter finden mußte, als auf dem Lande. Es erforderte aber viele Mühe, sie für diese Idee günstig zu stimmen. Der Grund ihrer Weigerung ist leicht zu errathen. Als aber Marie und deren Gatte ihr mit Nachdruck das Zweckmäßige meines Rathes wiederholt vorgestellt, ja, ihr sogar den Antrag gemacht hatten, ihr ein Stübchen in ihrer eigenen Wohnung einräumen zu wollen, in welchem sie mit ihrem Kinde angenehm und ruhig in dem Kreise ihrer Angehörigen leben und für ihren Unterhalt um Vieles besser würde sorgen können, als in dieser winterlichen Abgeschiedenheit: da leistete sie nicht länger Widerstand, und willigte in unser gemeinsames Begehren.

— „Nun denn," — rief sie gerührt — „so nehme ich Euren Antrag an, Ihr edlen, guten Menschen, die ich so schwer gekränkt, an denen ich mich so sündhaft vergangen. Ich will bei Euch leben, doch keineswegs Euch zur Last. Ich will mich dem Schauplatze meiner Thorheit nicht entziehen, die Welt soll sehen, wie ich mich bestreben werde, wieder gut zu machen, was ich im tollen Uebermuthe gefehlt. Dieß soll meine Strafe seyn, und möchte Marie, die in den Verhältnissen lebt, in denen ich lebte, und die sich eben so wenig zu benehmen weiß, wie ich es wußte, aus einem traurigen Loose die gute Lehre ziehen, ohne daß der gerechten

Züchtigung des Himmels anheim zu fallen als ein bedauernswerthes Opfer sinnloser Verblendung und fruchtloser Reue." — —

Und so geschah es. — —

Es sind seit Jeannette's Umzug in das Haus ihrer Schwester bis auf den heutigen Tag mehre Jahre vergangen, und sie lebt seitdem daselbst still und zufrieden. Freilich lebt sie auf keinem so glänzenden Fuße, wie in ihrer ersten Ehe, sondern müht sich ab an ihrem Arbeitstische vom frühen Morgen bis zum späten Abend, genau wie zu jener Zeit, wo sie ihre Mutter von dem Ertrage ihres Fleißes noch erhielt; aber ihr Leben entbehrt darum doch nicht jeder Freude, insonderheit, da sie ihr gutes Auskommen findet und der Schwester in keiner Beziehung zur Last fällt. Auch die Kleine wächst schon recht munter und vielversprechend heran und erheitert ihr manchen düsteren Augenblick durch ihr schuldloses, stets fröhliches Tändeln und Treiben, so daß ihr zu ihrem bescheidenen Glücke nichts fehlen würde, wäre nicht die zuweilen absonderlich rege werdende Erinnerung an das Vergangene.

Was aber das Wunderbarste an dem Ganzen ist: jene hysterischen Anfälle, denen sie in den Tagen ihres Glückes so sehr ausgesetzt gewesen, sind bis auf die leiseste Spur vollkommen verschwunden. Kein, auch nur entfernter Anklang an dieselben ist mehr zu bemerken, und trotz der angestrengten Arbeit, ist ihre Gesundheit nun so ungestört wie sie nur jemals war.

Oefter schon sprach sie sich über diesen Gegenstand dahin aus, in welchem Grade sie die Ueberzeugung gewonnen habe, wie richtig ich damals geurtheilt, und wie wahr meine Absicht gewesen, daß Arbeitsamkeit und ein gewisser Grad von Nahrungssorgen der Gesundheit eher förderlich als nachtheilig seien.

— „Trotzdem aber," — fügte sie eines Tages bei einem solchen Anlasse hinzu — „trotzdem dürfen Sie sich auf Ihr Wissen und Ihre Kunst nicht zu viel einbilden. Geheilt hätten Sie mich vielleicht doch nie, wenigstens nicht so erfolgreich, wie jener Arzt, mit dem ich nach der Hand bekannt wurde, und der solche Leiden, wie noch manche andere, weit besser, wenn auch auf eine rauhere Weise zu behandeln versteht, — und dieser Arzt ist das — — Schicksal!"

Literarisches.

Der Deutsche Buchhandel besitzt schon seit längerer Zeit ein eigenes Organ, welches außer der Mittheilung officieller Bekanntmachungen und mannigfacher geschäftlicher Notizen namentlich auch

Digitized by Google

den Zweck hat, den Buchhandel selbst mit den neuen Erscheinungen der Literatur bekannt zu machen und ihn dadurch gewissermaßen auf dem Felde seiner eigenen Thätigkeit zu orientiren. Während es also in dieser Weise schon immer ein Organ des Buchhandels für seine eigenen Mitglieder gegeben hat, fehlte es bisher gänzlich an einem Blatte, welches in ähnliche Weise, als Medium zwischen Buchhandel und Publicum dienend, dazu bestimmt wäre, diesem letztern einen umfassenden Ueberblick über die literarischen Novitäten, wie sie der Buchhandel in täglich steigender Menge in die Welt sendet, zu gewähren, und ihm dadurch gleichzeitig das Mittel zu liefern, aus der Fluth des Erscheinenden das jedem speciell Interessirende leicht herauszufinden. Ein solches Organ aber ist jetzt begründet: der

„Central-Anzeiger für Freunde der Literatur“ (Leipzig, F. A. Brockhaus), dessen erste Nummer soeben erschienen ist, tritt mit dem ausgesprochenen Zweck auf, Vermittler zwischen Buchhandel und Publicum werden zu wollen. Das neue Blatt ist um so freudiger zu begrüßen, als es, wenn auch in bescheidener Form auftretend, doch genügend zu erkennen giebt, daß es seine Aufgabe mit Ernst und Eifer ergriffen hat und bestrebt ist, in Wirklichkeit für das größere, gebildete Publicum, an welches es sich zunächst wendet, ein Centralorgan Deutscher Literatur zu werden. Das Ganze zerfällt in zwei größere Theile, einen redactionellen und einen Inseratentheil. Während sich für den letztern, wie das Programm an der Spitze des Blattes sagt, die Art der Auffassung aus dem Charakter der literarischen Ankündigung von selbst ergiebt, soll in dem ersten Theile neben kürzern literarischen Notizen vermischten Inhalts namentlich eine Uebersicht der wichtigern neuen Erscheinungen auf den verschiedenen Literaturgebieten gegeben werden, die insofern von Aehnlichem abweicht, als sie außer Titel, Preis, Verleger der Bücher ꝛc. ein kurzes thatsächliches Resumé von dem Inhalt derselben giebt, welches es dem Leser leicht macht, sich ein Urtheil über Werth oder Unwerth eines Buches für seine speciellen Zwecke zu bilden, und überhaupt vortrefflich geeignet ist, zu orientiren und zurechtzuweisen. Der Ton in diesen Referaten ist besonders gut getroffen, indem sie, bei strenger Vermeidung aller Kritik, leicht und angenehm unterhalten, und dennoch mit kurzen Worten darin Alles gesagt wird, was den Inhalt eines Buches dem Leser gegenüber in das rechte Licht stellen kann. Nach dem Vorliegenden kann überhaupt das Blatt allen Freunden der Literatur warm empfohlen werden, und zwar um so mehr, als bei einem sehr billigen Preise (5 Ngr. für das Quartal) der weitesten Verbreitung auch äußerlich kein Hinderniß im Wege steht.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1858. 1ster Band. 10tes Stück.

Die Sphinx.

(Fortsetzung.)

„Wäre es nicht besser, wenn ich mich persönlich bei der Gräfin vorstellte.“ — sagte Arnold schnell und machte Miene aufzustehen, genirte sich indeß doch vor dem Fremden — „Ich möchte gerne die edelmüthige Dame kennen lernen, die soviel Antheil an meinem Schicksal nimmt; vielleicht könnte eine persönliche Zusammenkunft auch das Eine und Andere von gestern aufklären, von meiner Kindheit an, wollte ich sagen; denn es ist ja über meine Geburt und Herkunft, worüber die Gräfin mir Aufklärung geben will, nicht wahr?„

— „Ganz richtig, mein Herr, aber incognito, und deßhalb wünscht die Prinzessin Sie jetzt nicht in Person zu sehen, sondern nur Ihre Gestalt und Ihr leibhaftiges Bildniß zu haben.“

— „Was Sie sagen,“ — unterbrach Arnold ihn unruhig — „mein leibhaftiges Bild, mein anderes Ich will sie sehen? Nun ja, das treffen Sie vielleicht am besten, wenn ich aus bin; — verstehen Sie mich recht, mein Herr, ich meine nur, daß ich mir selbst am besten gleiche, und wenn Sie mich haben, so haben Sie auch mein leibhaftiges Bild. Ich wünsche das nicht von meiner Person getrennt zu sehen — oder mit anderen Worten, mein Herr, ich wünsche nicht mich selbst zu sehen, geschehe es auf welche Weise es wolle .... ich meine natürlich mit dem Pinsel. Ich habe allen Respect vor der Kunst; aber ich habe so meine Ursachen dazu ..... es ist eine Grille, die Sie mir zu Gute halten müssen; ich meine nämlich, daß man Unglück genug mit sich selber haben kann, beides als Subject und Object, wenn man wacht und wenn man träumt .... siehe, das sind schon zwei Wesen und ein zweifaches Daseyn; würde man nun noch gemalt, so wären das drei. Ich hoffe, daß Sie meine Meinung

Digitized by Google

verstehen und mich nicht für einen Phantasten oder Schwärmer halten wollen; ich möchte aber nicht gerne abgemalt werden."

— „Sie sind schon so gut als gemalt," — sagte der fremde Jüngling, der inzwischen Arnold genau betrachtet und stets fort gezeichnet hatte — „den Grundriß habe ich, und mehr bedarf ich nicht. Ich bin Ihnen sehr verbunden, mein Herr. Leben Sie wohl!"

Mit diesen Worten war er aus der Thüre, und bevor Arnold einige Kleider angezogen hatte, um ihn zurückzurufen, schon verschwunden, sodaß keine Spur mehr von ihm zu finden war. „Das war wieder ein sonderbarer Gast," — sagte Arnold — „ich muß das doch auch meinem Märchen hinzufügen."

Kaum hatte er nun mit Schreiben angefangen, als sein Hauswirth zu ihm eintrat und gegen seine Gewohnheit so höflich und ehrerbietig war, daß er fast nicht mehr zu wissen schien, mit welchen Ehrentiteln er seinen Gast auf der Dachkammer überschütten sollte, und ihn beides Excellenz und Hoheit nannte.

— „Plagt Sie denn der Teufel, Herr Wirth?" — rief Arnold verwundert aus — „Hat Ihnen diese Nacht vielleicht geträumt, daß ich ein verzauberter Prinz sei und nur darauf warte, aus meiner Verhüllung zu kriechen, um die Prinzessin und ihr halbes Reich zu gewinnen? Sie kommen zu früh, Herr Wirth, so weit bin ich in meinem Märchen noch nicht gekommen."

— „Ew. Hoheit belieben zu scherzen," — antwortete der Wirth und verbeugte sich — „Sie kennen vielleicht noch gar nicht das große Glück, welches Ihnen neulich widerfahren ist, und daß Sie des Fürsten natürlicher Sohn oder vielleicht ein unnatürlicher sind . . . aus einer heimlichen Ehe, meine ich . . . ."

— „Wenn das der Fall ist, ist's wohl nicht erst neulich geschehen," — antwortete Arnold lachend — „sondern wird vermuthlich von meiner Geburt an der Fall gewesen seyn."

— „Ohne Zweifel, Hoheit! Aber das hat Niemand wissen, als heute gewußt," — antwortete der demüthige Wirth — „und ich schäme mich wie ein Hund, daß ich das nicht habe sehen können an Ihrem fürstlichen Blick und majestätischen Aussehen, sammt ganzem königlich kaiserlichen Anstand und Wesen, sowie, daß ich Ihnen nicht den besten Salon meines Hauses anstatt dieser Dachkammer eingeräumt habe."

— „Machen Sie sich darüber keine Scrupel, Herr Wirth," — antwortete Arnold — „wenn ich auch ein kaiserlicher Bastard bin, ist die Ehre doch nicht zu groß, und meine Hoheit logirt gerne von einer Dachkammer, unschlossen seyn. Allein Sie fragen, woher dieses dumme Gerede kommt? [illegible] die Wahrheit, die reine, wahre Wahrheit, und [illegible] auch schon

Leibpferd des Fürsten reiten, das sonst Niemand als er allein besteigen darf, und wer konnte die künftige Fürstin, des regirenden Fürsten leibliche Bruder-tochter, die schöne Prinzessin Goldini, so vertraulich zu grüßen wagen, als ein Prinz vom Geblüte?"

— "Sie irren sich, Herr Wirth! Ritt ich gestern auf Etwas, so war das wohl nur auf meinem Stock, und redete ich mit Jemand, so war das gewiß mit meinem Stockknopf oder meiner Sphinx, oder im höchsten Fall mit meiner Gräfin."

— "Ew. Hoheit belieben fortwährend zu scherzen." — sagte der Wirth — "Ich merke wohl, daß Sie hier incognito seyn wollen; aber Sie haben bloß zu befehlen, und ich stehe Ihnen ganz unterthänigst zu Diensten, sowohl mit Haus und Hof, Gut und Blut, als Weib und Kind und Allem, was Ihnen lieb ist."

Darauf ging der Wirth rückwärts, sich stets verbeugend, zur Thür hinaus und fiel aus lauter Unterthänigkeit sämmtliche Stufen der Treppe hinunter.

— "Kommen jetzt Andere an die Reihe, toll zu werden," — dachte Arnold — "oder sollte wirklich Etwas an dem Gerede wahr seyn? Man hat früher schon dergleichen erlebt, auch habe ich immer die Ahnung gehabt, daß einmal etwas Großes aus mir würde, jedoch auf die Art habe ich es mir allerdings nicht gedacht. Besser wäre es indeß unstreitig, wenn ich selber etwas Tüchtiges seyn und leisten könnte, als vor der Welt glänzend zu erscheinen. wie es jetzt den Zuschnitt hat. Ich glaube, ich entziehe mich dieser unechten Ehre; ein natürlicher Prinz oder eine heimliche Hoheit zu seyn, was für Herrlichkeit ist denn dabei! Ach, könnte ich nur die schöne Cordula wieder finden, so würde ich gerne einen Strich über die Hoheit machen und ewig mit der Glückseligkeit allein zufrieden seyn. O, wäre sie doch in Wirklichkeit vorhanden! Es geht mir jetzt gerade wie Pygmalion: ich habe mich sterblich in ein Werk meiner eigenen Erfindung verliebt. Leider aber giebt es nicht mehr solche mitleidige Götter, wie ehemals, die meiner Liebe wegen todte Bilder lebendig machen. Und wenn das auch der Fall wäre und geschähe, würde ich es denn auch glauben? Würde ich das nicht auch für einen Traum und für eine Wirkung meiner eigenen, erhitzten Einbildungskraft halten? Nein, mit uns Verstandesmenschen ist Nichts anzufangen; könnten wir gleich Elias lebendig gen Himmel fahren, wir würden das für ein Spiel der Phantasie halten und könnten unsers Unglaubens wegen niemals selig werden."

Jetzt pochte es an die Thür; ein Unbekannter trat ein, überreichte Arnold einen Brief und ging wieder fort. Er öffnete den Brief und las: "Fliehe, Arnold, fliehe! in einer Stunde ist es zu spät!"

— "Welche Warnung!" — dachte er verwundert — "Wer verfolgt mich und wer warnt mich? Mir ist Alles unbegreiflich.

Digitized by Google

Warum fliehen, wenn man nicht weiß, weßhalb? Ich bleibe und will sehen, wie es abläuft. Das wird auch zu meinem Abenteuer gehören, kann ich mir denken."

Darauf setzte er sich an seinen Schreibtisch.

Eine Stunde war jetzt kaum verflossen, als die Thür aufging und ein Officier mit blankem Säbel zu ihm eintrat, welcher ihm [illegible] befahl, auf der Stelle zu gehorchen. In solchen Umständen nützten keine Einwendungen. Er mußte sofortig mit fort und hatte kaum so viel Zeit, seine Papiere in die Tasche zu stecken. Vor der Thür hielt ein geschlossener Wagen, und einen Augenblick später war er zum Thor der Stadt hinaus. Da saß unser Held nun in einer Ecke des Wagens und überdachte sein wunderbares Schicksal. „Vielleicht hat mein Wirth doch Recht gehabt." — äußerte er bei sich selber — „Mit wem anders, als mit einer Fürstlichen Person macht man solche Umstände? Am Ende fürchtet man in mir sogar einen Kronprätendenten, und ist das der Fall, so thut man ohne Zweifel klug, mich einzusperren und unschädlich zu machen; denn mit Gutem gebe ich meine Gerechtsame nicht auf." Da fuhr nun plötzlich ein so heroischer Geist in ihn, daß es ihm ein Leichtes schien, sich jeden Augenblick in Freiheit zu setzen, wenn er das wollte. Schon machte er Miene dazu, den Officier zu entwaffnen, welcher mit gezogenem Säbel ihm gegenüber saß; allein als dieser die Absicht des Gefangenen merkte, zog er den Riegel vom Fenster ab und Arnold sah nun, daß der Wagen von Dragonern umringt und somit jeder Widerstand seinerseits vergeblich war.

— „Sagen Sie mir Eins, mein Herr," — sagte er jetzt zu seinem Wächter — „für wen hält man mich und was will man mit mir?"

— „Man hält Sie für einen Abenteurer," — antwortete der Officier — „der auf Grund einer zufälligen Aehnlichkeit mit einer Fürstlichen Person sich für diese auszugeben und hier im Lande eine wichtige Rolle zu spielen sucht. Deßhalb bringe ich Sie, mein Herr, in eine öde Grenzfestung. Sind Sie wirklich die Person, für welche einzelne Schwärmer Sie halten, so gehören Sie gerade da zu Hause; denn dort gab der hochselige alte Herr seinen unruhigen Geist auf, und dort sollen Sie als ein treues Abbild die Erlaubniß haben, Ihr ganzes Leben hindurch umher zu spuken. Dort können Sie auch ohne Gefahr für's Land Ihr Abenteuer fortsetzen und demselben ein so glänzendes Ende geben, als Sie nur wollen — d. h. auf dem Papier."

— „Wer hat Ihnen gesagt, daß ich an einem Abenteuer oder Märchen schreibe," — rief Arnold aus — „und wer giebt Ihnen das Recht, den Helden meines Gedichtes für eine wirkliche Person zu halten und oben in den Kauf noch für mich selbst?"

— „Sie sind es ja selber,“ — antwortete der Officier kalt — „und Sie halten sich selbst doch auch wohl für eine wirkliche Person?“

— „Ja, das ist wahr, und insoweit haben Sie Recht, mein Herr; aber zum Teufel, es ist dennoch nur ein bloßes Märchen.“

— „Nun, gut denn, so paßt ja das Eine zum Andern, oder scheint Ihnen diese Reise nicht schon abenteuerlich genug?“

— „Ja, gewiß, ich habe mich über Nichts zu beklagen. Ich merke, daß alle Menschen jetzt toll geworden sind, ich selbst vielleicht mit. Stets habe ich darüber geklagt, daß zuviel Verstand in der Welt und das der Tod der Poesie sei; nun habe ich es endlich, wie ich es haben wollte, und wenn nun nicht ein tüchtiger Dichter aus mir wird, ist es meine eigene Schuld.“

Nachdem Arnold Nacht und Tag ohne Aufhören gefahren war, hielt der Wagen endlich stille, und er sah sich in eine öde, wilde Gegend geführt, rund umher von Nebel und nackten Klippen umgeben. Innerhalb der Klippen ragte ein Gothischer Gefangenthurm hervor, der auf allen Seiten von einer steilen Klippenmauer und tiefen, unübersteiglichen Gräben umgeben war. „Werde ich hier auf Lebenszeit eingesperrt werden?“ — dachte Arnold, und ein Schauder rieselte ihm durch die Glieder; allein er schwieg und fügte sich in die Nothwendigkeit.

Man führte ihn über eine Zugbrücke und durch drei eiserne Thore. Wie das letzte Thor hinter ihm verschlossen wurde, fiel auf der anderen Seite ein Schuß, und sogleich darauf hörte er den Wagen fortrollen. Er sah sich nun allein in einem engen, finsteren Vorhof, dem schrecklichen Thurm gerade gegenüber, aus welchem ein alter, graubärtiger Mann, in der einen Hand eine Laterne, in der anderen ein gespanntes Pistol, ihm langsam entgegen kam.

— „Sollst Du auch diesen Weg!“ — sagte der Greis und erhob seinen bewaffneten Arm, drehte aber zugleich die Laterne so um, daß das Licht Arnold gerade in's Gesicht fiel. In demselben Augenblick entfiel dem Alten das Pistol, das im Fallen losging, er selbst lag auf seinen Knien, ohne ein Wort zu sprechen, und zitterte vor Arnold wie vor einem Gespenste.

— „Was soll das bedeuten?“ — sprach Arnold — „Wofür hältst Du mich denn, Alter?“

— Ach, hochselige Hoheit!“ — antwortete der Alte — „Ich halte Euch für das, was Ihr wirklich seid, oder mindestens gewesen seid. Habet Barmherzigkeit mit mir und drehet mir den Hals nicht um. Ich mußte Euch ja todtschlagen, die Prinzessin befahl es ja . . . .“

— „Was, Du hast mich todtgeschlagen?“ — fragte Arnold lachend.

— „Ja, leider! Das wissen Ew. Hoheit ja am besten sel-

Digitized by Google

ber, und damals lachtet Ihr mich nicht aus. Womit kann ich jetzt Ew. Hochseligkeit dienen?“

— „Spare Deine Titulaturen!“ — sagte Arnold — „Hast Du mich wirklich einmal getödtet, was Du selbst wissen mußt, so bin ich ja todt und bedarf keiner Complimente; aber warum wolltest Du mich [illegible] — es könnte ja genug seyn, wenn Du mir [illegible] — Sage mir, Alter! [illegible] Hebe Dich [illegible] fasse frischen Muth! [illegible] In welches Tollhaus hat mich [illegible] Daß Du verrückt bist, merke ich schon, und selbst hege ich schon einen Gedanken, daß ich nicht ganz wohl aufgehoben bin.“

— „Wollte Gott, daß es hier nur ein Tollhaus wäre, Herr!“ — antwortete der alte Mann — „Es ist hier weit schlimmer; hier ist ja eine blutige Mordhöhle, wie Ihr selber wißt.“

— „Tödtet man denn die Leute nicht besser, als man's bisher mit mir gethan hat, so ist die Mördergrube doch noch nicht so sehr blutig; aber ob ich nun todt oder lebendig bin, Alter, so bedarf ich Etwas zur Erquickung und Stärkung und demnächst ein gutes Nachtlager. Verschaffe mir das erst, alsdann können wir später darüber reden, ob wir todt oder lebendig, klug oder toll sind.“

— „Ich erhole mich wieder!“ — sagte der Greis — „Ew. Hoheit sind doch nicht so todt, als ich dachte; denn sonst würdet Ihr wohl nicht Speise und Trank verlangen. Es muß daher wohl ein Traum gewesen seyn, daß ich Euch vor fünf Jahren mit meinem Brotmesser getödtet habe?“

— „Schweig mit Deinen Träumen!“ — unterbrach Arnold ihn barsch — „Ich habe genug mit meinen eigenen zu thun, und wer weiß, ob ich nicht wieder daheim in meinem Bette liege und träume!“

Während dieser sonderbaren Unterredung folgte Arnold dem Greise in den Gefangenthurm, der mehr Aehnlichkeit mit einer Höhle für wilde Thiere hatte, als mit einer menschlichen Wohnung. Nachdem er darauf Etwas zu seiner Stärkung empfing, während dessen der alte Vogt ihn mit mißtrauischen Blicken betrachtete, verlangte er zur Ruhe zu gehen. Der Alte nahm die Lampe vom Tische und bat ihn zu folgen. Jedes Mal nun, daß Arnold einen langen Schritt that, sah der Alte sich unruhig um, als wüßte er nicht anders, als daß es ein Geist sei, welcher ihm durch den langen, dunkeln Gang folge; zuweilen stand er auch stille und sagte mit drohender Stimme: „Hoheit, kommt mir nicht zu nahe, ich habe noch das Brotmesser.“

Endlich traten sie in einen großen, gewölbten Saal, [illegible] dessen Fenstern starke Eisengitter waren. Darinnen [illegible] einen Tisch mit Schreibzeug, ein alter vergoldeter Stuhl [illegible] und ein Bett mit rothen Damastgardinen. Alles so [illegible], als wenn

ein Mensch erst neulich davon gegangen war; jedoch zeigte der dicke Staub, welcher auf Tisch, Stuhl und Bettzeug lag, genugsam, daß das Zimmer lange Zeit öde gestanden hatte.

— „Sehet, Hoheit, da sind Ihre Sachen und Ihre Wohnung.“ — sagte der Alte, indem er die Wachslichter in dem dreiarmigen Leuchter auf dem Tische anzündete — „Ich hätte es nie erwartet, Euch vor dem jüngsten Tage hier wieder zu sehen; deßhalb sieht es hier auch so staubig aus, indem ich meinen Fuß seit der letzten Nacht nicht wieder hierher gesetzt habe. Ihr wißt es selbst wohl, damals als ich im Traume ging. Seht, da sieht man auch noch das Blut auf dem Betttuche; es muß aber nur Blut aus der Nase oder auch Rost seyn, das in der Wäsche ausgeht. Gute Nacht!“ —

Darauf entfernte der alte Graubart sich, die Thür hinter sich abschließend.

— „Der alte Narr macht mich zuletzt noch unruhig.“ — sagte Arnold und besah die rothfleckigen Betttücher — „Gewiß hat er hier einmal einen Menschen gemordet, und glaubt nun, in seinem Wahnsinn, daß ich es bin. Was sichert mich indeß, daß er nicht auch kommt mich zu morden, wenn ich im Schlafe liege? Ich will den Tisch vor die Thür rücken, so kann er doch nicht hereinkommen, ohne daß ich von dem Lärm erwache?“

Nachdem nun der Tisch vor die Thür gestellt war, nahm er das eine Licht und besah sich sein Gefängniß etwas genauer. Dasselbe war ein großes Gewölbe und hatte nur einen einzigen Eingang. An den Wänden sah er hier und dort eine Schrift eingeritzt. Er hielt das Licht davor und stutzte; denn es war ihm gleichsam, als wenn er seine eigene Handschrift erblickte, und was er las, waren Stellen aus dem Macbeth, die er auswendig wußte und die ihm oft in's Gedächtniß kamen, wenn er allein war. Daselbst standen auch einzelne Bibelsprüche, ebenfalls stieß er mehrfach auf den Namen Goldini; allein auf denselben folgte meistens ein schrecklicher Fluch aus dem alten Testamente.

— „Goldini!“ — dachte er — „den Namen habe ich ja schon früher gehört; der junge Mensch, der mich gestern zeichnete, nannte sich ja einen Pagen der Prinzessin Goldini. Aber das war ja Floristan, der Page der schönen Gräfin Cordula; sollten die Gräfin Cordula und die Prinzessin Goldini eine und dieselbe Person seyn? Es war ja doch die schöne Gräfin Cordula ..... na, da bin ich schon wieder mitten in meinem Märchen. Soviel ist gewiß“ — fuhr er ärgerlich fort und hielt sich an beiden Ohren fest — „ich, Candidatus philosophiae Arnold, bin hier ein Staatsgefangener und man hält mich für einen Prinzen, der aller Wahrscheinlichkeit nach hier in dieser Stube von dem verrückten Gefängnißwärter, auf Befehl der Prinzessin Goldini, ermordet ist. Ich will jedoch das aus all' diesem Wirrwarr niederschreiben,

Digitized by Google

worin noch Verstand ist, auf daß ich morgen nicht meine Träume damit vermenge und ebenso verrückt bin, wie an den vorhergehenden Tagen."

Er zog nun seine Papiere heraus und begann zu schreiben; aber das war an seinem Märchen, und je länger er schrieb, je wunderlicher wurde es ihm; es war gleichsam, als wenn die Feder von selbst liefe, während er sich seinen wunderlichen Gedanken ergab, nämlich von dem unglücklichen Prinzen, der hier ermordet war; von der böhmischen Prinzessin Goldini und von der schönen Cordula, die ihm bald eine wunderschöne Fee zurief, bald mit ihm auf einen Altar von Sternen in einen wunderschönen Garten zu ging; bald aber wieder war sie ihm eine solche Marmorsphinx, die mit räthselhafter Stimme fragte: „Wer bist Du?" — zuletzt wurde sie ein schreckliches Ungeheuer, das ihm zurief: „Ich bin die Prinzessin Goldini; du wirst vor mir keine Ruhe finden, ehe Du mit mir in den Abgrund fährst!"

Ermattet von diesen Vorstellungen warf er sich endlich auf's Bett um auszuruhen, ließ aber die Lichter brennen; denn er glaubte nicht schlafen zu können. Gegen Mitternacht schlummerte er indeß doch einen Augenblick, wurde aber alsbald wieder von einem sausenden Laut geweckt und ein kalter Schauder durchrieselte ihn. Er schlug die Augen auf und bemerkte nun, daß alle Lichter verlöscht waren. Nun erinnerte er sich, in einer Fensterscheibe ein Loch gesehen zu haben und tröstete sich damit, daß vielleicht ein Luftzug dadurch die Lichter ausgelöscht habe, obgleich nur geringe Wahrscheinlichkeit vorlag, daß in einem solchem Abstande solches möglich war, er selbst auch durchaus keinen Zugwind bemerkte. Er versuchte nun wieder einzuschlummern; allein jetzt fiel das blutige Betttuch ihm ein, und es schien ihm, daß es noch feucht und warm unter ihm sei und das ganze Bett mit einem brennenden Strome erfülle. Er fuhr erschreckt in die Höhe, riß die Betttücher zur Seite und damit war die schreckliche Empfindung verschwunden. Jetzt schien der Mond durch's Fenster; er blickte zur Thür um zu sehen, ob sie geöffnet war. Der Tisch stand noch so da wie früher; allein sein Schreck war gränzenlos, als er einen Menschen im Stuhle sitzen sah und schreiben, den Rücken gegen das Bett gewandt. „Ist das der tolle Gefängnißwärter?" — dachte er — „oder ist es das Gespenst des Ermordeten, auf dessen blutigem Todeslager du jetzt liegst? Oder ist es dein zweites Ich, dein zweites unbegreifliches Wesen, das auf deinem Platze sitzt und das wunderbare Märchen deines Lebens beschreibt?"

In diesem Moment wandte die Gestalt das Antlitz gegen Arnold und blickte ihn steif an; es war bleich und edel, aber etwas wild und mit Blut auf der Stirn. Der Mond fiel hell darein auf das seltsame Todtengesicht — und Arnold erkannte mit unsäglichem Schrecken sein eigenes Antlitz so lebhaft, als wenn

er sich in einem Spiegel sähe, nur die Bläſſe und das Blut konnte er sich nicht zuerkennen. Vergebens wollte er fragen: Wer bist Du? Es war ihm gleichsam, als wenn sich eine unsichtbare Hand auf seinen Mund gelegt hatte und die Frage sein Leben kosten müßte. Vergebens suchte er sich zu erheben, er konnte weder Hand noch Fuß regen. Nun erhob die seltsame Gestalt sich aus dem Stuhle, trat dem Bette einen Schritt näher und gab Arnold einen bedeutsamen Wink, während sie auf eine Rose von weißer Farbe im Paneel zeigte. Mehr sah der bestürzte Arnold nicht; er sank ermattet zurück und kam erst in der Morgenstunde wieder zu sich, als ein gewaltiger Lärm das Zimmer durchscholl. Als er seine Augen öffnete, sah er den Tisch umgewälzt, und der tolle Vogt stand neben seinem Bett, ein altes Messer in der Hand.

— „Ich komme, es wieder umzumachen, Herr!“ — sagte der verrückte Alte und verdrehte krampfhaft das Angesicht — „die Prinzessin Goldini will keine Ruhe lassen und deßwegen müssen Ew. Hoheit sich darein finden noch einmal zum Himmel zu spazieren.“

Der Alte machte jetzt Miene, Arnold das Messer in die Brust zu stoßen. Allein da kehrte Arnold's Jugendkraft plötzlich zurück, als er sich einem lebendigen Menschen gegenüber sah; in einem Augenblick war er aus dem Bette, hatte das Messer in der Hand und der Alte lag ohnmächtig am Boden. Da warf die Sonne gerade ihre ersten Strahlen in das Gewölbe und Arnold sah nun recht genau das verzerrte Angesicht des alten Mannes. „Er ist noch verrückter als ich,“ — dachte er — „und soll Jemand von uns hier regiren, so kommt das mir als dem Klügsten zu.“ Darauf nahm er dem Alten das Schlüsselbund aus der gekrümmten Hand, band ihm die Arme auf den Rücken und brachte ihn aus seiner Ohnmacht in's Leben zurück.

Wie der Alte nun die Augen öffnete und sah, daß er gebunden war und das Schlüsselbund in Arnold's Hand, setzte er sich ganz sanftmüthig nieder und sagte mit einem wunderlichen Neigen des Kopfes: „Das hätten Ew. Hoheit schon längst thun sollen, so wäre uns Beiden besser gewesen: Ihr hättet Euer junges Leben behalten und ich meine Hände rein von Blutschuld!“

Arnold ließ den alten Mann sitzen und überdachte die sonderbaren Ereigniſſe dieser Nacht. Jetzt bemerkte er erst einen alten Spiegel, der seinem Bette schräge gegenüber an der Wand hing, und er begann zu glauben, daß sein vorher gesehenes Gesicht nur sein Spiegelbild gewesen wäre; denn jetzt sah er, daß er selbst wirklich bleich und blutig sei, da er sich wahrscheinlich im Finstern am Bette gestoßen hatte. Er nahm nun seine Papiere zur Hand und sah Alles von seiner eigenen Hand geschrieben, was er seit gestern gedacht, geträumt oder wirklich zu vernehmen geglaubt hatte. „Nun wohl,“ — dachte er — „so muß es seyn, wenn man ein Dichter ist; mein Märchen geht rasch von der

Digitized by Google

Hand, und wenn es mich nur nicht verrückt macht, ehe es sein Ende erreicht hat, so will ich mich glücklich preisen!“

(Fortsetzung folgt.)

Grusien, Schirwan und dessen Naturwunder.

Das Gouvernement Grusien, welches die Europäer, man weiß nicht, aus welchem Grunde, Georgien nennen, heißt bei den eigenen Bewohnern Iberien. Dieses und die westlich liegende Landschaft Imeretien, welche an das schwarze Meer stößt, ist das merkwürdige Land, welches die Griechen Kolchis und Albanien nannten, also ein alter classischer Boden. Hier war es, wohin die Griechen ihren ersten gemeinsamen Heldenzug, den Argonautenzug, nach den ihnen zuvor unbekannten Meeren unternahmen; hier war es auch, wo Jupiter den Prometheus an den Kaukasus fesselte, weil er den Göttern das Feuer entwendet hatte. Die letztere Mythe zielt vielleicht auf das ewige Feuer, welches hier brennt.

Die Einwohner stammen von den alten Iberiern und Kolchiern her, sind ein tapferes und hochherziges Volk und haben eine eigene Sprache, welche von der aller umwohnenden Nationen verschieden ist, sowie eine zusammenhängende Geschichte bis auf Pharnabaces, einen Verwandten des letzten Persischen Königs Darius, der sich, um 327 v. Chr. Geb., nach dem Tode Alexander's des Großen, zum Herrscher über Grusien aufwarf. Sie haben Anlage zu wissenschaftlicher Beschäftigung, und besitzen manche classische Schriften aus dem 12. Jahrhundert. Zwei Dichter aus jener Zeit sind besonders hoch geachtet, auch lieben sie alte geschichtliche Volkslieder, in welchen die Thaten und Schicksale ihrer Helden geschildert werden. Diese Landschaft gränzt gegen Osten an Schirwan, gegen Norden an den Kaukasus, dessen tapfere Bergbewohner, die Tscherkessen und Tschetschenzen, der Russischen Uebermacht noch nicht erlegen sind, gegen Süden an Armenien, und liegt also in der Mitte zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere.

Vornehmlich verdient es die Provinz Schirwan, wegen ihrer reichen Naturproducte aus dem Pflanzen- und Thierreich, und wegen ihrer Naturwunder, von den Naturforschern besucht zu werden. Der westliche größere Theil durch die Fortsetzung des Kaukasus gebildet, enthält lauter Berge, unter welchen der Schachdag der höchste ist. Ein anderer hoher, seltsam gestalteter und zerklüfteter Berg heißt „Spitzbarmach“ oder der „Fünffingerberg“, nach seinen fünf höchsten Spitzen so genannt, und von ihm glauben die Einwohner, daß er dem Propheten Elias zum Wohnort gedient habe.

Diese Gebirgsgegenden sind sehr fruchtbar; besonders zeichnet sich die schöne kleine Landschaft Kaballa aus, welche einem reizenden Garten gleicht, die herrlichsten Früchte, besonders Kastanien, liefert, und wegen ihrer blumenreichen Wiesen von den Persern das Rosenparadies genannt wird. In Schirwan baut man Reis, Weizen, Gerste, Safran, Tabak, Baumwolle und einen herrlichen rothen Wein. In den Gärten werden Arbusen, Melonen, Gurken und andere Früchte in großer Menge gezogen. Feigen, Birnen, Aepfel, Weintrauben, Aprikosen, Maulbeeren, Walnüsse und Granitäpfel sind im Ueberfluß vorhanden. Alle diese Fruchtbäume wachsen auch überall, wo sich Unterholz findet, wild; Weinranken schlingen sich an jedem wilden Baume hinauf. Sellerie und wohlschmeckende Kappern, Cypressen, Pinien, und Mandelbäume findet man auch wild; ebenso eine Menge Trüffeln. An den Ufern der Flüsse Kur und Aras wächst ein Rohr von der Dicke des Zuckerrohrs und von beinahe 24 Fuß Länge, welches als spanisches Rohr gebraucht wird und einen Handelsartikel abgiebt. An der Mündung des Kur wird eine bedeutende Fischerei mit denselben großen Fischen, welche sich in der Wolga finden, und aus deren Rogen Kaviar bereitet wird, getrieben. Von Thieren finden sich außer einem hübschen kleinen Reh, von der Größe einer Ziege, aber ohne Hörner, noch Hasen, Schakale, Wölfe, Füchse, Schildkröten, große schwarze Wasserschlangen, Taranteln, Skorpione und Seekrebse vor; ferner eine Menge wilder Vögel. Von Hausthieren hält man Esel, Kameele, Büffel und die vortrefflichen Reitpferde, welche unter dem Namen Argamaks bekannt sind.

Unter den seltenen Naturmerkwürdigkeiten verdienen die Naphthaquellen, die wachsenden Berge und das ewige Feuer erwähnt zu werden. In der Nähe der Stadt Baku finden sich viele Naphthaquellen, und auf der Halbinsel Apscheron Brunnen, aus denen Naphtha geschöpft wird. Es giebt nur wenige Brunnen, welche die kostbarere weiße Naphtha geben, und diese werden unter Siegel gehalten und nur einmal in jedem Monate ausgeleert. Dagegen giebt es über funfzig, welche die schwarze Naphtha in großer Menge liefern; sie sind 120 Fuß tief und werden täglich ausgeschöpft. Diese Naphtha wird nach Baku gebracht und als Brennmaterial zu Lampen, Küchenfeuer und zum Brotbacken gekauft; denn in Baku hat man kein anderes Brennmaterial, jedoch gebrauchen die Russen lieber trockene Wurzeln zum Brotbacken. Der reichste Brunnen gab täglich 7500 Pfund Naphtha. Diese Brunnen gehören der Regirung.

Das ewige Feuer auf der Halbinsel Apscheron ist vielleicht das einzige Naturwunder seiner Art auf unserer ganzen Erde. Es brennt in einer Grube von länglicher, unregelmäßiger Gestalt, welche 120 Fuß lang und nicht über 9 Fuß tief ist. Der Grund in dieser Grube besteht mehr aus Felsen als aus Erde. Das

Digitized by Google

Feuer brennt nicht überall gleich hoch; die größten Flammen sind nicht über 18 Fuß hoch, die Grube wird nicht tiefer durch das beständige Feuer, und die Grundsteine werden nicht morscher, obschon die Kalksteine über der Erde bald morsch davon werden und in Stücke zerfallen. Dieses ewige Feuer brennt ohne Rauch und Geruch. In der ganzen Gegend im reinem Umkreise von zwei Werst enthält jede Spalte, jede Vertiefung die man in die Erde gräbt und anzündet, brennt so lange mit starker Flamme, bis man sie mit Erde zudeckt. Die große Quelle kann natürlich in derselben Weise ausgelöscht, aber auch sogleich wieder nach Belieben angezündet werden. Merkwürdig ist es, daß am Rande dieser beständig brennenden Feuergrube schönes grünes Gras wächst, und daß sich 500 Fuß davon entfernt zwei Brunnen mit gutem Wasser und ein großer fruchtbarer Garten befinden. Bei diesem Feuer halten sich beständig einige Feueranbeter, Nachkommen der alten Perser, welche das Feuer im Allgemeinen als ein Symbol der Gottheit betrachteten, und einige fromme Hindus auf. Rings um die brennende Grube, 12—18 Fuß von derselben, wohnen diese Leute in kleinen Hütten. Mitten in einer solchen Hütte ist eine kleine Vertiefung gegraben, um welche zwei oder drei Steine gelegt sind, auf die ein Kessel zum Kochen der Speisen gesetzt wird. Hierzu nehmen sie ein paar Strohhalme oder trockenes Gras, zünden es draußen an der ewigen Flamme an und werfen es unter den Kessel; die Höhlung entzündet sich sogleich, brennt hell ohne Rauch und Geruch, und die Speise wird schneller gekocht, als mit Holz. Bedeckt man das Loch mit einem Stück Filz, so erlischt die Flamme. Bei dieser brennenden Vertiefung wärmen sich die Einsiedler im Winter, und gebrauchen kein Licht in ihren Hütten. Jeder steckt eine Röhre von der Länge einer Elle, oben mit Thon umgeben und mit einem Thonpfropfen versehen, nahe an seinem Bette in die Erde. Nimmt er den Propfen ab und zündet die Oeffnung mit Stroh an, so brennt die Röhre wie ein Licht ohne verbrannt zu werden; legt er den Pfropfen darauf, so ist das Licht ausgelöscht.

Dieses ewige Feuer wird auch zum Kalkbrennen benutzt. Man thürmt die Kalksteine in einen Haufen auf, zündet etwas Stroh an der großen Feuergrube an, und wirft es auf den Steinhaufen; darauf steigt die Flamme plötzlich aus der Erde mit Brausen in die Höhe, und wenn man sie drei Tage brennen läßt, so ist der Kalk fertig.

Außerdem hat diese Gegend noch eine andere sehr merkwürdige Feuererscheinung. Nach heißen Herbsttagen, wenn die Abendluft warm ist, stehen die Felder um Baku herum wie in vollen Flammen. Oft sieht es aus, als ob die Flammen in großen Massen schnell an den Bergen herabrollten; die umliegende Bergkette ist dann von einem klaren blauen Licht erhellt. Die umliegenden, theils

einzelnen, theils zusammenhängenden Flammen, welche in dunklen und warmen Nächten die ganze Ebene bedecken, jagen den Pferden, Maulthieren und anderen Geschöpfen Schrecken ein. Die Flamme dauert nicht länger als ungefähr vier Stunden nach Sonnenuntergang; bei starkem Ostwinde sieht man sie nicht; übrigens wird sie am häufigsten im October und November wahrgenommen. Aber dieses Lichtfeuer zündet keinen brennbaren Stoff an. Dürres Gras und Schilf kommt niemals dadurch in Brand, obschon die ganze Erdfläche von Feuer und Flammen bedeckt zu seyn scheint. Selbst wenn man sich mitten in diesen Flammen befindet, fühlt man nicht einmal einige Wärme dadurch.

Die wachsenden Berge liegen zwischen Baku und Nawagi längs der Landstraße in einer Ausdehnung von ungefähr zwei Meilen, sind von verschiedener, jedoch nicht bedeutender Höhe, von aschgrauer Farbe, ohne Gras, und haben eine kegelförmige Gestalt. Die Erde ist nichts als ein salzhaltiger Lehm. Jeder Berg hat auf seiner Spitze eine Quelle von salzigem, schlammigem Wasser, welches aufsprudelt, um sich spritzt und überläuft; und indem sich dasselbe rings um die Oeffnung ansetzt, trocknet es aus und erhöht den Berg. Einige, die ziemlich hoch sind, sind ganz ausgetrocknet; dagegen entstehen neue neben ihnen, welche beständig dicken Schlamm ausstoßen und wachsen. Auch in anderen Gegenden des Landes findet man einzelne wachsende Berge. Nach dem Meere hin steht ein Berg, der bisweilen Feuer gesprüht hat.

Zwei merkwürdige Bäume in Hindostan. *)

1. Die Banane.

Der Banian oder die Banane (Musa sapientum.) ist einer der bedeutendsten Bäume von ganz Hindostan, eine der gütigsten Gaben der Natur in diesem unvergleichen Klima, wo die Erde immer fruchtbar und üppig ist. Dieser herrliche Baum, mit ewigem Grün, bildet durch seine schöne Blätterkrone einen ausgedehnten Wald und ist undurchdringlich für die sengenden Sonnenstrahlen, während er selbst von zahlreichen Bewohnern wimmelt. Die Hindu's, welche diesen Baum für heilig halten, nennen ihn Bur. Man findet viele dieser Bäume von ungeheurem Umfange,

*) S. van Mökern's „Ostindien".

Digitized by Google

und da sie immerfort an Ausdehnung zunehmen, so könnte man glauben, sie stürzen nie, denn jeder vom Stamme ausgehende Ast sendet, sobald er ein gewisses Alter erreicht hat, eine Menge kleiner Fibern aus, welche immer dicker und länger werden, der Erde zustreben, sich in dieselbe einsenken, Wurzel schlagen und bald selbst neue Stämmchen bilden, die nun, nach weiterer Entwickelung, dasselbe wiederholen, so daß jeder Ast bald selbst ein Baum wird. Dadurch aber hängen die einzelnen Bäume zusammen, werden zu ungeheuren Zeltern, Wandelgängen und hohen Gewölbe, die sich nach und nach über ganze Straßen ausdehnen, so daß aus einem einzigen Stamme dann ein herrlicher Wald herangewachsen ist. Man kann diesem Baume keine Gränzen setzen, denn so lange er günstigen Boden findet, der ihm Nahrung darbietet, so lange breitet er sein grünes Laubdach aus.

Wenn man den großen Nutzen dieses Baumes für die Bewohner eines heißen Klima's, wie das von Indien, bedenkt, da er ihnen immer einen kühlen Schatten darbietet, so darf man sich nicht wundern, daß die Einwohner jener Länder ihm Liebe und Ehrfurcht zollen. Sie betrachten ihn als ein Sinnbild der großen Gottheit und beten ihn als solches an. — Da sich im Umkreise eines solchen Baumes viele einsame und kühle Lauben, herrliche Spaziergänge und liebliche Alleen finden, die für die senkrechten und brennenden tropischen Sonnenstrahlen undurchdringlich sind, so bringen viele Brahminen fast ihr ganzes Leben darunter zu; aber sie dienen nicht nur bequemen oder andächtigen Personen als Zufluchtsort, sondern sind auch vielfach der Ort des Vergnügens und der Fröhlichkeit für alle Hindu's.

Der merkwürdigste Baum dieser Art, den ich jemals gesehen habe, befindet sich auf dem Festlande am Ufer des Narbuddaflusses, der sich bekanntlich in den Meerbusen von Cambay ergießt; er war früher noch viel größer, denn die Wellen des Narbudda haben einen beträchtlichen Theil des Bodens, worauf er steht, fortgerissen und doch war, als ich zuletzt dort war, der Umkreis des Baumes noch immer über zweitausend Schritte groß, aber der von seinen überhängenden Aesten beschattete Boden beträgt weit mehr im Umfange und der größeren, alten Stämme waren an Zahl 350, der kleineren, jüngeren 3000 vorhanden. Dieses herrliche grüne Gewölbe wird von unzähligen Vögeln bewohnt, deren glänzendes Gefieder und munterer Gesang die Reisenden, die unter seinem Schatten ruhen, angenehm unterhalten; zahlreiche Affenfamilien haben sich darin angesiedelt, die mit ihren Fratzen und possierlichen Sprüngen zu der Belustigung beitragen, sowie durch ihre sprichwörtlich gewordene Liebe zu ihren Jungen ein oft rührendes Bild der Aufopferung und Mutterliebe geben. Die Art, wie die Affen ihre Todfeinde, die Schlangen, tödten,

die leider diese schönen grünen Lauben ebenfalls in großer Menge bewohnen, ist sehr bemerkenswerth. Da die Affen die Boßheit jener furchtbaren Thiere sehr wohl kennen, so belauern sie mit der größten Aufmerksamkeit alle ihre Bewegungen, bis sie dieselben im Schlafe erwischen können. Sobald sie sich von deren Schlafe überzeugt haben, schleichen sie mit der größten Behutsamkeit hin, ergreifen sie bei'm Kopfe, schleppen sie bis zum nächsten flachen Steine hin und beginnen sogleich auf demselben den Kopf der Schlange mit großer Anstrengung zu reiben; dann und wann halten sie einen Augenblick ein, um Athem zu holen, und beschauen ihr Werk. Hat der Operateur den Schlangenkopf so weit zerstört und abgeschliffen, daß er sicher ist, die Giftzähne zerstört zu haben und das Thier also nicht mehr gefährlich werden kann, so wirft er die Beute seinen Jungen hin, die nun damit spielen und in allen ihren neckischen Bewegungen ihre Freude zu erkennen geben, indem sie sich gegenseitig die todte Schlange zuwerfen.

Der Banianbaum bietet aber nicht nur Menschen und Thieren einen angenehmen, kühlen Zufluchtsort dar, sondern liefert auch Denen, die in und unter ihm wohnen, eine immerwährende Nahrung; er trägt eine ungeheure Menge kleiner scharlachrother Feigen, welche alle in seinem Gipfel wohnenden Thiere, namentlich Affen, Vögel und Fledermäuse außerordentlich gern fressen und die dem im Schatten ausruhenden Menschen eine wohlschmeckende Erfrischung geben. Außerdem dienen Blätter und Fasern zu zahlreichen technischen Zwecken, namentlich Flechtwerken aller Art.

2. Die Palmira-Palme.

Die Palmira-Palme (Weinpalme, Fächelpalme, Borassus flabelliformis) wächst sowohl in Ceylon, wie in vielen Gegenden Indiens wild; sie gedeihet am besten in einem fetten, schwarzen Thone, wächst zwar auch auf magerem, sandigem Boden, giebt aber dann wenig Nutzen. Wo eine Palmira-Pflanzung angelegt werden soll, da wird der Boden im Monate Adi (zwischen dem 13. Juli und dem 13. August) zweimal geackert, die Frucht zum Säen im Anfange dieses Monats gepflückt und bis an das Ende des Monats, also von Mitte Juli bis Mitte August, auf einem Haufen liegen gelassen; dann wird das Feld zum dritten Male geackert und es werden die Samenfrüchte (der Kokosnuß ähnlich) fünf Fuß von einander in die Furchen gelegt und bedeckt durch das Aufreißen der zunächst liegenden Furche. — In den ersten neun oder zehn Jahren des Wachsthums werden die jungen Bäume eingehegt, verlangen aber sonst keine weitere Pflege und Aufmerksamkeit. Sie sind nur etwa sieben bis acht Fuß hoch, und da das

Digitized by Google

Vieh ihnen jetzt nicht mehr schaden kann, so wird die Umzäunung und Einfriedigung weggenommen und der Palmira-Garten als Weide benutzt.

Wenn diese Bäume in einen guten Boden gepflanzt worden sind, so erzeugen sie den Callu (oder Palmirawein, Palmwein) nach dreißigjährigem Alter, in schlechtem Boden erfordern sie ein vierzigjähriges Alter. Haben sie ihr Wachsthum vollendet, so wird der Boden unter den Bäumen auch Getreide hervorbringen, aber obgleich dadurch die Menge des Palmirawassers vermehrt wird, so giebt der Boden doch nur die Hälfte von der Getreidefrucht, die er ohne jene Bäume liefern würde. Man glaubt, daß diese Palme tausend Jahre leben könne, jedenfalls länger, als man es durch Ueberlieferung erfahren kann. Man giebt sich keine Mühe, junge Stämme an die Stelle der absterbenden zu pflanzen, es wachsen deren genug an den offenen Plätzen aus den abfallenden Früchten.

Die Palmirapalme giebt ihren Weinsaft fünf Monate lang im Jahre her, nämlich vom 11. Januar bis zum 11. Juni. Der Stamm muß von allen Schößlingen freigehalten werden, was meist mit vieler Mühe verknüpft ist. Der Arbeiter klimmt den Baum hinan, vermittelst eines um den Baum und seinen Rücken geschlungenen Riemens und eines an seinen Füßen befestigten Strickes, womit er den Stamm halb umklammert; ein thätiger, geschickter Arbeiter kann vierzig Bäume besorgen, ein ungeschickter nur etwa funfzehn. Ehe die Haut, welche man Spatha nennt und die den Blumenzweig bedeckt, sich öffnet, zerquetscht sie der Arbeiter zwischen zwei Stückchen Holz drei Morgen hinter einander; an jedem der vier folgenden Morgen schneidet er eine dünne Scheibe von dem äußeren Ende dieser Zweige ab. Diese Operation verhindert die Spatha sich zu öffnen, und den achten Morgen beginnt ein helles, süßes Wasser aus der Wunde zu laufen; dann wird ein Topf darunter gehängt, um den Saft, sowie er aus dem Zweige tropft, aufzufangen. Ein guter Baum giebt täglich ungefähr ein bis drei Viertelmaß Saft, ein schlechter nur höchstens den sechsten Theil. Es ist ganz falsch, wenn man in Lehrbüchern liest, daß der Saft aus den angeschnittenen Früchten gewonnen werde, man gewinnt ihn einzig nur durch die Blumenzweige (Bluthenkolben), und die Früchte, die wie ein kleiner Kopf groß sind, werden gegessen.

Der gewonnene Saft wird mit Kalk gemischt und es entsteht daraus ein grober, brauner Zucker, Jagory (Jagara) genannt, der nun gebraucht wird, um ein zwar starkes, aber schlechtes Getränk daraus zu bereiten, indem man ihn gähren läßt.

Hamburg. Gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1858. 1ster Band. 11tes Stück.

Die Sphinx.

(Fortsetzung.)

„Höre, Alter!“ — sagte Arnold zum Thurmvogt und löſ'te seine Hände, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er keine verborgene Waffen bei sich trüge — „Nun bin ich Vogt hier, und Du Staatsgefangener; verstehst Du mich?“

— „Ja, das ist gut zu verstehen!“ — sagte der Greis — „Ihr seid ich und ich bin Ihr, das ist eine klare Sache, die Jeder mit einem halben Auge sehen kann. Jetzt aber bin ich es nicht, der Euch ermordet hat, sondern Ihr seid es, toller Mensch, der meine Hoheit ermordete. Ja, nun habt Ihr's so gut,“ — fuhr er mit Gelächter fort — „nun könnt Ihr's selbst erfahren, welche Herrlichkeit es ist, der Gefängnißwärter auf dem verhexten Schlosse der Prinzessin zu seyn.“

— „Bist Du das einzig lebendige Wesen hier auf dem Schlosse?“ — fragte Arnold.

— „Lebendiges Wesen?“ — wiederholte der Alte — „das ist eine wunderliche Frage. Lebendige Körper haben wir hier durchaus nicht, es müßte denn Einer von uns seyn; aber ich bin ja ein Gespenst, und ob meine Seele lebt, das kann ich erst am jüngsten Tage mit Gewißheit sagen.“

— „Von ihm werde ich nimmer ein vernünftiges Wort erhalten“ — dachte Arnold und beschloß nun, selbst das verdächtige Schloß zu untersuchen. Er sperrte den verrückten Alten ein und ging mit dem Schlüsselbunde und dem Messer in der Hand durch die langen dunkelen Gänge. Jeden Augenblick erwartete er auf etwas Ungewöhnliches und Dämonisches zu stoßen; denn er glaubte nun fest, daß er sich doch in einem verhexten Schlosse befände. Allerdings konnte er ein gewisses ängstliches Gefühl nicht zurückhalten, das die Erwartung übernatürlicher Begebenheiten immer

Digitized by Google

mit sich führt, indeß die Gewißheit, daß es Tag war, ungeachtet der Finsterniß im Gange, und die Scharfsichtigkeit, mit welcher er entdeckt hatte, daß sein nächtliches Gesicht nur eine Täuschung und Selbstbetrug sei, und daß alles Abenteuerliche, was er bisher erlebt hatte, keine objective Realität habe, sondern nur eine subjective Aeußerung seines Dichtertalents sei, — das Alles gab ihm einen hohen Muth, um sich nun ganz sicher zu stellen vor jedem Anfalle der verschrobenen Phantasie, nahm er seine Zuflucht zu der Denkweise seines verstorbenen Pflegevaters, die darauf hinauslief, daß wenn man irgend einen Lauf hätte, dessen Ursache nicht erkennbar sei, man in der Regel ziemlich sicher seyn könne, daß es nur Ratten wären; und wenn man Etwas sähe, das in's Uebernatürliche hineinschlüge, so wären es entweder Diebe oder verkleidete Verliebte, oder man träume oder lasse sich von seiner eigenen Phantasie täuschen. Diese Philosophie hatte Arnold früher oft verlacht; aber nun schien es ihm doch wünschenswerth, deren Ehre retten zu können und mit diesem soliden Schilde jede Furcht fern zu halten. Er suchte nun auch diese Lehre sich wie Glaubensartikel einzuprägen.

In demselben Augenblick hörte er dicht neben sich eine klagende Stimme, wie von einem Sterbenden. „Das sind Ratten!“ — sagte er laut zu sich selbst und ging weiter. Jetzt sah er eine Gestalt, gleich der in der vergangenen Nacht, sich langsam vor ihm durch den dunkeln Gang bewegen, und das nicht in gewöhnlicher Menschenweise, sondern schwebend wie ein Schatten. „Das ist ein Dieb oder ein verkleideter Liebhaber,“ — sagte er jetzt — „allein, was kann hier zu stehlen, und wer kann hier in diesem alten Eulennest bei einem alten, verrückten Thurmvogt, der wie ein Dachs in seiner Höhle lebt, zu lieben seyn? Das ist also ein Bild, das meine Phantasie mir vorgaukelt. Gut denn, als solches will ich es behandeln, und ist es ein Geschöpf meines Geistes, brauche ich demselben ja keine Complimente zu machen. „Halt, mein Sohn!“ — rief er nun; — „oder wie Du sonst heißen magst, Du Geschöpf meiner erregten Einbildungskraft, in deinem braunen Fracke. Habe die Güte und sage mir, wer Du bist?“ Da wandte die Gestalt das Angesicht um, und Arnold sah nun wieder sein eigenes Gesicht, wie vorher im Spiegel. „Um Verzeihung, mein Herr, [illegible] verwirrt und verneigte sich — „Sie sind doch nicht ein gewisser Candidatus philosophiae Herr Arnold welchen ich in meiner Unschuld bisher für mich selbst gehalten habe?“ — [illegible] — „Dein Zwillingsbruder bin ich nicht,“ — antwortete die Gestalt und verschwand. [illegible] — „Nein nun wirds doch zu toll,“ — rief Arnold aus — „Darf ein lumpiges Phantasiebild, das ich selbst [illegible] habe, [illegible] behaupten.

Digitized by Google

daß es mit mir von gleicher Familie ist? Das muß ich doch besser wissen. Aber wollte Gott, daß es ein Vetter oder ein Zwillingsbruder von mir wäre," — fuhr er etwas ängstlich fort — „so wäre ich das doch nicht selber; einen Zwillingsbruder habe ich übrigens einmal gehabt, wenn ich meiner Amme glauben darf, jedoch damit bin ich nicht klüger, und weiß ebenso wenig, wer er ist, oder wer ich bin."

Inzwischen hatte er das Ende des Ganges erreicht und stieß an eine Thür, die nicht verschlossen war; er öffnete dieselbe und trat in einen großen erleuchteten Saal, wo an den Wänden eine ganze Reihe Portraits fürstlicher Personen hingen. Es waren lauter gekrönte Häupter und hatten fast alle ihre Königin an der Seite; einige hatten sogar mehre. Derjenige, welcher die Reihe begann, hing zwischen zwei wunderschönen Weibern, von denen nur das an der rechten Seite eine Krone trug, aber das an der linken Seite hatte zwei kleine Knaben auf dem Schooße, die sich so ähnlich waren, wie ein Ei dem anderen. Die Mutter schien mit furchtsamer Miene ihre Kinder vor dem Blicke der Königin verhüllen zu wollen, und Arnold sah nun im Hintergrunde des Gemäldes eine finstere Gestalt mit einem Dolche in der einen und einer Maske in der anderen Hand, in welcher Maske er mit Verwunderung das Antlitz der schönen Cordula erkannte. „Was?" — dachte er — „gehört diese Bildergalerie auch zu meinem Abenteuer?" Nun fiel sein Blick auf die entgegengesetzte Wand, und da sah er wirklich das Portrait der schönen Cordula, aber mit einem Schleier vor dem Angesicht, durch welchen hindurch er jedoch jeden Zug des geliebten Wesens deutlich erkennen konnte; an ihrer Seite hing ein anderes, noch mehr verschleiertes Bild, in welchem er aber die Grundzüge seines eigenen Angesichts zu erkennen schien. Da sprang plötzlich die Thür auf und Floristan trat ein. „Folge mir!" — sagte der Page — „Du bist noch zu retten; siehst Du nicht, wie der Dämon Dir selbst im Mutterschooße droht? Nach einem Augenblick ist Dein böser Geist hier und wird Dich durch seine Zaubermaske blenden. Verlange nicht mehr zu wissen, sondern folge mir!"

— „Ei, ei, Herr Tausendkünstler, sollen wir uns hier wieder treffen!" — sagte Arnold — „Ich verstehe eigentlich Nichts von dem, was Sie mir hier sagen, und noch weniger von Allem, was mir zugestoßen ist, seitdem wir uns zuletzt sahen. Indeß Sie sollen Dank haben, wenn Sie mich aus diesem Zauberneste hinaus bringen wollen, aber diese Galerie kann ich nicht so schnell verlassen. Das Bildniß der schönen Gräfin muß ich noch etwas genauer anschauen; dieß Portrait an ihrer Seite bin ich wohl selber, oder ist es vielleicht mein Herr Vetter oder Zwillingsbruder, wollte ich sagen, mir scheint, er hat eine Krone auf dem Kopfe — es ist gut, der Bursche ist nur halb sichtbar, würde

ich ihn deutlich wiedersehen, ich würde wahrhaftig verrückt werden. Es ist indeß ein sonderbarer Einfall, Herr Page, die Leute verschleiert zu malen: das giebt ihnen einen schattenartigen, gespensterhaften Ausdruck, der einen wirklich ängstlich macht. Warum ist auch das Antlitz der schönen Cordula verhüllt? Ich weiß wohl, daß sie eine geheimnißvolle Sphinx ist, aber ich liebe sie doch ungemein."

— „So erblicke sie denn ganz, und folge mir sogleich!" — sagte Floristan, während der junge Knabe mit Heberhob und den Schleier zur Seite zog. Die schöne Cordula erhielt nun ihren ganzen Glanze ihrer Schönheit dem entzückten Arnold entgegen, welcher mitten in seiner Freude sich doch darüber wundern mußte, daß ein gemalter Schleier sich ebenso leicht wie ein wirklicher zur Seite schieben ließ.

— „Komm' nun!" — unterbrach Floristan ihn — „Es ist kein Augenblick mehr zu verlieren!"

— „Ach, laß mich sie noch ein wenig sehen!" — sagte Arnold bittend, indem er sich von dem zauberhaften Bilde nicht trennen konnte — „Auch gönne mir noch einen Blick auf dieses Bild!" — fuhr er fort und zeigte hin auf die Mutter mit den beiden Knaben auf dem Schooße — „Das ist vermuthlich eine Art Allegorie; allein Allegorien hasse ich wie den Tod, ich verlange auch keine Erklärung darüber. Sage mir nur, wer die dunkle Figur ist, die im Hintergrunde mit Dolch und Maske steht und wohl Melpomene vorstellen soll; aber warum ist die Maske meiner schönen Gräfin ähnlich? warum haben die Mutter und die beiden Knaben einen so ängstlichen Blick? Es soll doch wohl nicht eine Madonna seyn? Ich wollte wenigstens wünschen, daß sie es wäre; Nichts als der Blick der schönen Cordula kann mich von diesem frommen, mütterlichen Angesicht ziehen."

— „Aber so kommen Sie doch!" — rief Floristan — „Wenn Sie noch einen Augenblick verziehen, sehen Sie die schöne Cordula niemals wieder!"

— „Was, Du willst mich zu ihr bringen, herrlicher Page?" — rief Arnold aus und warf sich Floristan um den Hals — „Führe mich, wohin Du willst, ich folge Dir sogleich. Doch es ist wahr, den verrückten Alten muß ich erst auslassen, sonst bungert er darinnen zu Tode. Warte ein wenig, ich komme sogleich wieder."

Darauf lief er in den dunkeln Gang zurück, um den Alten aus dem Gewölbe zu erlösen, allein er verirrte sich im Finstern und konnte die rechte Thür nicht finden. Dabei fielen ihm verschiedene wunderliche Gedanken ein, wo das Gespenst wohnte, was er für sich selber gehalten, und wo er eigentlich selber sei, nachdem sein Bild verschleiert unter Königen und Fürsten hinge.

— „Es ist zu spät!“ — erscholl Floristan's Stimme hinter ihm — Hüte Dich vor Melpomene, sie kommt!“

— „Was soll das Geschwätz bedeuten?“ — dachte Arnold — „Er ersucht einen Dichter, sich vor der tragischen Muse zu hüten? Ich weiß ja doch, daß Musen und Gratien jetzt keinen Schaden mehr thun. Aber wenn ich nur erst die verherte Thür finden könnte!“

Endlich fand er die Thür, und wie er in das Gewölbe hinein trat, sah er den unglücklichen Alten, bleich wie eine Leiche, mit zerrissenen Kleidern und zerrauftem Haar, knieend vor dem Bette und die blutigen Betttücher mit seinen Thränen bedeckend, während er beständig darauf rieb und einige unverständliche Worte murmelte. Dieser Anblick bewegte Arnold zum Mitleid.

— „Verzweifle nicht, Alter, Deine Sünde kann Dir noch vergeben werden!“ — sagte er und legte seine Hand auf das eisgraue Haupt.

Da erhob der Alte sich, sah ihn mit einem wilden Blick an und nickte. (Beschluß folgt.)

Die Katakomben von Paris.*)

Da in den heutigen Tagen der Besuch der Katakomben von Paris kaum noch möglich ist, so werden einige Mittheilungen über diese schauerlichen Gänge gewiß nicht ohne Interesse seyn.

Die Pariser Katakomben waren einst Steinbrüche, aus denen man die Materialien zu den ansehnlichsten Gebäuden, die noch heute in der Hauptstadt Frankreichs stehen, herholte. Lustige Arbeiter mit frohem Gesang, das waren Gründer dieser Gründe. Sie zersprengten den felsigen Stein, zerrissen die Adern der Erde und jauchzten laut auf aus der breiten Brust, wenn der Bruch gelungen:

Kinder der Arbeit, Kinder der Noth,
Brechen wir fröhlich hier unser Brot!
Der Stein entzwei;
Die Arbeit vorbei —
Hurrah! Gesellen, der Lohn ist verdient!

Mit diesem Gesange wälzte man den Kalkstein aus dem Bruch hinaus und die Paläste verleibten sich ihn ein. Immer

*) Aus: Vier Jahre Memoiren. Porträts und Erlebnisse von Eduard Schmidt-Weißenfels. Prag und Leipzig. Verlag von J. L. Kober. Die Red.

Digitized by Google

mehr Gebäude entstanden durch den Kalkbruch, den die Arbeiter sprengten; immer weiter dehnten sich die Paläste der alten Aristokratie aus, bis die Last auf der Oberfläche so schwer zu werden begann, daß der Einsturz der Gewölbe und der darauf erbauten Häuser zu befürchten stand, um dieses zu verhüten, starke Pilaster und andere Stützen in den Katakomben angebracht wurden. So [illegible] gegeben [illegible] Kinder seine Mutterstirn [illegible] Steinbruch, während dieser [illegible] Material zu allen Palästen des ancien régime [illegible] Pfeiler und Strebebogen, auf welchen sich die stolzen Gebäude des Adels erhoben. Denn Paläste wollten nicht, daß der Steinbruch wisse, was man aus ihm Eingeweidiges geschaffen habe: der Steinbruch rächte sich und verschlang die Gebeine der Aristokratie. Der Steinbruch war das arbeitende, nothleidende Volk, mit dessen Schweiß der alte Adel sich nährte; das arbeitende, nothleidende Volk zertrümmerte die aristokratischen Privilegien.

An der Barrière d'Enfer ist der Eingang zu den Katakomben; sie beginnen bei der Hölle. Ihr Ausgang ist tausendfältig, bald münden sie in Abgründen, wo Unken und Schlangen kriechen; bald in Gewässern der Erde, — ein Theil mündet auf der Heerstraße nach Orleans.

Aber die Aristokratie des vorigen Jahrhunderts wollte sich breiter machen, so breit, wie sie es nicht sollte, ein kleiner Erbfehler, den man stets mit Nachsicht behandeln muß. Immer mehr und mehr seufzte der Steinbruch unter dem Gewichte seiner eigenen Kinder. Die Paläste drückten die niedrige Mutterstirn. Die stolzen Kinder hätten den Hirnkasten der plebejischen Mutter eingedrückt, wenn sie damit nicht selber zu Grunde gegangen wären, was, wie sie meinten, doch sehr schade gewesen seyn würde. Mit Seufzen mußten sie denn der Mutter Krücken anschaffen, damit sie stehen bleibe und ihr Zusammenbrechen nicht auch das Grab der stolzen Kinder würde. So wurde der Steinbruch zu Katakomben und die Katakomben blieben Katakomben.

Im Jahre 1786 weihte das ancien régime sie ein: der Steinbruch wurde verläugnet.

Im Jahre 1789 weihte man die Republik ein: der alte Adel wurde verläugnet.

Pomp und Luxus, je nach der eigenthümlichen Weise der Festgeber, gehören zu den Einweihungen; als man die Katakomben einweihte, waren die Todtenköpfe der Pomp, die Gebeine der Luxus; sechs Jahre später nahm man zur Einweihung der Republik lebendige Köpfe.

Im Jahre 1786 riß man die entfleischten Gerippe aus den stummen Gräbern von Montmartre und allen Kirchhöfen von Paris, aus den alten Grüften der Kirchen und Klöster, und warf alle

in die Katakomben. Die Knochen und Gebeine von zehn Generationen klapperten in die finsteren Grüfte des alten Steinbruchs hinunter und die zusammenrasselnden Schädel sangen traurige Hymnen; es war eine düstere, donnernde Einweihungsmusik.

Die Kirchen waren leer und die Kirchhöfe ohne Leichen, die alten Todten schliefen zusammen viel besser, als allein, und man hatte viel Platz nöthig; denn die Guillotine sollte mehr Leichen machen, als zu begraben waren. Die gute Stadt Paris hat eine Million Einwohner; die Stadt der Katakomben drei, vier und noch mehr Millionen und wieviel Knochen! Die da oben haben Fleisch und Blut; die da unten nur Knochen und Schädel; die da oben lieben und tanzen, die da unten liegen still; die da oben weinen und seufzen, die da unten liegen immer still.

Die Katabomben sind der Hades von Paris.

Schmal, finster und eng geht eine Treppe von der Barrière d'Enfer in diese Unterwelt hinab. Nur einzeln vermag der Lebendige diese Todtenleiter hinabzusteigen; — sonderbar! steigt doch auch jeder einzeln in die Gruft!

Die Treppe ist zu Ende; sie hatte gerade neunzig Stufen.

Jetzt beginnt jenes furchtbare Labyrinth von Gängen, Sälen und Kerkern, ohne Ende, schwarz und dunkel, fast eine Meile lang, eine erhabene, düstere Todtenstadt, welche über sich die Stadt der Freude und des Tanzes hat.

Nur einen einzigen Gang durch diese Polypengruft getraut sich der verwegenste Führer zu wandeln; alle anderen wagt kein menschlicher Fuß zu betreten, weil er sich verirren würde oder Gefahr liefe, in sumpfigen Stellen einzubrechen oder in Abgründe hinabzustürzen. Die Gefahr des Verirrens ist gleichwohl so groß, daß man einen Strick losrollt, der am Eingange befestigt ist.

Bei dem grellen Schein der Fackeln erscheint dieser Aufenthalt noch entsetzlicher. Man sieht, wie die rothe Flamme an den feuchten Steinen leckt und die kriechenden Insecten von der schimmelnden Decke herabfallen; wie die Kröten sich flüchten und die Unken, Molche und Schlangen zischend und pfeifend vor der Flamme in dunkle Spalten entfliehen. Und dabei dieser Geisterschein auf umherliegende Todtenköpfe, Knochen und halbe Gerippe! Dieser unnennbare Todtenduft! Der ganze menschliche Muth rieselt ohnmächtig am Körper hinab.

Nach einer halben Stunde eines mühseligen Wanderns verliert der große Corridor seine bestimmte Richtung; er zweigt sich in kleine Nischen, in viele Gänge, Höhlen und Zimmer ab, bis endlich wieder ein breiter Gang sich öffnet, der den sogenannten Todtensaal bildet, welcher sich fast unter der Seine befindet. Das ist das riesige, fürchterliche Mausoleum Seiner Majestät des Todes; überall sein erstarrendes und starres Bild.

Digitized by Google

Am Ende dieses mit Knochen und regellosem Gebein angefüllten Todtensaales ist eine Art Vestibüle, die Capelle des entsetzlichen Mausoleums. Im Hintergrunde ist eine schwarze Thür zwischen zwei Pilastern und an derselben mit sonderbarer Schrift der Spruch:

Has ultra metas requiescunt beatam spem exspectantes. *)

Feierlich dringt sich unsere Seele diese Worte ein; dann zittert jeder Nerv bei dem Geräusche der Eisenthür, welche in die Capelle dieser ungeheuren Todtenstadt führt. Der geruchloseste der Menschen würde erbeben vor dieser Atmosphäre, welche einst alle Lebendigen, wie wir, gehörten. Unwillkürlich drängt sich uns der Gedanke auf, daß auch unsere Gebeine einst so todt seyn werden, wie diese.

Symmetrisch hat eine grausige Künstlerhand, die Niemand kennt, hier von den Gebeinen der Helden und Arbeiter, der Fürsten und Bettler, ohne allen Unterschied der Stände und Geschlechter — Altäre, Capellen und Erker in erhabenem Ensemble errichtet. Und wahrlich! alle diese Knochen sind gleich, gleich dünn, gleich steinern; kein Gold an dem einen, keine Lumpen am andern — alle sind gleich! Man erkennt nicht die des Fürsten, nicht die des Weisen, der stolzen Prinzessinnen, der Juden und Protestanten, der Reichen und Bettler, der Tugend und des Lasters — sie sind alle gleich, alle Knochen, die sich hier zum gemeinsamen Zweck haben hergeben müssen und, zusammengereiht und kunstvoll geschichtet, die seltsame Mosaik dieser Wände bilden. Dort sind in jeder Ecke vier Capellen aus Todtenköpfen, mit Kreuzen aus Knochen darin; die Mitte bildet quadratgetäfelter Stuck von Gebeinen, in denen, wie zur Zier, symmetrisch ein Todtenkopf eingezwängt ist. In den schönsten Schwingungen zieht sich die Wand eines Altars vor einer dieser Seitenwände; sein Fuß sind Knochen, seine Platte sind Knochen, seine Kreuze Knochen. Und sie liegen fest wie Steine, sind einer dem andern fest angewachsen, drücken einer den andern, — der eines Narren vielleicht den eines Dichters, der seiner schönen Gräfin den eines häßlichen Landstreichers.

Dort kann man vieles lernen und vieles vergessen!

Von dieser Todtencapelle aus geht es in eine feuchte Höhle hinein. Eine andere Thür ist in ihrer Hinterwand, von welcher aus angenagelten Knochen die drei Buchstaben entgegenstarren:

L. P. D.

Hier tritt nur der Eingeweihte ein, früher und wohl auch noch jetzt.

Diese drei Buchstaben heißen: Lilia pedibus destrue. Die Zeichen der Groß-Kophten. — Zertritt die Lilie mit den Füßen!

*) Jenseits dieser Granzen ruhen, die eine selige Auferstehung Erwartenden.

Die Ermordung des Grafen Rossi in Rom. *)

Pellegrino Rossi war in Carrara im Herzogthum Modena geboren; er war groß von Figur und hatte etwas Geringschätzendes in seinen Gesichtszügen, einen leidenschaftlichen Charakter, aber einen scharfen und feinen Verstand, überlegene Kenntnisse, sowie eine hinreißende, in kurzen Ausdrücken gewählte Beredsamkeit. In Folge der politischen Kämpfe, in welche er sich verwickelt hatte, floh er zuerst nach Genf und erwarb sich dort einen großen Ruf, sowohl als Redner wie als Rechtsgelehrter. Später ließ er sich in Paris nieder, wo der Ruf seiner Talente ihn bald bemerkbar machte. Er erhielt das Französische Bürgerrecht, wurde zum Pair und bald darauf von Louis Philipp zum Gesandten in Rom ernannt; hier blieb er, denn er wollte sich nicht der im Februar 1848 erstandenen Französischen Republik unterwerfen.

Der Graf Rossi war einundsechzig Jahre alt, als der Papst ihn zum Premier-Minister ernannte; sein klarer Verstand hatte ihn mit einem einzigen Blick alle Beschwerniſſe einer solchen Stellung übersehen lassen; er nahm sie nur mit Widerstreben und nach langen Unterhandlungen mit dem Herzoge von Harcourt, um die Zustimmung Frankreichs zu erhalten, an.

Sein religiöses Gefühl, welches ihn niemals verlassen hatte, und welches gerade in der letzten Zeit seines Lebens weit stärker in seinem Innern erwacht war, wirkte auf seinen Entschluß ein; aus Ehrfurcht vor dem Papst unterwarf er sich seinem Wunsche; als unermüdlicher Minister entwickelte er Talente, einen Eifer und eine Entschlossenheit, welche die Feinde des heiligen Stuhles zittern machten und sie zu dem teuflischen Complotte brachte, dessen Opfer der Graf wurde.

— „Dieser Mensch muß um jeden Preis aus dem Wege geschafft werden," — rief einer der Verbündeten in einer Versammlung der revolutionären Parteihäupter in Rom. Dieser Ausruf wurde mit lebhaftem Applaus begrüßt, alle Verschworenen tranken auf das Wohl des neuen Ministeriums; mit dem Glase in der Hand wurde das Todesurtheil gefällt.

Inzwischen nahte der Tag der Eröffnung der Kammern, und der Minister, welcher die Bewegung bei dieser Gelegenheit wohl kommen sah, versammelte in der Hauptstadt die Carabiniers der

*) Nach der Erzählung eines Augenzeugen, mitgetheilt in: „Rom. Erinnerungen aus dem Gebiete der Religion, Geschichte und Kunst in den Jahren 1849 und 1850, von Gräfin Eugenia de la Rochère. Aus dem Französischen übersetzt von Baron von S." Schaffhausen, Hurter'sche Buchhandlung. 1858. D. Red.

Digitized by Google

benachbarten Städte, hielt über dieselben Parade ab und suchte durch seine Reden ihren Eifer für die gute Sache und den Papst anzuspornen. Gleichzeitig ließ er aber auch den Mönch Gavazzi, bekannt als einer der furchtbarsten Republikaner, der überall Unordnung und Bürgerkrieg predigte, verhaften. Diese energische Maßregel reizte die Wuth der Verschwörer auf's höchste; die radicalen Journale gegen [illegible] Freundlichkeit gegen den Premier-Minister [illegible] keineswegs von der Hauptsache [illegible] Bewegung zu guten [illegible] Ueberzeugung, [illegible] gemacht, [illegible] vorgenommen hatte. Er sagte: „Die Sache des Papstes ist die Sache Gottes, und der Weg zum Papste führt nur über meine Leiche.“ Es waren diese prophetische Worte, die sehr bald in Erfüllung gehen sollten.

Am Vorabend der Eröffnung der Kammern schlug der Präsident des Ministeriums seinen Collegen vor, den Carabiniers die Wache an der Kanzlei zu übergeben, aber die übrigen Minister fürchteten, die Bürgergarde zu beleidigen, und bestimmten deßhalb, daß ein auserlesenes Detachement dieser Garde den Platz besetzen sollte.

Während die Minister über diesen Gegenstand berathschlagten, schlichen in der Dunkelheit einige Männer mit verdächtigen Gesichtern, in große dunkle Mäntel gehüllt, nach dem Saale des Schauspielhauses Capranica; mit dem Schlage zwölf fanden sich daselbst alle Verschworenen ein, sie verschloßen sorgfältig alle Eingänge, das flackernde Licht einiger Kerzen erleuchtete schwach die Versammlung. Eine aus dem anatomischen Theater des Spitals vom heiligen Jacob noch an demselben Tage geholte frische Leiche wurde gegen eine Coulisse gestellt; alle Anwesenden, welche durch einen furchtbaren Eid mit einander verbunden waren, zogen das Loos; nachdem dieses den Mörder bestimmt hatte, nahm dieser einen auf dem Tische liegenden Dolch, nahte sich der Leiche und stieß ihr mit sicherer Hand diesen Dolch in die Halsader. — „So ist es gut,“ — riefen die Verschworenen mit dumpfer Stimme, löschten die Lichter aus und entfernten sich mit Vorsicht.

Diese schauerliche Scene war nur die Probe des Schrecklichen, was an dem andern Tage geschehen sollte.

Trotz dem, daß diese Verschwörung geheim war, erhielt der Premier-Minister doch Andeutungen und Warnungen; am Abend vorher hatte er einen anonymen, Todesdrohungen enthaltenden Brief erhalten, aber er zerriß denselben vor den Augen seiner Collegen, ohne ihn weiter zu beachten.

Des Morgens um sieben Uhr kamen seine beiden Söhne beunruhigt auf sein Zimmer und fanden ihn beschäftigt, noch einige Worte seiner Rede beizufügen, er war so zufrieden mit ihr, daß

er sie einem seiner vertrauten Freunde mit den Worten vorhielt: „Hier ist der Todesschein der Republik.“

Die jungen Grafen verlangten von ihrem Vater Karten, um der Sitzung der Kammer beiwohnen zu können; er verweigerte sie ihnen kurz mit den Worten: „Ich habe keine.“

— „Das ist ja sonderbar,“ — antworteten die jungen Leute — „wir werden aber schon Mittel finden, in den Saal zu kommen.“

— „Ich verbiete es euch,“ — rief der Minister — „ihr bleibt bei eurer Mutter.“

Bald darauf erhielt er einen Brief von der Herzogin Rignano, welche ihn bat, doch nicht aus seinem Hause zu gehen und ihm empfahl, falls er sich nicht von der Eröffnung der Kammer dispensiren könne, doch wenigstens die größte Vorsicht zu gebrauchen.

Graf Rossi antwortete ihr auf der Stelle und dankte für das Interesse, welches sie an ihm nehme und versicherte ihr gleiche Theilnahme

Einer seiner Freunde kam einen Augenblick nachher zu ihm, um ihn zu warnen, daß er auf seiner Hut seyn möge.

— „Ich weiß,“ — sagte er — „daß man meinen Tod wünscht; indessen bin ich es nicht, den sie verfolgen, sie wollen zu Gunsten der Republik die Verfassung ermorden.“

Um neun Uhr erhielt er einen neuen Warnungsbrief, welcher lautete:

„Seien Sie vernünftig, der bürgerliche Muth besteht nicht darin, daß man sich in eine Gefahr begiebt, die man vermeiden kann; der Muth, mit welchem man unnützer Weise jedwelcher Gefahr Trotz bieten will, ist eine Prahlerei, wenn nicht eine Narrheit.“

— „Und doch manchmal ein Act der Klugheit“, sagte der Minister kalt, indem er sich aufrichtete, um zum Frühstück zu gehen.

Die heitere und ruhige Miene des Grafen beruhigte die Gräfin nur unvollkommen, denn sie war durch das Unheil verkündende Gerücht, dessen Echo bis in ihr Zimmer gedrungen, lebhaft bewegt; die arme Frau betrachtete ihren Gemahl mit der zärtlichsten Besorgniß, als ein Bedienter eintrat und meldete, daß ein Unbekannter darauf dringe, den Minister wegen einer sehr erheblichen und ihn persönlich betreffenden Sache zu sprechen.

— „Er mag warten bis morgen,“ — erwiderte der Graf — „heute habe ich keine Zeit, ihn anzuhören, die Staatsgeschäfte gehen den Privatgeschäften vor.“

Der Bediente ging, seinen Auftrag auszurichten, und als er in den Speisesaal zurückkehrte, meldete er, daß der Fremde auf seinen Bescheid geantwortet: „Morgen wird es zu spät seyn.“

Digitized by Google

— „Mein Gott," — rief die Gräfin — „gewiß droht Dir ein großes Unglück! Im Namen dessen, was Dir am liebsten auf der Welt, setze Dich keiner Gefahr ohne die nöthige Vorsicht aus."

Genau um die Mittagsstunde erschien der Minister im Quirinal.

— „Ich komme, die Befehle Eurer Heiligkeit zu empfangen", sagte er zum heiligen Vater, der ihn aufs Freundlichste empfing und ihm erwiderte:

— „Ich habe Dir keinen andern Befehl zu geben, als dein auf Deine persönliche Sicherheit zu wachen. Mein [illegible] das Dir nicht geht, daß Dein Leben in Gefahr sei; ersparte durch Deine Klugheit unseren Feinden ein großes Verbrechen, mir einen großen Schmerz."

— „Ich fürchte nichts," — sagte der Graf mit einer erhabenen Ruhe — „die Sache, welche ich vertheidigen werde, ist eine Sache Gottes, und wenn es seyn muß, so werde ich gern mein Blut für sie vergießen."

— „Der Himmel möge Dich beschützen", erwiderte der Papst und gab ihm seinen Segen.

Der Graf zog sich hierauf mit stolzen Blicken und voll Freude zurück, indem er sich durch die Gefahr, welche ihn bedrohte, noch höher gestellt fühlte.

Kaum war er die große Treppe hinabgestiegen, als Herr Morini sich ihm näherte.

— „Ich habe Sie erwartet," — sagte er zu ihm — „hören Sie mich an."

— „Ich habe keine Zeit", antwortete er.

— „Nichts destoweniger müssen Sie mich anhören, Ihr Leben ist davon abhängig."

Als Morini ihm in den Weg trat, sagte er zu demselben: „Nun, so reden Sie, aber fassen Sie sich kurz."

Morini erzählte ihm in größter Aufregung, daß, als er eben zum Beichtstuhl habe gehen wollen, eine Frau bleich und zitternd zu ihm gekommen sei und ihn gebeten habe, ihr doch sogleich in die Jesuscapelle zu folgen, wo er von einer Person erwartet würde, die ihm sehr erhebliche Mittheilungen zu machen habe; als er Anstand genommen, dieser Frau zu folgen, habe sie ihn mit dem Bemerken noch dringender gebeten, daß es sich darum handle, ein großes Verbrechen zu verhüten; hierauf hatte Morini sich nach dem bezeichneten Orte begeben, wo er einen Mann von hohem Wuchse in einen Mantel gehüllt fand, der ihm mit halblauter Stimme Folgendes anvertraute:

„Der Tod des Minister-Präsidenten ist beschlossen worden, die Mörder warten am Eingange der Kammer, um ihn zu ermorden. Mann, Sie [illegible]

Quirinal, wo er eben hingegangen iſt, und für den Fall, daß es noch Zeit iſt, halten Sie ihn davon ab, nach der Kanzlei zu gehen."

— „Dank dem Allmächtigen," — fügte Morini hinzu — „ich bin noch zur rechten Zeit gekommen!"

Der Graf bedachte ſich noch einige Augenblicke, dann rief er, wie ehemals der Herzog von Guiſe:

„Sie werden es auf keinen Fall wagen!"

— „Sie werden es auf jeden Fall wagen, Herr Graf," erwiderte Morini lebhaft.

— „Mag es ſeyn, ich bin auf Alles gefaßt," — antwortete der Miniſter — „indeſſen danke ich Ihnen für das Intereſſe, welches Sie an mir genommen haben, es rührt mich innigſt." Hierauf grüßte er ihn und ſtieg in ſeinen Wagen.

An der Thür des Palaſtes trat der Unterſtaatsſecretär zu ihm. Graf Roſſi ſagte zu ihm: „Setzen Sie ſich neben mich, wenn Sie keine Furcht haben."

— „Iſt denn wirklich dort etwas zu fürchten?" fragte Herr Righetti, indem er ſich neben den Miniſter in den Wagen ſetzte.

— „Man ſagt, die Republikaner hätten die Abſicht, mich zu ermorden;" antwortete der Graf ruhig „ich könnte zwar durch eine geheime Thür in die Kammer kommen, aber ich will Allen zeigen, daß ich ſie nicht fürchte." —

Die Pferde trabten raſch vorwärts.

Nach Verlauf einiger Minuten erſchallte ein Pfeifen in der Luft und ein Menſch, welcher ſich an der Ecke der Straße verborgen hatte, nahm ſeine Richtung eiligſt nach der Kanzlei.

Der Kutſcher wollte jetzt die Pferde zurückhalten, aber der Miniſter gab ihm den Befehl, nur immer vorwärts zu fahren, und bald kamen ſie auf dem Platze an, der von einer Compagnie Bürgergarde beſetzt war. Die tiefſte Stille herrſchte im Hofe des Palaſtes, wo man einige ſechzig Menſchen mit finſtern, verdächtigen Geſichtern, in große Mäntel eingehüllt, bemerkte. Ein Theil derſelben hatte ſich nahe an das Thor geſtellt, wo der Wagen anfuhr, um die Ankommenden zu beobachten. Beleidigendes Ausrufen begann nun laut zu werden; Graf Roſſi ſchien hierüber gar nicht beunruhigt, ſtieg aus dem Wagen und folgte langſam dem Herrn Righetti, der zuerſt ausgeſtiegen war; kaum war aber der Graf in den Hof getreten, als ihn einer der Verſchworenen mit einem Stock leicht auf die Schulter klopfte; Roſſi drehte ſich ſtolz und trotzig gegen den Menſchen, der ihn auf dieſe Weiſe beleidigt, und dieſen Augenblick hatte der Meuchelmörder erwartet, er ſtürzte ſich auf den Grafen und ſtieß ihm den Dolch in die Halsader.

Der unglückliche Miniſter ſank, ohne einen Laut von ſich zu geben, zu Boden; einen Augenblick nachher raffte er ſich von Blut

Digitized by Google

triefend auf, ging von Righetti unterstützt noch einige Schritte und sank dann auf den ersten Stufen der Treppe wieder zusammen.

Die Mörder zerstreuten sich; den Grafen brachte man in den nahe gelegenen Saal. Drei Chirurgen, Mitglieder der Nationalversammlung, gingen zu ihm und erklärten die Wunde für tödlich.

Der Pater Baure, welcher durch einen Augenzeugen von jenem Vorfalle unterrichtet worden war, eilte in aller Eile zu seinem unglücklichen Freunde, [illegible] Der Graf hatte bereits zu leben aufgehört. —

Der gute Pater Baure nahte sich der Leiche, welche man auf ein Sopha gelegt hob das Tuch auf, mit welchem man sein noch blutbedecktes, verzogenes Gesicht bedeckt hatte und flehte über die Leiche des Dahingeschiedenen alle Segnungen der Kirche herab.

Während sich dieses zutrug, war die Gräfin voll besorglicher Ahnungen in ihrem Palaste zurückgeblieben. In ihren Armsessel gelehnt, den Kopf auf die Hände gestützt, zählte sie mit Angst die Stunden und Minuten, als mit einem Mal der Pater Baure vor ihr stand.

— „Mein Gott, was ist vorgefallen?“ rief sie ihm zitternd entgegen.

— „Beruhigen Sie sich,“ — sagte der gute Pater, indem er seinen Schmerz zu bewältigen und vor und nach die arme Frau auf jenes schreckliche Unglück vorzubereiten suchte — „man sagt, der Graf laufe großer Gefahr entgegen.“

„Wo ist er? ich will ihn sehen, ich will zu ihm!“ rief sie bestürzt.

Während der Pater Baure sich alle mögliche Mühe gab, sie zurückzuhalten, stürzten ihre beiden Söhne athemlos vor Schmerz und Wuth in's Zimmer.

— „Was ist unserm Vater geschehen? man hat ihn wohl ermordet?“ riefen sie mit von Thränen erstickter Stimme.

Der ehrwürdige Pater antwortete nur mit seinen Thränen.

— „Es ist also wahr?“ — riefen die jungen Leute — „Nun denn Rache, Tod dem Sterbini!“

Rascher wie der Blitz zogen sie ihren Degen und stürzten sich auf die Straße; die bewegte Volksmasse wich ihnen aus und die beiden Brüder stürzten blaß, die Haare in Unordnung, die Stirn mit Schweiß bedeckt, bis zu dem Palaste der Kanzlei, wo die Bürgergarde unempfindlich über das Vorgefallene noch aufgestellt stand.

— „Was habt ihr mit unserm Vater angefangen?“ — rief der jüngste von ihnen, — „Ihr waret hier und habt ihn vor euren Augen ermorden lassen? Ihr feigen Memmen! ihr habt eure Uniform entehrt, ich werde sie nicht mehr tragen, sie ist mir ein Greuel.“

Hierauf riß er die Epauletten von seinen Schultern, zerbrach den Degen und warf die Stücke unter die vor Scham und Erniedrigung stumm dastehenden Truppen, während sein Bruder laut rief:

„Das Blut unseres Vaters komme über euch, die ihr nicht gewagt habt, ihn zu vertheidigen! Der Dolch, welcher so feige mordete, hat die Sache des jungen Italiens für immer getödtet.“ —

Es kam nun ein junger Edelmann aus Bologna, ein Freund der Familie, welcher ihr aus Anhänglichkeit gefolgt war, auf seinem Wege an dem Schauplatz dieser herzzerreißenden Scene vorbei, und brachte es endlich durch seine Bitten und Vorstellungen dahin, daß die beiden Brüder zu ihrer armen Mutter zurückkehrten, die sich in der größten Verzweiflung mit der Befürchtung quälte, ihren heißgeliebten Söhnen möchte dasselbe Unglück wie ihrem Gemahl widerfahren.

Als Pius IX. von diesem Vorfalle Kenntniß erhielt, vergoß er bittere Thränen über das heldenmüthige Ende des Ministers, welcher ihm bis zu seinem Tode ergeben gewesen war, und rief mit bewegter Stimme:

„Er ist als Märtyrer gestorben, Gott wird sich seiner Seele annehmen!“

Die National-Versammlung empfing dagegen die Nachricht dieses Verbrechens mit der größten Kälte, der schändlichsten Gleichgiltigkeit und der Präsident begnügte sich damit, zu sagen:

„Meine Herren, lassen Sie uns zur Tagesordnung übergehen.“

Der Vertreter Frankreichs rief mit Entrüstung aus: „Das ist doch eine Schande!“ Sofort verließ er die Versammlung und mit ihm der Spanische Gesandte.

In Folge dieser Begebenheit schlossen sich die ordentlichen Leute traurig und entmuthigt ein, indem sie die Excesse voraussahen, von welchen dieser Mord nur das Vorspiel gewesen. Die Revolutionäre durchliefen dagegen die Stadt mit aufgehobenen Dolchen, in ihren blutdürstigen Gesängen die Mordthat preisend, zwangen die Bürger, die Fenster zu erleuchten und führten die Urheber jenes Verbrechens im Triumphe herum. Sobald jener Haufen Kannibalen vor dem Palaste der Gräfin angekommen war, blieben sie ohne Rücksicht für deren geheiligten Schmerz, vor ihren Fenstern stehen und wiederholten tausendfältig ihr abscheuliches Geschrei: „Es lebe die Italienische Republik, es lebe Brutus der zweite; gesegnet sei die Hand, die Rossi erdolcht hat!“

Als der Herzog von Harcourt diese gräßliche Nachricht erfuhr, bot er der unglücklichen Witwe einen Zufluchtsort an, und der Pater Baure beeilte sich, die Leiche Rossi's einbalsamiren und insgeheim in einen kleinen Keller der Kirche vom heiligen Lauren-

Digitized by Google

tius beisetzen zu lassen, weil er fürchtete, daß diese erbärmlichen Menschen, welche die ganze Stadt vollständig mit Schrecken erfüllten, noch an der Leiche des Ermordeten ihren Zorn auslassen würden.

Einige Zeit nachher verließ die Gräfin mit ihren Söhnen Rom und Italien und zog sich nach Frankreich zurück, um dort in Freiheit den Märtyrer einer heiligen Sache zu beweinen.

Wie sich Matthias Claudius (der Wandsbecker Bote) der zudringlichen Huldigung zu erwehren wußte.

Täglich fast ward er von neugierigen Anecdotensammlern, gerüstet mit Schreibtafeln und Bleistift, wie aus einem Hinterhalte überfallen. Er wußte, daß diese Menschenart keine Silbe, welche den Lippen eines von den Edlen im Volke gefeierten Namens entfällt, diesseits der Druckerpresse untergehen läßt, und empfing daher einmal einen Magister, von dem er bestimmt wußte, daß er nur wandere, um in der Geschichte seiner literarischen Pilgerfahrt eine Nachteule mehr nach Athen zu tragen, bloß mit einer stummen Verbeugung. Hierauf wurde der Fremde durch einen Wink zu einem Spaziergange nach der Wiese eingeladen, wo die Kuh weidete. Fortschweigend, wie ein Karthäuser, ergriff Claudius die Nachtmütze, um das treue Hausthier, welches mit Stechfliegen ganz übersäet war, von dieser Plage mitleidig zu befreien, und richtete auch wirklich unter der argen Brut eine große Niederlage an. Nun erfolgte eine zweite stumme Verbeugung, und der Reisende, den Sinn des Auftrittes ahnend, empfahl sich mit sichtbarer Verlegenheit. „Je nun," — sagte Claudius — „Thaten sind mehr als Worte und ich meine, diese heroische Scene wird sich im Drucke nicht ganz übel ausnehmen."

Aehnlicher Art war Claudius' Zusammentreffen mit der berühmten Frau Händel-Schütz, die in Wandsbeck bei ihm vorfuhr, um seine Bekanntschaft zu machen. Claudius trat selbst an den Kutschenschlag und versicherte, mit abgenommener Nachtmütze, Herr Claudius sei nicht zu Hause. Matthias Claudius. Ein Lebensbild von Wilhelm Herbst.

Hamburg. Gedruckt in J. P. Appel's

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1858. 1ster Band. 12tes Stück.

Die Sphinx.

(Beschluß.)

„Ihr wollt Euer hohes Blut nicht über mich kommen lassen.“ — sagte der Alte — „Nun wohl, so kommt, ich will Alles wieder gut machen und Euch das nicht länger vorenthalten, was Euch mit Recht gehört.“

Darauf trat er zum Paneel hin, wo die weiße Rose gemalt war, drückte auf eine verborgene Feder, worauf sich ein kleiner Schrank in der Mauer öffnete. Er nahm einen kurzen Stab heraus und gab ihn Arnold in die Hand, zog darauf einen Mantel hervor und hing ihn Arnold um die Schultern; endlich setzte er ihm Etwas auf das Haupt, das er nicht recht erkennen konnte.

— „Gehet nun in Frieden“ — sagte der Alte — „und freuet Euch Eurer Herrlichkeit! Möge die Prinzessin jetzt mit mir thun, was sie will, ich bin auf jeden Fall in ihrer Gewalt; fahre ich denn zur Hölle, so habe ich doch den Trost, daß Ihr nicht wiederkommt und Euren Schatz von mir verlangt.“

— „Du bist frei, Alter!“ — sagte Arnold und eilte jetzt in den Bildersaal zurück, um Floristan zu treffen und mit ihm zur schönen Cordula zu gehen. Allein indem er in den Saal trat, waren alle gemalten Könige und Königinnen nebst Floristan verschwunden, und wohin er jetzt auch den Blick wandte, sah er nur ein einziges Bild, aber tausendfach verdoppelt, beweglich und lebendig: das war er selbst in einer prächtigen Königstracht mit Scepter und Krone. Er bemerkte nun, daß alle Wände vom reinsten Spiegelkrystall waren, die ihm seine herrliche Gestalt in einer unendlichen Reihe gekrönter Häupter zeigte. „Das waren also die Bilder, die ich vorher hier sah,“ — dachte er — „nur scheint mir, daß in der glänzenden Königsreihe jedem Könige eine schöne Königin fehlt. Wäre das nicht der Fall, so würde ich in diesem

Digitized by Google

Bilderperspectiv mich selber sehen, und alle meine Nachkommen in einer Herrlichkeit und Freude, die niemals ein Ende haben würde. Halt, da beginne ich wohl wieder zu träumen!« — fuhr er fort — »Wie bin ich denn König geworden? Sollte das am Ende ein Capitel in meinem Märchen seyn, an welchem ich daheim in meinem Dachstübchen arbeite?«

Weiter kam Arnold in seinen Betrachtungen nicht, indem die Thür aufsprang und eine prächtige Dame eintrat, mit einem Purpurmantel um die Schultern, einer Goldkrone auf dem Haupte, und mit einem sehr schönen Antlitze, in welchem Arnold seine schöne Cordula unfehlbar wieder erkennen wollte. — »Was sehe ich?« — rief Arnold aus und sank zu ihren Füßen — »Cordula, meine Braut! meine ewig geliebte, süße Braut?«

— »Deine Königin, wenn Du den Muth hast!« — antwortete die Schöne. Wie ein glühender Blitzstrahl fuhr es aus ihren schwarzen, funkelnden Augen und zündete eine Sehnsucht in Arnold's Herzen an, wie er sie noch niemals empfunden hatte, ausgenommen in seinen Träumen. Es ging ihm gerade wie Macbeth auf der seltsamen Haide, als die Zauberschwestern ihn als König begrüßten — er erkannte aber nicht das Wesen der schönen Cordula in diesem verzehrenden Blicke wieder, welcher ihn in den höchsten Himmel zu heben schien, aber auch zugleich dahin brachte vor sich selber zu grauen. Dennoch aber war es Cordula's schönes Angesicht, ihre lebhafte Stimme, und in der prächtigen Königstracht — mit glühenden Wangen und dem liebefunkelnden Leben in jedem Blicke — schien sie ihm noch weit hinreißender und unwiderstehlicher als vorher. Jetzt schien sie ihm ein mehr wirkliches und handgreiflicheres Glück zu versprechen als ehemals mit dem blassen, räthselhaften Antlitze, welches ihn stets in eine wunderbar ahnungsvolle Stimmung versetzt und dazu gebracht hatte, sich selbst als ein Räthsel, sein Leben als einen Traum und seine Geliebte als ein überirdisches Wesen und eine unbegreifliche Sphinx zu betrachten.

— »Ja, schöne Cordula!« — rief er — »Sie meine Königin! Ich habe Muth zu Allem, koste es, was es wolle, koste es Leben, koste es Blut, mein [illegible]«

— »Ja, Blut wird es kosten,« — antwortete die Schöne — »aber weder mein noch dein Blut. Du bist für die Krone geboren, die Du jetzt trägst; schwere mir blindlings zu gehorchen, und sie soll die Deinige bleiben [illegible]«

— »Unwiderstehliche!« — rief Arnold und wollte zu ihren Füßen sinken, allein wie von einem plötzlichen Schrecken ergriffen, blieb er stehen und schlug ein Kreuz vor seiner Brust. In demselben Augenblick vernahm er eine Stimme hinter sich, welche aus [illegible] »Nehmt Euch in Acht, Hoheit! sind Sie Euch nicht zum [illegible] Großmutter

die Ihr umarmen wollt. Will sie mit Jemand von uns zur Hölle tanzen, so ist's mit mir!" Darauf sah Arnold wie der verrückte Thurmvogt sich der Schönen in die Arme stürzte, worauf ihr Antlitz sich rasch verwandelte, alt und faltenreich wurde. Erschrocken fuhr er zurück und sah nun den alten Mann lustig mit dem Weibe umherspringen, in welchem er plötzlich die alte halbwahnsinnige Handelsfrau in Hamburg wieder erkannte. Der Saal lief bei diesem Anblick mit Arnold rund, er wurde so erschreckt, daß er beides, Scepter und Krone, verlor. Darauf taumelte er bewußtlos fort, bis er endlich bemerkte, daß ihn Jemand bei der Hand faßte; er vernahm nun auch eine wohlbekannte Stimme, welche sagte: „Das war ein schlimmes Stück Wegs, aber nun haben wir das schlimmste überstanden; wäre ich nicht so rasch gewesen, hätten Sie, Herr Arnold, beides, Hut und Stock verloren!"

Es war Floristan, der ihm seinen Hut und den wohlbekannten Stock überreichte, woran er längere Zeit nicht gedacht hatte. Der Page erzählte zugleich, daß sie jetzt auf dem Wege zur schönen Cordula und aus dem verhexten Schlosse der falschen Prinzessin Goldini glücklich entkommen wären.

— „Höre nun, Floristan!" — sagte Arnold, nachdem sie eine Zeit lang schweigend neben einander gegangen waren — „Jetzt will ich nie mehr daran denken, wer ich bin, ob groß oder klein, Dichter oder König, Staatsmann oder Student. Was ich bin, werde ich gleichwohl bleiben, ob ich das weiß oder dafür gelte oder nicht. Anders als er ist, kann ja Niemand werden, obgleich er sich das tausend Mal einbildet und auch die ganze Welt sagt, daß er Recht habe. Ich merke, daß man, wenn man zu viel über sich selber denkt, zuletzt verrückt wird oder, was noch schlimmer ist, des Teufels Großmutter in die Klauen geräth; denn ich zweifle jetzt nicht länger, daß diese Prinzessin Goldini ein versuchender Teufel war, welcher mich unter der Maske der schönen Cordula in den Abgrund locken wollte. Vielleicht habe ich Alles geträumt, was im Grunde auf Eins hinaus geht; aber daß die herrliche Welt, in welcher die schöne Cordula lebt und webt und in welcher ich mit ihr so glückliche Stunden verlebt habe, wirklich und wahr und kein Traum, noch ein bedeutungsloses Märchen ist, das ich selbst erfunden habe, daran will ich in meinem ganzen Leben keinen Augenblick mehr zweifeln, stände auch die ganze Welt gegen mich auf und erklärte mich für wahnsinnig."

— „Recht so, mein Sohn!" — sagte Floristan und reichte ihm die Hand — „Glaube nur an dein Glück, so ist es Dir nahe."

— „Wer Du auch bist, schöner Jüngling, entweder ein Mensch wie ich, oder nicht," — sagte Arnold — „so weiß ich jetzt doch, daß Du es gut mit mir meinst und nicht im Dienst

Digitized by Google

des Teufelsweibes stehest, aus dessen Zauberschloß Du mich befreiet hast. Du willst mich zur schönen Cordula führen, nicht wahr? zu ihr, der gewiß die Krone gebührt, obwohl sie nie den Namen und den leeren Glanz der Welt zur Schau trägt; zu ihr willst Du mich zurückführen, bei welcher meine Seele allein Friede [illegible] — „Hüte Dich, schöne Cordula, [illegible] „Grau Dir nun nicht mehr vor der [illegible] — „Nein, ich bin mit ihrem heiligen Mysterium [illegible] rief Arnold entzückt — „und fragt die Sphinx mich wieder: Wer bist Du und wer bin ich? siehe, da will ich hinzeigen auf die Sterne des Himmels und sagen: Dort kannst Du es lesen; ich weiß es nicht, ich soll und will es jetzt nicht wissen; aber Eins weiß ich, und das ist, daß ich Dich grenzenlos liebe für alle Ewigkeit, schöne Unbegreifliche."

— „Amen!" — sagte eine liebliche, wohlbekannte Stimme, und die schöne Cordula flog in seine Arme — „Nun bin ich nicht länger ein Traumbild für Dich, mein Geliebter! nun soll kein feindlicher Geist uns mehr trennen. Der Dämon ist verschwunden, welcher die Gestalt, den Namen und den blendenden Glanz trug, und in den Augen der blinden Welt für mich galt; aber mich soll Niemand sehen außer Demjenigen, der mich liebt und an mich glaubt, ohne mich zu verstehen. Du hast nicht geträumt, Geliebter! Dein Abenteuer ist wahr und wirklich erlebt; es ist von Dir nicht nach menschlicher Weise erfunden, sondern von mächtigeren Geistern in Dir und durch Dich geschaffen. Der irrende Geist Deines Zwillingsbruders, in welchem Du Dein eigenes Wesen zu sehen glaubtest und dessen eitle Träume eine solche Uebereinstimmung in Deiner Seele fanden, daß Du fast in die Gewalt der Dämonen geriethest, er ist nun auch zur Klarheit und zum Frieden gekommen, denn der Schatz ist gehoben und verschwunden, der seine irrende Seele an das Vergängliche band."

— „Sage mir nicht mehr, schöne Cordula!" — unterbrach sie der entzückte Arnold — „Ich weiß schon genug und will nicht mehr wissen. Dich habe ich nun ja und so mangelt mir nichts mehr an meiner Glückseligkeit."

Die Sonne war inzwischen schon untergegangen und der Vollmond schien freundlich und klar durch die Bäume. Da rollte Cordula's schöner, wohlbekannter Wagen zwischen den Büschen hervor und das glückliche Brautpaar bestieg denselben; darauf ergriff Floristan die Zügel und führte die fliegenden Pferde durch den Wald in das prächtig erleuchtete Schloß. Wieder [illegible] sie daselbst tanzende Jünglinge und Jungfrauen mit [illegible] und flammenden Brautfackeln wie ehemals. Auf dem Schloßhofe nahm eine zahlreiche Gesellschaft sie in Empfang, unter welchen Arnold manchen Bruder und Freund im Geiste wieder erkannte, die er

in langer Zeit nicht gesehen hatte. Sie empfingen ihn Alle mit herzlicher Freude und brachten ihm als dem Bräutigam der schönen Cordula ihre Glückwünsche dar.

Im Parke stieg wieder ein munteres Freudenfeuer von der Insel in dem spiegelklaren See empor, und in der Waldgrotte funkelte abermals der Hochaltar mit seinen tausend Sternen.

Hand in Hand traten Arnold und die schöne Cordula zum Altare. Wie sie nun andachtsvoll an seiner Seite kniete und ihm ihre Elfenbeinhändchen darreichte, während sie ihre schönen, bedeutungsvollen Augen gen Himmel erhob, da erschien sie ihm wieder wohl als ein überirdisches Wesen, das gleich einer räthselhaften Sphinx mit ihm Hand in Hand vor des Ewigen Throne lag; aber ihn schauderte nicht mehr bei dem Anblicke: eine hohe, ahnungsvolle Freude erfüllte sein Herz und es war, als wenn ein Engel mit Floristan's wohlbekannter Stimme ihm in die Seele flüsterte: „Glückseliger Abenteurer! Du gewannst doch die Prinzessin — und ihr gehört die Krone, wenn die Herrlichkeit der Welt nichts mehr ist als leerer Tand und ein eitler Traum.“

Kleiderordnung und Kleiderluxus.*)

Man hat bekanntlich bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts vielfach sich bemüht, den Kleiderluxus durch die Gesetzgebung zu beschränken: die letzte Kleiderordnung wurde in Sachsen unter dem 21. Februar 1750 publicirt. So wohlgemeint auch diese Versuche seyn mochten, so vergeblich waren sie und die Vollziehung der gesetzlichen Vorschriften, wenn dazu in einzelnen Fällen verschritten ward, führte zu ganz wunderlichen Erörterungen. Unter mehren uns vorgekommenen Fällen wollen wir hier zunächst eines aus dem J. 1743 gedenken, der uns zugleich über die Toiletten, die damals üblich waren, belehrt. Ein Bericht der Gerichte zu Hirschstein vom 4. Decbr. 1743 zeigt der Landesregirung an, „es habe der Kirchenpatron und Gerichtsherr zu Staucha, Julius Alexander von Hartitzsch, höchst beschwehrend vorgestellt, wasmassen seit einiger Zeit die übermäßige Kleiderpracht der Bauern dergestalt überhand genommen, daß fast kein Stand mehr vor dem andern an äußerlicher Tracht zu unterscheiden wäre, ihm aber Inhalts der Polizeiordnung d. a. 1661 obläge, auf dessen Abstellung

*) S.: Aus vier Jahrhunderten. Mittheilungen aus dem Haupt-Staatsarchiv zu Dresden von Dr. Karl von Weber. 1r Band. Leipzig, Verlag von B. Tauchnitz. D. Red.

Digitized by Google

soviel möglich bedacht zu sein und denn erwähnten Prachts u. a. Johann Jacob Henßel, Schenkwirth und Joh. Panitz, Bauer zu Dennschütz sich theilhaftig gemacht, als welche ihre erwachsenen Töchter nach abgelegter Bauerntracht auf unanständige Art gekleidet, gestalt des erstern Henßel Tochter 1) eine kostbare Müze von Zobelingebräme und einen Ueberzug von drap d'or, 2) auch einen langen Pelz mit einer Schleppen, ingleichen ein Corset und langen Rock von schlechtem Zeuge, beydes aber mit Bortten und in den Ermeln mit silbernen Tressen abgebrämet, ingleichen 3) ein Corset von gros de Tours, 4) ferner ein schlechtes seidnes Corset, 5) mit halbseidnen Röcken, 6) über einen großen Fischbein-Rock mit Sprungtressen und Bögeln, 7) benebst Schleppen von seidnem Stoff, Damask, Brocard und Taffet mit gold und silbernen Tressen besetzt, auch 8) kostbare Halskrauser trage,

Panitzens Tochter aber, 1) mit Cravatterschaften sich den Kopf mouteniren (kräuseln), 2) mit kostbaren Spitzen aufsetzen lasse, sonst aber 3) zur Communion mit einem Nachtzeuge und langem schwarzen Kleide von drap des dames komme, welches dieselbe noch dazu schleppe, außerdem auch 4) dieselbe in einem Pelzcorset von fehgrauem Werke mit Ueberzug von Taffet oder gros de Tours, auch auf der Brust und Ermeln mit silbernen Spitzen stark besetzet, ingleichen 5) in einem erbsfarbenen piquirt Taffet Corset, ferner 6) in einem dergleichen von carmoisinrothem Taffet, wie auch 7) in einem dergleichen von blau gros de Tours sowohl über dieses 8) in großen Fischbein-Röcken, auch 9) in langen halbseidnen und papelinen Röcken, auf dem Kopfe und Halse aber mit kostbaren seidnen, ingleichen mit goldnen und silbernen Tressen besetzten Schleppen tragend, gehe."

Man sieht wohl, Herr von Hartitzsch hatte sich die Mädchen genau betrachtet und ein förmliches Inventar ihrer Kleidungsstücke aufgenommen, bei dem wir unwillkürlich auf die Vermuthung kommen, daß er von weiblichen Gliedern seiner Familie möchte unterstützt worden seyn. Er trug darauf an, daß der Denunciaten Kinder angehalten werden sollten, in keiner andern als ihrem Stande gemäßen Tracht hinfuhro in der Kirche zu erscheinen, „damit an denselben nicht widrigens Falls das forum deprehensionis statuirt werden möchte", worin wohl die verblümte Drohung liegen sollte, er werde ihnen widrigen Falls die schönen Sachen ausziehen lassen. [illegible] für eine Commun[illegible] deprecirt [illegible]

Der Gerichtshalter zu Hirschstein gerieth durch den Antrag in bedeutende Verlegenheit, er selbst, verständlich, sehr wenig auf die Damentoiletten, eine Kleideracademie, bei der er [illegible] hätte erholen können, gab es damals noch nicht, es war offenbar eine fatale Geschichte. Kauf der einen Seite der Herr von Hartitzsch, mit gedachter Kleiderordnung erpobend, auf der andern die [illegible] Damen, mit denen es der Gerichtshalter [illegible] verder-

Digitized by Google

ben mochte! Er beschloß, zunächst den Thatbestand constatiren zu lassen, und ließ die Kleiderpracht durch die Dorfgerichtspersonen, unter denen sich glücklicher Weise auch ein Mann befand, der nebenbei Flickschneiderei betrieb, in Augenschein nehmen. Die Dorfgerichte betrachteten sich ein Stück nach dem andern, der Flickschneider prüfte die schönen Stoffe, aber der Gerichtshalter kam dadurch um keinen Schritt weiter. Die Denunciaten bezogen sich, als ihnen der Antrag des Herrn von Hartitzsch eröffnet ward, darauf, „daß ihre Töchter zur Anschaffung bürgerlicher Kleider sonderliche Neigung gehegt, auch Aussicht für sie zur Heirath in die Stadt vorhanden sei, endlich die fraglichen Kleider gar nicht kostbar, sondern billiger seien, als die altväterischen Habite und Schleier und Haube".

Herr von Hartitzsch erkannte die Triftigkeit dieser Gründe nicht an, er drohte, wenn die Mädchen wieder in der verpönten Tracht erschienen, ernstlich mit „Apprehension". Dagegen appellirten, zur großen Beruhigung des Gerichtshalters, Henßel und Panitz. Nun war er der Sache ledig, die Landesregirung hatte die Entscheidung zu geben. Dieselbe verwarf unter dem 13. Decbr. 1743 die Appellation mit der Anordnung, den Appellanten die übermäßige Kleiderpracht ihrer Töchter zu untersagen, dem von Hartitzsch davon Nachricht zu geben und — die Acten beizulegen.

In anderen Fällen war es die Geistlichkeit, welche die Putzsucht und Eitelkeit der Frauen zu bekämpfen suchte. Ein Beispiel aus sehr alter Zeit, aus dem J. 1488, liegt uns vor. Der Burggräfin zu Leisnig Hoffräulein erschien in der Kirche zu Penig in dem burggräflichen, neben dem Altar gelegenen Betstübchen in übertriebenem Prunke, und ließ noch dazu, um besser gesehn zu werden, die Thür des Betstübchens weit offen stehen. Das sollte aber nicht ungerügt bleiben. „Nicklas, des Pfarrers Bruder zu Penigk," betrat den Predigtstuhl und sagte, nachdem er die Eitelkeit und Hoffahrt bekämpft, in der Nutzanwendung, „wie sie in den Stuben bei dem Altar stehn mit großen Hörnern: wenn man eine Ziege schleierte, die sähe gleich als schön heraus, oben herüber als du siehst. Schämst dich nicht, du möchtest doch niedertucken, daß dich der Priester nicht sehe und du hast eine große Thüre und thust ihr nicht zu." Tags darauf berühmte der Pater sich noch gegen den Caplan seiner That, indem er sagte: „Ich glaube, ich habe der Hofjungfrauen Hoch abe gegeben, sie werden die Thür nun zuthun." Die Burggräfin vermerkte aber die Rüge übel, und als sie zu dem Eiferer sendete und ihn zur Rede stellen ließ, ward er kleinlaut, wollte seine Worte verläugnen und bat schließlich um Verzeihung. Ueberspringen wir drittehalb Jahrhunderte, so finden wir einen analogen Fall.

Im Jahre 1749 ward zu Mühlberg ein neuer Diaconus,

Digitized by Google

M. Aster, angestellt: er hatte sich — ein seltener Fall für einen Diaconus — nicht alsbald bei seiner Anstellung verheirathet, sonst würde er wohl mit mehr Nachsicht gegen das schöne Geschlecht haben verfahren müssen, so aber eiferte er durch keinen ihm nahe stehenden weiblichen Genius gewarnt, in den Vesperpredigten rücksichtslos gegen das Enthlößen des Frauenvolks, sowohl Anlegung unter spitzenunter Schön- und Schminkpflästerchen im Angesichte, als wieder vor das Ohrläppchen durchbohrten in die Haare und behandelte sonderlich das Hergleichen Unterfangen bei dem Genusse des Heiligen Abendmahles nicht zu dulden sey. Was half es, er mochte eifern, soviel er wollte, die Frauenzimmer legten nichtsdestoweniger die aufgestochene Unart nicht ab und erschienen mit beleuchtetem Angesicht in der Kirche. Einst aber, als die Töchter des Kaufmanns Döhnert beim heiligen Abendmahl mit Schönpflästerchen geschmückt, oder verunziert, sich dem Altare näherten, da ergrimmte der Diaconus in geistlichem Zorne und hielt ihnen, ehe er ihnen den Kelch reichte, eine „scharfe Verwarnung". Natürlich könnten die Damen im Moment nichts erwidern, aber einige Tage später fand man an der Wohnung des Diaconus ein, während der Nacht angeklebtes, sehr boßhaftes Pasquill auf denselben; der Verdacht richtete sich zunächst gegen die Döhnert'schen Töchter, die aber von nichts wissen wollten. Eine sehr weitläufige Untersuchung blieb ohne Erfolg, doch muß entweder der Eifer des Diaconus sich abgekühlt oder er aus seinem Kampfe gegen die Schönpflästerchen in Mühlberg in Folge seiner Energie, siegreich hervorgegangen seyn — wir finden keine weiteren Beschwerden von ihm oder über ihn.

Im Erzgebirge scheint man die Durchführung der Bestimmungen der Kleiderordnung am längsten versucht zu haben, während man in den wohlhabenderen Provinzen, wo der Luxus allgemeiner war, bald davon absah. So ward im Jahre 1770 die Gattin eines Spitzenhändlers zu Johanngeorgenstadt Beckert vom Stadtrath in 5 Thlr. Strafe genommen, weil sie sich unterfangen, einen Gros de Tournen mit Fehwammen aufgeschlagenen Umhangpelz machen zu lassen und ohngeachtet des Raths Verbots zu tragen". Die Landesregierung erachtete aber dieses Kleidungsstück für keinen übertriebenen Luxus und verordnete unter dem 20. August 1770 an den Rath, mit fernerem Verfahren gegen die Beckertin anzuhalten, dieselbe mit der bereits Strafe zu verschonen.

Der letzte Fall der uns vorgekommen, ereignete sich im J. 1786 und betraf zehn Personen, die sogar einen tonsten Zwiespalt, selbst unter den Behörden veranlaßten. [illegible] Die Tochter des Stadtrichters Meißner zu Eibenstock, ein hübsches frisches Mädchen, hatte sich einen [illegible] Winterumhang machen lassen, der [illegible] [illegible] vortreff-

der Kirche erschien, das sehr wohl, seine Blicke aber entgingen der Aufmerksamkeit der Frau Stadtrichterin nicht, deren Eifersucht nicht nur die Mütze, die in der Façon Aehnlichkeit mit einer Kopfbedeckung hatte, welche die Frau Stadtrichterin selbst trug, sondern auch deren Trägerin auf das Lebhafteste erregte. Der arme Stadtrichter mochte einen übeln Sonntag gehabt haben; des andern Tags aber erließ er, zur Genugthuung für seine Gattin, ohne Weiteres einen Befehl an den Stadtpfeifer, seiner Tochter „die fernere Tragung der Mütze, bei sonst zu gewarten habender öffentlicher Wegnahme, nicht weiter zu verstatten". Meischner, stolz auf seine hübsche Tochter und ihre schöne Mütze, wollte sich dabei nicht beruhigen und wendete sich an das Kreisamt Schwarzenberg, „mit der Bitte um Belehrung und Erlaubniß, daß seine Tochter die Mütze ferner tragen dürfe". Er übersendete zugleich die streitige Kopfbedeckung zur Einsicht. Der Amtmann besah sich die Mütze, befand sie „von keiner Beträchtlichkeit und weder mit Zobel, schwarzen Füchsen noch sonstigen kostbaren Sorten von Rauchwerk", deren die Kleiderordnung gedenkt, besetzt; er trug daher kein Bedenken, der Meischnerin die erbetene Erlaubniß, sich ferner damit zu schmücken, zu ertheilen und ließ dieß dem Stadtrichter Stölzel mündlich durch einen Actuar, der nach Eibenstock in Geschäften ging, eröffnen. Hatte das Verbot des Stadtrichters, welches natürlich die Frau Stadtrichterin in's Publicum zu bringen nicht versäumte, Aufsehn erregt und lebhaften Widerspruch gefunden, so ward nun die Widerstandspartei durch die amtliche Resolution gekräftigt.

Alle Eibenstöcker zerfielen in zwei Parteien: wie dereinst in Schweden die Parteien der Mützen und Hüte, so bekämpften sich in Eibenstock die Parteien für und wider die Pelzmütze. Auf der Seite des Stadtrichters standen alle alten und häßlichen Frauen, alle Ehemänner, welche dergleichen besaßen und ihnen zu gehorchen hatten: sie bildeten im Stadtrathe die große Majorität; für die Pelzmütze günstig war im Stadtrath bloß „der einzige Vice-Stadtrichter Michel", ein Biedermann (dessen Name hiermit der Nachwelt aufbewahrt werde), der wahrscheinlich nicht verheirathet war. Der Stadtrath in seiner Majorität, den Stadtrichter an der Spitze, beschloß nun, den Kampf mit dem Amte zu beginnen: er respectirte die mündliche Anordnung nicht, sondern ließ Meischnern bedeuten, es bleibe bei dem Verbot. Abermals wendete sich Meischner an das Kreisamt und von diesem erging nun an den Rath zu Eibenstock eine schriftliche Verordnung, durch welche demselben bei 5 Thlr. Strafe „alles weitere ungebührliche Verfahren wider die Meischnerin" untersagt, und die Bezahlung der entstandenen Kosten aufgegeben ward. Dessen ungeachtet blieb der Rath bei seinem gefaßten Entschlusse, die Mütze müsse der Meischnerschen Tochter abgenommen werden, gab solches

Digitized by Google

dem Kreisamt in einem Schreiben zu erkennen, ja „der Stadtrichter Stölzel und übrige Rathsassessores, den einzigen Vice-Stadtrichter Michel ausgenommen, waren", wie der Bericht des Amts vom 24. April 1786 sagt, „zu sehr von ihren Leidenschaften verblendet, als daß sie an Pflicht und Gehorsam hätten denken sollen, sie opferten solche ihrer Animosität auf und ließen der Meischnerischen Tochter Sonntags den 19. Februar nach der Kirche vor der [illegible] öffentlicher Straße die Mütze durchreißen, Rathsdiener öffentlich ab- und vom Haupte nehmen." Der Stadtrath versicherte jedoch ausdrücklich, der Rathsdiener, welcher der Meischnerin die Mütze angerissen worden war, habe die Mütze „behutsam abgenommen; wollen wir auch glauben, daß er diese Rücksicht mindestens der Pelzmütze, die er vielleicht als confiscirtes Gut sich vindiciren zu können hoffte, habe angedeihen lassen, so minderte dieß wenigstens die Erbitterung der Eigenthümerin der schönen Mütze und der gesammten Pelzmützen-Partei nicht. Es kam dieser vor allen Dingen darauf an, der Stadtrichterin, denn man wußte recht wohl, daß sie die Anstifterin der Fehde sey, ein Paroli zu biegen.

Während die gefangene Pelzmütze auf das Rathhaus in gerichtliche Verwahrung gebracht ward, waren schon der Bergmeister Gläßer und der Zehntner Böhmer, die Chefs der Mützenpartei, auf Ersatz des Verlußtes bedacht: sie eilten zu einem Kaufmanne, der auch einen Vorrath von Putzwaaren hatte, kauften hier die schönste Mütze, die er hatte, viel schöner als die schönste der Frau Stadtrichterin, und überreichten der erstaunten Stadtpfeifers-tochter das kostbare Geschenk. Schnell trockneten ihre Thränen und stolz ging sie, geziert mit diesem Prachtstück, des Nachmittags wieder in die Kirche, und kam auch, da kein Mitglied des Stadtrathes in derselben sich befand, ungefährdet wieder damit heim. Der Stadtrath versicherte aber, als er dieses Attentat erfuhr, „er würde, wenn er zeitig genug Wissenschaft davon erhalten hätte, auch diese geschenkte Mütze haben wegnehmen lassen". Diese Differenz gelangte mit der Pelzmütze selbst endlich bis an die Landesregierung, welche dem Amte Recht gab, die Mütze mit der Anordnung, sie der Meischnerin wieder auszuhändigen, zurücksendete, den Rath aber mit der angedrohten Geldstrafe verschonte, aber ihm die Bezahlung der Kosten aufgab. Hierbei verblieb es auch, obwohl der Stadtpfeifer sich noch beruhigen wollte und die Bestrafung der Rathsglieder und des Rathsdieners verlangte. Wie Roth mag die Meischnerin das nächste Mal mit ihrer Mütze in [illegible]

Der Regenmacher bei den Betjuanen.*)

Die Betjuanen sind die am weitesten verbreitete und mächtigste unter allen schwarzen Nationen Südafrika's. Bei ihnen herrscht viel Aberglauben und die Zauberei hat sehr zahlreiche Anhänger unter ihnen, sie setzen auf die Worte und Vorschriften der Zauberer das höchste Vertrauen. Namentlich gilt dieß von der Klasse der Hexenmeister, die sich mit dem Regenmachen abgeben.

Der Regenmacher genießt bei diesem Volke größeres Ansehen, als selbst der König, denn auch dieser muß sich den Geboten und Befehlen dieses wichtigen Mannes fügen. Im Allgemeinen sind diese Regenmacher Leute von natürlichen Talenten und viel Schlauheit, welche, ihrer Ueberlegenheit sich wohl bewußt, es prächtig verstehen, mit ihrer in geheimnißvolles Dunkel gehüllten Kunst das übrige Volk zu beherrschen. Sie sind außerdem gewöhnlich Ausländer und prahlen mit den wunderbaren Thaten, die sie in ihrem Heimatlande verrichtet haben. Jeder Stamm hat einen, manchmal mehre Regenmacher. Die Zauberer sind gleichfalls Aerzte, übernehmen auch die Arbeit der Todtengräber und wachen über die Beerdigung der Verstorbenen; denn es ist ein allgemeiner Glaube, daß die Ceremonien, welche sie dabei vornehmen, viel Einfluß auf die Wolken und das in denselben befindliche Wasser haben. Es geschieht nicht selten, daß der Regenmacher die gewöhnliche Beerdigung der Todten verbietet und befiehlt, man solle den Leichnam hinaus auf's Feld schaffen und von den Raubthieren verzehren lassen.

In Moffat's Missionary Labours and Scenes in Southern Africa findet sich eine ausführliche und sehr lebendige Darstellung von solchen Regenmachern, welche hinlänglich den ungeheuren Einfluß beweis't, den sie über die unkundige und abergläubische Masse ausüben, sowie die Schlauheit und List, die sie anwenden, um ihren Zweck zu erreichen. Wir entnehmen dieser Darstellung Folgendes:

Die Betjuanen in Kuruman, welche mehre Jahre hindurch von schlimmer Trockenheit heimgesucht waren, hatten sich versammelt, um gemeinsam zu berathen, wie dem Uebel am besten abzuhelfen sei. Nach reiflicher Ueberlegung beschlossen sie, einen berühmten Regenmacher holen zu lassen, der zu dieser Zeit in Bahurutsi, zweihundert Englische Meilen nordöstlich von der Station, lebte. Es gingen Boten dahin mit der bestimmten Weisung, nicht ohne den Mann zurückzukommen, obwohl sie nicht be-

*) Aus Andersson's „Reisen in Südwest-Afrika". D. Red.

sondere Hoffnung hegten, daß ihr Auftrag nach Wunsch besorgt werden würde. Durch glänzende Versprechungen erreichten sie jedoch mehr, als sie erwartet hatten.

Während der Abwesenheit der Boten war der Himmel wie Erz und Eisen, und kaum einmal verdunkelte eine vorüberziehende Wolke die Sonne, deren blendende Strahlen die Erde versengten. An jedem Tage, an welchem man die Nähe des Regenmachers verkündigte, sammelten sich mehrere dunkelgraue dichte Wolken, Blitze leuchteten, Donner rollten, und zugleich fielen einige Regentropfen. Die getäuschte Menge war außer sich vor Entzücken, Freudenrufe erhoben überall, daß die Luft zitterte und die Berge widerhallten. Ehe der Regenmacher die Stadt betrat, ließ er an alle Einwohner denselben den Befehl ergehen, ihre Füße zu waschen. Kaum war dieser Befehl bekannt gemacht worden, als Jedermann, vornehm und gering, nach dem nahgelegenen Flusse eilte, um dem Manne zu gehorchen, der, wie man glaubte, allen Regen des Himmels in seiner Gewalt habe.

Der Betrüger verkündigte nun mit lauter Stimme, daß in diesem Jahre die Frauen ihre Gärten auf den Bergen und nicht in den Thälern anlegen sollten, da die letzteren überschwemmt werden würden. Die entzückten Häuptlinge sahen im Geiste schon, wie ihre Ackerfelder im Winde wogten und ihre Heerden mit strotzenden Eutern von der fetten Weide heimkehrten. Der Zauberer erzählte ihnen, wie er in seinem Zorn die Städte verwüstet habe, welche von Feinden seines Volkes bewohnt würden, wie er seine Hand ausstreckte und den Wolken befahl, sich über sie zu ergießen; er erzählte, wie er ein zahlreiches Heer auf seinem Zuge dadurch aufgehalten habe, daß er einen Wolkenbruch herabbeschwor, der einen mächtigen Strom bildete, und ihren Marsch hemmte. Diese und manche andere mit Prahlerei mitgetheilten Beispiele seiner Macht nahm man als unzweifelhafte Wahrheit auf und der Häuptling und seine Vornehmen betrachteten den Wunderthäter mit stummem Erstaunen. Das Gerücht von seinen Thaten verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und die Häuptlinge der benachbarten Stämme fanden sich ein, um ihm ihre Huldigungen darzubringen.

Er spielte seine betrügerische Rolle weiter, und wenn Wolken am Himmel erschienen, befahl er den Frauen weder zu pflanzen noch zu säen, da der Regen die Aussaat hinwegschwemmen würde. Er befahl ihnen ferner, sie sollten auf das Feld hinausgehen und gewisse Wurzeln und Kräuter einsammeln, deren er bedürfe, um das mystische Feuer damit anzuzünden. In froher Hoffnung [illegible] sie in Schaaren aus auf die Höhen und in die Thäler, sammelten die Kräuter, kehrten singend nach der Stadt zurück und legten, was sie eingesammelt hatten, vor die Füße des Zauberers nieder. Er begab sich nun mit diesen Kräutern auf gewisse Berge und

zündete sie an, so daß der Rauch zum Himmel emporstieg; er würde auch gern den Wind heraufbeschworen haben, wenn er es vermocht, da er wohl wußte, daß dieser oft ein Vorläufer des Regens ist. Bei Neu- und Vollmond nahm er die Beschwörungen am liebsten vor, da mit diesen Mondphasen oft Veränderungen der Atmosphäre zusammentreffen. Aber der Regenmacher fand, daß die Wolken hier zu Lande schwerer zu regiren seien, als im Bahurutsi-Lande, aus welchem er kam.

Eines Tages, als er in tiefem Schlafe lag, fiel ein Regenguß, und einer der Vornehmsten begab sich in seine Hütte, um ihm zu dem frohen Ereignisse Glück zu wünschen, fand aber zu seiner Verwunderung den Zauberer ohne alle Kenntniß dessen, was sich zugetragen hatte. „Hela ka rare! (Ach! bei meinem Vater!)“ — sagte der Eintretende — „ich glaubte, daß Du den Regen machtest.“ Da erwachte der Zauberer aus seinem Schlafe und sah seine Frau am Boden sitzen und einen Sack mit Milch schütteln, um Butter zu gewinnen und damit ihr Haar zu bestreichen; sogleich besann sich der Regenmacher und antwortete: „Siehst Du nicht, daß meine Frau Regen buttert, so schnell sie kann?“ Diese schlaue Antwort diente zu allgemeiner Befriedigung und schnell verbreitete sich das Gerücht durch die ganze Stadt, daß der Regenmacher den Regen aus einem Milchsacke buttere.

Die Feuchtigkeit, welche durch diese Regenschauer entstand, vertrocknete jedoch bald und wochenlang zeigte sich kein Wölkchen. Die Weiber hatten weitausgedehnte Felder bebaut, aber die Aussaat lag noch in der Erde wie man sie ihr anvertraut hatte; das Vieh starb aus Mangel an Weide, und Hunderte von abgemagerten Leuten gingen hinaus auf die Felder, suchten sich ungesunde Wurzeln und ekelhafte Thiere, während andere vor Hunger umkamen.

Alles dieß machte dem Regenmacher großen Aerger und er klagte darüber, daß heimliche Feinde seinen Befehlen nicht gehorchten. Als man ihn aufforderte, neue Versuche anzustellen, antwortete er: „Ihr bringt nur Schafe und Ziegen zum Schlachten, daher kann ich nur Ziegenregen machen; gebt mir einen fetten Schlachtochsen, so sollt ihr auch einen Ochsenregen bekommen.“

In einer Nacht zog eine kleine Wolke über die Gegend und ein einziger Blitz, begleitet von einem heftigen Donnerschlage, traf einen in der Stadt stehenden Baum. Am folgenden Tage versammelten sich der Regenmacher und eine Anzahl Leute, um die in solchem Falle üblichen Ceremonien zu vollziehen. Man kletterte auf den vom Blitze getroffenen Baum und band Wurzeln und Grasseile um verschiedene Theile seines Stammes. Als dieß geschehen war, trat der Beschwörer mit verschiedenen Geheimmitteln herbei, ließ Wasser holen und goß es mit großer Feierlichkeit über den beschädigten Baum, während die versammelte Menge

Digitized by Google

rief: „pula! pula!“ Hierauf wurde der Baum umgehauen, vor die Stadt hinaus geschleppt und zu Asche verbrannt. Bald darauf ließ der Regenmacher sich große, mit Wasser gefüllte Schalen geben und that einen Aufguß von einem Zwiebelgewächs hinzu. Die Leute mußten nun alle an ihm vorüberziehen, und mit einem in das Wasser getauchten Zebraschwanze sprengte er einige Tropfen auf jeden [illegible]

Da auch dieß die gehoffte Wirkung nicht immer nicht hatte, so nahm der Betrüger seine Zuflucht zu einem andern Mittel. Er wußte nur zu gut, wie schwer es sei, in den Bergschluften und gähnenden Abgründen Paviane zu fangen. Außerdem dürfte auch nicht ein Haar am Körper des Thieres fehlen, sondern der Pavian mußte frei von jeglichem Fehler und Makel seyn. Nach einer langen und gefährlichen Jagd, wobei sich mancher verletzte und ritzte, war eine Schaar auserwählter Leute so glücklich, einen Pavian zu fangen, den man im Triumph zu ihm brachte. Als der Hexenmeister dieses Thier sah, nahm sein Gesicht den Ausdruck tiefster Betrübniß an, und er rief aus: „Mein Herz ist bis zum Tode betrübt! — Ich verstumme vor Schmerz!“ Dabei zeigte er auf das Ohr des Pavian, das einen kleinen Fehler hatte, und auf den Schwanz, in welchem einige Haare fehlten, und fügte hinzu: „Ich sagte euch ja, daß ich keinen Regen machen kann, wenn ein einziges Haar fehlt.“

Er hatte oft gesagt, wenn man ihm das Herz eines Löwen bringe, so wolle er ihnen zeigen, wie er soviel Regen machen könne, daß jeder ein Obdach aufsuchen würde, denn es würde soviel Regen fallen, daß ganze Städte fortgeschwemmt würden. Er hatte entdeckt, daß die Wolken kräftig wirkende Mittel verlangen, und das Herz eines Löwen ausrichten würde, was er wünschte. Er wußte aber auch, daß ein solches nicht so leicht zu schaffen sei. Nun begab sich's eines Tages, daß sich die Nachricht verbreitete, wie ein Löwe einen Viehkraal nicht weit von der Stadt angegriffen habe, und man begab sich dahin in der doppelten Absicht, ein Mittel zu bekommen, das die Fenster des Himmels eröffnete, und einen gefährlichen Feind zu erlegen. Die Auszichenden hatten den bestimmten Befehl, den Löwen zu tödten, unter welchen Umständen dieß auch möglich sei. Und ein Mann, der seine Flinte hatte, erlegte ihn glücklich. Froh über die gelungene That kehrten die Jäger mit ihrer Beute zurück und sangen im vollen Chore Siegeslieder. Der Regenmacher begann sogleich seine Vorbereitungen, zündete sein Feuer an auf der Spitze eines Berges, streckte die Hände aus, winkte den Wolken näher zu kommen, schwang seinen Speer hierhin und dorthin, und drohte ihnen mit seinem Zorne, wenn sie seinen Befehlen nicht gehorchten. Die Leute aber, welche an seine Macht glaubten, [illegible]

Da erfuhr er, daß ein Leichnam, den man vor einigen Wochen beerdigt, nicht Waſſer genug mit in's Grab bekommen habe, und da er den Abſcheu der Betſuanen vor Todten kannte, befahl er, den Leichnam wieder auszugraben, zu waſchen und auf's Neue zu begraben. Gegen alles Erwarten und ſo ekelhaft der Vorgang auch war, gehorchte man doch ſeinen Worten. Aber der Himmel blieb unbeweglich.

Jetzt hatte der Betrüger allen ſeinen Scharfſinn erſchöpft und wußte nicht, wie er noch einen Umſtand auffinden ſollte, dem er die Schuld des mißglückten Verſuches zuſchreiben könnte. Wie alle Leute ſeines Gleichen, war er ein geriebener Burſche, beſaß Menſchenkenntniß, war ein ſcharfer Beobachter, konnte ſehr würdevoll thun, und ſich ſehr freundlich und umgänglich zeigen, obwohl er einen hohen Grad von Selbſtvertrauen und Uebermuth nicht verbergen konnte. Er hatte ſich bis jetzt abſichtlich gehütet, den Miſſionaren Grund zur Unzufriedenheit zu geben, da er fand, daß es friedfertige Leute waren, die ſich in keinen Streit einließen. Er ließ ſich oft herab, ſie zu beſuchen, und ſtimmte ſelbſt manchmal mit ihren Anſichten über die Quelle des Elements überein, über welches er unumſchränkte Macht und Gewalt zu haben behauptete. Da er aber fand, daß alle ſeine Kunſt nicht hinreiche, um das gewünſchte Reſultat zu erzielen, da vergaß er alle Beweiſe von Wohlwollen, die er von Seiten der Miſſionare erfahren hatte, und gab ſelbſt zu verſtehen, daß niemand weiter als ſie die Urſache der Hartnäckigkeit der Wolken ſeien. Er entdeckte eines Tages, daß der Regen dadurch zurückgehalten worden war, daß Moffat von einer Reiſe nach der Griqua-Stadt einen Sack voll Salz mitgebracht habe. Bei der Unterſuchung ergab ſich jedoch, daß das fragliche Salz nur weißer Thon und Kreide war, und ſelbſt die Eingeborenen konnten ſich nicht enthalten, über ihre Leichtgläubigkeit herzlich zu lachen.

Von verſteckten Hindeutungen ging er bald zu offenen Anklagen über. Nachdem er ſich volle vierzehn Tage eingeſchloſſen hatte, trat er eines Tages öffentlich auf und erklärte, daß er nun endlich den wahren Grund der anhaltenden Dürre gefunden habe. Um die Leute recht neugierig zu machen, ſchwieg er eine Weile, dann aber rief er plötzlich aus: „Seht ihr denn nicht, daß, wenn Wolken über uns ſchweben, Hamilton und Moffat ihre Blicke auf ſie richten? Ihre weißen Angeſichter verſcheuchen die Wolken, und wir können keinen Regen erwarten, ſo lange ſie im Lande ſind.“ Das war ein ſchlimmes Wort. Die Leute wurden ungeduldig und ergoſſen ſich in Verwünſchungen gegen die armen Miſſionare als Urheber aller ihrer Noth. Man glaubte, daß die Glocken, mit welchen man zum Gottesdienſte läutete, die Dünſte vertrieben; ſelbſt ihren Gebeten ſchrieb man dieſelbe Wirkung zu. Der Häuptling ſagte eines Tages im Aerger zu Moffat: „Du fällſt

Digitized by Google

ja auf die Knie in Deinem Hause und betest und sprichst mit bösen Geistern unter der Erde!“

Das Ende der Geschichte war folgendes: er setzte die Missionare durch seine heimlichen und offenen Anschuldigungen mancher Unannehmlichkeit und Gefahr aus; aber zuletzt wandte sich alles zu ihrem Vortheil. Man faßte Verdacht gegen den Regenmacher selbst, seine große Betrügerei wurde aufgedeckt, und er hätte fast mit dem Leben dafür büßen müssen. [illegible] ging er [illegible] Moffat sah ein, daß in diesem Mittel Schutz und Hülfe gegen Hexerei und Menschlichkeit dem, das Leben rettete, der so oft [illegible] hatte, und sich gewiß nicht gescheut haben würde, es ihm zu nehmen, wenn er damit seinen Zweck hätte erreichen können. Der Tod überraschte ihn jedoch bald, denn er wurde kurz darauf unter den Bauangketsie ermordet.

Moffat schließt seine Angaben über diesen berüchtigten Regenmacher mit folgenden Worten:

„Es ist sehr eigenthümlich, daß ein Regenmacher nie eines natürlichen Todes stirbt. Ich habe viele gekannt und von noch mehren gehört, die auf eine oder die andere Weise als ein Opfer der gereizten Wuth der getäuschten Masse fielen. Man findet keinen einzigen Stamm, der nicht seine Hände mit dem Blute eines solchen Betrügers besudelt hätte, die sie erst herbeirufen, dann verfluchen und endlich tödten.“

Miscelle.

Die Universität Jena feiert in diesem Jahre das Jubelfest ihres Bestehens seit 300 Jahren. Der Kurfürst Friedrich der Großmüthige gründete sie und sie ward im Jahre 1558 eingeweiht, den feierlichen Tag der Einweihung erlebte jedoch der edle Gründer nicht mehr. Jena ist unter den alten Universitäten Deutschlands die jüngste. In Deutschland erhielt nämlich die erste Universität Prag i. J. 1348. Bis dahin hatten die von Karl dem Großen gestifteten und allmählich vermehrten Kloster- und Domschulen ausreichen müssen. Nach Prag folgten Wien (1356), Heidelberg (1387), Köln (1388), Erfurt (1392), Leipzig (1409), Rostock (1419), Greifswalde (1456), Freiburg (1457), Trier (1472), Ingolstadt (1472), Tübingen (1477), Mainz (1477), Wittenberg (1502), Frankfurt an der Oder (1506), Marburg (1527), Dillingen (1549), Jena (1558). Alle anderen Universitäten Deutschlands sind jünger und von jenen gegründeten sind manche theils aufgehoben, theils in andere [illegible]

Hamburg. Gedruckt in J. P. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1858. 1ster Band. 13tes Stück.

Das Lotterie-Loos.

Aus dem Englischen. *)

In einem entlegenen Theile der Stadt Padua, in der Nähe der alten Kirche Santa Sofia, stand und steht wahrscheinlich noch ein altes Haus, von Mauern umschlossen, mit einer großen Pforte, welche aber selten offen war; der Zugang war gewöhnlich durch ein kleines Seitenpförtchen.

Das Haus sah von außen dunkel und finster aus, denn fast sämmtliche Fenster gingen nach einem inneren Hofe, der von allen vier Seiten von dem Gebäude umgeben war. Die offene Treppe war in einem Winkel des Gebäudes, und vor den verschiedenen Zimmern oberhalb der Treppe waren offene Galerien oder Balcons, nach der alten Italienischen Mode. Wenige von den Gemächern hatten Kamine und nur selten sah man Rauch aufsteigen aus den trichterförmigen Schornsteinen, die in Padua und andern Oertern in der Nähe Venedig's gewöhnlich sind und eher für das Auffangen des Regens und Schnee's als für das Auslassen des Rauches geeignet scheinen.

Der Eigenthümer und Bewohner dieser stillen finstern Wohnung war ein ältlicher Mann, der ziemlich eingezogen und ärmlich lebte. Giuseppe Balducci — denn dieß war sein Name — bekam von seinem Vater ein kleines Erbtheil, dessen Ertrag, wie man glaubte, seine Ausgaben weit überstieg. Seine Sparsamkeit nahm mit seinen Jahren zu und er ward allmählich aus einem ökonomischen Manne ein Filz. Er hatte nur wenige Freunde und selten kam ein Bekannter über seine Schwelle; sein Geiz war so verrufen, daß seine Einwohner, denen er die Miethequitungen gab,

*) Dublin University Magazine.

Digitized by Google

zu sagen pflegten, daß er, um die Tinte zu sparen, den Querstrich über den Buchstaben t und den Punct auf dem i vergesse.

Zu der Zeit, wo unsere kleine Erzählung beginnt, bestand sein ganzer Haushalt aus einer Dienerin, die das reife Alter der fünfzig erreicht hatte. Bettina war von Balducci's Mutter erzogen und war nach dem Tode derselben in des Sohnes Haushalt übergegangen, wo sie Köchin, Haushälterin und Hausmädchen ihre Schuldigkeit gethan und so noch das überhaupt bei ihrem Herrn möglich war, dessen Launen kannte. Sie war thätig und fleißig; die lange Gewöhnung hatte sie und den geizigen Lebensweise Balducci's vertraut gemacht, und sie hatte in ihres Herrn Augen noch einen großen Vorzug: sie war so häßlich, daß sich nie ein Liebhaber für sie gefunden, der ihn incommodirt hatte.

Balducci war nicht nachsichtiger gegen Bettina's weibliche Bekanntschaften, als er gegen ihre Liebhaber gewesen seyn würde: er ließ keine in sein Haus, denn er hatte einen Schauder vor allem Geschwätz, weil er dessen Gegenstand zu werden fürchtete; aber Bettina erholte sich für ihr Schweigen und ihre Einsamkeit im Hause, durch einen tüchtigen Gebrauch ihrer Zunge und ihrer Ohren, wenn sie auf den Markt oder zur Messe ging und wieder zurückkehrte.

Eines Morgens ging Bettina aus, um auf dem Markt, der auf der Piazza vor dem Palast della Ragione, dem alten Rathhause in Padua, gehalten wurde, einzukaufen. Es war ein trüber Morgen, und gerade als sie ihre Einkäufe beendigt hatte, begann der Regen, der den ganzen Morgen gedroht hatte, herabzufallen.

Wenn es in Italien regnet, besonders im Herbst — und dieß war im November — so regnet es ernstlich; das sind keine milde Regenschauer, nicht Tropfen, sondern Ströme, die Einen bis auf die Haut durchnäßen, ehe man noch einen Regenschirm aufgeschlagen. Auf einen solchen Regen war Bettina nicht vorbereitet, sie hatte gehofft, noch vor demselben nach Hause zu kommen; denn sie konnte neben ihrem schweren Korbe nicht auch noch einen solchen dicken, mit Wachstuch überzogenen Regenschirm tragen, wie er bei den niederen Ständen in der Lombardei gewöhnlich ist. Das weiße Musselintuch, womit ihr Kopf bedeckt war, war kein Schutz gegen ein solches Wetter, wie dieses, und da ihre Schuhe mit den hohen Absätzen nur ihre Zehen, nicht auch ihre Hacken schützten, so mußten ihre reinen weißen Strümpfe bald mit Schmutz bedeckt werden.

An der Seite der Piazza, wo der Markt gehalten wurde, befanden sich Arcaden, die zu offenen Läden dienten. Bettina hatte eine Freundin, Monna Lisetta, die dort einen Laden hielt; bei ihr suchte die Haushälterin Schutz vor dem Regen; sie wollte warten, bis derselbe aufhörte oder vielleicht ein Fiaker vorbei-

käme, der denselben Weg ginge und sie unter seinem Schirme mitnähme.

Monna Lisetta bot ihr einen Sitz in ihrem Laden an und fand auch Platz für den schweren Korb. Bald waren die beiden Frauenzimmer tief in der Unterhaltung. An Stoff fehlte es nicht: nachdem sie das Wetter und die Angelegenheiten ihrer Nachbarn abgehandelt hatten, waren noch die Waaren im Laden zu besprechen. Lisetta hatte manche schöne Kleider, die sie ihrer Freundin anpries; aber obgleich Bettina hübsche Sachen gerne besah, hatte sie doch nicht Lust zu kaufen; sie schüttelte mit dem Kopfe und sagte, sie habe kein Geld.

— „Du brauchst nicht mehr lange arm zu seyn, wenn Du es machst, wie Gian Sarpi;“ — sagte Lisette — „wenn Du nur die Hälfte von seinem Glücke hast, so bist Du ein reiches Frauenzimmer.“

— „Was hat er denn gethan und was für ein Glück hat er gehabt?“ fragte Bettina, deren Neugierde rege ward.

— „Nun, er hat ein Lotterie-Loos gekauft und hat einen Gewinn von 20,000 Zwanzigern bekommen.“

— „Wirklich? Er ist ein glücklicher Mensch!“ sagte Bettina.

— „Warum versuchst Du Dein Glück nicht? Wenn Du einen Gewinn bekommst, so kannst Du Dir nicht nur dieses Kleid, sondern noch viele andere kaufen, welche Du willst.“

Indem Lisette dieß sagte, zeigte sie auf ein großes Placat an der Mauer des Palastes della Ragione, welches in mächtig großen Buchstaben einige Nummern ankündigte, auf die in der Kaiserlich-Königlichen Lotterie Gewinne gefallen, und daß noch Loose zu haben wären.

— „Ich denke selbst daran, ein Loos zu kaufen.“ — fügte Lisetta hinzu — „Sieh', da kommt Maso Ferrari aus dem Büreau heraus, der hat gewiß auch eins genommen; wir wollen ihn fragen.“ Sie winkte einem Manne zu, der darauf unter einem breiten grünen Regenschirm die Straße herüber kam.

— „Was habt Ihr da drüben gemacht?“ fragte ihn Lisetta, als er seinen Schirm niederspannte und in den Laden eintrat.

— „Ich habe mir ein Loos gekauft“, sagte er.

— „Dachte ich's doch, daß Ihr nicht würdet widerstehen können, nachdem Ihr von Gian Sarpi's Glück gehört. Ich denke auch mein Glück zu versuchen und ich möchte, daß Bettina dasselbe thäte.“

— „Wenn ich wüßte, daß ich sicher wäre, einen Gewinn zu bekommen“, sagte Bettina zweifelhaft.

— „Sicherheit hat man nicht“, antwortete Lisette.

— „Zwei Gewinne, jeder von 100,000 Zwanzigern, müssen sehr bald herauskommen.“ — sagte Maso — „und wenn ich so glücklich wäre, einen zu erhalten,“ — fügte er mit vor Freude funkelnden Augen hinzu — „so wäre mein Glück gemacht; dann

kann ich in meiner eigenen Kutsche fahren, statt diesen grünen Regenschirm über dem Kopf im Regen zu tragen und durch den Koth zu waten."

— „Und Ihr könnt für Eure Frau ein Kleid von diesem Stoff kaufen," — sagte Lisetta, die ihr Geschäft nie aus den Augen verlor; — „will das nicht etwas Schönes?" — und sie breitete das Kleid aus, nahm es dann in Falten und hielt es so in das helle Licht, dann wandte sie sich zu Bettina: „und —

— „Ja, gewiß, es ist hübsch," — sagte Bettina, — „ich möchte es sehr gern haben, aber ich habe kein Geld, um mir's anzuschaffen."

— „Ach, Du wirst anders sprechen, wenn Du einen Gewinn in der Lotterie bekommen hast."

— „Dummes Zeug! Unsinn! Ich denke nicht daran, ein Loos zu nehmen."

Bettina trat an den Eingang des Ladens und blickte nach dieser und nach jener Seite, um zu sehen, ob der Regen nachgelassen, hielt auch die Hand hinaus, um es zu fühlen.

— „Der Regen läßt nach," — sagte sie — „ich muß eilen, daß ich nach Hause komme. Wenn Ihr denselben Weg mit mir geht, so seid Ihr wohl so gut, mich unter Euren Schirm zu nehmen?"

— „Mit Vergnügen", erwiderte Maso. Bettina nahm ihren Korb, sagte Lisetta Lebewohl, hob ihr Kleid über die Enkel auf, damit es rein bliebe, und ging mit Maso bis zur Pforte von Balducci's Hause; hier dankte sie ihm für seine Begleitung, ließ sich ein und verschloß die Pforte hinter sich.

Es war so spät geworden, daß Bettina Mühe hatte, das Mittagsessen zu rechter Zeit zu bereiten; als aber ihre Arbeit gethan war und sie sich nun zu ihrer gewohnten Abend-Beschäftigung, die im Stricken baumwollener Strümpfe bestand, niedergesetzt, hatte sie Muße, über das Lotterie-Loos nachzudenken. Die Hoffnung, plötzlich reich zu werden und mit einem Sprunge aus Armut in Wohlstand versetzt zu werden, ist stets eine große Versuchung, und es gehört ein fester Sinn dazu, derselben zu widerstehen. Je mehr Bettina über das Lotterie-Loos nachdachte, desto glänzender und lockender erschienen ihr die Gewinne, die Nieten wurden vergessen. „Warum sollte sie nicht eben so gut wie Gian Sarpi gewinnen? Sie wollte es versuchen. Aber wenn nun ihr Loos nichts gewinnen sollte? Nun, so hätte sie fünf Gulden verloren, und, Dank der Madonna und dem heiligen Antonio, das würde sie nicht ruiniren; fünf Gulden konnte sie schon verlieren. Sie wollte es also wirklich versuchen, und machte schon allerlei Pläne über die Anwendung des Gewinnes, dessen Erlangung ihr nun immer sicherer erschien.

Am nächsten Tage ging sie, ohne ihrem Herrn, sogar ohne

Liſetta ein Wort zu ſagen, nach dem Lotterie-Comptoir und kaufte ſich ein Loos. Voll von Hoffnung kam ſie wieder nach Hauſe, und wie ſie ihren weißen Muſſelinſhawl wieder zuſammen faltete und weglegte, da umgaukelten ſie glänzende Viſionen von Gulden und Zwanzigern; ſie that ihre Arbeit, wie gewöhnlich, aber alle ihre Gedanken waren bei dem Lotterie-Looſe.

Nun entſchloß ſich Bettina aber doch, ihrem Herrn zu ſagen, was ſie gethan, und ſie wartete nur auf eine günſtige Gelegenheit dazu. Eines Tages nach dem Mittagseſſen, als Balducci einmal beſonders freundlich war, wagte Bettina die Mittheilung. Aber eine ſolche Aufnahme ihrer Mittheilung hatte das arme Frauenzimmer nicht erwartet; es traf ſie ein Strom von Vorwürfen über ihre Thorheit und Vergeudung ihrer Erſparniſſe:

— „Ein Lotterie-Loos!“ — rief er aus — „Du mußt toll ſeyn, völlig toll! Kann ein vernünftiger Menſch ſich ein Lotterie-Loos kaufen! Weißt Du, daß gegen jeden Gewinn Hunderte von Nieten ſind? — daß die Ausſicht auf einen Gewinn beinahe wie Tauſend zu Eins gegen Dich iſt? Meinſt Du, daß die Regirung die Lotterie halten könnte, wenn die Zahl der Nieten nicht ſo viel größer als die der Gewinne wäre?“

— „Aber Einer muß doch gewinnen, und warum ſollte ich es nicht ſeyn?“ bemerkte Bettina.

— „Viele müſſen verlieren,“ — erwiderte Balducci, ihre Worte parodirend — „und warum ſollteſt Du nicht eine von dieſen ſeyn?“

Bettina's Miene trübte ſich. Ihre Freunde hatten ihr nur die glänzende Seite des Gemäldes gezeigt, und einfach von Verſtand, wie ſie war, hatte ſie deren Vorſtellungen Glauben geſchenkt. Balducci hatte in rauher Weiſe den Schleier von ihren Augen weggezogen und ſie begann zu fürchten, daß ſie nicht nur ihr Geld, ſondern auch ihres Herrn Gunſt verlieren könnte, denn ſie hatte ihn nie ſo aufgeregt geſehen. Die Arme wagte kein Wort der Erwiderung; ſie wollte eben aus der Küche gehen, wo ihr Herr ſein Mittagsmahl einnahm, als Balducci ſie zurückrief.

— „Welche Nummer hat Dein Loos?“ fragte er.

— „4444“, antwortete Bettina.

Balducci nahm ruhig ein Stück Holzkohle aus dem Feuer und ſchrieb die Nummer an die Kaminwand.

— „Weiter will ich nichts, Du kannſt jetzt gehen; laß mich nie wieder von der unſinnigen Geſchichte hören.“

Bettina ging an ihre Arbeit. Wie verſchieden waren jetzt ihre Gefühle von denen vor einer halben Stunde, wo ſie voll Hoffnung ihrem Herrn ihren Kauf mitgetheilt hatte!

Sie wurde bei ihrer Arbeit durch einen ungewöhnlichen Lärm erſchreckt, das Geräuſch kam von der Speiſekammer her. Sie eilte dahin, und Balducci, der es auch gehört hatte,

Digitized by Google

folgte ihr. Bei'm Oeffnen der Thür ergab sich die Ursache bald. Bettina, deren Gedanken mit dem Lotterie-Loose beschäftigt gewesen, hatte, als sie in die Speisekammer ging, um die Reste des Mittagsmahles wegzusetzen, nicht bemerkt, daß die Katze, — denn trotz seines Geizes hielt sich Balducci eine solche, sie mußte aber freilich meist von Mäusen leben, — mit hineingeschlüpft und darin geblieben war. Die Katze hatte ihre Zeit gut angewandt, sie hatte ein Huhn gefunden und als sie mit ihrer Beute in Sicherheit gelangen wollte, einiges Geschirr herabgerissen, worunter Balducci's Lieblingsschüssel war. Bettina und ihr Herr kamen noch zeitig genug, um das Huhn zu retten, aber die Porcellanschüssel lag in zwanzig Stücken zerbrochen da, kein Kitt, kein Niet konnte sie wieder zusammenfügen. Die Katze, die das Unglück angerichtet, entschlüpfte und wagte mehre Tage nicht sich sehen zu lassen. Bettina war stumm vor Entsetzen; Balducci voll Wuth.

— „Elende Person, Spielerin, sorgst Du so für Deines Herrn Eigenthum? Habe ich darum das Huhn, das mich anderthalb Zwanziger kostet, mitgebracht, daß es von der Katze gefressen werden sollte? Ich werde das verwünschte Thier an dem Feigenbaum im Hofe aufhängen, zur Warnung für die ganze diebische Race. Aber meine Schüssel, meine schöne Porcellanschüssel, die mein Vater aus Indien mitgebracht hat, aus der er aß, so lange er lebte, und die ich seitdem immer gebraucht habe, sie ist unersetzlich und mußte von der Katze zerbrochen werden! Und Du, Verschwenderin und Spielerin, was soll ich zu Dir sagen, Närrin die Du bist! Das kommt Alles von Deinem Lotterie-Loose! Du sollst die Schüssel bezahlen, Du sollst auch das Huhn bezahlen. Geh' mir aus den Augen!“ Er stieß sie fort und verschloß die Speisekammer.

Die Zeit ging hin, und allmählich ward der Friede in Balducci's Hause wieder hergestellt. Des Looses geschah von beiden Seiten, als ob sie es einander zugesagt hätten, nicht wieder Erwähnung. Balducci hatte es indeß nicht vergessen, und ging selten aus, ohne ein Auge auf die Anschläge zu werfen, welche die gezogenen Gewinne bekannt machten.

Eines Tages bemerkte er viele Leute um das Lotterie-Büreau her stehen; er ging hinan, um die Ursache zu erfahren, und sah angeschlagen, daß einer der Gewinne von 100,000 Zwanzigern gezogen war — die glückliche Nummer war 4444.

(Beschluß folgt.)

Der entführte Schul-Rector. *)

Ein gelehrter Herr war der Rector Ulrici in Guben, das mußte der Neid ihm lassen, und ein stattlicher dazu. Wenn seine hohe Gestalt durch die Straßen in Guben schritt, blickte manches Mädchenauge ihm nach und manches schöne Kind, seufzte verstohlen: ach schöner Rector! Mit jenen glänzenden Gaben vereinigte er eine Eigenschaft, die ihm bei dem weiblichen Geschlecht doppelten Werth verlieh — er war nicht verheirathet. Es schien auch nicht, daß er Lust habe, sich von Hymen in Fesseln schlagen zu lassen, denn obwohl galant gegen alle Gubener Fräuleins, gelang es doch keiner, sein Herz zu gewinnen, und so unverblümt auch manche sorgsame Mutter, manch' würdiger Gubener Hausvater es ihm zu verstehen gab, daß er keine Zurückweisung bei etwaigem Wunsche, Schwiegersohn zu werden, zu besorgen habe, so wußte er immer jeder Schlinge zu entgehen. Der Bürgermeister Richter in Guben war ein reicher Mann, Bürgermeisters Malchen das reichste und, wie sie meinte, das schönste Mädchen der Stadt. Mit dem Bürgermeister durfte der Rector es nicht verderben: er nahm denn auch wiederholte Einladungen, die er in das gastliche Haus erhielt, an, hörte mit Staunen und Erbauung der Frau Bürgermeisterin zu, wenn sie ihre und ihres Malchens hauswirthschaftliche Tugenden rühmte, klagte mit ihr über die Schlechtigkeit der Dienstboten, lobte den von Malchens geschickten Händen gebackenen Kuchen, kurz, er geberdete sich so anmuthig als möglich und es ihm durch die Stellung des gefürchteten Bürgermeisters geboten schien. Allein Malchen kam durch alles das ihren Wünschen um keinen Schritt näher. Am Ende ward dem Bürgermeister, dem Frau und Tochter ihr Leid, daß der Rector immer noch nicht als entschiedener Bewerber auftrete, klagten, die Sache langweilig und er beschloß, in der Ueberzeugung, nur Bescheidenheit halte den Rector ab, sich Malchens Hand zu erbitten, den Knoten mit dem Schwerte zu lösen. Eines Tages, als der Rector bei ihm nach einem guten Mittagessen, sein Pfeifchen rauchte, rückte er ihm näher, gab ihm die allerdeutlichsten Winke, und als der Rector sie nicht zu verstehen schien, bot er ihm geradezu Malchen zur Frau an. Ueber den weitern Verlauf des Gesprächs in seinen, jeden Falls für beide Theile nicht sehr angenehmen Details schweigen unsere Urkunden, sie besagen nur, daß der Rector, nachdem er sich mehr oder minder deutlich im Sinne des Göthe'schen,

Heirathen, Engel, ein wunderlich Wort.
Ich meint', da müßt' ich gleich wieder fort,

*) S. die Note Stück 12, S 181.

Digitized by Google

ausgesprochen, das Haus schneller verließ, als er es betreten, und daß die guten Bürger der Stadt Guben mehre Tage sich den Kopf zerbrachen, was wohl dem Bürgermeister zugestoßen seyn müsse, der noch nie so grimmig und bärbeißig gewesen war, als er nach jenem Ereigniß ward. Rache ist aber auch in Guben süß, und Mancher hatte sich erbittete Bürgermeister dem schönen Rector geschworen. Der erbittete Bürgermeister bleibt aber immer ein gefährlicher Gegenstand, das sollte der Rector bald erfahren. Zu Bautzen stand damals der Oberst v. Schmiskall, der mit mehren Potentaten die Passion für lange Soldaten theilte, außer den größten Garbisten aber auch die größten Schulden hatte. Zu seinen Gläubigern gehörte wahrscheinlich auch unser Bürgermeister, jeden Falls war er sich bewußt, daß er den Obersten zum Werkzeug seiner Rache machen könne. Er vermied es aber, sich persönlich mit ihm in Vernehmung zu setzen, und betrieb überhaupt seine Racepläne so schlau, daß auch bei der spätern Untersuchung eben nur Verdacht gegen ihn entstand, kein Beweis gegen ihn beigebracht werden konnte.

Ein gewisser Packusch, ein verkommenes Subject aus Guben, erschien im Juni 1735 bei dem Major von Dieden, der vom Obersten v. Schmiskall mit dem Werbegeschäft beauftragt war, und deutete dem Major an, er könne ihm einen Mann von seltener Größe und Schönheit zuweisen, wenn er ihm einige Mann zu dessen Ueberbringung mitgeben wolle. Man war damals bekanntlich bezüglich der Mittel bei Anwerbung solcher Individuen nicht sehr schwierig, der Major aber stutzte doch, als ihm bei näherer Befragung Packusch den Rector in Guben als Recruten bezeichnete. Obwohl Packusch versicherte, „es werde dem Magistrat sehr lieb seyn, wenn Ulrici weggenommen werden“, wollte Dieden doch auf diese Bürgschaft allein hin nicht zu Maßregeln vorschreiten, deren Bedenkliches ihm denn doch wohl einleuchtete. Er lehnte demnach Packuschens Anträge ab, allein bald darauf erhielt der Major von seinem Obersten den Befehl, Ulrici ohne Weiteres arretiren zu lassen; auf des Ersteren Einwendungen ging der Oberst nicht ein, es blieb also nichts übrig als zu gehorchen.

Ulrici hatte den Abend des 8. Juni 1735 in der Gesellschaft einiger Freunde verbracht, kehrte um 10 Uhr nach Hause zurück; als er aber eben im Begriff war, die Hausthür zu öffnen, traten ein Unterofficier und zwei Mann von der Leibgarde, die ihm aufgepaßt hatten, an ihn heran, erklärten ihn für ihren Arrestanten und brachten den Bestürzten, trotz seines Protestirens, in die Hauptwache; vergeblich waren auch hier seine Bitten um Erklärung, seine Betheuerungen, daß er sich keines Verbrechens bewußt sei. Man erwiderte ihm bloß, es sei Königlicher Befehl da, ihn festzunehmen, und wie er war, mußte er [illegible] Nachts 12 Uhr in einen

offenen Wagen setzen, den mit ihm ein Lieutenant und einige Soldaten bestiegen.

Kaum hatten sie die Stadt verlassen, so brach ein furchtbares Gewitter los, wobei es Ulrici ein schlechter Trost war, daß das Unwetter auch den Lieutenant und seine Begleiter mit traf. Völlig durchnäßt kam der arme Rector, der sich vergeblich den Kopf über das unerhörte Verfahren zerbrach, in Spremberg an, wo ihn seine Begleitung verließ und ihn einem dort auf ihn wartenden Fähndrich übergab, welcher ihn, der nun ernstlich Miene machte, sich einem weitern Transport zu widersetzen und um Hilfe zu rufen, durch die Versicherung zu beruhigen suchte, in Bautzen, wohin er ihn bringen solle, werde er jede Aufklärung erhalten, und der Oberst von Schmiskall werde ihm zur baldigen Wiedererlangung seiner Freiheit, „nöthigen Falls durch eine Recommandation nach Dresden“ behilflich seyn. Ulrici ließ sich endlich bereden, mit nach Bautzen zu fahren und den Obersten, auf den er seine Hoffnung setzte, aufzusuchen. Allein der Empfang bei diesem war ganz anders, als er gehofft hatte; der Oberst erwiderte seine Klagen mit der Beschuldigung, er habe „in Pohlnischen Affairen raisonirt“, drohte, er werde ihn auf die Festung Königstein bringen lassen und schloß mit dem, den armen Rector gänzlich aus der Fassung bringenden Ansinnen — Kriegsdienste zu nehmen. Ulrici's Berufungen auf seinen Stand, seine Erklärung, daß er ganz friedliebenden Gemüths sei und gar keinen Beruf fühle, in den Kriegerstand zu treten, hatten bloß das Resultat, daß der Oberst ihn dem Lieutenant von Plötz übergab, auf dessen Stube er in Arrest verblieb.

In Guben waren noch in der Nacht, ob durch das Militär oder den Magistrat, lassen unsere Nachrichten im Dunkel, Ulrici's Sachen, besonders seine Papiere durchsucht, dann versiegelt worden, wobei eine silberne Dose mit abhanden gekommen ist. Am Morgen verbreitete sich die Nachricht von Ulrici's Arretirung schnell in der Stadt. Einige Freunde des Rectors suchten vergeblich Auskunft und Hilfe bei dem Magistrate: sie ließen sich durch des Bürgermeisters Achselzucken und dunkle Andeutungen über Ulrici's geheime Verbrechen, nicht abhalten, seine Spur zu verfolgen, und nachdem sie durch den Kutscher, der ihn nach Spremberg gefahren, Auskunft erlangt, eilten sie ihm nach Spremberg und von da nach Bautzen nach und erfuhren, daß er noch am letztern Ort sei. Sie suchten und fanden Gelegenheit, sich mit Ulrici zu verständigen, begaben sich zum Obersten v. Schmiskall, und ihre Drohung, daß sie sofort nach Dresden reisen und die Sache Allerhöchsten Orts beschwerend anbringen würden, bewogen diesen, der wahrscheinlich gehofft, er werde den Schulmeister durch Drohungen bald zur Raison bringen, endlich andere Saiten auf-

Digitized by Google

zuziehen: er erklärte, es walte ein Mißverständniß ob, und Ulrici ward seiner Haft entlassen.

Im Triumph brachten ihn seine Freunde nach Guben zurück. Dort in Sicherheit, führte er nun Beschwerde über die erlittene Unbill, worin denn insbesondere die abhanden gekommene silberne Uhr [illegible] eine bedeutende Rolle spielte. Es wurde auch eine Untersuchung eingeleitet, die aber — der Eifer des Bürgermeisters scheint sich hier noch gerächt zu haben — mit [illegible] endigte, ward und ganz einschlief, als der Oberst v. Schmettau, der noch wegen anderer Ungebührnisse zur Untersuchung gezogen war, sich nach dem bekanntlich durch Bräht herbeigeführten Sturz seines Protectors, des Ministers Fürsten Gulkowski, am 25. September 1738 in Bautzen in seinem Schlafcabinet erschoß. Ob der lange Rector nachträglich noch Malchen oder ein anderes schönes Kind mit seiner Hand beglückt hat, haben wir nicht ausmitteln können.

Die Tungusen.*)

Von den Volksstämmen, welche den Ochotskischen Landstrich bewohnen, sind die Tungusen am zahlreichsten; sie theilen sich in Rennthier-, sitzende und ansäßige Tungusen. Die Rennthier-Tungusen haben in Hinsicht ihrer Lebensweise, Sitten und Rechte noch am meisten ein besonderes Gepräge.

Die Tungusen sind gutmüthig, fröhlich, kennen keine beständige Lebensweise und bleiben nur zwei bis drei Tage an einem Orte, ziehen überall umher und sind glücklich, wenn sie unter freiem Himmel wohnen und die frische Luft genießen können.

Der Tunguse ist sanguinischen Temperaments, von röthlicher Hautfarbe, mittelmäßiger, aber proportionirter Körperbau, hat eine breite Brust und seine offene Physiognomie; er begreift leicht, urtheilt schnell, aber größtentheils oberflächlich, und ist in seinem Willen sehr unbeständig. Die Tungusen sind sorglos, leichtsinnig, leichtgläubig, höflich, gutmüthig, großmüthig, gastfrei, hüten das Eigenthum Fremder sorgfältiger als das ihrige, ehren das Alter und lieben die Kinder [illegible]

Die Wohnungen der Tungusen, Jurten, sind unten [illegible]

*) Aus J. Bolticher's Reise in Ostsibirien. Aus dem Russischen von [illegible] Baumgarten. Leipzig, Verlag von Bernhard Schlick. 1858.

D. Red.

mig und gehen nach oben kegelförmig zu; zum Bau derselben verwenden sie Stöcke von 1—1½ Arschin (Elle) Länge, die zu dreien an dem einen Ende mit einander verbunden werden; zwei von den drei so zusammengebundenen Stöcken werden nun mit ihren freien Enden nach Art eines Dreiecks in die Erde gesteckt, und der dritte Stock mit seinem unteren nicht befestigten Ende quer herüber auf das nebenstehende, in gleicher Weise errichtete Dreieck gelegt, und so wird das eine Dreieck mit dem anderen verbunden. Solcher Dreiecke werden soviel im Kreise herumgestellt, als man zum Bau einer Jurte braucht. An die quer herübergelegten Stöcke werden hierauf lange Stangen gebunden, deren obere Enden nach Form eines Zuckerhutes an einander gelegt und zusammengebunden werden. Dieses Stangengerippe wird mit Rennthierfellen — rawdugi genannt*) — bedeckt, und nur oben für den Abzug des Rauches eine kleine Oeffnung gelassen. Die Jurte wird mit zwei einander gegenüberliegenden Thüren versehen, die gleichfalls durch Rennthierfelle geschlossen werden; der Fußboden derselben wird mit kleingehacktem Sibirischen Cedernholze belegt. In die Mitte der Jurte, unmittelbar unter dem Abzugsloche, kommt der Feuerheerd; zu diesem Zwecke werden vier Pfähle in die Erde eingeschlagen, oben durch Querhölzer mit einander befestigt, und der Raum zwischen diesen Pfählen mit Kies ausgeschüttet. Die Jurten werden im Sommer wie im Winter auf gleiche Weise gebaut, und schützen allerdings in der letzteren Jahreszeit vor Kälte und Unwetter sehr wenig, daher auch die Tungusen im Winter immer Oerter aufsuchen, die von dem Winde nicht bestrichen werden. Mit Zieraten sind die Jurten nicht ausgeschmückt; an der Seite hängt gewöhnlich ein Heiligenbild und davor stehen einige Lichter oder es sind Eichhörnchen- und Hermelinfelle daneben angebracht. An den Querhölzern des Feuerheerdes hängen Theekessel und anderes Geschirr; die übrigen Habseligkeiten sind in Säcken verpackt, die an den Seiten der Jurte herumstehen. An den Oertern, wo sie im Sommer sich des Fischfanges wegen aufhalten, legen sie gewöhnlich besondere Niederlagen an für ihr Hab und Gut. Die Haus-Geräthschaften kann man bei den Tungusen beinahe ebenso antreffen wie bei den Russen: kupfernes Geschirr findet sich bei den reicheren Tungusen in großer Menge, das kupferne Geschirr wird hier zu Lande größtentheils nicht verzinnt, was aber einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit ausübt. Thönernes Geschirr findet man hier nicht, wahrscheinlich wegen Mangel an hierzu tauglichem Thon, oder wegen Mangel an Leuten, die sich mit solchen Arbeiten beschäftigen.

*) rawduga oder rowduga gegerbtes Rennthierfell.

Anm. des Ueberf.

Digitized by Google

Der Tunguse führt mit sich Messer, Beil, Gewehre, Schneeschlittschuhe und Rennthiersattel; bei einigen Tungusen findet man noch Bogen und Pfeile; die Thiere mit Pfeilen zu schießen ist nicht mehr allgemein gebräuchlich, man thut es hauptsächlich nur noch bei den Eichhorngehen, wozu man Pfeile mit stumpfen, hölzernen Spitzen gebraucht, um die Felle nicht zu beschädigen; auch die wilden Rennthiere, die bisweilen in großer Anzahl unter zahmen Rennthierheerde sich nähern, werden noch mit dem Bogen erlegt, weil man diese Thiere durch den Schuß nicht verscheuchen will. Die jungen Tungusen lernen sehr leicht mit Waffen umgehen, und ziehen diese Uebung allen anderen vor; die Waffen bilden den Hauptreichthum eines Tungusen, er betrachtet dieselben als seinen höchsten Schatz. Für den Fischfang werden Netze gestrickt, die ärmere Klasse bedient sich aber größtentheils nur eiserner Haken, die an lange Stangen befestigt werden.

Das Rennthier ist dem Tungusen von außerordentlichem Nutzen, auf ihm reitet er und schafft seine Lasten fort, das Fleisch desselben benutzt er zur Nahrung, die Frauen gebrauchen die Nerven dieses Thieres anstatt des Zwirns, die Felle verwendet man zu Kleidern oder zum Bedecken der Jurte, und daher sorgt der Tunguse mit dem größten Eifer für die Erhaltung derselben; dieß kann man am besten in den Monaten März und April bemerken, wo die Rennthiere werfen, in dieser Zeit schlafen die Frauen beinahe keine Nacht und alles Mögliche wird gethan, um das junge Vieh vor Wind und Unwetter zu schützen. Die Tungusen berechnen ihren Reichthum nach der Anzahl der Rennthierweibchen — waschenki, — die Rennthiermännchen — biki — werden hier niemals mitgerechnet, und es ist daher schwer, die wirkliche Zahl der Rennthiere zu erfahren, da der Tunguse selbst es nicht gern sagt, weil er den Aberglauben hat, daß wenn irgend Jemand die Zahl seiner Thiere zu nennen weiß, diese Heerden dann aussterben. Der Tunguse versieht jedes Rennthier mit einem bestimmten Merkmale an den Ohren, und vermag so die seinigen unter Tausenden herauszufinden. Die Nahrung der Rennthiere ist das Moos, welches sich in den hiesigen Gegenden vorfindet, und in Betracht des unersetzlichen Gewinns, welchen diese Thiere dem Tungusen verschaffen, begreiflicher Natur, daß sie nie Mangel daran leiden. Die Hauptsorge dieses Volksstammes besteht darin, die Heerde vor den Ueberfällen der wilden Thiere, und die jungen Rennthiere vor Wind und Wetter zu schützen. Das Rennthier liebt ebenso wie sein Herr die Freiheit und Veränderlichkeit und bleibt nicht gern lange Zeit an einem Orte. Die Kälber werden nur einige Tage von der Heerde zurückgehalten, sobald sie etwas gekräftigt sind, folgen sie der Mutter und verlassen diese nicht. Es geschieht nicht selten, daß auch der Ueberfluß des Mooses die Rennthiere nur mit vieler Mühe das Futter sich verschaffen

können, und dieß ist vorzüglich der Fall, wenn tiefer Schnee liegt; durch das Herausscharren werden dann diese Thiere oft fußkrank und crepiren in zahlreicher Menge; derartige Krankheiten zeigen sich auch im Sommer bei großer Trockenheit und auf weiten Reisen. Die Krankheit, welche sich bei einem Rennthiere zeigt, steckt die ganze Heerde an und richtet Tausende zu Grunde. Die Milch ist dick und sehr schmackhaft, ebenso auch das Bruststück des getödteten Rennthiers und die Zunge, daher dieß auch den Gästen als Gericht vorgesetzt wird; das Mark aus den Beinknochen wird gleichfalls sehr geschätzt. Die Tunguſen erdrosseln die Rennthiere mit einem Riemen, und lassen dann das Blut in besonders dazu bestimmte Gefäße ab. Aus den übrigen Knochen bereitet man eine Art Oel. Der Tunguſe sorgt für seine Heerde und jagt wilde Thiere, dieß ist seine einzige Beschäftigung; das Bauen der Jurte, das Zubereiten der Speisen, sogar das Holzfällen und Wasserholen ist Sache der Frauen, hieraus kann man leicht ersehen, daß der Tunguſe eigentlich träge ist. Diese Behauptung gewinnt noch mehr Wahrscheinlichkeit, wenn man erwägt, daß der wohlhabende Tunguſe nicht einmal mit der Jagd sich beschäftigt, sondern dieß der ärmeren Klasse überläßt, die im Sommer auch den Fischfang betreibt. Alles für den Handel Bestimmte suchen die Tunguſen sobald wie möglich gegen Thee und Tabak einzutauschen, und so geschieht es nicht selten, daß sie zeitweilig ohne alle Beschäftigung sind, wo sie dann die Aufmerksamkeit ihren Lieblingsgerichten zuwenden.

Die Tunguſen-Frauen beschäftigen sich in ihren Freistunden mit dem Verfertigen der Kleider und Fußbekleidungsstücke für sich und ihre Männer und unterhalten sich dann auch mit ihren Kindern. Der Schmuck der Tunguſen, hauptsächlich bei den Tunguſinnen, ist hübsch zu nennen, aber eine Verschiedenheit findet zwischen der männlichen und weiblichen Kleidung, die Zieraten ausgenommen, nicht statt; im Winter tragen sie Rennthier-Schürzen, die bis an das Knie reichen, mit Glaskorallen und Rennthierhaaren von verschiedener Farbe besetzt, und mit Beeren und schwarzen Hundefellen verbrämt sind. Die Hosen und Stiefeln werden gleichfalls aus Renthierfellen gefertigt und mit den Haaren nach innen getragen; anstatt der Strümpfe bedecken sie ganz einfach die Kniescheiben mit Fellen. Ueber diese Kleider tragen noch die Tunguſen weite, bis an das Knie herabreichende Pelze, eine Art Paletot, mit den Haaren nach außen; der Schooß derselben ist gleichfalls mit Hundefellen verbrämt und auf ein oder zwei Viertheile mit Glaskorallen besetzt. Die Pelzmütze ist mit sogenannten Ohrlappen versehen und vorn wie hinten mit Glaskorallen besetzt. Der Unterschied zwischen der Winter- und Sommerkleidung besteht darin, daß erstere aus Fellen junger oder älterer Rennthiere, letztere aber aus gegerbten Fellen gear-

Digitized by Google

beitet wird. Der Hauptunterschied zwischen der männlichen und weiblichen Kleidung ist, daß auf ersterer nicht so viel Zieraten sind und daß sich hinten, da ungefähr, wo bei uns die Taillenknöpfe sitzen, zwei kleine Flinkerbleche befinden, zwischen denen zwei lange Schwänze von gefärbten Rennthierhaaren angenäht sind, die letztere ist eigentlich das hauptsächlichste Zeichen einer [illegible] Tunguse. [illegible] Die Frauen tragen [illegible] auf dem Schooße den Pelz-Paletot und auf den Schultern den Oberkleidern sind diese Bleche von Silber und in reicher [illegible] aufgenäht, an den Schürze sieht man dann auch noch Ringe und Plättchen. Um den Hals führen sie Korallenschnuren, und die jungen Mädchen flechten anstatt der Bänder Silberplättchen in die Haare, bei den reicheren Mädchen sind diese fein getriebenen Metallstreifen so lang wie gewöhnlich die Zopfbänder; die Mützen sind auf gleiche Weise verziert. Die Fest-Kleider der reichen Tungusinnen sind sehr schön geschmückt; außerdem tragen diese noch Unterkleider, im Winter die Kukljanka, aus Rennthierfellen, die Haare nach außen, und im Sommer die Kamleika, aus gegerbten Rennthierhäuten, nach Art langer Hemden; bei einigen der Frauen findet man auch zitzene Kleider. Die wohlhabenden Tungusen kaufen Schlafröcke, Hosen, Stiefeln, gewöhnliche leichte Mützen, Halstücher, Westen, überhaupt alle Kleider, welche die Russen tragen, und gefallen sich sehr in diesen Sachen, obgleich sie dadurch ganz entstellt werden. Als eine Neuerung bei den Tungusen muß man auch die zitzenen Vorhänge ansehen.

So lange das Wasser für den Tungusen das einzige Getränk war, kannte man wenig Krankheiten bei diesem Volke; seitdem aber der Thee und geistige Getränke sich eingeschlichen haben, sind auch die Krankheiten zahlreicher geworden. Die Leidenschaft für den Thee ist so stark, daß sie die theilweise Ursache der Armut vieler Familien ist; dasselbe muß man vom Tabak und den geistigen Getränken sagen, denn der Tunguse opfert Alles, wenn er sich derartige Sachen verschaffen kann.

Die Tungusen kaufen ihre Frauen gegen Bezahlung von Rennthieren, der Preis ist je nach den Verhältnissen des Vaters der Braut verschieden; die Tochter eines reichen Tungusen ist hoch im Preise, und kann daher auch nur von einem reichen Bräutigam erkauft werden. Einige Wochen nach der Verlobung begiebt sich der junge verheirathete Tunguse in die Wohnung seines Schwiegervaters und erhält hier einen Theil oder auch alle für die Braut bestimmten Rennthiere zum Geschenk, bisweilen geschieht es aber auch, daß er [illegible] einigen kleinen Ostjaken gar Nichts bekommt, denn [illegible] das junge Ehepaar in sehr dürftige Verhältnisse. Der Tunguse betrachtet seine Braut wie seine Frau, und die [illegible] Verbindung wird

bei der ersten besten Gelegenheit nach den Gebräuchen der Russischen Kirche vollzogen. Außer der gesetzlichen Frau haben die Tunguſen auch noch einige andere Frauen, mit denen sie nicht gesetzlich verbunden sind, doch ist diese Sitte in der jetzigen Zeit nicht mehr in ausgedehnter Weise gebräuchlich. Die Braut wird immer aus fremden Familien genommen. Die Tunguſischen Frauen, die größtentheils in glücklicher Ehe leben, sind nicht sehr fruchtbar, daher geschieht es auch, daß dieser Volksstamm immer mehr sich vermindert. Die Tunguſinnen sind im Stande, bereits den Tag nachdem sie geboren haben, sowohl im Sommer als auch im Winter, wieder auf dem Rennthiere zu reiten und ohne Beistand Anderer alle Beschwerden einer Reise zu ertragen; ihre Kinder entwickeln sich schnell und fangen vor Ablauf des ersten Jahres schon an zu laufen.

Bei Todesfällen haben die Tunguſen die Gewohnheit, die dem Verstorbenen gehörigen Kleider auf den Begräbnißplatz mitzunehmen, sie daselbst an irgend einen Baum zu hängen und dem Einfluſſe der Witterung zu überlaſſen; und wenn auch diese Kleider sehr theuer zu stehen kämen, so würden sich doch die Tunguſen nicht entschließen können, von selbigen einen Gebrauch zu machen. Zum Andenken an den Dahingeschiedenen tödten sie dessen Lieblings-Rennthier, auf welchem der Verstorbene zu reiten pflegte, und bewirthen die bei der Beerdigung Anwesenden. Die Lebensweise der nomadisirenden Tunguſen verschafft den Geistlichen nicht die Möglichkeit, die dabei üblichen gottesdienstlichen Handlungen zu vollziehen, es muß daher so lange damit gewartet werden, bis die Tunguſen in die Nähe einer Orts-Geistlichkeit kommen. Bei diesen kirchlichen Feierlichkeiten brennen die Tunguſen Wachslichter und bringen Erde herbei, die von dem Grabhügel des Verstorbenen genommen ist, und welche die Tunguſen bis zur Vollziehung der Begräbniß-Feierlichkeiten sorgfältig aufbewahren. Heidnische Festtage haben die Tunguſen nicht mehr; jeder von ihnen weiß, daß das Jahr zwölf Monate zählt, wieviel jeder Monat Tage hat und welches die für den Gottesdienst bestimmten sind. Für die Zeitrechnung haben die Tunguſen ihren eigenen Kalender, der aus einem kleinen Brette besteht, das mit so viel Löchern versehen ist, als das Jahr Tage hat, und auf dem die Sonn- und Festtage durch große und kleine Kreuzchen bezeichnet sind.

Ein derartiger Kalender hängt in der Jurte jedesmal neben dem Heiligenbilde, und ein Mitglied der Familie ist beauftragt, jeden Tag genau anzumerken, was dadurch geschieht, daß ein kleines Stöckchen in das betreffende Loch gesteckt wird, welches nach Verlauf des Tages wieder herausgezogen wird und in das nächste hineingefügt wird. Von den Vergnügungen lieben die Tunguſen den Tanz am meisten; dieser besteht darin, daß die jungen Männer

Digitized by Google

und Mädchen sich im Kreise aufstellen, einander die Hände auf die Schulter legen, einen Fuß über den anderen setzen, sich bald nach der rechten, bald nach der linken Seite bewegen und immer das Wort chaaddi — Tunguſiſch — ſprechen. Der Tact iſt anfangs langſam, wird nach und nach ſchneller und endlich ſo geſchwind, daß Alle den Athem verlieren; je ſchneller der Tact dieſes Liedes wird, deſto mehr nimmt auch die Bewegung an Geſchwindigkeit zu. Dieſer Tanz dauert manchmal die ganze Nacht und dauert oft bis zum Morgen; es ſcheint dieß faſt bei den Tunguſen die einzige Art der Beluſtigung zu ſeyn.

Die Tunguſen ſind im Allgemeinen außerordentlich höflich und rückſichtsvoll gegen das Alter, was bei ihnen beſonders hervorgehoben zu werden verdient; zum Zeichen der gegenſeitigen Achtung haben ſie die Gewohnheit, ſich unter einander die Hände zu drücken, und wollte man dem Tunguſen zum Gruß keine Hand reichen, ſo würde man ihn ſehr beleidigen. Sobald der Tunguſe in ein Haus tritt, ſetzt er ſich nieder ohne weitere Aufforderung, ſteht aber bei jeder Frage auf und begleitet die Antworten mit einer Verbeugung; beim Begegnen auf der Straße zieht der Jüngere vor dem Aelteren ehrerbietig die Mütze ab.

Gewicht und Maaß haben die Tunguſen den Ruſſen entlehnt unter der gewöhnlichen Benennung Pud, Pfund, Arſchin ꝛc., in ihrem häuslichen Leben brauchen ſie übrigens weder das eine noch das andere, und nur bei'm Kauf der erforderlichen Bedürfniſſe machen ſie Gebrauch von dieſen Benennungen. Die Entfernungen der Oerter beſtimmen ſie ziemlich genau nach der Zahl der Tage, die ſie bei einer Reiſe mit Rennthieren dazu brauchen; man kann hier ungefähr 20 Werſt auf den Tag rechnen, und es läßt ſich daher ſehr leicht die Entfernung des einen Ortes von dem andern angeben. Die Tunguſen theilen ſich in Familien, welche verſchiedene Namen haben: in jeder ſolchen Familie iſt einem Staroſten oder dem Stammvater eine Gewalt über die anderen Mitglieder eingeräumt, er bildet ſo zu ſagen mit Ausnahme wichtiger Rechtsfälle, das häusliche Gericht.

Die Tunguſiſche Sprache hat nicht das Ruſſiſche Alphabet, und es muß daher in allen Fällen, wo eine Unterſchrift gefordert wird, der Staroſt das ihnen für allemal zu dieſem Zwecke gegebene Siegel hinzufügen. Der Jaſſak wird von den Tunguſen in Rauchwaaren nach beſtimmten Preiſen eingeſammelt.

(Beſchluß folgt.)

Hamburg. Gedruckt in J. P. Kayser's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1858. 1ster Band. 14tes Stück.

Das Lotterie-Loos.

(Beschluß.)

Balducci war wie vom Donner gerührt: es war die Nummer des von Bettina gekauften Looses. Wer hätte sich denken können, daß sie einen Gewinn, und einen solchen Gewinn bekommen würde! Nun war sie reicher als er. Es war wahrscheinlich, ja fast gewiß, daß sie ihn verlassen würde; denn mit einem solchen Vermögen würde sie seine Dienerin nicht bleiben wollen. Wo sollte er eine bekommen, die ihren Platz ausfüllte? Unter solchen Betrachtungen, deren letzter Grund stets sein liebes Ich war, ging er seinen Weg nach Hause. Da kam ihm plötzlich ein Gedanke: Wie, wenn ich Bettina heirathete! Dann würde ich nicht nur die Zwanziger mir sichern, sondern auch ihre Dienste. Es ist wahr, sie ist nur meine Dienerin, aber ich werde nicht der Erste seyn, der seine Dienerin geheirathet hat. Ich werde alt und brauche eine Wärterin; eine Frau ist die beste Wärterin und Bettina wird mir eine gute Frau seyn. Sie ist sparsam, läuft nicht aus, ist sehr gehorsam und behandelt mich immer mit dem gehörigen Respect. Und heirathe ich sie nicht, so thut's bald ein Anderer, das ist nur zu gewiß. Ich will ihr sogleich den Antrag machen, wenigstens sobald ich mich vergewissert habe, daß ihr Loos wirklich gewonnen hat; ich habe ja die Nummer an den Kamin geschrieben. Unterdessen will ich die Sache geheim halten — es wird eine angenehme Ueberraschung für Bettina seyn, wenn sie ihr Glück an unserem Hochzeitstage erfährt; denn daß sie meinen Antrag annimmt, ist kein Zweifel.

In diese angenehmen Gedanken vertieft, klopfte Balducci an die Thür, Bettina öffnete.

— „Ich danke Dir, meine Liebe," — sagte er sehr gütig, aber ohne einen Augenblick zu verlieren, ging er gerades Weges

Digitized by Google

nach dem Kamin und sah ängstlich nach der angeschriebenen Nummer.

Es war wirklich 4444. Bettina war reich, und sollte seine Frau werden; er wollte sich den Gewinn sichern, ehe ein Anderer ihn nähme, ja ehe sie selbst von ihrem Glück wüßte.

Im Laufe des Abends trug er seine Hand und sein Vermögen — das Herz hatte kaum Platz dabei — Bettina an. Das Erstaunen der Haushälterin war grenzenlos; sie konnte kaum ihren Ohren trauen; in ihrer Niedrigkeit war sie ganz überwältigt von dankbarem Gefühl, daß ihr Herr, ein Mann aus einer geachteten Familie, sich herabließ, ihr die Ehe anzubieten: sie konnte keine Antwort finden und bat ihn endlich, ihr zu erlauben, bis morgen diesen ihr so unerwarteten Antrag zu überlegen.

Bettina hatte eine schlaflose Nacht. Sie wandte sich in ihrem harten Bette bald auf die eine, bald auf die andere Seite, dachte und überlegte. Es dauerte lange, bis sie zu einem Entschlusse kam; denn wenn sie sich auch durch den Antrag sehr geschmeichelt fühlte, so war doch Balducci eigentlich nicht der Mann, den sie sich, wenn sie heirathen wollte, zum Gatten gewählt haben würde. Dann bedachte sie wieder, daß sie nicht mehr jung sei, und daß es, wenn das Alter komme, eine tröstliche Aussicht sei, anständig versorgt zu seyn, das würde schon manches Unangenehme erträglich machen. Außerdem war sie wirklich ihrem Herrn zugethan, bei dem und bei dessen Mutter sie von ihrer Kindheit an gelebt hatte. Sie entschloß sich also, Balducci's Antrag anzunehmen, und als er bei'm Frühstück sie um ihre Antwort bat, theilte sie ihm ihren Entschluß mit.

Das Nächste war nun, den Hochzeitstag zu bestimmen. Balducci, der seine Gründe hatte, die Sache zu beschleunigen, schlug einen der nächsten Tage vor. Bettina sah keine Ursache, die Verheirathung aufzuschieben, zumal da ihr Herr sie zu beeilen wünschte, und da der Bräutigam sechsundsechzig, die Braut über funfzig Jahre war, so war allerdings keine Zeit zu verlieren. Es wurde also ein naher Tag bestimmt und die Vorbereitungen zur Hochzeit wurden gemacht.

Diese waren sehr einfach. Balducci's Haus lag so nahe bei der Kirche, daß kein Wagen nöthig war. Verwandte waren von beiden Seiten nicht da, nur wenige Bekannte. Der einzige Gast, der zur Hochzeit geladen wurde, war der Priester, der in der Kirche Santa Croce fungirte, und Balducci und Bettina's Beichtvater war.

Der Hochzeitstag kam, und das Bündniß, das nur der Tod lösen sollte, wurde geschlossen. Bettina war Signora Balducci geworden. Die Eheleute gingen Arm in Arm aus der Kirche und wurden in ihre Wohnung eingelassen durch die neue Dienerin, welche auf Balducci's Befehl gemiethet war, um Bettina's Stelle

einzunehmen. Ein gutes Mittagsessen, wie es seit der Mutter Tode in dem alten Hause nicht auf den Tisch gekommen, war bereitet: Kohl und Kürbiß-Suppe, reichlich gewürzt mit geriebenem Parmesan-Käse, ein Gericht gekochten Fleisches, ein Ragout, ein gebratenes Huhn, Trüffeln die in Oel schwammen, dann eine Schüssel Polenta, garnirt mit kleinen Vögeln, ein vorzüglicher Käse von Lodi. Auf diese Delicatessen folgte ein Dessert von Aepfeln, Feigen, mostarda dolce *), geröfteten Kastanien und Biscuit.

Bettina, in ihrer neuen Würde als Hausfrau führte die Oberaufsicht über die Einrichtungen zum Mahle, und als die Kirchenuhr die zum Mittagsessen angesetzte Stunde schlug, ward leise an die Thür geklopft und diese schnell geöffnet.

— „Pax vobiscum" **), ließ sich eine freundliche, wohltönende Stimme vernehmen, und der Pater Clemente trat in's Zimmer. Es war ein langer, rüstig aussehender Mann, der in jeder Gesellschaft für hübsch gelten konnte. Er hatte einen röthlichen Teint, eine Adlernase und das schöngeformte, etwas hervorragende Kinn, das den Italienischen Gesichtstypus auszeichnet. Dunkelbraunes Haar umgab die Schläfen und kräuselte sich um die schwarze Kappe und weiße Stirn. Seine Augen blitzten von guter Laune und harmonirten mit dem gefälligen Ausdruck seines Mundes. Das lange schwarze Gewand nur halb zugeknöpft, verrieth die schöne Form des Körpers.

— „Pax vobiscum", wiederholte er, indem er seine Kappe abnahm, die er aber gleich wieder aufsetzte.

— „Et cum vobis" ***), antworteten Balducci und Bettina.

— „Meinen ehrerbietigen Gruß den Neuvermählten. Mögen Sie beide sich vieler glücklicher Jahre erfreuen". — sagte Pater Clemente, indem er Beiden eine Hand reichte und die ihrigen herzlich drückte — „Ich hoffe, ich komme nicht zu spät."

— „Wann käme wohl ein Priester zu spät zum Mahle?" sagte Balducci, der in ungewöhnlich guter Laune war.

— „Ich nicht," — antwortete Pater Clemente — „und wenn ich die Stunde vergessen hätte, so hätte der liebliche Wohlgeruch, der aus Ihrer Küche kommt und die Luft umher durchduftet, mich daran erinnert; er erfreut das Innerste meines Herzens."

— „Meine Frau hat sich bemüht, unserem Gast und unserem Hochzeitstage Ehre zu machen. Aber nun dürfen wir auch nicht

*) d. h. Pflaumen und andere Früchte eingemacht mit Zucker und Senfkörnern.

**) Friede sei mit Euch.

***) Auch mit Euch.

Digitized by Google

länger zögern, sonst riskiren wir, daß das was sie zugekocht, verdirbt."

Sie setzten sich zu Tische und begannen zu speisen. Bettina präsidirte zum ersten Male als Hausfrau an dem Tische, bei dem sie früher aufgewartet. Sie konnte eine gewisse Verlegenheit und Befangenheit über ihren neuen Lage hervorging, nicht verbannen; aber der heitere Muth des Vaters Clemente, bewirkte endlich, daß sie sich ganz behaglich fühlte. Was Balducci betrifft, so war er so angeregter guter Laune, besonders nachdem er einige Gläser Wein getrunken — es war sehr guter Montmelian — daß Bettina beinahe zweifelte, ob es noch ihr alter Herr wäre.

Endlich ward das Dessert aufgetragen und die Magd entfernte sich.

— „Meine Liebe," — sagte Balducci, der mit wundervoller Leichtigkeit sich in die Sprache der Eheleute hineinzufinden schien — „meine Liebe, ich habe eine kleine Ueberraschung für Dich, die Dir, denke ich, eben so viel Freude machen wird, als sie mir gemacht hat. Ich hatte diesen Morgen einen Weg in der Stadt zu machen und da bemerkte ich einen Anschlag mit der Nachricht, daß ein Gewinn von 100,000 Zwanzigern eben in der Lotterie gezogen, und die glückliche Nummer 4444 sei; wenn ich mich recht erinnere, ist das die Nummer Deines Looses."

— „O heilige Jungfrau!" — rief Bettina aus, indem sie ihre Hände zusammenschlug — „wie unglücklich bin ich!"

— „Unglücklich! meine Liebe; ganz im Gegentheil, Du müßtest es denn für ein großes Unglück halten, ein Vermögen von 100,000 Zwanzigern zu besitzen. Es ist kein Irrthum, ich bin in dem Hauptbüreau gewesen, um mich zu überzeugen."

— „Wohl ist's ein Irrthum, sagte Bettina, bleich vor Bestürzung. Balducci ward etwas unruhig. — „Ein Irrthum? wie meinst Du das?"

— „Der Gewinn gehört mir nicht, ich habe das Loos verkauft" — erwiderte Bettina mit stockender Stimme.

— „Das Billet verkauft!" — kreischte Balducci, indem er vom Stuhl aufsprang und beide Hände auf den Tisch stemmte; er heftete seine Augen mit furchtbarer Heftigkeit auf die zitternde Frau — „das Billet verkauft! sagtest Du? wann? warum? — sprich, Weib!" — schrie er, wild mit dem Fuß stampfend — „sprich!"

— „Halt, halt mein Freund," — sagte der Pater Clemente — „Sie erschrecken ja die Signora; lassen Sie ihr Zeit, die Fragen eine nach der andern zu beantworten."

Bettina war aufgestanden, instinctmäßig hatte sie hinter dem Stuhl sich gestellt, der ihr zum Schutz gegen den wüthenden Eheherrn dienen sollte.

— „Wo ist das Loos?" rief Balducci.

— „Ach leider, ich weiß es nicht; — sagte Bettina — „ich hab's verkauft,"

— „Wann? wo? warum?" fragte Balducci.

Der Pater Clemente legte seine Hand auf den Arm des Tobenden: — „Ich will sie fragen; überlassen Sie es mir." Dann wandte er sich zu Bettina und sagte freundlich: „Will die Signora mir wohl sagen, was sie über das Loos weiß?"

— „Mein Herr" — antwortete Bettina, die wieder in die früher gewohnte Redeweise verfiel — „mein Herr wird sich erinnern, daß er, als ich ihm erzählte, daß ich ein Loos genommen, mir Vorwürfe machte, wegen meiner Thorheit, und mir die geringe Wahrscheinlichkeit, einen Gewinn zu bekommen, vorstellte und daß ich fast sicher seyn könne, mein Geld zu verlieren."

— „Und warum sagtest Du mir nicht, was Du gethan? fragte Balducci heftig.

— „Ruhig, sanft!" unterbrach ihn der Pater, der Friedenstifter, seinen Arm berührend. Dann wandte er sich wieder zu Bettina: — „Will die Signora so gut seyn, zu sagen, warum sie nichts von dem Verkauf des Looses erwähnt hat?"

— „Weil mein Herr mir verboten hatte, je wieder davon zu sprechen."

— „Sie sehen, daß die Signora kein Tadel trifft", sagte der Pater.

— „Ich Thor, ich Schöps, ich Pinsel!" — rief Balducci — „mich so durch meine eigne Dummheit von einen Weibe täuschen zu lassen. Meinen Sie, daß ich würde geheir . . . .? — er hielt plötzlich inne, sich erinnernd, daß seine Beweggründe, Bettina zu heirathen, nicht rein genug wären, um das Tageslicht zu vertragen. Es trat eine Pause ein. Bettina's Augen waren mit zitternder Angst auf ihn gerichtet; ihr Schicksal schien an seinen Worten zu hängen. Er schlug sich vor die Stirn. „Ich bin ein ruinirter Mann!" rief er.

— „Nicht so;" — sagte der Pater Clemente — „wenn Sie in der Kaiserlich-Königlichen Lotterie einen Gewinn eingebüßt haben, so haben Sie dafür in der großen Lotterie des Lebens einen gewonnen. Ein gutes Weib, wie ich überzeugt bin, daß Bettina es seyn wird, ist mehr werth als 100,000 Zwanziger."

— „Ich will sie für die Hälfte lassen," — sagte Balducci mit Bitterkeit — „ja, ich will sie Jedem, der sie haben will, zum Geschenk machen, sogar noch etwas Hübsches zulegen, um sie los zu werden: sie ist so häßlich wie die Sünde und so alt, wie die Santa Sofia-Kirche selbst."

Statt etwas zu erwidern nahm der Pater Bettina's Hand und führte sie an die Thür. „Gehen Sie, Signora," — sagte er — „gehen Sie in Ihr Zimmer für eine kurze Zeit; er wird bald vernünftig werden,"

Digitized by Google

Er schloß die Thür hinter ihr und setzte sich wieder. Balducci rannte wie ein Toller im Zimmer auf und nieder. Der Pater wartete ruhig, bis seine Wuth erschöpft war; er hätte es eben so gut versuchen können, den Fluß Brenta, wenn er vom schmelzendem Alpen-Schnee angeschwollen, in seinem Laufe zu bemmen, als dieses Mannes Wuth zu dämpfen. Er füllte sein Glas wieder, und das des Wirthes. — „Trinken Sie," sagte er, — „Sie nöthigen mich, die Sonnenuhr zu machen, die Mittagslinie darf nicht verbrannt sein." — Balducci nahm mechanisch das Glas und leerte es.

— „Und nun reichen Sie mir gefälligst einmal die Feigen her."

Balducci reichte ihm schweigend den Teller. Einige Zeit sprachen Beide nicht — endlich sagte Balducci, als spräche er mit sich selbst:

„Wenn ich das nur gestern gewußt hätte!"

— „Was dann?"

— „Nun, dann hätte sie hinter meinem Stuhle gestanden, statt an meinem Tische obenan zu sitzen."

— „Am Ende" — sagte der Priester, gleichfalls als spräche er mit sich selbst — „ist die Sache für die Signora doch am Schlimmsten."

— „Wie wollen Sie das beweisen?" — sagte Balducci, sich aufrichtend. — „Habe ich nicht meine Dienerin geheirathet, indem ich dachte, eine Frau mit einem Vermögen von 100,000 Zwanzigern zu bekommen?"

— „Sie brauchen das Geld nicht — Sie haben immer mehr Geld gehabt, als Sie ausgeben können. Was hätte es Ihnen denn genützt, eine so große Summe im Kasten liegen zu haben, bloß um sie anzusehen? Sie hätten doch nicht das Herz gehabt, einen Gulden davon auszugeben. Jetzt, indem sie eine Person heirathen, die Ihnen so lange und so treu gedient hat, wie die Signora, haben Sie, wenn sie Ihre Frau nur mit der gewöhnlichsten Artigkeit behandeln, sich die liebevollen Dienste Derjenigen gesichert, deren Anhänglichkeit an ihre Familie und an Sie persönlich unzweifelhaft ist. Aber was für Aussichten hat Bettina? Sie ist mit einem Manne verheirathet, dessen Stand von dem ihrigen verschieden ist, der offen erklärt hat, daß er sie wegen Ihres angenommenen Vermögens geheirathet und der am Hochzeitstage seine Leidenschaft und seinen Aerger auf eine so erschreckliche Weise gegen seine unschuldige Frau ausgelassen hat. Mit dem Verkauf ihres Looses hat sie nur so gehandelt, wie sie glaubte, daß Sie selbst es wünschten."

Balducci setzte sich nieder und barg sein Gesicht in seine Hände.

— „Es ist wahr," sagte er endlich.

— „Bemühen wir uns denn, die Dinge zu lenken, wie sie

sind und unser Haupt vor der Weisheit des Höchsten zu beugen. Der Mensch denkt, Gott lenkt: sein Name sei gepriesen!“ — sagte der brave Priester, indem er seine Kappe abnahm, und sie dann wieder aufsetzte — „Warum sagen Sie nicht Amen, mein Sohn?“

— „Amen,“ — erwiderte Balducci und bedeckte wieder sein Gesicht mit seinen Händen.

— „Bekennen Sie Ihre Sünde und bitten Sie um Vergebung, mein Sohn“, sagte der Priester, mit der ganzen Würde seines Amtes. Er führte ihn zu einem kleinen Tische am andern Ende des Zimmers. Balducci, gewohnt seinem Beichtvater zu gehorchen, folgte, kniete nieder, beichtete dem Priester und empfing die Absolution unter dem Versprechen, die vom Pater aufgelegte Buße zu üben.

Diese war nicht streng, obwohl sie Achtsamkeit auf sich selbst von Seiten Balducci's erforderte: der Pater verlangte, daß er seine Frau mit Artigkeit und Aufmerksamkeit behandeln solle.

— „Wollen wir nun die Signora wieder hereinrufen?“ fragte der Priester. Balducci bejahte es. Der Pater verließ das Zimmer und kam nach kurzer Zeit mit Bettina zurück, deren bleiches Gesicht und verweinte Augen von der Aufregung zeugten, die sie bestanden hatte.

Balducci reichte ihr seine Hand und bat wegen seines leidenschaftlichen Betragens herzlich um Verzeihung.

— „Nun laßt uns auf Vergessenheit des Vergangenen und auf Glück für die Zukunft trinken“, sagte der Pater.

— „Von ganzem Herzen.“ — erwiderte Balducci — „Komm', Bettina.“

Sie nahmen ihre Plätze am Tische wieder ein.

— „Die Flasche ist leer;“ — sagte der Pater Clemente, indem er sie aufnahm und gegen das Licht hielt — „Sie müssen bei dieser Gelegenheit noch eine hergeben. Ein Hochzeitstag kommt nicht oft mehr als einmal im Leben eines Mannes.“

— „Laß mir ein Licht bringen, Bettina,“ sagte Balducci, indem er aufstand und den Keller-Schlüssel nahm.

Das Licht wurd gebracht und Balducci ging um noch eine Flasche Wein zu holen.

Nach wenigen Secunden hörte man ein lautes Geräusch, als ob Etwas fiel. Der Pater und Bettina eilten zur Thür hinaus, dahin, woher der Schall kam.

— „Heilige Jungfrau Maria,“ — rief Bettina — „der Herr ist die Kellertreppe hinunter gefallen!“

Die Treppe war dunkel wie die Nacht, aber ein tiefes Stöhnen, das von unten herauf tönte, zeigte, daß sie Recht hatte. In derselben Minute hatte sie ein anderes Licht angezündet und stieg hinunter. Balducci lag schwer verletzt am Fuß der Treppe; sein Kopf, hart getroffen, lehnte gegen die Kellerthür. Der Pater war

Digitized by Google

ein starker Mann, mit Bettina's Hilfe trug er den Verwundeten und beinahe Bewußtlosen die Treppe hinauf und legte ihn auf das Sofa in dem Zimmer, wo sie gespeis't hatten. Es wurde nach einem Arzt gesandt, der bald erschien und ihn untersuchte, wo sich denn ergab, daß nicht nur der Kopf verletzt, sondern auch ein Bein gebrochen war. Das Bein ward eingerichtet, der Kranke ins Bett gebracht und der Wartung und Pflege Bettina's übergeben.

Länger als sechs Wochen mußte Balducci das Bett hüten. Bettina's Güte und Fürsorge war unablässig; sie war eine unübertreffliche, nie ermüdende Wärterin. Auch Pater Clemente besuchte ihn regelmäßig; seine Fröhlichkeit erheiterte den Kranken, während seine Frömmigkeit ihn Ergebung in den göttlichen Willen lehrte. Balducci erstand von seinem Krankenbette als ein besserer und klügerer Mann; er hatte erfahren, daß es noch etwas Wünschenswertheres gebe als Reichthum.

— „Wollen Sie nun noch Ihre Frau für 50,000 Zwanziger weggeben?“ fragte der brave Pater, als Bettina ihrem Manne die Krücken hielt und ihm half, sich auf dieselben zu stützen.

— „Nein,“ — antwortete Balducci — „nicht für 100,000. Ich habe gelernt, ein gutes Weib über Alles zu schätzen, und den Gewinn, denn ich in der Lotterie des Lebens gezogen, jedem vorzuziehen, den die Kaiserlich-Königliche Lotterie in Wien darbieten kann.“

Eine romantische Geschichte.*)

Hoch pries ich die Göttin aller Schulmeister, nachdem ich von Lord H..... zum Hauslehrer seiner drei vollblütigen Kinder erwählt worden war. Meine kühnsten Wünsche sah ich erfüllt; die Tage der Flüchtlingsmisere waren vorüber und ein respectables Amt hatte mich aus dem Nichts des Londoner Lebens erlöst.

Undankbar, sehr undankbar zeigte ich mich gegen dieses Glück! Ich fing bald an die Göttin zu schmähen und mit derselben Galle sie zu verdammen, wie es andere Lehrernaturen des Continents thun, wenn sie unter dem Glück ihres gebenedeiten Amtes erliegen.

Lord H..... pflegte, sobald die Parlamentssaison zu Ende war, sein altehrwürdiges Schloß in der Grafschaft Mercia zu bewohnen. Das Castle lag einige Meilen von Worcester, in einer

*) Aus: Vier Jahre Memoiren. Vertraute Briefe von Eduard Schmidt-Weißenfels. Prag und Leipzig. Verlag von J. L. Kober. Die Red.

sehr lieblichen, ebenen Gegend Die Nebel waren selten und beschränkten nicht die Aussicht auf kleine, einfache Cottages, auf das grüne, saftige Gras weiter Wiesen, auf denen buntgefleckte Kühe weideten, oder auf die Felder, wo große, kräftige Bauern in Kamaschen und Cylinderhut mit dem Pflug die Erde furchten. Wie ein Silberband schlängelte sich in der Ferne der Severn, hinter dessen Ufer sanfte Hügelreihen sich erhoben, die sich dann am weiten Horizont in einer bräunlichen Luft verloren.

Das Schloß des Lords, gemeinhin von den Landleuten wegen seines eigenthümlichen, aus drei Flügeln bestehenden Baues, Threeangle-house genannt, trug noch manches Charakteristische aus der Zeit Karl's II., wo es erbaut worden war, und welches Walter Scott in seinen Romanen so detaillirt zu schildern liebte. Alte Ulmen und Buchen mit breiten Blätterkronen verbargen halb den Anblick seiner Façade und verliehen dem Bau etwas Düstermelancholisches. Der eine Flügel war zerfallen, sein Gemäuer war mit grünem Moos bewachsen und bildete einen bevorzugten Aufenthalt für Dohlen und Eulen, die sich vornehmlich in einem alten, runden Thurm genistet hatten, der am Ende des Flügels wie ein Wächter stand, um die alten Keller, in denen sich Kohl und Kartoffeln befanden, mit griesgrämiger und trotzig-komischer Geberde zu beschirmen.

Der andere, etwas besser gehaltene Flügel, auf dessen Dach sich ein modernes Belvedere erhob, enthielt die Nester für die gestrenge und gutgepuderte Dienerschaft Seiner Lordschaft. Auch ich, Hauslehrer des Lords, hatte hier mein liebes Nestchen mit gut Englischer Ventilation auf hartem Matratzenbett; die Fenster gingen auf den hinter dem Schlosse gelegenen Park hinaus, dessen alte Bäume mein bescheidenes Zimmer beschatteten.

Der mittlere Flügel war das Herrenhaus und befand sich in gutem, restaurirtem Zustande, enthielt Bibliothekzimmer, die Gesellschaftsrooms, die Parlours und die Wohnzimmer der altadelichen Familie.

Die Hauptperson des Schlosses war der Lord, der mich bezahlte: ein echt Englischer Typus, sehr aristokratisch, sehr ceremoniös, sehr steif und sehr kurz angebunden. Wen er bezahlte, der war sein Diener, und wen er von seinen Dienern besonders gern sah, den nahm er mit auf die Jagd. Ich hatte die Ehre, mit Seiner Lordschaft öfter jagen zu dürfen. Seine Gemahlin war mit ihm etwa in gleichem Alter; ihr edles Haupt zählte ein halbes Jahrhundert, welche Zeit sichtlich ihre Nase bis zu jenem Colorit cultivirt hatte, wie ihn die Rothhäute besitzen; sie mochte Gesundheit repräsentiren, diese schöne, dicke, rothe Nase; aber die Pflege mit starkem Sherry und Portwein hatte sicherlich auch dem begünstigten Gliede reichliches Kupfer zugeführt. Mylady war eine Schottische Gräfin von Geburt und ich stellte sie mir immer als

Digitized by Google

die Großmutter Rob Robin's vor; sie war sehr nervös, litt viel an Ohnmachten und lief nie zu Fuß, obgleich sie große Füße wie eine Schweizerin hatte; auch habe ich sie niemals lächeln, geschweige denn lachen gesehen.

Das Resultat dieser Ehe war ein Kinderkleeblatt, welches jetzt in einer speciellen Skizze übergeben werden war. Es bestand aus einem [illegible] Mädchen von lieblichster Schönheit, welche jemals Albions bleiche Sonne mit [illegible] Locken und Wimpern, mit blauen Augen und [illegible] Haut [illegible] hatte; einem nicht minder schön gebildeten Mädchen im Alter von vierzehn Jahren, welches nach dem bösen Beispiel der Mutter [illegible] Liebhaberei für Ohnmachten bezeigte, und aus einem kleinen, boßhaften Lord von elf Jahren, der statt seiner aufgegebenen Arbeiten, die Schwächeste von Männerchen mit spinnewürren Beinen und fürchterlichen Nasen zu garniren pflegte; infolge dieser sichtlichen Begabung für den Pinsel, mußte ich auch der Lordschaft junior zwei Stunden Zeichenunterricht besonders ertheilen.

Die übrigen Bewohner von Threeanglehouse waren eine alte, gutmüthige, aber sehr schwer hörende Gouvernante für die Kinder; ein alter, ergrauter Diener, der wie zur Familie gerechnet wurde; einige Kutscher, Lakaien, Köchinnen, Mägde und ein gestrenger, stets mit der Amtsmiene umherwandelnder Castellan.

Die Glückseligkeit eines Hauslehrers bei einem Englischen Lord ließe sich bis in's Endlose schildern. Vor allem vindicirt sie ihm eine duldende Lakaiennatur, denn der Hauslehrer hat keinerlei Vorrechte vor dem Kammerdiener; er ißt mit diesem an demselben Tische, rangirt bei allen Gelegenheiten neben dem Hausbedienten und ist nur darin bevorzugt, daß er nie anders als in Frack und sauberer, weißer Wäsche zu erscheinen hat. Es bedurfte einiger Wochen, ehe ich mich darein fand, nicht mehr über die Gleichstellung mit den Bedienten im geheimen zu murren.

Den Herrn Lord bekam ich nur des Sonntags nach dem Gottesdienst zu sehen. Alsdann pflegte mich derselbe nach seinem Parlour zu rufen und Rechenschaft über die Aufführung und Leistungen seiner Kinder zu begehren. Gemeinhin erklärte ich mich stets für sehr befriedigt und hütete mich wohl, irgendwelche Beschwerde zu führen, die nur sehr nachtheilig für mich werden konnte. Als ich einst mich über die Bosheiten des jungen Lords beschwerte, bestrafte Seine Lordschaft allerdings seinen Erben mit Entziehung des sonntäglichen Mittagsbrotes; aber er fand es gleichwohl sehr impertinent von mir, daß ich ihm die Fehler seines Sohnes angegeben und Mylady machte mir mehre Tage lang darüber ein sehr böses Gesicht. Seit dieser Zeit unterdrückte ich jede Beschwerde, die ich zu führen wohl Grund gehabt hätte. Eine gewisse Selbständigkeit genoß man mir nur in den Unterrichtsstunden. Die alte Gouvernante wohnte denselben re-

gelmäßig bei, aber schon nach wenigen Minuten pflegte sie in ein gesundes Schnarchen zu verfallen.

Zuweilen ging eine leise Verwunderung darüber durch meinen Sinn, daß der edle Lord mir seine Töchter mit so großem Vertrauen empfohlen hatte. Am Ende war ich doch noch jung, und nach der Herstellung von meinen Strapazen wieder so jungfeurig, daß ich junge Mädchen, die wie Rosen blühten, über alles liebte. Freilich traut ein Englischer Vollblut einer plebejischen Hauslehrernatur keinerlei Empfindungen zu, und am allerwenigsten hält er es für möglich, daß eine so gedrückte Proletarierseele irgendwelche Gefühle für Sprößlinge seiner Race zu hegen wagen dürfe. Leider hatte sich der Lord in meiner Natur geirrt; ich war kühn genug, Empfindungen zu hegen und schreckte keineswegs vor der Impertinenz zurück, eine Tochter Lord H. . . .'s für reizend und in gewissen Momenten sogar für göttlich zu halten.

Miß Eveline, die älteste Tochter Seiner Lordschaft, hatte meine ganze Natur, die nur mit Gewalt in dem Joche der Hauslehrerschaft ging, revoltirt und um keinen Preis der Welt hätte ich in meiner trostlosen Stellung diese zärtliche Empfindung aus meiner Brust reißen können. Ihr vor allen gab ich mit Eifer Unterricht und benutzte die Französischen Stunden dazu, sie einen ganzen Katalog der Liebe erlernen zu lassen. Indessen war ich unwillkürlich durch meine Stellung schüchtern geworden; ich war so blöde, wie ein Junkersohn, der eben aus der Provinz kommt, und erröthete selbst, wenn ich in den Himmel von Eveline'ns Augen blickte, als hätte ich noch niemals einem hübschen Gesichte gegenüber gesessen. Meine reizende Schülerin hatte jedoch keine Ahnung von den Gefühlen, die ihren Hauslehrer bewegten; sie hätte eine solche Erscheinung wahrscheinlich für gar nicht möglich gehalten und verläugnete ihr aristokratisches Blut keineswegs. Ich selbst hütete mich wohl, irgend etwas von der Impertinenz meiner Empfindungen merken zu lassen, sondern begnügte mich, aus langer Weile und Liebesnoth Verse auf meinem Zimmer zu machen, von Eveline zu schwärmen und zum Zeitvertreib aus ihr ein Ideal meiner Hoffnungen zu formen. Begleitete ich sie mit ihrer Schwester Alice und mit der alten, niefehlenden Gouvernante zum Pfarrer des nächsten Dorfes, den sie sehr häufig besuchten, so führte ich sie am Arme, fand die alten Bäume und die grünen Wiesen, die lieben Ochsen und die dummen Hammel über alles schön und schwärmte dermaßen, daß Eveline oftmals laut auflachte und sagte:

„O, Sir, was sprechen Sie für Unsinn!"

Sollte man es wohl glauben, daß ich entzückt war, wenn sie dieß gefunden hatte? —

Der Sommer war zu Ende, als Lord H. . . . . mit seiner Gemahlin und dem jungen Lord eine Reise nach Schottland unternahm, um die Gräfin G. . . ., die Schwester Mylady's, auf

Digitized by Google

einige Wochen zu besuchen. Die festgesetzte Zeit der Abwesenheit verstrich jedoch, ohne daß der Lord, die Lady und der junge Erbe zurückgekehrt waren. Allmählich bemächtigte sich der zurückgebliebenen Bewohner von Threeanglehouse eine mit jedem Tage wachsende Unruhe, bis diese endlich durch ein Schreiben Seiner Lordschaft beschwichtigt wurde, welches meldete, daß Dero Gemalin, kaum daß sie ihr Lager verlassen, von Schwester Angelika, arge Krankheitsanfälle bekommen und es ganz unmöglich sei, an eine Abreise nur auch zu denken sei. Zugleich befahl der Lord, daß mit Ausnahme des Castellans, seiner kranken Frau und dem lieben Vieh, alle Bewohner von Threeanglehouse sogleich nach Schottland zu den Gütern der Gräfin G. . . . abreisen sollten.

Diesem Befehle gemäß, der sich natürlich auch auf mich bezog, rüsteten sich die Töchter des Lords schnell zur Abreise, und schon am nächsten Tage nach Empfang des Schreibens verließen wir das ehrwürdige Schloß, dessen Mauern und Ulmen ich nicht wiedersehen sollte.

Zuvörderst schlugen wir den Weg nach Liverpool ein, um von dort aus mit einem Schiffe unser Reiseziel zu erreichen; es war dieß sowohl der nächste als auch bequemste Weg, den wir wählen konnten.

(Beschluß folgt.)

Die Tungusen.

(Beschluß.)

Was die Handarbeiten der Tungusen betrifft, so sind vorzüglich zu erwähnen: die rawdugi, gegerbten Rennthierfelle, die so weich und fein verarbeitet werden, daß man sie allen anderen derartigen Ledern zur Seite stellen kann, und ferner die mandari, gegerbten Hirschfelle, die mit Beeren- oder Erlenrinde gefärbt werden, und in ihren verschiedenen Farben dem Saffianleder nahe kommen. Die Kleider, haben einen sehr gefälligen Schnitt, sind mit Geschicklichkeit genäht und geschmackvoll mit Glasperlen verziert. Die für das häusliche Leben ganz unumgänglich nothwendigen Geräthschaften verfertigen die Tungusen mit Hilfe eines Messers so fein, daß sie den von Tischlern gearbeiteten in nichts nachstehen; hieraus kann man schließen, daß die Tungusen mit einer solchen angeborenen Geschicklichkeit, bei gute[illegible] Beispiele in mechanischen Arbeiten zahlreiche Fortschritte machen würden.

Die Lebensweise der ansäßigen Tungusen ist ganz und gar verschieden von der der nomadisirenden. Die ansäßigen Tungusen leben

in den Colonien in kleinen Wohnungen nach Art der Russischen Bauernhäuser, in welchen sich außer der Familienstube noch ein besonderes Local, die eigentliche Gaststube befindet. Oefen haben sie nicht, man ersetzt dieselben durch Kamine, welche auf eine gefällige Weise mit Thon angestrichen werden. Die Fensteröffnungen werden, wegen Mangel an Glas, mit Frauenglas oder gereinigter Seehundsblase verschlossen, im Nothfalle bedient man sich auch starker Eisstücke. Das häusliche Leben der ansäßigen Tunguſen hat im Allgemeinen viel Aehnlichkeit mit dem der Russischen Bauern, sogar in Bezug auf die Viehzucht, obwohl nur Wenige an eine derartige Beschäftigung gewöhnt sind; wahrscheinlich haben diese Tunguſen die Vorzüge einsehen gelernt, welche den an festen Wohnplätzen sich aufhaltenden Leute zu Gute kommen, und suchen daher gern ihre Lebensweise zu verbessern, wodurch sie auch die Aufmerksamkeit der Nomaden-Völker auf sich ziehen. Ihre Kleidung besteht aus Rennthierfellen, welche sie gegen andere Dinge von den Rennthier-Tunguſen eintauschen; die Hauptnahrung bilden Fische mit Fett von Seethieren vermischt. Der Fang dieser Seethiere ist die Hauptbeschäftigung der ansäßigen Tunguſen und bildet ihren einzigen Reichthum. Außer den Küchengewächsen bauen sie noch Kartoffeln, die zeitweilig ganz befriedigend ausfallen.

Der Wiesenbau wird wenig betrieben, weil durch die Lage der von ihnen bewohnten Gegenden, in der Nähe des Meeres, dem Vieh auch für den Winter hinreichendes Futter verschafft wird. Im Sommer beschäftigen sich die ansäßigen Tunguſen mit Fischfang, wodurch sie das hauptsächlichste Nahrungsmittel gewinnen, nicht minder auch für ihre Hunde, die hier unbedingt nothwendig sind; in der Frühjahrs- und Herbstzeit gehen sie auf den Seethierfang, im Winter auf die Jagd, welche aber nicht bedeutend ist, da sich vorzüglich die nomadisirenden Tunguſen damit beschäftigen.

Endlich giebt es noch eine dritte Art Tunguſen, die sogenannten sitzenden — sidjatschie —, die weder Rennthiere haben, noch an festen Wohnplätzen sich aufhalten. Ihre Lebensweise verdient, bei den Entbehrungen, die sie ertragen müssen, ein wahrhaftes Mitleiden: sie leben in elenden Erdhütten oder Jurten. Ihre Kleidung erhalten sie von den Rennthier-Tunguſen gleichsam als ein Almosen geschenkt; die tägliche Nahrung besteht aus Fischen, und es geschieht nicht selten, daß sie bei unglücklichem Fange oft mehre Tage hintereinander hungern müssen. Ihr ganzes Vermögen bilden sechs oder acht Hunde, mit deren Hilfe sie, des Fischfanges wegen, von einem Flusse zu dem anderen ziehen.

Die den Tunguſen eigenthümliche Kleidung und Sprache hat sich eigentlich nur noch bei den Nomaden dieses Volksstammes erhalten.

Die hauptsächlichsten Aufenthaltsörter der nomadisirenden Tunguſen anzugeben ist schwierig; in der Winterzeit ziehen sie

Digitized by Google

von einem Orte zu dem anderen, je nachdem die Jagd ergiebig und Futter für die Rennthiere zu haben ist. Derartige Oerter, wo sie einige Tage oder eine Woche bleiben, finden sich hier in zahlreicher Menge; für gewisse Zeiten im Jahre haben die Tunguſen ihre bestimmten Punkte, an denen sie zusammen kommen, so zum Beispiel zum Zwecke der Ablieferung des Jassak, und im Sommer an der Mündung des Aldanschen Fischfanges, diese Oerter werden stoibischtschi genannt; von den Oertern Stoibischtschi sind zu erwähnen der axlinskische und der ungarmskische, beide auf dem Jakutskischen Tracte, und der galamischinskische, 400 Werst von der Jutskischen Colonie. Die Tunguſen nomadisiren hauptsächlich in der Umgegend der Olzskischen und Jamskischen Colonie, ihre Stoibischtschi daselbst benennen sie nach den Namen ihrer berühmtesten und reichsten Stammväter oder der Starosten, so: die Stoibischtschi Chawarowa, Sibina, Amamitscha und andere. Im Sommer versammeln sich die Tunguſen in zahlreicher Menge am Ulja-Flusse, in der Nähe des Seglauskischen Vorgebirges und des Tauiskischen Dorfes. Der hauptsächlichste Zweck der zeitweiligen Versammlungen ist die Ablieferung des Jassak, zu dieser Zeit trifft der Isprawnik an den bestimmten Oertern ein, um die Pelzsteuer einzusammeln, und bringt den Völkern Vorräthe an Pulver und Blei. Sobald dieses Geschäft beendet ist, ziehen die Tunguſen von Neuem in die Berge, um zu jagen und der Rennthierzucht sich zu widmen.

Der Pelzhandel ist größtentheils in den Händen der reichen Tunguſen und von hier geht dieser Reichthum zu den Kaufleuten über. Die armen Leute tauschen ihre Pelze gegen Rennthiere und gegen Rennthier-Kleidung ein. Die reichen Tunguſen aber, denen es an Nichts fehlt, brauchen ihre Felle nicht unbedingt wegzugeben, und bewahren sie daher auf bis zur Ankunft der Kaufleute, wo sie dann das Pelzwerk gegen Thee und Tabak eintauschen. Wenn der Tunguſe mit diesen Bedürfnissen in hinreichender Menge versorgt ist, so tauscht er die noch übrigen Felle ein gegen Zitz, Gingang, Nanking, Dabin, — Chinesische Leinwand — bisweilen auch Seide und Tuch, und so kommen endlich alle Pelze in die Hände der Kaufleute. Diese Pelz-Industrie bildet den einzigen Reichthum des Landes, aber man kann mit Recht sagen, daß dieser Reichthum ausschließlich bei den Kaufleuten sich concentrirt. Dieser Tauschhandel ist sehr vortheilhaft, weil der Preis der Pelze im Verhältniß niedriger steht als der Preis der Kaufmannswaaren. Eine schlechte Jagd hat auch Einfluß auf den Werth der Pelze, denn da der Tunguſe die gewohnten Bedürfnisse nicht entbehren will, so stellt er in einem solchen Falle auch den Preis der Felle höher, um die nöthigen Waaren zu erlangen. Uebrigens kann man diese Quelle des Reichthums nicht als eine bestimmte angeben, indem der Erfahrung gemäß die Anzahl der Pelze von einem Jahre

sich vermindert, und es schon Jahre gegeben hat, wo nur mit Mühe der Jassak zusammengebracht werden konnte und die Leute kaum im Stande waren, das nöthige Pulver sich zu kaufen. Daraus kann man schließen, daß diese Quelle mit der Zeit entweder ganz versiegen, oder wenigstens aufhören wird, für dieses Land ein Erwerbszweig zu seyn.

Miscelle.

Frauentapferkeit. Beispiele von Frauentapferkeit und Entschlossenheit bieten Christine Gyllenstierna, Witwe von Sture, die im Jahre 1520 gegen Christian II. sich tapfer vertheidigte, dann Katharina, verwitwete Gräfin von Rudolstadt. Als im Jahre 1547 Karl V. aus Sachsen nach Franken zog, erlangte die Gräfin vom Herzog Alba Schutz für ihr Land. Der Herzog wohnte mit seinem Generalstabe auf dem Schlosse von Rudolstadt und ward von der Gräfin auf das beste bewirthet. Da kam die Botschaft, daß die Spanier auf den Dörfern Plünderung und Grausamkeiten, dem Kaiserlichen Schutzbrief zum Trotz, verübten. Die Gräfin Katharina rief ihre Beamten und Vasallen zusammen, ließ alle Thore schließen und trat mit ihren bewaffneten Leuten zum Herzog, der eben bei'm Frühstück saß. Sie bat um einen schriftlichen Befehl, die Plünderung und den anderen Unfug einzustellen. Da der Herzog zögerte, so erklärte sie, daß keiner der Herren das Schloß lebend verlassen würde, wenn der Befehl nicht augenblicklich ausgestellt werde. Der Herzog von Alba sah sich gefangen, und der mitanwesende Herzog von Braunschweig rieth ihm, den Willen der gestrengen Frau zu erfüllen. Es geschah, und die Gäste schieden freundlich. Nicht minder entschlossen bot eine Frau von Bülow in Borum ihre Söhne und Bauern auf, als sie 1540 von den Güstrowern überfallen wurde.

Daß Frauen als Soldaten in Regimenter treten und Jahre lang unentdeckt den Waffendienst verrichten, ist durch mehrfache Beispiele erwiesen. So erhielt ein Frauenzimmer, das dem König August 18 Jahre als Musketier gedient hatte, am 10. November 1721 einen ehrenvollen Abschied in Dresden. Johanna Sophie Kettner aus Tutting im Eichstädtischen trat 1738 in das Kaiserliche Heer und diente mehre Jahre als Gemeiner und Corporal. Im Jahre 1744 ward bei Gelegenheit einer Krankheit ihr Geschlecht entdeckt und sie von der Kaiserin mit einer Pension entlassen. Sie starb am 21. Januar 1801 in Eichstädt und wurde mit militärischen Ehren bestattet. Maximiliane von Leithorst,

Digitized by Google

natürliche Tochter des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, diente als Cornet gegen die Türken und starb 1747 als Lieutenant 44 Jahre alt in Wien. In den Deutschen Heeren, die 1813 gegen die Franzosen fochten, waren mehre Mädchen, die für ihre Tapferkeit mit Orden geschmückt wurden, wie Probaska, Jo-

Zu nennen sind auch die Frauen, die ihren Gatten auf Feldzügen treue Begleiterinnen waren. Engel von Langwies, geborne Egli, folgte ihrem Manne, einem Schweizerhauptmann, nach Paris, Aegypten, Elba und bis Waterloo, wo er als Oberster fiel. Sechs ihrer Söhne starben auf dem Schlachtfelde, zwei derselben begleiteten Napoleon I. nach Helena; einem Sohne folgte sie nach Neu-Orleans und kehrte, als dieser gestorben, nach Europa zurück. Sie selbst endigte 1853 ihr vielbewegtes Leben im Spital zu Zürich. Dem General Baron von Riedesel folgte seine Gemahlin, geborne von Massow, nach Amerika und war in den Feldzügen (1776 bis 1783) seine standhafte Begleiterin. Ihre Briefe erschienen im Jahre 1800 im Druck. Ein Mädchen in Oederan, Dorothea Graupner, wurde 1806 von den die Stadt plündernden Bayern aus der Frohnfeste aufgenommen, ging 1807 an einen Französischen Dragoner über, ließ sich dann einem bei den Dragonern dienenden Calabresen in Valenciennes antrauen und begleitete ihn nach Spanien und Rußland, wo sie 1812 gefangen wurden. Im Jahre 1814 kehrte das Ehepaar nach Calabrien zurück. Als sie bald darauf Witwe wurde, folgte sie einem Deutschen nach Deutschland.

In älteren Zeiten finden wir die Frauen der Dithmarsen und die von Löwenberg in Schlesien als tapfere Heldinnen und die Maria Schwendi als Autorin eines förmlichen Fehdebriefes gegen ihre Schwester von Wallenrode d. d. 15. Mai 1565. Bei Belagerungen zeichneten sich namentlich die Frauen von Culm und Elbing mehrfach aus, und in dem Kriege, den die Franzosen und Bayern gegen die Oesterreicher in Tyrol führten, fehlte es nicht an heldenmüthigen Frauen und Mädchen, welche das Feuerrohr geschickt zu führen verstanden. Noch im Jahre 1853 gab es in Fugen in Tyrol eine Frauenschützengesellschaft.

Welch einen wahren Heldenmuth die Frauen bei Epidemien als Krankenpflegerinnen entwickeln, haben die Kriegsjahre 1813 bis 1815 zur Genüge gezeigt. Vor allen ausgezeichnet ist Magdalena Eckert, geborne Rhein aus Straßburg, die 1813 bis 18[illegible] in Düsseldorf die verwundeten Krieger beider Parteien [illegible], wofür sie von Friedrich Wilhelm III. und Ludwig XVIII. [illegible] wurde. Sie starb am 28. Juni 1856.

Hamburg. Gedruckt in J. [illegible]'s Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1858. 1ster Band. 15tes Stück.

Eine romantische Geschichte.

(Beschluß.)

Die Besitzungen der reichen Gräfin G...., der Schwägerin des Lords, auf welchen sich dieser mit seiner erkrankten Gemahlin zur Zeit befand, lagen hart an der Nordküste Schottlands, auf jener schmalen und gebirgigen Landzunge, die sich von Inverrary südwärts bis zur Insel Arran erstreckt und die romantische Clyde-Bay bildet, deren Klippen und Riffe die gefährlichsten des ganzen Nordkanals zwischen Irland und Schottland sind. Dampfschiffe unterhielten zu damaliger Zeit noch keine Verbindung zwischen Liverpool und jener, durch ihren Reichthum an Fischen berühmten Bay; so mußten wir denn ein Segelschiff miethen, welches an einem klaren und kalten Herbstabend den trüben Golf von Merecambe durchtanzte.

Schon am nächsten Tage jedoch erhob sich einer von jenen anhaltenden und vorher selten erwarteten Stürmen, welche die Irische See immerdar zu einem der unangenehmsten und gefahrvollsten Gewässer machen. Bald setzte sich ruckweise ein eisiger Wind in die Segel des Schiffes und zerzaus'te heulend die Takelage; die schwarzen Fluten leckten an den Bord des Schiffes und überfluteten dann mit ihren Kronen von weißem Gischt das Deck, wo sie wie wahnsinnig diese Kronen abschüttelten, um sie mit einer neuen Wellenflut herunterzuschlagen. Dem kleinen, machtlosen Schiffe wurde von dem wilden Elemente schwer mitgespielt; bald schien es mit dem Bugspriet den Himmel mit seinen grauen, zerrissenen Wolken zu spießen, bald glaubte man, es wolle sich fest in den Grund des Meeres rennen. Segel und Tauwerk waren eingerefft und machtlos jede Anstrengung des Steuers: das arme Schiff wurde wie ein Ball geworfen und gefangen.

Mehr als sonst stellte sich nun auch bei den Passagieren jenes diabolische Gefühl in der Magengegend ein, welches schlecht-

Digitized by Google

hin Seekrankheit genannt wird, aber die Leiden aller Krankheiten zu umfassen scheint. Athem und Luft vergehen dem Sterblichen, wenn das Schiff mit dem Bugspriet in die Wolken rennt, und der entsetzlichste Kitzel quält die Magendecke, sobald das Schiff in den Grund schießt. Man wird resignirt, hat kein Gefühl gegen Winde, Wind und Wasser, wünscht sich den Tod unter jeglicher Gestalt, legt sich verzweifelt auf dem Decke nieder und läßt die Elemente willenlos und widerstandslos mit sich spielen.

Auch ich war nicht gelehrter als die übrigen Passagiere und lag in der gemeinsamen Verfassung an der Brüstung des Decks, um still vor mir hin über mein Loos zu sinnieren. Gerade meiner Stellung, hatte ich mich neben des Lords Töchter gestreckt, welche in der verzweiflungsvollsten Kolik waren und denen keiner Hilfe und eine doch nur vergebliche Unterstützung spendete. Die alte Gouvernante stöhnte in der Kajüte und der alte Diener war gänzlich mit sich in Verfall. In diesen für alle so kläglichen Lage hatte ich mir allein einige Energie bewahrt und zwar, weil meine leidenschaftliche Liebe zu Eveline, die neben mir lag, noch über die Seekrankheit ging.

Die beiden jungen Mädchen waren faßt sinnlos vor Uebelkeit und Schmerzen. Sie achteten nicht, daß die Wellen sie bespritzten und alle ihre Mäntel und Kleider vollständig durchnäßten; sie beobachteten keine, sonst so strenge aufrecht erhaltene Ordnung ihrer Toilette, sondern ließen widerstandslos und ohnmächtig den Sturmwind mit ihren Kleidern spielen.

Mit ängstlicher Sorgfalt bemühte ich mich, das aufliegende Kleid Eveline'ns auf ihrem Stiefel festzuhalten, während ich nicht daran dachte, mit eben solcher Aufmerksamkeit das freigewordene Bein Alice'ns wieder zu bedecken; ich rechtfertigte mich selbst damit, daß ich genug zu thun glaubte, wenn ich nur einen indiscreten Blick auf das schöner geformte Beim der älteren Schwester verhinderte. Der Sturm wüthete immer mehr, und in Harmonie mit seiner verstärkten Gewalt vermehrte sich auch das Leiden der beiden Schwestern. Ich hatte mitleidig den Kopf der geliebten Schülerin in meinen Schooß gelegt, da sich die Unglückliche bei ihren verzweifelten Bewegungen denselben verwundet haben würde.

Plötzlich krachte das Schiff. Ein gellender Schrei tönte aus dem unteren Raum heraus. Der Capitain selbst blieb einen Augenblick bestürzt, dann aber befahl er, den Nothschuß zu lösen, dessen dumpfer Knall auch bald durch das ihn übertönende Gekrach der Wogen dröhnte. Wir saßen auf einer Klippe fest. Die Passagiere waren durch diese äußerste Gefahr aus ihrer Resignation gerissen worden und erfüllten die Luft mit Jammergeschrei. Eveline aber und Alice blieben wie besinnungslos neben mir liegen, während ich halb vor Frost, halb vor Angst zitterte und bebte.

Zum Glück befanden wir uns ganz dicht bei der Insel Arran, auf der man unser Signal und die Laterne am schwankenden Mast wahrgenommen hatte. Bald kämpften sich denn zwei Lootsenboote durch die schäumende Wellenflut und klammerten sich an unser Schiff. Ein allgemeines Drängen fand auf den Treppen statt, die vom Deck des Schiffes nach den Lootsenbooten herabgelassen wurden; jeder wollte der Erste seyn, und die Angst um das Leben, die verzweiflungsvolle Furcht, nicht schnell genug gerettet werden zu können, ließen nicht allein jeglichen sich ausschließlich mit sich selber beschäftigten, sondern behinderten auch eine, bei ruhiger Stimmung leicht einzuführende Ordnung und Sicherheit bei'm Verlassen des Schiffes. So aber suchte jeder dem anderen zuvorzukommen und keiner gab sich die Mühe — im Egoismus und in der Angst, sich selbst zu retten — an eine Unterstützung anderer zu denken. Auch ich hatte gleich bei'm Anlegen der Lootsenboote mich dem Ausgange zugedrängt; unbekümmert um Alice, hatte ich die ohnmächtige Eveline in meine Arme genommen und stieg, behindert von einzelnen Verzweifelten, die sich an mich klammerten, und gestoßen von den Geängstigten, mit Lebensgefahr die Treppe hinab; mehr als einmal war ich nahe daran gewesen, mit meiner theuren Last in die schwarze, schäumende Flut zu stürzen.

Endlich waren sämmtliche Passagiere und die Mannschaft in den Booten untergebracht, und auch Alice, mit der ich selbst mich nicht hatte bebürden können, war von den Matrosen in das Boot geschafft worden. Mit Gefahren, aber ohne Unfall, erreichten wir die Küste und überstanden die unglückliche Nacht in den elenden Fischerhütten des Strandes, wo sich ein Jeder bemühte, seine Kleider zu trocknen.

Am andern Morgen hatte sich der Sturm vollständig gelegt; das Meer schaukelte sich immer matter nach dem Kampfe und die Sonne brach durch die flüchtenden grauen Wolken. Die Passagiere waren wieder wohler, wenn auch angegriffen, und hatten meist vermocht, ihre Garderobe zu wechseln, da sämmtliches Passagiergut gerettet worden und das Schiff selber dem Untergange entronnen war.

Eveline, welche ich nach dem Betreten der Küste einer Fischerfrau übergeben hatte, kam bleich aber schöner denn je, auf mich zu und dankte mir erröthend für meine ihr geleisteten Dienste. Sie hatte keineswegs, wie ich vermuthete, die Erlebnisse der Nacht ohne Bewußtseyn durchgemacht, sondern schien jede meiner Handlungen in halber Ohnmacht geduldet zu haben. Wie dieses schöne, in Verlegenheit erröthende Mädchen so vor mir stand, da vermochte ich nicht länger meine Gefühle zurückzuhalten, sondern gestand der Geliebten, wie theuer sie mir sei und wie glücklich eine Erwiderung meiner Liebe mich machen würde. Das

Digitized by Google

Geständniß muß um so rührender geklungen haben, als ich die Englische Sprache doch nur unvollkommen in Gewalt hatte und mir bei dieser Gelegenheit die Worte mehr denn sonst fehlten. Miß Eveline senkte tieferröthend ihr Antlitz; sie sprach kein Wort, aber sie überließ mir willig ihre reizende Hand und zog sie nicht [illegible] sie entzückt drückte und das holde Mädchen in [illegible] am Strande der Clyde Bay, [illegible] und Beteuerungen [illegible] Grafin [illegible]

[illegible] es war bereits Abend, als [illegible] Unterredungen der Gräfin [illegible] anerkannten. Ich war überglücklich und begrüßte [illegible] zum Empfange seiner Kinder anwesenden Lord mit dem geheimen Gedanken, daß er bald mein sehr ehrenwerther Schwiegervater sein werde. Seine Lordschaft, welche dieß von mir ihm zugedachte Glück nicht ahnten, nahmen vorläufig keine Notiz von mir, sondern benahmen sich ganz so wie sonst und als ob ich nur ein Hauslehrer sei. Ich versprach mir nicht wenig von seiner Dankbarkeit und hoffte, in vollem Jubel von ihm als Eidam begrüßt zu werden, ein Gruß, der hinsichtlich der klingenden Mitgift viel Reiz haben mußte. Kaum waren wir denn im Herrenhause angelangt, als ich meiner Sehnsucht anständige Schritte verlieh und in das Vorzimmer des Lords trat. Ich ließ mich dem gnädigen Herren melden, um nichts geringeres, als die Hand seiner Tochter, seinen Segen und sein Geld zu bitten.

Seine Lordschaft empfingen mich mit der gewohnten Abgemessenheit. Mein stolzer Muth mußte in diesem entscheidenden Augenblicke einen Anfall von Schwäche bekommen haben, denn er half mir nicht; verlegen und bangend stand ich denn vor dem Lord, wußte kein Wort zu sagen, und drückte meine Finger wie ein ausgescholtener Schuljunge entzwei. Das einzige Mittel, mich zu ermuthigen, bestand darin, daß ich die Augen zumachte. Sobald ich nun nichts mehr sah, fing ich an zu stottern, machte sehr viele Ach! Ach! titulirte sehr oft, entschuldigte mich bei jedem Worte und war, ich weiß nicht wie, endlich mit Hilfe der schlechtconstruirtesten Sätze mit dem Geständniß meines Herzens fertig.

Als ich endlich genug gesagt hatte, erlaubte ich mir ganz still zu schweigen. Seine Lordschaft, welche bisher auch sehr still gewesen, [illegible] ruhten sich mit [illegible] dann: [illegible] Eveline zu bitten. [illegible] Herz schwelgte in Hoffnungen [illegible] Der Lord trat nun auf mich zu, [illegible] meine [illegible]

Ich aber stand da wie versteinert und fühlte nur meine Romantik mit Kettengerassel an die Rippen hinunterfahren; mein Mund stand weit offen und hauchte den letzten Seufzer der romantischen Schwärmerei aus; dann weinte ich vor Zorn und lief auf mein Zimmer, um die fürchterlichsten Entschlüsse in's Werk zu setzen.

Kaum eine Stunde später brachte mir der Diener einen Brief. Er war vom Lord.

„Sir!“ — schrieb er mir — „ich habe von meiner Tochter gehört, welche edlen Dienste Sie ihr erwiesen haben. Ich danke Ihnen mit warmer Erkenntlichkeit dafür, wie auch Miß Eveline. Nur bedauere ich, daß die Umstände mich zum Abbruch des bisherigen Verhältnisses nöthigen. Mit den innigsten Glückwünschen für Ihr Wohl und den Gefühlen der Anerkennung Ihrer als Hauslehrer bewiesenen Thätigkeit, habe ich die Ehre, Sir, zu zeichnen

Lord H....“

Diesem vernichtenden Inhalte waren zum Troste zehn neue Zehnpfund-Noten beigefügt. Natürlich verstand ich Seine Lordschaft vollkommen.

Zuerst lief ich nun in der größten Verzweiflung auf und ab. Dann wollte ich noch einmal den Lord zu sprechen suchen und, wenn er sich ferner weigerte, mir die Hand seiner Tochter zu geben, wollte ich Eveline sprechen und sie bestimmen, sich entführen zu lassen und nach Gretna-Green mit mir zu fliehen. Da ich diese Idee bald fahren ließ, wollte ich dem Lord seinen Brief und sein Geld zurückschicken und ihm zum Aerger an einer alten Buche, seinem Fenster gegenüber, mich aufhängen. Endlich jedoch beruhigte ich mich, fand den Gedanken des Aufhängens sehr albern und kam zu dem Bewußtseyn, daß ich zu den anderen dummen Streichen in meinem Leben nicht noch diesen hinzufügen möge.

„Farewell, Eveline!“ rief ich aus; erdrückte alle Romantik der Gefühle, brachte sie zu Bette, und griff lebhaft nach den neuen Zehnpfundnoten. Dann nahm ich meine Reisetasche, löschte mein Licht im Zimmer aus und verließ heimlich den Herrenhof, die Liebe, die Hauslehrerschaft und die kühne Hoffnung auf Eveline, um die Hochgebirge von Schottland zu durchstreifen.

Digitized by Google

Jessy.*)

Eine Londoner Sage. Von Pauline Schanz.

Vor drei Jahrhunderten hatte die Themse bei London ein ganz anderes Aussehen, als heut zu Tage. Die Paläste und Gärten, welche ihre Ufer von Whitehall bis Westminster zierten, sind verschwunden, das Boot hat dem prächtigen Dampfschiff Platz gemacht, durch die Erbauung vieler Brücken ist das Geschäft des Fährmanns überflüssig geworden, der Geist der Neuzeit ist von dem trüben, geschichtbeschienenen Strom verscheucht, mit einem Wort: Alles ist der Gewalt des siegreichen „Fortschritts" unterlegen.

So war es nicht immer. Wie noch auf den Wellen, welche die Marmorpaläste des meergeborenen Venedig bespülen, nächtliche Töne schallen und Liebeshauche wehen, so feierte in alter Zeit der Liebende die Erwählte, während er auf dem mächtigen Strome dahinglitt. Liebesbündnisse wurden hier geschlossen. Die Großen und Edlen hielten es nicht unter ihrer Würde, die Saiten der Guitarre zu rühren, die Silberstimmen schöner Frauen klangen dazwischen, und still und klar rollte der Strom mit den Barken der Glücklichen vorüber.

Der Mond goß sein Silberlicht über die einzige Brücke, welche die Themse überspannend, hundert Häuser auf ihren Schultern trug; lange Schatten fielen über das Wasser; die Flut, durch die Bogen rauschend, schuf seltsame, träumerische Töne. Das Globe-Theater am Ufer, wo Shakespeare in seinen eigenen Dichtungen auftrat, war geschlossen, als eine Gestalt, aus den Hallen des Thespis-Tempels tretend, eilig nach der nächsten Uferstreppe ging, dort in eine Barke sprang und leise in den mondbeglänzten Strom hinausruderte.

Der Mann, welchen ich beschreiben will, gehörte, obgleich er mit Essex, Raleigh und anderen Größen des Tages auf vertrautem Fuße stand, nicht zu der aristokratischen Klasse, aber auf seine Gestalt und [illegible] hatte die Natur den Stempel des Adels gedrückt. Diese hohe Stirn verkündete [illegible] Erhabenheit, dieses Auge [illegible] und [illegible] es vergönnt ist, in den Sternen [illegible] Augenbrauen, welche [illegible] dem Antlitz einen Ausdruck von Strenge, welcher [illegible] dem Witz etwas Fremdartiges, [illegible]

*) S. Lebrecht. Jahrbuch für [illegible] Herausgegeben von Paul Aloys [illegible]

Mund umspielte. Sein schwarzer Bart war kurz und spitzig; ein kegelförmiger Hut mit einer einzigen Feder schmückte sein Haupt; sein geschlitztes Wamms war vom allerfeinsten Stoff, seine Manschetten von kostbaren flandrischen Spitzen, und der Griff seines Schwertes, ein Geschenk der Königin, war auch mit Rubinen besetzt. Es war der Wilddieb von Stratford-on-Avon, es war — Shakespeare.

Der große Dramatiker befand sich eben im Mittsommer seines Lebens. Die Aloeblüte seines Ruhmes hatte angefangen die Blätter zu entfalten, die in ihrer Schönheit und Frische drei Jahrhunderte überdauert haben. Der Genius ist, was die Liebe anbelangt, oft zufrieden, wenn er sich mit Träumen und Idealen nähren kann. Doch in dieser Lebensperiode schien es, als ob der Barde von Avon sich keineswegs mit der Verehrung eines Phantasiebildes begnügte: der große Geist huldigte derselben Leidenschaft, welche auch die gewöhnlichen Menschen umstrickt. Die Liebe zu einem lebenswarmen, athmenden Wesen hatte sein Herz entflammt. Kalt schienen ihm die plastischen Gestalten seiner Phantasie gegen diese fleischgewordene Verkörperung all' seiner poetischen Träume, diese süße, lebendige Hülle des unsterblichen Geistes; und um seine Liebesschwüre zu wiederholen, um die Lilienhand seiner Jessy zu pressen, trieb Shakespeare in jener Nacht seine Barke die Themse hinunter.

Jessy war eine Tochter des damals verachteten Volkes, welches Abraham als seinen großen Vorvater verehrt. Ihr Vater war Wucherer und Juwelier; sein Schild hing an der alten Londoner Brücke. Gerade über dem dritten Pfeiler von der City-Seite her, wohnte der alte Manasse. Nur zwei Dinge auf der Welt waren ihm lieb — sein Geld und sein Kind. Ihre außerordentliche Lieblichkeit hatte Jessy den Beinamen »die Schönheit der Londoner Brücke« erworben. Viele der Vornehmsten ihres Volkes hatten ihre Hand zur Ehe begehrt, aber Jessy war taub gegen die Anträge der reichsten Freier. Auch mehre Christen waren bereit, ihre Titel, Ehren und Reichthümer mit der schönen Jüdin zu theilen; aber hier trat Manasse zornig dagegen auf, da er, aus Grundsatz und Neigung, die Anhänger der Christuslehre aus tiefster Seele haßte. — Ja, der Jude würde strenger noch als ein Virginius gehandelt, er würde sein geliebtes, liebliches Kind eher erstochen haben, als er es durch die Vereinigung mit einem Christen entehrt gesehen hätte.

Shakspeare's Gondel glitt weiter, und in einigen Minuten, nachdem er den dunkelen Schatten des Brückenbogens erreicht hatte, landete er an dem weithervorragenden Eisbrecher. Jessy's Schlafkämmerchen war hoch oben; aber das Mädchen hatte, ohne Wissen ihres Vaters, den Schlüssel zu einer tiefer gelegenen Stube, welche sich auf einen kleinen Balcon öffnete. Und von da ließ

Digitized by Google

sie sich mit Hilfe einer Art Strickleiter in die Arme ihres harrenden Geliebten herunter. Shakespeare gab die Ruder seinem jungen Begleiter, welcher seine Pflicht zu gut kannte, als daß er dem Geflüster der Liebenden gelauscht hätte. Die schöne Jüdin war in einen Sammetmantel, mit Grauwerk besetzt, eingehüllt. Ihre [illegible] gegen den leidenschaftlichen Augen erhob sie bald zu dem sternbesäeten Himmel, bald richtete sie dieselben in schmelzender Zärtlichkeit auf den, der ihr gut [illegible] Stunden für immer — mildes Licht über ihren Häuptern, [illegible] Wasser drunten, um sie her — in leisem Flüstern klangen ihre Worte, unterredeten sich von jenen gegenseitigen Liebesbezeugungen, die alle Seligkeit in sich fassen, die der Mensch im Stande ist, den flüchtigen Stunden dieses fieberuden Lebenstraumes abzugewinnen.

(Beschluß folgt.)

Ein Amerikanischer Sonntag. *)

Wenn Kirchen der Ausdruck der Frömmigkeit eines Volkes sind, so ist das Amerikanische das frömmste in der ganzen Welt. Es giebt allda keine Staatsreligion; aller und jeder Glaube ist gestattet: der Jude, der Heide, der Muhamedaner, der Katholik, der Reformirte, der Protestant, der Unitarier, der Episcopale, der Methodist, der Presbyterianer, der Mennonit, der Mormone, der Quäker, — Alle genießen sie gleiche Rechte und können ihren Gott auf ihre Weise verehren. Nirgends aber in der ganzen weiten Welt fragt man mehr darnach, ob Einer einer Congregation angehöre und welcher; nirgends in der ganzen Welt geschieht mehr für die Bekehrung der Heiden, nirgends werden mehr Bibeln vertheilt; nirgends wird mehr Geld gesammelt für Mission und Religion! Kirchen aber und Bethäuser, — deren sind Legion, und nirgends in der ganzen Welt sieht man mehr darauf, daß die Bethäuser und Kirchen besucht werden, als in diesem Lande der Duldung und Toleranz! [illegible]

Wenn der Amerikaner am Sonntag aufsteht, so ist es sein Erstes, daß er nach dem Wetter sieht, ob er trockenen Fußes in die Kirche gehen könne. Aber es mag regnen oder schneien, Nichts hält ihn ab, sein Bethaus zu besuchen. Er hat vielleicht die ganze Woche auf Nichts gesonnen, als wie er seine Nebenmenschen über[illegible]

*) Lebende Bilder aus Amerika. von Theodor Griesinger. Stuttgart. Verlag von Wilhelm Hoffmann.

vortheile, er ist vielleicht auf Wegen gegangen, die der Ungläubigste mit Abscheu vermeidet; — Sonntags nimmt er sein Gebetbuch unter den Arm und wandert zur Kirche; und wie er, so die Frau, so die Kinder. — Wo sonst auf Erden trifft man solche Frömmigkeit? Aber — geh' einmal hinein in die Kirche und betrachte dir diese Frommen. Sieh' die Mädchen an in ihrem Putz- und Flitterstaat, wie sie seitwärts schielen nach den jungen Herren dort drüben; siehst du das heimliche Nicken, das Blinzeln mit den Augen, das Fingeraufheben und Zeichengeben? Sieh' die Frauen an in ihrer Hoffahrt und ihren Reifröcken, sieh', wie sie mit ihren Nachbarinnen flistern, wie sie den Mund schief ziehen und die Nase rümpfen, weil jene Frau dort auf der Seite noch reicher gekleidet ist, als sie. Sieh' die Männer, wie steif sie dasitzen und den Finger an der Nase haben und grübeln und speculiren, welchen Coup sie am Montag loslassen wollen. — Und können sie sich mit 'was Anderem beschäftigen? Hör' doch auf den Prediger, wovon spricht er? Etwa von der Süßigkeit des himmlischen Manna? Nein, von dem irdischen Manna, von der Knauserei und Zähigkeit seiner verehrten Zuhörer und Kirchenmitglieder, die in Hülle und Fülle leben und ihn, den Seelsorger, wenn nicht darben lassen, doch wenigstens nicht so bezahlen, wie er es zu verdienen glaubt. Unter zehn Mal ist neun Male dieß das Thema seiner Predigt. Merkst du nun, wo das Ding hinausläuft? In Amerika baut der Staat oder die Regirung weder eine Kirche, noch besoldet sie einen Pfarrer. Die Congregationen bauen die Kirchen und die Gemeinden bezahlen den Pfarrer. Wie nun, wenn die Gemeinde saumselig wird im Kirchenbesuch? Es ist dem Pfarrer nicht um Zuhörer zu thun, sondern um Besucher; denn der Gang in die Kirche kostet Entrée, so gut als in's Theater, außer du hättest dir um theures Geld einen eigenen Kirchenstuhl gekauft und — dieses Geld gehört wiederum dem Geistlichen. — Die Pfarrer in Amerika müssen sich ihrer Haut wehren, wie jeder andere Geschäftsmann; sie müssen der Concurrenz begegnen und Kundschaft gewinnen, wie jeder Kaufmann, und ihre eigene Schuld ist's, wenn ihr Einkommen sich nicht steigert. Siehst du nun, warum Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt werden, um die Leute zum Kirchenbesuch zu nöthigen? — Und er ist da, dieser Kirchenbesuch, wie nirgends sonst in der ganzen Welt; er gehört zum guten Ton, er ist althergebrachte Sitte, und wehe dem, der sich gegen Sitte und guten Ton verfehlt; lieber eine kleine Fälschung begehen, als Sonntags die Kirche verfehlen!

Was sollten sie aber auch thun am heiligen Sonntag, die Herren Amerikaner, wenn sie die Kirchen nicht hätten? Die Langeweile müßte sie ja umbringen!

„Sechs Tage sollst du arbeiten, und am siebten sollst du ruhen.“ Das haben vernünftige Menschen so verstanden, daß der

Digitized by Google

Sonntag der Tag der Erholung für Körper und Geist seyn solle. Die Amerikaner aber legen es so aus, daß der Sonntag mit der Ruhe des Grabes begangen werde. Und sie haben Gesetze gemacht, die diese Auslegung erzwingen sollen.

Am Sonntag fährt kein Bahnzug, die allernothwendigsten für Berufsreisende abgerechnet; kein Omnibus geht, kein Dampfboot, wenn es irgend vermeidentlich ist. Die Kaufläden sind alle geschlossen, und Wirthshäuser dürfen über hohe Strafe nicht offen haben. Drucksachen sollen nicht versendet, Briefe, und nicht einmal Milch oder Eier, dürfen von jemand gekauft, außer mit Umgehung des Gesetzes. Ein Theater, ein Kegelbahn, von lustigen Ausflügen, — Gott bewahre dich vor solchen Träumen! Sei froh, daß es dir erlaubt ist, im Winter Feuer in den Ofen zu machen und eine warme Suppe zu kochen; denn die «blauen» Gesetze Connecticut's verboten sogar jeden Spaziergang, außer den in die Kirche, sie verboten das Kochen am Sonntag, man sollte es den Tag vorher versehen, ja sie verboten, daß der Mann seine Frau küßte! — Sie mochten halb verrückt seyn, die Menschen, die solche Gesetze machten, aber die jetzigen Sonntagsgesetze, sind sie nicht noch verrückt genug? Gehe hin in eine Stadt der Neuenglandstaaten, nach Rhodeisland, nach Massachusets, nach Connecticut u. s. w., ja gehe in eine Stadt Pensylvaniens und Newjersey's, gehe überall hin, außer nach Newyork und Cincinnati und Saucklouis, überall findest du alle Belustigungsorte geschlossen, alle Wirthshäuser geschlossen, alle Theater geschlossen, alle Läden geschlossen, alle Verbindungsmittel aufgehoben, alle Straßen leer, die ganze Stadt — Ein Grab! Und vollends auf dem Lande! Der Bauer reitet zehn Meilen weit in die Kirche, dann reitet er wieder nach Hause und — schläft, das ist seine Erholung.

Eine prächtige Erfindung, diese Sonntagsgesetzerfindung! Eine gar absonderliche Art, «dem Herrn zu dienen.» Das muß ein Genuß seyn für die lustigen Engelein oben, wenn sie diese «Selbstgeißelung» der Menschenkinder unten mitansehen!

Da sitzt er nun der fromme Amerikaner, in seinem «Parlour» und schaukelt sich im Sorgenstuhle und streckt die Füße über zwei Stuhllehnen hinaus und raucht eine Cigarre nach der anderen. Hie und da, aber schleicht er sich hinaus in das Nebencabinet und nimmt einen guten Schluck aus der Brandyflasche und bis Abend kommt, hat er genug, um sich bei Zeiten zurückzuziehen. Und die Frau? Die sitzt dem Herrn Gemahle gegenüber und schaukelt sich mit und hält ihr Gebetbuch verkehrt in der Hand und nickt mit dem Kopfe, wie im Schlafe. Freut sich des Abends, wenn der Hausfreund seine Erscheinung machte. Die Töchter aber? Nun die rennen auch [illegible] von seiner Kirche

zur andern, und besonders die Abendkirchen lieben sie und die Heimbegleitung durch ihre Beau's!

Das ist ein Amerikanischer Sonntag. Und nie, an keinem andern Tage, zu keiner andern Stunde fühlt der Deutsche mehr, daß er ein Fremdling ist im fremden Lande, und stets ein Fremdling bleiben wird.

Der Irländer — er hat genug an seiner Schnapsflasche; die kann er sich auch Samstags füllen lassen und wenn's Noth thut, so führt ja der Apotheker (der natürlich Sonntags nicht schließen muß) auch Rum und Brandy, er ist nur da ein bißchen theurer. — Der Deutsche aber mit seiner Liebe zu Musik und Gesang, mit seiner Freude an Gottes freier Natur, mit seinem Hang zu Geselligkeit und Gemüthlichkeit, der Deutsche mit all' seiner Erinnerung an einen Sonntag in der alten Heimat, — was hat er? — Ich will dir sagen, lieber Leser, was er hat: Heimweh hat er. — Doch Eins bleibt ihm, er macht sich auf die Sohlen und klopft an die Hinterthüre des Bierhauses, wo er sonst verkehrt und die fest verschlossene Thür thut sich auf vor ihm, von dem man weiß, daß er kein Verräther und Angeber ist, und — da sitzen sie, die Deutschen Kameraden bei Gaslicht und fest verrammelten Fenstern und Läden, damit kein Laut auf die Straße dringe und halten Freinacht am hellen Tage und trinken Lagerbier dazu. — „Sechs Tage sollst du arbeiten im Schweiße deines Angesichtes und am siebten sollst du Lagerbier trinken nach Herzenslust, doch heimlich und verstohlen, wie der Dieb in der Nacht", so legen die Deutschen das Sonntagsgesetz aus. Sie können nicht anders. — Nicht wahr, davon steht Nichts in euren Lockbriefen nach Hause, worin ihr die Leute persuadiren wollt, auch herüberzukommen; — davon steht Nichts, daß eure einzige Sonntagserholung ist: „Verstohlen und heimlich, still, fast in Lautlosigkeit, ohne Gesang und Gläserklirren, ohne Sonnenschein und Spaziergang, Lagerbier trinken gegen theures Geld?"

Die Deutschen haben schon oft versucht, den Sonntag auf den Montag zu verlegen; aber da müßte man am Sonntag arbeiten können, und am Sonntage lassen die Herren Arbeitgeber nicht arbeiten. So langt's höchstens dazu, daß man Montag Mittag blau macht und einbringt, was man am Sonntag versäumte.

Aber — etwas ganz Anderes ist's in Newyork. Haben die Herren Amerikaner das Sonntagsgesetz erfunden, so haben die Deutschen Newyorks das „Sacred-Concert" erfunden. Gott segne die Erfindungen!

Das Sacred-Concert heißt zu deutsch „Kirchenmusik" oder ein Concert, auf dem lauter Kirchenmusik vorkommt. So kannst du in den Sonntagsblättern lange, lange Anzeigen lesen, wo überall in Deutschen Wirthshäusern Sacred-Concerte gegeben werden. Ja

Digitized by Google

sogar das Deutsche Theater giebt ein Sacred-Concert! Du gehst hin, aber wunderbar, die Kirchenmusik will nicht zum Vorschein kommen! Im Gegentheil kommt dir vor, als ob ein Lustspiel gegeben würde, vielleicht mit einigen hübschen Musikstücken während der Zwischenacte! In den Wirthshäusern aber scheint's dir fast, als ob der Trompetenmusik Straußsche Walzer von ihrem hohen Stande herabgeschmettert wird und das Billardspielen, das Scheibenschießen mit der Bolzbüchse, die komischen Vorträge von humoristischen Sängern, die gymnastischen Sprünge einiger Künstler, kurz Alles sich unmöglich für »Kirchenmusik« halten! Aber vielleicht wird's besser in den Bierhäusern? O du glaubst nicht, wie du getäuscht wirst! Das ganze Local ist dicht gedrängt voll Menschen: Weiber, Männer, Fräuleins, Chapeaux, — alle sitzen sie vor vollen Gläsern und haben Käse und Brot vor sich und sind seelenvergnügt und trinken zu ihrem Vergnügtseyn und werden immer vergnügter. Dieß Sacred-Concert ist seine zwölf Cents Entrée wohl werth!

Mögen sie nun schimpfen, die Amerikanischen Heiligen, über die Deutsche Sonntagsfeier; mögen sie die Polizei hinter die Wirthe senden, weil sie offen halten; Newyork ist eine Weltstadt und wird nie in die Schlingen der Betpriester fallen, und vor der Hand schützt die Wirthe ihre Auslegung des Worts: Sacred-Concert. Kirchenmusik ist ja erlaubt!

Nach und nach finden die jüngern Amerikaner Geschmack an dieser Art Kirchenmusik, besonders aber am Lagerbiere, und Viele ziehen es vor, einen Abend hier zuzubringen, statt im Schaukelstuhle und hinter der Brandyflasche. Sie finden, daß Musik mit Lagerbier sich sehr gut verträgt, sogar am Sonntag, und noch einige Decennien, so wird vielleicht das Lagerbier eine Revolution bewirkt haben, die alle Doctrinen der Welt nicht hätten bewirken können. Jetzt schon findet der Amerikaner, daß das „Lager," wie er das Braunbier nennt, nicht bloß den Durst löscht, ohne daß man den Verstand dabei verliert, sondern auch Kraft und Stärke verleiht; jetzt schon lernt er eine Deutsche Sonntagsfeier mit einer Amerikanischen wenigstens [illegible] vergleichen.

Für manchen Deutschen in Newyork fängt der Sonntag schon am Samstag Abend an und hört am Montag Morgen auf.

Die Juden haben das Recht, am Sonntag offen zu halten, weil ihr Sonntag auf den Samstag fällt. So sind sie auch hier im Vortheil, denn am Samstag zwingt sie kein Mensch, ihre Trödelbude zu schließen.

Südliche klimatische Curörter.

In einer unter diesem Titel (Wien 1857) erschienenen Schrift hat Carl Ludwig Sigmund, Primararzt am Allgemeinen Krankenhause zu Wien, die Verhältnisse besprochen und klarer, als früher geschehen, dargelegt, welche den Arzt zu berechtigen vermögen, einen Kranken zur Wiederherstellung oder Besserung seiner Gesundheit in einen Curort des Südens zu senden. Er hat sich angelegen seyn lassen, die Temperaturen des Morgens, des Mittags und des Abends kennen zu lernen, um daraus die mittleren Zahlen für drei so wichtige Tageszeiten zu bestimmen und überall die gründlichsten und genauesten Beobachtungen angestellt, um seine Rathschläge zu ertheilen.

Für den passendsten Monat zur Reise nach dem Süden hält er den September. Man erreiche den Ort der Bestimmung noch zu günstiger Zeit, könne eine angemessene Wahl der Wohnung und ihre Einrichtung treffen und sich leichter acclimatisiren. Die Früchte, besonders Trauben und Feigen, welche das erheblichste, Kranken oft empfohlene diätetische Mittel ausmachen, benutze man dadurch früher und länger; andauernde Bewegung im Freien sei dann noch mehre Wochen, selbst in größerer Ausdehnung, möglich, und die im October häufig eintretende regnerische, kühle, wechselnde Witterung treffe den Curgast bereits eingewohnt. Zur Rückreise solle man den Mai abwarten.

Sigmund zieht die Reise durch Oesterreich der durch Bayern oder die Schweiz vor, namentlich deßwegen, weil dort kein Hochgebirg passirt werden muß. Eigene Erfahrung veranlaßte ihn, auf die Nothwendigkeit aufmerksam zu machen, bei'm Beziehen einer Wohnung einen genauen, schriftlich abgefaßten, rechtsgiltigen Miethscontract abzuschließen, weil in mehren Städten Gewohnheitsrechte bestehen, die bei Unkenntniß derselben, als ungerechte Härten erscheinen und zu Zwistigkeiten Veranlassung geben.

Als Uebergangsort vom Norden nach dem Süden empfiehlt er vorzugsweise Meran. Der Aufenthaltsort daselbst im Herbst und Frühjahr bekomme gut katarrhalisch Kranken, an der Leber, an Rheumatismus und chronischer Gicht Leidenden; für den Winter sei er den Skrophulösen empfehlenswerth.

Pisa eigene sich zum Aufenthalt für den Spätherbst, den Winter und das Frühjahr. Die kühlsten Monate seien December und Januar; dagegen sehr mild der October, November, März und April. Die kälteste Tageszeit sei der Abend. Seine hygrometrischen Messungen der Luft gaben das Resultat, daß die Luft selten ganz trocken ist. Die in Pisa zusammenwirkenden Einflüsse erweisen sich wohlthätig Tuberculösen ohne Bluthusten, Kranken mit Lungenemphysem, Hypertrophie des Herzens und Klappenfehlern.

Digitized by Google

Zu Nizza wird für Solche, welche Ruhe und freie milde Luft ohne Anstrengung bedürfen, das nahe Cimiez mit seiner südlichen Garten-Vegetation (es werden von dort selbst im Winter Blumen nach Paris gesendet) angerathen. Die Abendtemperaturen sind milder als die des Morgens. Die Feuchtigkeit der Luft macht sich Morgens und noch mehr Abends geltend. Im Ganzen aber ist sie als eine trockne zu bezeichnen, sie ist weniger als die [illegible] Monate Januar, Februar, welche [illegible] scharfe, windige Luftbewegungen zu [illegible] pflegt, nicht selten gestört werden, also keine Langeweile.

Das Klima von Venedig wird für das mildeste und angenehmste Oberitaliens gerühmt, ja ganz Italiens erklärt. Die Temperatur der Luft sei nicht nur eine verhältnißmäßig milde, sondern eine durch langsame, allmähliche Uebergänge ausgezeichnete. Die Hygrometrik gehöre zu den feuchtesten Seestädten Italiens und selbst des großen Seebeckens von Constantinopel bis Gibraltar, nur Alexandrien vielleicht abgerechnet. Der vorherrschende Wind sei der Nordost (greco); ihm folge der Häufigkeit nach der Ost-Nord-Ost (greco levante), der Nord-Nord-Ost (greco-montano) und der Südwest (libeccio). Man zähle durchschnittlich im Jahre 80 Regentage, in Rom 114, in Florenz 115, in Genua 130. Während man im Jahre für Neapel nur 90 heitere Tage annehme, für Pisa 111, kämen auf Venedig 144. Große Vorsicht verlange jedoch der bedeutende Unterschied in der Temperatur des Tages gegen die Abend- und Nachtluft, zumal im Herbst und Frühling. Als die angenehmste Zeit wird die vom September bis Mai bestimmt. Eine solche äußere den günstigsten Einfluß auf Lungentuberkeln im ersten Stadium, auf chronischen Katarrh der Luftwege, Lungenemphysem und veralteten Rheumatismus. Doch ist für diesen Ort durchaus ein längerer Aufenthalt erforderlich, als wie dieser gewöhnlich gestattet wird. „Es giebt noch immer Curgäste," — sagt Sigmund — „welche innerhalb eines Winters, ja innerhalb einzelner Monate das Siechthum oft vieler Jahre in Italien abstreifen zu können wähnen;" diese Meinung muß aufgegeben werden. Wenn es sich darum handele, Kranken, Siechen oder Schwächlingen in den kälteren Wintermonaten einen anhaltend warmen Aufenthalt zu sichern, so genügen Pisa, Nizza und Venedig keineswegs, und es sei rathsam, entweder geradezu einen den ganzen Winter hindurch warmen Curort, wie Palermo, Cairo, Madeira, sofort zum beständigen Aufenthalte zu wählen oder denselben zeitweise so zu wechseln, daß man zu den wärmeren Stationen dem Bedürfnisse gemäß nach und nach gelange. Es ist zu wünschen, [illegible] Ort und Stelle gesammelten Beobachtungen des [illegible] Eigenwald so, wie sie es verdienen, beherzigt werden.

Miscelle.

Die Kuhpockenimpfung ist eigentlich eine Deutsche Erfindung: schon im Jahre 1769 machte Jobst Böse, in der Nähe von Göttingen, auf die Schutzkraft der Kuhpocken aufmerksam, und im Jahre 1792 impfte Plett in Holstein; aber dem Engländer Eduard Jenner, Arzt zu Berkeley in der Grafschaft Gloucestershire (geb. 17. Mai 1749, gest. 26. Januar 1823) gebührt der Ruhm der Verbreitung zur allgemeinen Wohlthat der Menschen.

Daß die Impfung dieß ist, haben wahre Menschenfreunde nie geläugnet und nur immer zur rechten, sorgfältigen Betreibung gemahnt und um dauernden Schutz gegen die verwüstenden Menschenblattern zu gewähren, zur Revaccination, zur Erneuerung der Impfung nach zwölf bis funfzehn Jahren aufgefordert. Dennoch hat die Kuhpockenimpfung auch ihre Gegner gefunden, keinen ungeschickteren und mehr thörichten, als einen Herrn Dr. Nittinger, der kürzlich mit einer Schrift *) gegen sie aufgetreten ist, aus der wir ein paar Aeußerungen mittheilen, um zu zeigen, wie weit menschliche Verirrung gehen kann.

Er ist bemüht, die Impfung zu einem Fluche für die Menschheit zu stempeln, ignorirt alle erwiesenen Thatsachen und Erfolge, oder setzt sie in ein falsches Licht. Nach seiner Anschauung ist es menschlicher Frevel, gegen Seuchen anzukämpfen. Er sagt:

„Großen Welt- und Naturereignissen, mörderischen Epidemien, Revolutionen, Kriegen, Staatsumwälzungen liegen auch große Gesetze zu Grunde, die Du Weltenlenker, der durch alle, alle Lebensadern pulset, dem Menschen verborgen, und heilige Absichten, die Du nur Deinem eingeborenen Sohne geoffenbaret hast. Wir staunen sie an oder beben im Staube. Wehe dem, der in ihre Ruder eingreifen, wer Seuchen verbannen oder gar ausrotten will, die Du Herr des Lebens und Todes in Deinem unerforschlichen Rathschlusse beschlossen hast; wenn Du gebietest, so stehen sie da, und wenn Du Deinen Wink giebst, so vergehen sie wie Rauch. Wer will Dir, Allmächtiger, Dein Handwerk legen?“ — Eine ähnliche Aeußerung bekam ich — sagt ein Recensent im „Literarischen Centralblatt“ einst von einem Weber zu hören, dessen zehn Kinder er impfen lassen sollte, und der die Impfung mit den Worten verweigerte: Ich lasse meine Kinder nicht impfen, ich greife dem lieben Gotte nicht vor; wenn die Kinder an den Blattern sterben sollen, mögen sie sterben. Mit diesem Manne ließ sich natürlich nicht streiten. — Wir theilen noch folgenden Passus mit: „Gnädiger Gott! zur Zeit, da dieser Wahn ausgeheckt wurde, zur Zeit der ersten Französischen Revolution, warst Du gerade von den Franzosen abgesetzt; nun wurde über die

*) Das falsche Dogma von der Impfung und seine Rückwirkung auf Wissenschaft und Staat. München 1857.

Digitized by Google

ganze Erde der Jennerismus oder die Vaccination eingeführt, d. h. diejenige Kunstanschauung, in welcher nicht mehr die göttliche Natur mit ihren ewigen Gesetzen, sondern der Mensch Jenner den Centralbegriff bildet." — Die Nachtheiligkeit der Impfung wird durch haarsträubende Schilderungen des Aussehens der jetzt lebenden Menschen erwiesen. Unser schönes Geschlecht besonders hat [illegible] zu bedanken, denn nach seiner Meinung [illegible] aus dem Gesicht [illegible] auch mehr [illegible] Kinder, die [illegible] sieht vom Scheitel bis hinter die Ohren [illegible] mit einem schmutzigen Grüngelb bis Bronze gefärbt zu sein scheint."

Literarisches.

Von der Novelle:

Gepflastert mit Gold, oder Roman und Wirklichkeit der Straßen Londons, von den Gebrüdern Mayhew, in's Deutsche übertragen von Albert Laßmann, Cassel, Verlag von G. E. Vollmann.

sind nun schon zwei Bände (sechs Lieferungen) erschienen. Wir haben bei Erscheinen der ersten Lieferung auf das so höchst interessante Werk aufmerksam gemacht (Lesefr. 1857. Bd 3, St. 3) und können uns nicht versagen, dasselbe noch einmal unseren Lesern aufs Angelegentlichste zu empfehlen.

Die Gebrüder Mayhew kennen das Leben in der niederen Sphäre der Gesellschaft nicht aus bloßer oberflächlicher Anschauung, sondern durch wirkliches Studium. Sie haben die Schulen, die Arbeitshäuser, die Gefängnisse, die Schlupfwinkel der Diebe und Bettler, die engen Straßen bei Tag und bei Nacht durchwandert, gleichsam beständig den Griffel in der Hand, womit sie Bild an Bild reihten. Und das Ganze im Zusammenhange legen sie der Gesellschaft vor, gleichsam mit den Worten: „Das sind Londons Straßen, gepflastert mit Gold."

Wenn das Werk „Roman und Wirklichkeit" überschrieben ist, so ist allerdings die Wirklichkeit vorherrschend, der Roman nur in so fern da, als die Schilderungen in die Erzählung der Schicksale eines Londoner Kindes einfließen. Aber das Interesse wird durch Beides fast gleich lebhaft in Anspruch genommen, obwohl in der Treue und Wahrheit der Schilderungen das fesselnde Element vorzüglich liegt. [illegible]

Die Uebersetzung müssen wir als eine vorzügliche anerkennen, nicht weniger die Illustrationen, [illegible] jeder Lieferung (sechs jedem Bande) beigegeben [illegible]. Wir sehen der Vollendung des Ganzen mit Verlang[illegible]

Hamburg. Gedruckt in J. D. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1858. 1ster Band. 16tes Stück.

Jessy.

(Beschluß.)

So kamen sie oft nächtlich zusammen und hauchten die Schwüre ihrer Liebe, und vergaßen die Welt und ihre kalten Vorschriften.

— „Wenn Du mich liebst," — sagte Shakespeare, indem er der Jungfrau die Hand drückte — „so wirst Du heut nicht wieder die Wohnung eines Mannes betreten, der, hart unbeugsam und lieblos, nicht werth ist, Dich sein Kind zu nennen. Jessy, Theure, Geliebte, Treue! fliehe mit mir diese Nacht; ich will Dich beschützen gegen tausend Väter. Dieses Herz soll Deine Heimat seyn, und Deine Liebe soll mir die Welt zum Paradiese machen!"

— „Noch nicht!" — sagte schüchtern das Mädchen — „ich will ihn bitten — will mich bemühen, seinen Willen zu beugen — und vielleicht — vielleicht wird er nachgeben. Uebrigens liebe ich meinen Vater, so hart er auch ist, und möchte ihn in seinen alten Tagen nicht verlassen."

— „Süße, betrübe Dich nicht — bleibe Deinem Schwure treu — fahre fort, mich zu lieben, wie ich Dich, und was auch geschehen mag, ich werde glücklich seyn."

Der Mond war ziemlich verschwunden, und ein tiefes Dunkel lagerte über dem Strom. Jessy trieb die Unruhe heimzukehren, und die Barke glitt wieder der Brücke zu. Als sie sich näherten, bemerkte Shakespeare die Gestalt eines Mannes, welcher auf dem breiten Eisbrecher unter der Wohnung des Juden stand.

— „Es ist nur die Gestalt des Fährmanns, Geliebte; sieh, er ist fort; sicherlich ist er in seinen Kahn gesprungen", sprach er beruhigend.

Jessy zitterte; doch der Mann war in der That verschwunden, was sie in der Meinung bestärkte, daß es der Fährmann

Digitized by Google

gewesen. Die schöne Jüdin wurde von Shakespeare aus dem Kahn gehoben. Die Steine waren feucht vom Anspülen der steigenden Flut, und er warf seinen kostbaren Mantel auf den Boden, damit das Mädchen darauf trete.

— „Lebe wohl, Liebe, vergiß mich nicht," flüsterte der Dichter dem Mädchen zu, und in seinem Sturm küßte er aber im Augenblick zuckte Shakespeare zusammen. Es hatte ihn [illegible] Arm von einer sehnigen Hand, wie von einer Schraube, umklammert, während die folgenden Worte dröhnend an sein Ohr schlugen:

„Christ, Hund, Höllenhund, endlich habe ich dich gefunden!"

Shakespeare schleuderte mit aller Kraft die menschliche Schlange von sich; und bei dem matten Schein des verschwindenden Mondes erkannte er den Vater seiner Jessy. Sein erster Gedanke war, sein Schwert zu ziehen, aber schnell bezähmte er die rasche Leidenschaft. Der Jude war so von der Wuth, die in ihm tobte, gekrampft, daß er für einige Minuten unfähig war, seine zitternde Tochter oder deren Geliebten anzureden. Die Erstere, indem sie das Schweigen ihres Vaters benutzte, fiel vor demselben auf die Knie nieder, während sie ihn beschwor, seinen Zorn zu besänftigen. Aber der Jude stieß sie fort, indem seine Wuth endlich in Worte ausbrach.

— „Fort," — schrie er — „Du Schande deines Stammes, Du Schmach deines Vaters, fort, oder ich werde Dich tödten!"

Das Mädchen, zitternd und von Angst überwältigt, kroch an dem kleinen Balcon hinauf, in wenigen Augenblicken war sie verschwunden. Der Jude schien plötzlich einen Entschluß gefaßt zu haben. Seine Augen leuchteten durch die Nacht wie glühende Kohlen. Er murmelte unverständliche Worte und, indem er einen langen Dolch unter seinem Mantel hervorzog, sprang er auf Shakespeare los.

— „Ungläubiger," — schrie er — „Verächter des Gesetzes Mose! Bedrücker unseres Volkes! Es ist kein Verbrechen, Dich jetzt in die Hölle zu schicken, wohin Du doch zuletzt kommen wirst!"

Der Dolch ritzte Shakespeare's Brust, doch im nächsten Augenblick hatte er ihn den Händen des wüthenden Juden entrissen.

— „Alter Mann!" — schrie er aus — „ich liebe Deine Tochter in Ehren!"

— „Sohn Belials! Deine ehrenhafte Liebe würde [illegible] Schande seyn! Aber mein Dolch ist fort, ich kann keine Rache nehmen!"

Mit der Schnelligkeit des Gedankens erklomm [illegible] den Balcon, welcher über den Eisbrecher hinausragte, [illegible] auf welcher er herabgestiegen war, [illegible]

gleich er nicht ahnte, was der Jude vorhatte, erwartete in bebender Angst den Ausgang der schrecklichen Begebenheit. Plötzlich hörte er einen schwachen Schrei, wie ein Flehen um Gnade, dann gellte ein Wehruf durch die stille Nacht. Vater und Tochter erschienen am alleroberſten Fenster, welches die Themse überschaute. Es war Jeffy's Schlafkammer, und es schien nun klar, was der wahnsinnige Jude zu thun beabsichtigte. Shakespeare schrie hinauf einzuhalten, und versuchte in der Todesangst der Verzweiflung den Balcon zu erklimmen.

— „Verflucht seist Du und Dein Buhle!“ — brüllte der Jude, indem er sein sich sträubendes Kind emporzog — „Du sollst nicht leben, um solche Schande auf meinen Namen zu bringen.“ Es war geschehen. Die unnatürliche und gräßliche That war vollbracht. Des Juden funkelnde Augen sahen, wie sein Kind tief unten in den rollenden Wogen versank. Eine hölliſche Freude leuchtete über sein Gesicht, er strich seinen Bart und — lachte. Shakespeare ward von Entsetzen erfaßt bei dem, was er sah. Er stürzte in den Strom um sie, die Holde, die Reine, zu retten. Er tauchte unter an der Stelle, wo sie versunken war, aber die Flut ging so stark, daß sie der Strom schon durch den Bogen getrieben hatte. Sie schwamm in einiger Entfernung, sank wieder, der verzweifelte Schwimmer erreichte sie endlich, ergriff sie, und es gelang ihm, sie in sein Boot zu bringen.

— „Jeffy, meine süße Jeffy,“ rief Shakespeare, indem er das theure Mädchen an sein Herz zog und heiße Küsse auf ihre starren Lippen drückte. Ihre dunkelen Augen waren geschlossen, ihre schönen Arme hingen schlaff herunter, und ihre langen, dunkeln Haare umhüllten sie mit einem feuchten Schleier. Was konnte dem Liebenden nun noch die Rache an dem Zerstörer frommen? — Er dachte nur an das Zerstörte.

Voll Verzweiflung brachte er sie an's Ufer, nach der Wohnung eines Arztes, aber jeder Versuch, sie zum Leben zurückzurufen, war vergeblich. Das Lebenslicht war erloschen. Das jüngst noch warme Herz konnte nicht mehr in Liebe klopfen; die süße Blume, die auf dem starren Boden einer Wüste geblüht hatte, war vom Tode abgepflückt in der Maienzeit ihres Blühens und Duftens.

Der Barde von Avon kniete am Grabe der einst so schönen Jeffy. Seine dichterische Phantasie hörte ihre süße Stimme im leisen Geflister jedes Windhauchs, und die Blumen, die ihren Hügel bedeckten, schienen ihm den Duft ihres Hauches zu athmen. Später, als der Gram um sie, die er so heiß geliebt, in heilig stille Verehrung sich verwandelt hatte, verherrlichte er ihr Andenken in unsterblichen Versen. Ja, die Jeffy von der alten Londoner Brücke — mag diese Ansicht immerhin phantastisch er-

Digitized by Google

scheinen — ist die süße „Jessica“ im „Kaufmann von Venedig“ und ihr teuflischer Vater ist der geizige, unerbittliche „Shylock“.

Der Brunnenkressmarkt in London.

Ein Capitel aus der Englischen Novelle: „Oeffentliche und Geheime.“ *)

Der Detailhandel mit Brunnenkresse wird von den ärmsten der Armen betrieben, da zum Betriebscapital für diesen Nahrungszweig einige halbe Pence ausreichen. Diese Klasse von Straßenverkäufern sind gewöhnlich rechtschaffene, arbeitsame Leute und bestehen aus Kindern, die von ihren Eltern im Stiche gelassen wurden, oder aus alten, durch Krankheit und Unfälle verkrüppelten Männern und Frauen, die in ihrer Angst vor dem Arbeitshause sich mit den wenigen Pence, welche sie bei'm Straßenverkauf verdienen, kümmerlich durchschleppen. Die Kinder werden gewöhnlich von ihren Eltern mit dem Auftrage ausgeschickt, irgendwie einen Laib Brot zu verdienen, und so suchen sie diesen Markt auf. Die Alten folgen ihnen, wenn sie keine schwere Arbeit verrichten können und doch nicht gern zu den ganz Mittellosen gehören mögen, die der Versorgung bedürfen.

— „Ich will lieber Alles thun,“ — sagte einst ein solcher armer Bursche — als in's ‚Haus‘ gehen; ich wollte lieber Gassen kehren, thun, was es sei. Ich würde freilich längst d'rin seyn, wenn nicht meine Frau Brunnenkresse verkaufte.“

Die kleinen Jungen und Mädchen betragen sich gut und sind meistentheils die Kinder armer, sich plackender Leute. Die Alten sowohl, wie die Jungen gehen gewöhnlich neun oder zehn Meilen im Laufe des Tages. Sie wandern des Morgens um vier bis fünf Uhr auf den Markt und machen dann ihre Runde in der Stadt zwischen sieben und neun Uhr und Nachmittags von halb drei bis fünf Uhr. **)

In dem Nachtquartier, zu welchem Van Diemen Bill den jungen Philipp geführt hatte, um ihm ein Bett zu verschaffen, kam der Junge mit einer alten Frau zusammen, welche ihm Vieles über den Handel sagte, womit er sich in Zukunft sein Brot verschaffen sollte.

*) M. s. unsere Anzeige St. 15, S. 240.

**) Brunnenkresse wird in London sehr viel gegessen, sie kommt selten auf der Tafel zu den obengenannten Stunden bei'm Frühstück oder mit dem Nachmittagsthee zum Vorschein.

Sie saß vor dem Küchenfeuer, einen Häring zum Abendessen röstend, und als sie bemerkte, daß Philipp einen kleinen blechernen Präsentirteller unter seinem Arme trug, erkannte sie diesen sogleich als ein Symbol des Brunnenkreßhandels und sagte: „Ich denke, Du bist in der Brunnenkresse, junges Bürschchen, he? Heute gute Geschäfte gemacht? Ich selbst mache in diesem Artikel.“

— „Ich habe bis jetzt noch nit in den Straßen verkauft,“ antwortete Philipp; und dann erzählte er ihr, welcher großen Gefahr er entgangen sei und wie der alte Verbrecher an ihm gehandelt habe.

— „Ah, scheene, sehr scheene! Dieser Van Diemen Bill is'n gutherzig Geschöpf, Gott seg'n dafür, obgleich ich nit das Vergnügen habe, ihn zu kennen,“ — sagte die Alte — „Un wie viel sagst de, gab er Dich? Vier Pence! Du mußt ganz ungemein gute Geschäfte machen, denn nur wenige von uns haben mehr als zwei oder drei Pence und die meisten nur einen. Ei, der Tausend! sollst sehen, für einen Penny mußt Du 'ne volle Markthand kriegen, soviel wie ich auf einmal in die Hand nehmen kann, ohne ein Blättchen fallen zu lassen; für drei Pence mußt de 'nen Schooß voll haben, genug, um 'n Schilling zu verdienen, und für vier Pence kriegst de soviel, wie ich nur in meinen Handkorb propfen kann.“

— „Ah! dann werde ich 'ne Masse Geld verdienen“, lächelte Philipp.

— „Ja, ja, Lieber,“ — fuhr sie kopfschüttelnd fort — „'s is nit so leicht, 'nen Mund voll Brot zu verdienen. Oftmals habe ich die Straßen durchwandert und wenn ich 'n bischen alte Kruste irgendwo liegen sah, welche das Dienstmädchen vielleicht für die Vögel vor die Hausthüre ausgeschüttet hatte, so dachte ich bei mir selbst: ‚Ei, die wird mir wohl so gut schmecken wie den Spatzen.‘ Und dann dauert es 'ne lange Zeit, bis man seine Waaren gut kaufen lernt. Ha, ha!“ — kicherte sie — „die Händler betrügen mich so leicht wahrhaftig nit. Wenn mir einer 'ne kleine Hand voll Brunnenkresse geben will, so sage ich: ‚Ich mag das Bischen nit vor'n Penny‘, und gehe dann weiter zum nächsten Korb, un so von einem zum andern; so mußt Du's auch machen, das sag' ich Dir.“

— „Oh! die sollen mich nit betrügen,“ sagte Philipp pfiffig.

— „Stehst Du gern früh auf Morgens?“ — fragte das alte Weib, und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort — „'s macht nix aus, ob Du's thust oder nit, wenn de vom Brunnenkreß verkauf zu leben gedenkst. Ich stehe auf in der Finsterniß, bei'm Lichte der Gaslaterne im Hofe, ah! und es is kalt im Winter! Es beizt meine dünnen Hände fürchterlich, wenn ich die Brunnenkresse d'rin halten muß, besonders wenn wir se am Brunnen reine waschen. Du bist 'n starker Junge und wirst die Kälte

Digitized by Google

leichter ertragen, wie wir alten Leutchen. Ah, 's sin die armen Kinder, die mir im Winter leid thün. Arme Kleine, se machen mein Herze bluten; so ohne Schuhe und ihre Füßchen ganz blau von Frost, daß Viele kaum wissen, welchen Fuß vor den andern zu setzen und vor Kälte stille stehn, die armen Herzchen.

Philipp lauschte mit einem Blicke, welches die alte Frau von dem Reize des Unternehmens, mit seinem jungen Geschäft verbunden sein, überzeugt zu werden.

„Aber ich dachte, daß nur sehr Wenige Brunnenkresse in den Straßen verkaufen?“ warf er ein.

„Sehr Wenige!“ — schrie die Alte aus — „sehr Wenige! Was, wo hat der Junge seine Lage verlebt? Ich will Dir's sagen, der Markt is jeden Morgen gepropft voll von ihnen. In der Sommerszeit hab' ich se so dicht zusammen geseh'n, daß me wohl 'ne Kegelkugel über ihre Köpfe hinwerfen könnte, un se schlugen sich um die Brunnenkresse. Es kostet regelmäßig einen Kampf, um nahe zu kommen; was thut eins nicht, um 'n halben Penny zu verdienen. Ei, ich sollte wohl denken, daß g'rad in dieser Zeit im Jahre so einige vier oder fünf hundert zwischen vier und fünf Uhr Morgens uf 'm Farringdon-Markte sin un daß, sobald diese fortgehen, andere wieder ankommen. Ah! wenn ich sage, daß deren vielleicht tausende junge und alte Personen sin, die den Brunnenkreff'handel in den Straßen betreiben, so is das immer noch nicht zu viel.“

— „Tausend?!“ — schrie Philipp, mit einem besorgten Blick — „dann werde ich keine freie Stunde haben, wie im Arbeitshaus.“

— „Es ist nichts leichter, als probiren, mein Junge,“ — fuhr die geschwätzige Alte fort, erfreut, Jemand vor sich zu haben, der ihr zuhörte — „Du mußt Dich durchzuhelfen wissen, wie wir Alle thun. Siehst de, ich weiß Plätze zu finden, wo große Häuser gebaut werden und wo man sehr gut verkauft; die mußt Du aufsuchen. Wenn der Maurer und Zimmermann um acht Uhr Morgens zum Frühstück geht, liebt er 'nen Beigeschmack zu seinem Brote. Ferner sind Höfe und kleine Straßen gut für 'nen hübschen Verkauf, aber Stallungen, das sind die eigentlichen Plätze. Die sind Nummero Eins. Weßhalb Kutscherfamilien so eine ganz besondere Vorliebe für Brunnenkresse haben, weiß ich nit zu erklären, aber so is es. Vielleicht ist's der Geruch von dem Pferde, der das macht?“

„Ich glaube, alle Leute äßen gern Brunnenkresse,“ forschte Philipp, der in der Arbeitshausschule niemals Gelegenheit gehabt, sie zu schmecken und in der That nur einen sehr schwachen Begriff von der Pflanze hatte.

„Gott sei Dank!“ antwortete die Frau — „Brunnenkresse hat ihren Reiz. Man hält se für gut, und Alle im Früh-

jahr zu versüßen, obgleich ich, was mich anbetrifft, das Zeug lieber im Winter esse.«

Philipp und seine alte Lehrmeisterin hatten bald ihre Mühen und Sorgen dem süßen Schlafe übergeben und befanden sich nun so glücklich, wie die Reichsten und Stolzesten im Lande. Indem wir sie einen Augenblick verlassen, wollen wir den Bericht der alten Frau über diesen Nahrungszweig mit einer Bemerkung aus unserer eigenen Erfahrung schließen.

Wie wir aus den, von Gemüsehändlern der verschiedenen Märkte London's eingereichten Rechnungsberichten ersehen, werden alljährlich über sechs Millionen Büschel Brunnenkresse in London verkauft, und diese, im Kleinhandel à ½ Penny pr. Büschel gerechnet, geben eine Summe von beinahe 14,000 Pfund Sterling, welche jährlich in London für Brunnenkresse verausgabt werden. Vertheilt man diesen Betrag unter die Gesammtzahl der Straßenverkäufer, so giebt das eine wöchentliche Einnahme von fünf Schilling fünf Pence und einen wöchentlichen Profit von drei Schilling drei Pence für Jeden — eine Thatsache, welche nicht nur beweis't, wie gering das zu diesem Nahrungszweig erforderliche Anlage-Capital seyn mag, sondern auch, wie außerordentlich geringfügig der Gewinn der Armen ist, die davon leben müssen.

Am nächsten Morgen waren Philipp und die alte Frau früh auf und schon in den Straßen, als noch die Sterne kalt am grauen Himmel glänzten. Während sie ihren Weg verfolgten, fanden sie die Straßen alle öde. Nur der Policemann in seinem langen Ueberrocke war bemüht, das Licht seiner Blendlaterne auf Hausthüren und Fenster zu ebener Erde zu richten, so daß die Scheiben den hellen Strahl grell zurückwarfen. Zitternd vor Kälte an einem Fiakerstand vorbeigehend, fanden sie wenige gebrechliche Wagen zurückgelassen. Die Pferde senkten ihre Köpfe bis auf die Beine und schliefen, wie auch der Kutscher im Innern. Sie begegneten dem Kaffeehöker mit seinen großen, von beiden Seiten eines Joches über die Schultern herabhängenden Kaffeekannen, unter welchen das Feuer in dem Kohlenbecken dunkelroth durch die Löcher schimmerte, dem Metzger mit seinem leichten Transportkarren auf dem Wege zu den Fleischmärkten, die Gesellen auf dem Wagen und hinter dem Fuhrmann, alle den Rockkragen in die Höhe gezogen und während des Fahrens schlafend. Es schritt einer der großen und starkgebauten Bierbrauerkärrner, welche zu den ersten in der Frühe gehören, in seiner schmutzigen, gelbgrauen, weiten Jacke, in seiner rothen Nachtmütze und ledernen Kamaschen an ihnen vorüber nach seiner Brauerei, und hier und da stießen sie auf einen Knochensammler, der in seinen schmutzigen Lumpen, eine Laterne in der Hand, zwischen den kostbaren Dreckhaufen herumwühlte, um Lumpen und werthvollen Auswurf zu suchen, ehe noch die Gassenkehrer ihn stören könnten.

Digitized by Google

Unheimlich war die Stille der Straßen zu dieser Stunde; so still waren sie, daß Philipp den schweren Thürhammerschlag und den gleichzeitigen grellen Schrei des entfernten Schornsteinfegers durch die öden Straßen widerhallen hörte, während der rußige Bursche vor der Thür wartete, bis die schlafende Köchin erwachte. Vor einem Hause stand ein Mann mit schmutzigen Stiefeln und verwirrtem Haar, als ob er eben aus einer Orgie zurückkomme. Er ließ schwer und dröhnend den Thürhammer fallen und lief dann wieder in die Straße hinaus, um nach dem Schlafzimmer zu sehen, ob da nicht auch ein Licht brenne.

Am Markte angekommen, fanden sie alle Läden geschlossen. Die Gaslichter über den eisernen Gitterthoren brannten hell, und dann und wann hörte man den halberstickten Schrei eines Hahnes, der in einem benachbarten Schuppen oder im Verschlage eines Federviehhändlers steckte.

Nach und nach kommen dann die Straßenverkäufer in allen Arten Lumpen gehüllt, einer nach dem andern an das Gitterthor gekrochen! Sie drängen sich auf und ab, stampfen mit den Füßen den Erdboden, um sich zu wärmen und reiben die Hände so lange zusammen, bis es knirscht, wie wenn man mit Steinen auf einem Feuerherde reibt. Einige der Jungen haben große Handkörbe mitgebracht und tragen diese mit den Henkeln um den Hals, so daß der Korb ihren Kopf wie ein Weidenhut bedeckt. Andere haben ihre „Verschlinger“ (eine Art Weidenkörbe) mit einer Gurte auf dem Rücken befestigt; die Löcher in dem Boden der Körbe sind mit Seil oder Bindfaden gestopft, andere mit Wachstuch oder mit alten Stücken Blech gefüttert. Ein kleines Mädchen, der hintere Theil des Kleides zerrissen wie das Schurzfell eines Klempners, stand zitternd in einem großen Paare alter Packtuchstiefeln und hielt in ihren blauen Händchen einen verbogenen und verrosteten Präsentirteller. Einige andere arme Geschöpfe machten sich gut Freund mit dem Kaffeemann, der ihnen erlaubte, ihre Finger an den brennenden Schmiedekohlen unter der Kanne zu erwärmen; als die Wärme aber in ihren Körper drang, wurden sie schläfrig und gähnten.

Philipp und die alte Frau, ihre Lumpen und einen dünnen Shawl eng um sich herum gewickelt, mischten sich in die Menge, — der Junge um sich starrend und seinerseits von Allen angestiert.

Gegen fünf Uhr tritt eine wohlbeleibte Verkäuferin, warm in Mantel und Halstuch eingehüllt, in das Gitterthor und in demselben Augenblicke beginnt ein Mann mit einer Fuhrmannsmütze und einem Bauernkittel die Körbe aufzustellen, welche er nach London gebracht hat. Ein Brunnentrog oder dergl. hat bereits seinen Sitz eingenommen und wartet ruhig, die Hände in den Taschen seines grauen Ueberrockes, das Weitere ab. Vor

ihm steht ein offener Packkorb mit einem, in die Mitte der glänzend grünen Kresse gestellten Lichte, welches durch das Weidengeflechte wunderliche Schatten auf den Erdboden zeichnet.

Nun beginnt der Handel; die Kunden kommen herein zu Zweien und Dreien und gehen, sich die Brunnenkresse ansehend, rund herum oder beugen sich über die Packkörbe, während das Licht ihre dunkelbraunen Gesichter bestrahlt. Sie lassen ihren halben Penny in der Hand spielen und schwatzen schmeichelnd mit dem Händler, um ihn zu bewegen, sie recht gut zu bedienen. Die Verkäuferinnen der Brunnenkresse sitzen mit den Händen unter der Schürze, die Füße in einem Korbe und reden die Vorbeigehenden bei ihren Namen an, denn sie kennen dieselben seit lange.

Ein Jeder drängt sich vorwärts, — die Kinder jammern und schreien, wenn man auf ihre nackten Füße tritt und die Frauen eilen fort mit ihren Handkörben oder Shawls voll Brunnenkresse, den dicken Knoten, mit welchem sie das Tuch zugebunden haben, in den Händen haltend. Vor einem Korbe hat eine in einen alten grünen Mantel gehüllte Straßenverkäuferin einen verblichenen und abgenutzten Shawl ausgebreitet, um ihre Büschel zu empfangen, und zur Seite steht ihre Tochter in einem dünnen Kattunkleide, so geflickt, daß es aussieht wie eine Steppdecke, zur Zierde aus tausend Lappen gefertigt.

— „Ah! Frau Dollard," — sagte die Verkäuferin in einem liebenswürdigen Tone — „machen Sie sich warm, 's beißt heute in die Finger wie siediges Wasser."

Vor einem andern Korbe steht ein alter Mann, dessen lange, graue Haare von einer alten Mütze herabhängen; er beschwert sich, daß er am Morgen zuvor in der Dunkelheit von einer Verkäuferin eine Partie Brunnenkresse gekauft habe, welche bei hellem Tage ganz weiß gewesen sei. In Folge dessen habe er an seinem allerbesten Tage nur drei Pence verdienen können.

— „Ah, John, Du solltest immer nur zu denen gehen, die Dich gut bedienen", war die Antwort.

Als die Morgendämmerung anbrach, fingen die Tauben an herumzufliegen und auf den verlassenenen Theilen des Marktes auf und ab zu stolziren. Zuletzt verminderte sich die Menge und nur die allerärmsten Brunnenkreßkäufer blieben zurück.

Viele der Käufer waren ohne Geld gekommen; die Glücklicheren hatten ihren halben Penny sorgfältig in das Ende ihres Shawls eingebunden, als ob ihr Leben an diesem Besitzthume hinge. Ein kränklich aussehender Junge, kaum älter als fünf Jahre, dessen nackte und geschmarrte Haut durch die Löcher seiner Kleider blickte, kam mit seinen blauen, nackten Füßen schleichend wie eine Katze über den nassen Boden heran zur Verkäuferin und sagte: „Gib Se mer 'n bischen alte Kresse, Hanne, he?". In

Digitized by Google

demselben Augenblicke nahm er gewandt einen der dicken Bündel unter den Arm und sprang davon.

Vor einem andern Stande war ein altes Weib, ihrer Kleidung nach außer Möglichkeit Credit zu erlangen, und bezahlte ihre Brunnenkresse, welche man ihr lange geborgt hatte. [illegible] Wir wundern uns nicht viel beim Creditgeben verlieren wenig [illegible] sagte die Verkäuferin, eine Frage beantwortend, welche in Bezug auf die Gerechtigkeit der Namen an sie gerichtet war — „aber sie sind ehrlich und zahlen, was sie von innern uns oft sogar an Schulden, die wir längst vergessen haben. Wenn wir etwas verlieren, so geschieht dieß an den Allerärmsten, aber 's ist ihre Schuld nicht, denn wenn die von hier fortbleiben, so ist es das Arbeitshaus oder der Friedhof, welche sie für immer von hier fernhalten."

Man muß den Farringdonmarkt besuchen, um sich von der Langmuth, Rechtschaffenheit und Treue der Armen zu überzeugen. Diese Brunnenkreßverkäufer gehören einer so unsäglich armen Klasse an, daß die Versuchung zum Bösen sie beständig verfolgen muß, wie ein Gespenst, und dennoch kann man ihnen unbesorgt die wenigen Pence, welche sie schulden, anvertrauen; sie zahlen sie zurück, und sollten sie darum hungern müssen. Erfordert es nicht einen hohen Grad von Energie und Redlichkeit, wenn die Jungen und Mädchen, welche diesen Markt besuchen, dem verlockenden Rathe jener widerstehen, die in gemeinen Kosthäusern sie auf die Bahn der Schande und des Verbrechens zu zerren suchen? Sie ziehen das frühe Aufstehen, den Gang zum Markte mit nackten Füßen über eiskalte Steine, den zehn Meilen langen Weg, um einige Pennys zu verdienen und das kärgliche Mahl dem Leben des verlockenden Lasters oder des einträglichen Diebstahls vor. Dieser Muth des Widerstandes verdient Bewunderung.

Nachdem die Straßenverkäufer ihre Kresse gekauft haben, bringen sie dieselbe gewöhnlich zu einer benachbarten Pumpe, um Wasser darüber zu gießen, damit sie frisch bleibe. Dann theilen sie die grüne Waare in Büschel à ½ Penny ab, entweder im Gehen oder in einer Ecke des Marktes, und sie auf den bloßen Steinen, die Beine untergeschlagen, umgeben von grünen Blättern, sitzen. Im Sommer kann man Hunderte, jung und alt, zahlreich wie die Krähen in Kornfelde, ihre Büschel auf dem Markte zusammenbinden sehen. Viele gehen weiter und setzen sich auf die Stufen der St. Andreaskirche in Holborn, um diese Arbeit vorzunehmen. Ganze Haufen dieser armen Wesen kann man dort Morgens zwischen fünf und sechs Uhr antreffen.

Hier war [illegible] und Phillips und die alte [illegible], welche ihn in die Geheimnisse des Geschäftes einweihte, [illegible] in der [illegible] Straße, die am Oxford-Street [illegible] läuft.

Mitte einer geschäftigen und lebhaft plaudernden Versammlung von Verkäufern.

— „Ich habe die kleine Mary M'Donnald diesen Morgen nit gesehen," — sagte ein junges Mädchen — „ich vermuthe, ihr Vater hat wieder Maurerarbeit gekriegt. Der arme Mann! 's is 'ne schwere Last für 'n Mann, acht Kleine zu ernähren und die halbe Zeit nix zu thun zu haben. Mary is 'n geschicktes Mädchen und weiß 'n halben Penny irgendwo aufzulesen."

— „Wie lange hab' ich Louise nit gesehn, die immer mit ihr ging;" — fiel ein alter, einäugiger Mann ein — „ihre Füße sind vielleicht wieder krank. Einen Vater hat se nit, aber se war vor so was wie zwölf Jahren die schmuckste Dirne, der man nur begegnen konnte."

— „Ich kannte Louise'ns Vater ganz gut," — sagte ein alter Seemann — „er war Zimmermann von Profession. Er war's, der mir diesen schof'len Handel mit Brunnenkresse zuerst in den Kopf brachte, als die Zeiten schlecht war'n, nachher mußte er selbst heran."

— „Hörten Se diesen Morgen die arme Frau Saunders schreien?" — fragte ein kränklich aussehendes Mädchen eine ihr zunächst sitzende Frau — „die Gemeinde hat erst gestern ihren Mann begraben und vergangene Nacht wurde sie aus ihrer Wohnung gejagt. Ah! 's is hart für 'ne Frau von beinah' siebzig."

Und so fuhr das Volk fort zu schwatzen, — der einzige Gegenstand von Interesse war für sie nur ihre Armut. Viele beschrieben umständlich ihre kleinen Körperleiden, als hätten sie ein Collegium von Aerzten vor sich. Ein Mann erzählte, im Krankenhause habe man ihm gesagt, daß sein Uebel das hartnäckigste sei, was je vorgekommen; das machte ihn ganz stolz. Eine Frau prahlte damit, daß man sie als unheilbar aus dem Hospitale geschickt habe. Die Gesunden unterhielten sich von vergangenen besseren Tagen. Handwerker, zu alt zu arbeiten, sprachen seufzend von der Zeit, wo sie „ihre sechs Schillinge pr. Tag" verdienten. Ruinirte Kleidermacherinnen prahlten mit der Zahl der Hände, denen sie einst Beschäftigung gegeben, und mit der Bekanntschaft reicher Damen, für welche sie gearbeitet hatten. Die Augen eines buckeligen Burschen strahlten, als er sich groß damit that, daß er als Lakai stets in den nobelsten Familien gelebt, während eine verarmte Wäscherin, den Kopf stolz zurückwerfend, von der Zeit sprach, wo sie ihren Wagenkarren hielt und Brunnenkresse kaufte, statt sie wie jetzt zu verkaufen.

Die kleinen Kinder waren die einzigen, welche von der Brunnenkresse sprachen. Bei ihnen waren billige Einkäufe und gute Geschäfte das Thema der Unterhaltung. Wenn sie einmal von etwas anderem sprachen, so war es vom Essen und dann erzählten sie sich Geschichten, wie sich Jemand einstmals ein großes

Digitized by Google

Stück Pudding mit Sauce darüber auf eine schlaue Weise verschafft habe, indem er den ganzen Vorrath Brunnenkresse um den doppelten Preis angebracht.

Als Philipp den kleinen Mädchen absehend wie sie die Binsen um die Pfennigbüschel banden, seinen Teller zugerichtet hatte, machte er sich auf den Weg, um den Straßenverkauf zum ersten Male zu versuchen.

Stark und gesund, wie er seinen alten Collegen im Erlauben, als er neben ihnen heulend anfing zu schreien: „Brunnenkreß! vier Büschel vor'n Penny! Brunnenkreß!“

— „Hat der 'ne Stimme“ — flüsterte ein herumgekommener Höker, der die seinige längst verloren hatte.

— „Ah! de Kreffe wird se ihm bald genug nehmen“ — erwiderte eine erbärmliche Matrone, deren zitternde Hände dürr waren wie Krallen.

Am ersten oder zweiten Tage verdiente Philipp nur so viele halbe Penny's um sich etwas Brot kaufen zu können. Die Nacht verbrachte er mit anderen Jungen in einem halbfertig gebauten Hause. Gar oft gedachte er des weichen Bettes in seiner alten Schule, wenn er so auf dem harten Erdboden lag, und wünschte, daß er nie die thörichten Träume Wilhelm Fortune's mit angehört hätte.

Ein Mädchen von acht Jahren lehrte ihn zuerst die Kniffe des Straßenverkaufes und sagte ihm, daß wenn er fortkommen wolle, so müsse er die Leute zum Kaufen „zwingen“. Sie selbst war eine pfiffige Verkäuferin, die äußerst zierlich ihre Büschel zu binden verstand, allein sie war so winzig und schwach, daß die Jungen in den Straßen, auf ihren Erfolg eifersüchtig, sie leicht aus ihrem Stadtbereiche verjagen konnten. Philipp ließ ihr Schutz angedeihen und so machte er ihre Bekanntschaft. Sie hatte ihn gefragt, ob sie bei ihm bleiben oder hinter ihm hergehen dürfe, denn er schiene ihr der artigste und bravste Junge zu seyn, den sie je gesehen habe. Sie war ein mageres, klein gebliebenes Kind, blaß, vom Hungern gerunzelt wo die Grübchen hätten seyn sollen und bettelnd lenkend, als sei sie mit schwerem Kummer belagen. Sie sagte dem Jungen kurzab durch den kalten Ernst womit sie von den bittersten Kämpfen ihres kleinen Lebens sprach, er habe daher daß auch an ihn die Reihe kommen würde. Dieses artige Kind der Straße sah gar bald, daß Philipp wenig Erfahrung im Handel habe.

— „Hör mal,“ — rief sie, wenn Philipp bei der ersten schlägigen Antwort die Lehre verlor, — „Hör mal, so wirst Du's nit machen! Da hüll sch'n, daß ich jetzt e' paar an ihnen 'n Büschel verkaufe!“ Sie ging sogleich hinein, bat, machte Kaire, bis ein Stück Münze, mehr aus Mitleiden als ihrer Waare zu Gefallen, in ihre offene Hand fiel.

— „Es ist eine schwere Arbeit zu verkaufen" — sagte Philipp eines Tages zu ihr.

— „Ah! das is jetzt nix im Vergleich zum Winter," war die Antwort des lebhaften Mädchen — „dann sagen die Leute: ‚geh' mer doch los mit Deiner Kresse, die friert uns ja den Magen!' Ach, dann bin ich oft so lange gelaufen, ohne 'was zu essen, daß ich einmal in 'nem Puddingladen vor Geruch ohnmächtig wurde." —

Philipp starrte die Kleine an und sagte dann ärgerlich: „Du sprichst nie von was anderem, Ellen! Man muß sich wahrhaftig vor Dir fürchten." Dann fügte er in einem mildern Tone hinzu: „Bis jetzt hab' ich Dich noch niemals lachen sehen, Ellen; warum lachst Du nit?" —

— „Was hilft das Lachen?" — erwiderte sie. —

— „Spielst Du denn niemals?" — fragte der Junge.

— „Ja, manchmal spielen wir Abends mit den Jungen im Hofe Honigtöpfchen; *) aber das macht mich nit lachen, das Laufen mit der Kresse den ganzen Tag über macht mich müde."

— „Gehst de nit gleich in's Bett, wenn de müde bist?" — fragte Philipp weiter. —

— Nu, ich habe dann noch meiner Mutter Zimmer in Ordnung zu bringen, putze die zwei Stühle un nehme auch manchmal 'nen Flanellumpen un 'ne Bürste un wasche das Zimmer." —

— „Du holst Dir aber den Tod auf diese Weise" — rief der Junge.

— „Oh nein, ich denke nit d'ran!" war die ruhige Antwort — „'s is viel schlimmer im Winter, un das hat mich nit todt gemacht, wie Du siehst."

Philipp mochte sich abquälen wie er wollte, es gelang ihm nie, etwas von seinem täglichen Gewinn zurückzulegen. Er war endlich so vertraut mit seiner Arbeit geworden, daß es ihm möglich wurde, statt unter trocknen Bogengängen zu schlafen, jetzt wieder zu seinem Zweipenny-Bett im Kosthause zurückzukehren, aber er konnte kaum seine kärgliche Nahrung jeden Tag bezahlen, ohne seyn kleines Capital anzubrechen.

Durch das Anfragen in Läden und indem er alten Damen nachlief, sobald die Theestunde heranrückte, brachte er es endlich zum Verkauf seines Tellers voll Kresse und verdoppelte auf diese Weise seine vier Pence. Aber für zwei Pence Brot reicht nicht weit für einen im Wachsen begriffenen Jungen, und manche Nacht begab er sich so früh, als ihn nur der Besitzer des Kosthauses einlassen wollte, zu Bette, um seinen Hunger wegzuschlafen und der Versuchung zu entgehen, das Geld auszugeben, welches ihm Van Diemen Bill gegeben hatte. In der That, es war wirklich

*) Ein Kinderspiel.

Digitized by Google

nur die Scheu vor dem alten Verbrecher, die ihn abhielt, seinen kleinen Fond anzubrechen und seinen ganzen Handel mit einem guten Bissen warmen Essens zu endigen.

Aber dieser Tag sollte endlich doch kommen.

Es regnete sehr stark, als einst unser armer Philipp sich mit [illegible] Kopfe, der ihm als Regenschirm diente, [illegible] Da hatte er [illegible] haben der Kresse abgeschreckt zu haben, [illegible] ganzen lieben Morgen lang herumgelaufen war, [illegible] vier Büschel verkauft, und diese nur an einen Betrunkenen in einem Bierhause. Er versuchte es bei allen seinen Kunden, empfing aber überall dieselbe Antwort: „Es ist zu kalt heute, mein Junge."

Als er sich am Abend in einem Thorweg niedersetzte, um seinen „Gewinnst" zu überzählen, fand er, daß er nur vier Pence in seiner Tasche hatte, eben soviele wie am Morgen, als er auf den Markt ging.

Den armen Philipp schmerzten die Beine so heftig vor Müdigkeit, daß er fast glaubte, die Knochen seines Schienbeines wollten herabfallen und hingen aus den Gliedern. Dennoch aber ging er an die Arbeit, hinkend und aus voller Kehle schreiend, und wurde zuletzt so kühn in dem Bestreben, seine Waare los zu werden, daß er alle Gesichter, die sich zu ebener Erde blicken ließen, oder alle hinter den Fenstern der Bel-Etage stehenden Personen, *) alle unten in der Küche sichtbare Köpfe höflich oder hartnäckig zum Kaufen aufforderte. Er wurde so dreist, daß er einen Handel mit einem Lakai versuchte, der die Fenster im dritten Stocke des Hauses reinigte; allein der Mann zuckte die Achseln und rief ihm zu, daß er seine Brunnenkresse billiger en gros in Tonnen kaufe.

Philipp, fest entschlossen, nur dann nachzugeben, wenn er ganz und gar gezwungen sei, schlenderte langsam den Stallungen hinter den vornehmenen Plätzen zu, hoffend, daß es ihm glücken möge, die Kutscherfrauen mit seinen dichten Pennyschelu zu verführen. Er erspähte zwei oder drei Frauen, die gerade im Begriff waren, die Wäsche von dem an der Hausthür befestigten Seil abzunehmen; allein, obgleich er ihnen auch fünf Büschel für einen halben Penny anbot, so wollten sie doch davon nichts wissen. Eine sah sich die Waare an, allein floß um ihn aufzuziehen, denn sie sagte, die Büschel seien alle so schwarz wie Theeblätter und von rechtswegen müsse er arretirt werden, weil er die Leute vergiften wolle.

*) Fast alle Fenster der Bel-Etagen in den besseren Häusern Londons nehmen die ganze Höhe des Zimmers ein und sind mit Eisengittern versehenen Armen, so daß man die Leute, welche hinter ihnen stehen, von der Straße aus in der ganzen Größe sehen kann.

Einen Augenblick kam ihm der Gedanke ein, daß man einen plötzlichen Haß gegen ihn gefaßt haben müsse. Weiter schlendernd entschloß er sich, einmal geradezu in einen Laden zu gehen, wo eine alte Dame nähend hinter dem Verkaufstische saß. Er schob die Thür zurück und da er der Dame für die Lumperei von drei Pence seinen Teller mit einiger Heftigkeit anbot, so verursachte er ihr keinen geringen Schrecken.

— „Hol' Dich der Henker, Junge!“ — schrie sie — „was soll ich mit all' dem grünen Zeug thun, ich bin kein Kaninchen, weißt Du das?“

Der Junge fühlte sich höchst niedergeschlagen, als die Nacht heran kam. Er setzte sich auf eine Straßenthürtreppe, um sich ein wenig zu ruhen und über sein Mißgeschick zu wehklagen. „Alle können se sich doch nit vorgenommen haben, keine Kresse mehr zu essen,“ — sagte er zu sich selbst — „'s is das Glück, das gegen mich is un 'nen Jungen rujenirt.“ Wie alle Straßenverkäufer, glaubte er fest an das Walten des Schicksals und meinte nun, es sei besser sich gleich zu ergeben, statt wi 'n Hund zu laufen und dann am Ende doch nichts zu verdienen. Um sicher zu seyn, daß das Schicksal wirklich seiner Wohlfahrt entgegen sei, wollte er eine Probe anstellen, nahm seine vier Pence aus der Tasche und begann damit zu würfeln. — „Wenn ich in drei Würfen zweimal gewinne,“ — sagte er — „so will ich noch einen Versuch mit der Kresse machen, wo nicht so will ich sie selbst essen und den Tag für verloren betrachten. Der Erfolg dieses Experimentes war der Art, daß Philipp mit neuer Hoffnung im Herzen von seinem Sitze aufsprang und weiter trottend schrie: „Brunnenkreß', scheene frische Brunnenkreß'! — so munter, als ob er seinen ersten Morgengang mache.

Er ging die Totterham-Court-Straße herunter, stracks durch St. Giles nach Drury-Lane und bis Long-Acre, aber sein Teller wurde um keinen Büschel leichter. Er hielt bei jeder Pumpe an, um die welkende Kresse mit Wasser zu übergießen und ihr dadurch den Schein der Frische zu geben, allein Niemand wollte mit ihm und seiner Waare etwas zu thun haben. Eine Art Ekel gegen alle Welt und alle Brunnenkreßesser bemächtigte sich seiner. An einer Straßenecke an den Laternenpfeiler gelehnt, blieb er stehen und murmelte: „Ich wünschte, ich wäre nie auf die Welt gekommen und es gäbe gar keine Welt.“

Er blieb in dieser Stellung eine geraume Zeit, von seinen kleinen Büscheln die todten Blätter rupfend und über die Schwierigkeit des Unternehmens, sich eine behagliche Unabhängigkeit durch den Verkauf von Brunnenkresse zu gründen, nachdenkend, als er plötzlich, den Kopf erhebend, eine Menge Leute auf der anderen Seite der Straße vor einem Ladenfenster bemerkte. Die Fensterscheiben desselben waren in einen solchen Nebeldampf verhüllt,

Digitized by Google

daß man hätte glauben können, es sei blindes Glas; die Menge schien aber ein besonderes Interesse für Etwas zu haben, was im Innern des Ladens vorging; und Philipp, neugierig wie alle Jungen, vergaß einen Augenblick seine Trübsal, kreuzte die Straße und gesellte sich zu dem Haufen der Zuschauer.

Es war eine Garküche — nicht etwa eine großartige Restauration, in welcher man besondere Zimmer für Damen und ein elegantes Büffet und prächtige rothe Vorhänge und verschiedene Sorten geschmackvoll in Fenster ausgestellt Essig; nein, es war eine jener Garküchen mit langem, mit Blech beschlagenem Fensterladengestelle, welches Vertiefungen, kleinen Badewannen ähnlich, enthält zur Aufnahme der Sauce und der dampfenden Braten. Da konnte denn ein Jeder, der zwei Pence in der Tasche hatte, gekochtes Fleisch kaufen; statt auf einem Teller, wurde es ihm auf einem Zeitungsfetzen überricht, was den Vortheil bot, geistigen Genuß mit physischem zu verbinden; nach Beendigung seines Mittagsmahles konnte man einige Neuigkeiten lesen, welche sich die Woche vorher zugetragen hatten. Hinter dem Ladentische stand der Koch selbst, ein gekocht aussehender Mann, den Philipp mit wahrer Bewunderung ansah, als er sich, sein Vorschneidemesser in der Hand schwingend, in seinem weißen Anzuge von einem Braten zum andern begab und eine Scheibe Fleisch von einem Schenkel oder einer Schulter säbelte.

Da stand eine Pagode voll von gekochtem Rindfleisch, über einander gelegte, mit einem metallenen Speiler zusammengesteckte Stücke, an einen Stoß quittirter Rechnungen erinnernd; da waren Schweinekeulen, deren Krusten knisternd platzten, wie die Schale einer durchgekochten Kartoffel; da waren Schöpskeulen, die Seitentheile eingeritzt und in einen dichten Dampf gehüllt; kurz ein Anblick, der jenen Glücklichen, welche stets ein gutes Mittagsmahl um sechs Uhr bereit stehen haben, widerlich erscheinen mochte; den armen Philipp aber, der von sechzehnstündigem Fasten so hungerig geworden war, daß er kaltes Wasser zur Milderung der Magenkrämpfe trank, so ganz und gar beschäftigte, daß er alles andere darüber vergaß. Der aufsteigende Dampf, der sich durch die Küchengitter preßte und zur Eingangsthür herauszog, verbreitete einen Geruch, der Parfüm für seine Nase war. Das Schlimmste dabei blieb, daß der Geruch des Fleisches das Verlangen, Nahrung zu sich zu nehmen, welches er an den Pumpen [illegible] haben glaubte, heftig in ihm rege machte, so daß [illegible] Hungerkrämpfe seinen Magen zu quälen anfingen.

Hamburg. Gedruckt in der [illegible]

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1858. 1ster Band. 17tes Stück.

Das Testament der Schwester Egeria.

Aus dem Französischen.

„Sie ist also todt?"

— „Ja, Madame", antwortete ein kleiner Herr im braunen Rock und kurzen Beinkleidern.

— „Und ihr Testament?"

— „Wird hier unverzüglich durch ihren Sachwalter eröffnet werden."

— „Werden wir etwas erben?"

— „Das ist anzunehmen; wir haben Ansprüche."

— „Wer ist denn diese elend gekleidete Person, die sich hier eindrängt?"

— „O, die" — sagte der kleine Mann mit spöttischer Miene — „die wird nicht viel bekommen in dem Testament; sie ist die Schwester der Verstorbenen."

— „Was, die Anna, die im Jahre 1812 den unbedeutenden Menschen heirathete, den Officier?"

— „Ganz recht, die ist es."

— „Nun, sie muß eine starke Portion Unverschämtheit besitzen, daß sie sich hier präsentirt, vor dieser respectablen Familie."

— „Um so mehr, da die Schwester Egeria, von alt adelicher Familie, ihr diese Mesaliance nie verziehen hat."

In diesem Augenblick ging Anna mitten durch das Zimmer, in welchem die Familie der Verstorbenen versammelt war: sie war bleich; ihre schönen Augen waren voll Thränen und ihr Gesicht von frühen Runzeln gefurcht.

— „Weßhalb kommen Sie hierher?" sagte hochmüthig Madame de Villeboys, dieselbe Dame, die kurz vorher den kleinen Herrn, der mit ihr Erbe war, gefragt hatte.

Digitized by Google

— „Madame," — erwiderte die arme Frau demüthig — „ich komme nicht hierher, um Ansprüche zu machen auf Etwas, das mir nicht zukommt; ich komme nur, um Herrn Dubois, den Sachwalter meiner verstorbenen Schwester, zu sehen, um ihn zu fragen, ob sie noch in ihrer letzten Stunde von mir gesprochen hat."

— „Wie, Glauben Sie," — sagte Madame de Villeboys mit Hochmuth — „daß man sich um Sie bekümmert, die Sie eine vornehme adeliche Familie verschmähte, um sich mit einem unbedeutenden Menschen, einem Soldaten Bonaparte's verheirathet haben?"

— „Madame, mein Mann, obwohl ein Kind des Volks, war ein braver Soldat, und, was noch mehr gilt, ein Ehrenmann", sagte Anna.

In diesem Augenblick erschien eine ehrwürdige Persönlichkeit, der Notar Dubois:

— „Hören Sie auf," — sagte er — „Anna Vorwürfe zu machen wegen einer Verbindung, die ihre Schwester ihr verziehen hat. Anna liebte einen edlen, braven, guten Mann, der sich nichts Anderes vorzuwerfen hatte, als seine Armut und die Dunkelheit seines Namens. Nichtsdestoweniger würde, wäre er am Leben geblieben und hätte seine Familie ihn gekannt, wie ich, sein alter Freund, ihn kannte, Anna jetzt glücklich und geehrt seyn."

— „Aber warum ist die Frau hier?"

— „Weil sie hier seyn muß," — sagte der Notar mit Ernst — „ich selbst habe sie gebeten zu kommen."

Dann ging Herr Dubois daran, das Testament zu eröffnen. Es lautete:

Ich, Egeria von Damfreving, die ich mich in das Kloster der Schwestern vom Geheiligten Herzen Jesu zurückgezogen, erkläre, bei gesundem Herzen und gesunden Sinnen, das Folgende als meinen ausdrücklichen letzten Willen:

„Nach meinem Tode wird man zweimalhunderttausend Francs in baarem Gelde bei meinem Notar finden; außerdem Juwelen, Kleidung, Meubles, ferner wie auch ein Schloß zum Werthe von zweimalhunderttausend Francs.

In diesem Kloster, wo ich mehrere Jahre gelebt habe, wird man nichts als ein Buch finden, Heures de la Vierge (Stundengebete der Jungfrau), ein heiliges Buch, welches noch offen ist, wie es war, als ich vor einiger Zeit der Ewigkeit mich nahm.

„Ich ordne nun an, daß diese drei Gegenstände in drei gleiche Theile getheilt werden. Die 200,000 Fr. und das Schloß, die Meubles und Juwelen, das Buch, Heures de la Vierge,

„Ich habe meiner Schwester Anna den Kummer, den sie uns verursacht hat, verziehen und

Rückkehr nach

Frankreich früher erfahren hätte. Ich schließe sie in mein Testament ein.

„Madame de Villeboys, meine geliebte Cousine, soll die erste Wahl haben; Herr Vatry, mein Schwager, die zweite; den übrig bleibenden Theil wird Anna nehmen.“

— „Ah!“ — sagte Vatry — „Schwester Egeria war doch eine treffliche Dame; das ist sehr klug von ihr!“

— „Anna wird nur das Gebetbuch erhalten!“ rief Madame de Villeboys, laut lachend. Der Notar unterbrach sie:

— „Madame,“ — sagte er — „welchen Theil wählen Sie?“

— „Die 200,000 Francs in baarem Gelde.“

— „Haben Sie sich recht bedacht?“

— „Ganz und gar.“

Dann wandte sich der Notar an das Gefühl der Dame und sagte:

— „Madame, Sie sind reich, und Anna hat Nichts. Könnten Sie ihr nicht diesen Theil überlassen und selbst das Gebetbuch nehmen, welches die Sonderbarkeit der Verstorbenen auf gleichen Werth mit den anderen Loosen gestellt hat?“

— „Sie scherzen wohl, Herr Dubois!“ — rief Madame de Villeboys aus — „Sie müssen wirklich sehr einfach von Begriffen seyn, daß Sie die Absicht der Schwester Egeria bei diesem Allen nicht einsehen. Unsere geehrte Cousine sah wohl voraus, daß ihr Gebetbuch Anna zufallen würde, welche die letzte Wahl hat.“

— „Und was schließen Sie daraus?“ fragte der Notar.

— „Ich schließe daraus, daß sie beabsichtigte, ihrer Schwester die Weisung zu geben, daß Reue und Gebet die einzige Hilfe sei, die sie in dieser Welt zu erwarten habe.“

Als sie diese Worte gesprochen, gab sie eine bestimmte Erklärung ab, daß sie das baare Geld für ihren Antheil wähle. Herr Vatry, wie man sich leicht denken kann, wählte das Schloß, die Meublen und Juwelen als seinen Antheil.

— „Herr Vatry,“ — sagte Dubois zu diesem Herrn — „selbst angenommen, daß es die Absicht der Verstorbenen gewesen, ihre Schwester zu bestrafen, so würde es doch von Ihrer Seite, da Sie ein Millionär sind, edel gehandelt seyn, wenigstens Etwas von Ihrem Antheile der armen Anna abzutreten, die es so sehr bedarf.“

— „Danke für Ihren gütigen Rath, werther Herr,“ — erwiderte Vatry — „das Schlößchen liegt gerade auf der Gränze meiner Waldungen, und ist mir ungemein angenehm, zumal da es ganz fertig ausgestattet ist. Was die Juwelen der Schwester Egeria anbetrifft, so sind sie theure Andenken, von denen man sich nie trennen darf.

Digitized by Google

— „Wenn denn dem so ist," — sagte der Notar — „meine gute Madame Anna, so ist hier das Gebetbuch, das für Sie übrig geblieben."

Anna, die ihren Sohn, einen hübschen Knaben mit blauen Augen, bei sich hatte, nahm das alte Gebetbuch ihrer Schwester, küßte es, ließ ihren Sohn es küssen, und sagte zu ihm:

— „Bewahre dieses Buch, welches Deiner guten, verstorbenen Tante gehörte, die Dich geliebt haben würde, wenn sie Dich gekannt hätte. Wenn Du Leser geworden bist, dann bitte Gott darum, daß er Dich verständig und gut werden lasse, wie Deine Base war, und glücklicher, als Deine arme Mutter!"

Die Augen der Anwesenden füllten sich mit Thränen, trotz ihres Bemühens, gleichgiltig zu erscheinen.

Der Knabe küßte das Buch mit kindlicher Inbrunst, dann öffnete er es und sagte:

— „O Mama, was für hübsche Bilder!"

— „Ja wohl!" sagte die Mutter, glücklich über die Freude ihres Knaben.

— „Sieh nur, die heilige Jungfrau in einem rothen Kleide, sie hält das Jesuskind in ihren Armen. Aber warum ist denn Seidenpapier auf die Bilder gelegt?"

— „Damit sie nicht beschädigt werden, liebes Kind."

— „Aber, Mama, warum liegen denn so viele Seidenpapiere bei jedem Bilde?"

Die Mutter blickte hin, schrie plötzlich laut auf und sank in die Arme des Herrn Dubois; dieser sagte zu den Anwesenden:

— „Lassen Sie sie allein, es wird nichts zu bedeuten haben; an solchem Zufall stirbt man nicht. Du, kleiner Hector, gieb mir das Gebetbuch, Du möchtest die Bilder zerreißen."

Die Erben entfernten sich, indem sie verschiedene Muthmaßungen in Bezug auf Anna's plötzliche Krankheit und die Theilnahme, die der Notar ihr bewiesen, äußerten.

Einen Monat später begegneten sie Anna, die, vorzüglich gut, aber nicht verschwenderisch gekleidet, in einem Wagen mit zwei Pferden eine Spazierfahrt machte. Verwundert, erkundigten sie sich und erfuhren, daß Madame Anna kürzlich ein Haus für 180,000 Francs gekauft habe und daß sie ihrem Sohne eine vornehme Erziehung geben lasse. Diese Nachrichten trafen sie wie ein Donnerschlag. Madame de Villebops und Herr von Vatry eilten zu dem Notar, um sich Aufklärung darüber geben zu lassen.

Der gute Dubois arbeitete an seinem Pult.

— „Wir stören Sie vielleicht," sagte die ältere Dame.

— „O nein; ich war gerade dabei, einen Antauf von Staatspapieren für Madame Anna zu ordnen."

— „Was!“ — rief Vatry aus — „nachdem sie sich ein Haus gekauft und Equipage angeschafft, hat sie auch noch Gelder zu belegen?“

— „Ja, gewiß.“

— „Aber woher kommt denn das Geld?“

— „Was! Sahen Sie denn nicht . . .?“

— „Wann denn?“

— „Nun, als sie aufschrie, wie sie sah, was das Gebetbuch, das sie erbte, enthielt.“

— „Wir haben Nichts bemerkt.“

— „O, ich meinte, Sie hätten es gesehen;“ — sagte sarkastisch der Notar — „das Gebetbuch enthielt sechzig Bilder und jedes Bild war bedeckt mit zehn Noten, jede von 1000 Francs.“

— „Gütiger Himmel!“ rief Vatry, wie vom Donner gerührt.

— „Hätte ich das nur gewußt!“ rief Madame de Villeboys.

— „Sie hatten die Wahl,“ — fügte der Notar hinzu — „und ich selbst bat Sie, das Gebetbuch zu nehmen, aber Sie schlugen es ja aus.“

— „Aber wer hätte denn auch denken können, in einem Brevier Geld zu finden!“

Die beiden alten Egoisten entfernten sich verwirrt und mit von Neid geschwollenen Herzen.

Madame Anna lebt noch in Paris. Wenn man an einem schönen Sommerabend durch die Straße Lafitte geht, kann man im ersten Stock eines großen Hauses durch die geöffneten Fenster ein reizendes Gemälde, sanft von Wachskerzen erhellt, sehen: eine Dame welche vor einem Gebetbuche „Heures de la Vierge“ die beiden Händchen ihres Sohnes, eines schönen Knaben von sechs Jahren, zum Gebete zusammenlegt.

— „Bete für mich, mein Kind,“ sagt die Mutter.

— „Und für wen noch?“ fragt das Kind.

— „Für Deinen Vater, Deinen theuren Vater, welcher starb ohne Dich zu kennen, ohne Dich lieben zu können.“

— „Soll ich auch zu meiner Schutzheiligen beten?“

— „Ja, liebes Kind; aber vergiß nicht eine Heilige, die im Himmel über uns wacht und aus den Wolken auf uns herab lächelt.“

— „Wie heißt die Heilige, liebe Mama?“

Die Mutter, des schönen Knaben Kopf mit Thränen netzend, sagt:

„Ihr Name ist — Schwester Egeria.“

Digitized by Google

Der Königstein.*)

Bei der Veste Königstein hat die Natur am mächtigsten gehäuft, sie unüberwindbar zu machen, und obgleich sie schon vom Strome aus mit ihren riesenmäßigen Mauermassen und Bastionen und den stattlichen schieferbedeckten Gebäuden mächtig und weithin erscheint, ehrt man doch kaum die Anordnung des Platzes, welches sie einnimmt. Man bedarf recht gut eine halbe Stunde Zeit, ehe man die äußere, mit Trottoirquadern belegte Terrasse umgeht, und staunt förmlich, außer den stadtähnlichen Häusergruppen um die Kirche, in welchen die unentbehrlichsten Handwerker wohnen, und welche das große Commandantenhaus, geräumige Casernen, das Provianthaus, ein Zeughaus für alle Waffengattungen, die Georgenburg, Magdalenenburg, Friedrichsburg und gewaltige Casematten umgeben, noch Platz genug für Gemüsegärten, etwas Feld und ein kleines Wäldchen auf diesem hohen Punkte, 748 Pariser Fuß über dem Elbspiegel, zu finden. Hat man über die Zugbrücken hinweg und durch die aufsteigende finstere Thorschlucht den innern Raum der Festung erreicht, so fällt einem die Stille auf, die trotz der nicht geringen Bewohnerzahl da droben herrscht. Wenn nicht etwa der Gesang eines Vogels oder das Geräusch eines Handwerkers aus einem der Häuschen sich hören läßt, vernimmt man nur den eintönigen Schritt der Schildwachen oder einen militairischen Zuruf. Die großen, nach mehren Richtungen stehenden Kanonen, die Schildwachen, die hohen Kugelhaufen, die Pulvermagazine mit den freistehenden Blitzableitern, die scharfen Bastionsecken mit den Parapets und all' das um uns sichtbare Zubehör einer Festung haben uns bald genug die Gegend vergessen lassen, in welcher dieses Vertheidigungswerk liegt, und wir werden daher beim Vortreten an die Brustung angenehm überrascht, nach allen Seiten einer herrlichen Aussicht und rings in der Nähe hübschen Landschaftsbildern zu begegnen. Der sich im großen Bogen windende Strom mit den Schiffen und der Stadt unter uns, gegenüber der mächtige Kegel des Liliensteins, auf der Westseite das romantische Thal nach dem Bieler Grunde mit den freien Steinmassen des Quirls und überallhin die unbeschränkteste Fernsicht führen ebenfalls unsere Gedanken von unserem Standpunkte hinweg. Während unser militairischer Führer uns alles Bemerkenswerthe erklärt, hier uns einige der kolossalen Kanonen, „die zwölf Apostel", dort den Richtplatz des Barons von Kleist-berg oder den hinaushängenden Baum zeigt, an welchem 1610

*) S.: Im Elbthale von Meißen bis Leitmeritz. Von Ludwig Thiele. Leipzig, Verlag von Carl B. Lorck. D. Red.

ein betrügerischer Commandant erhängt wurde, während er uns mittheilt, wie viel Pulver die Magazine fassen, wie viel Proviant immer vorräthig ist, schweifen unsere Augen hinaus nach den dunkeln Tonnengründen, über die hellen Wiesen, in die seltsamen Steinmassen, und wir schenken seinen Worten nur halbe Aufmerksamkeit.

Der breite Scheitel des Königsteins ist schon seit den urältesten Zeiten befestigt und bewohnt, aber nicht immer allein kriegerischen, sondern auch frommen Zwecken gewidmet gewesen. Von den Sorbischen Heiden schon zur Veste verwandelt, kam der „große Stein“, wie er früher genannt ward, zuerst an Böhmen, dann aber an die mächtigen und durch ihre Flußräubereien übelberüchtigten Burggrafen von Dohna, bis Markgraf Wilhelm der Einäugige mit seinem Neffen Friedrich dem Streitbaren die Veste eroberte und dem Meißner Lande einverleibte. Von den Hussiten 1425 zerstört, ward die Burg später an Meißnische Edle verpfändet, von der Krone Böhmens jedoch immer beansprucht. Der 1459 erfolgte Vertrag setzte den Gränzstreitigkriten ein Ziel und regulirte die Lehensansprüche beider benachbarter Staaten. Georg der Bärtige verwandelte im Jahre 1516 das alte Raubnest in ein Cölestinerkloster, indem er zwölf Mönche vom Oybin hierher versetzte. Die Umgegend erhielt dadurch tiefen Frieden; statt der Arkebusen und des Donners der Kanonen vernahm man nur das Läuten des Meßglöckchens, und statt des wilden Tobens und der kriegerischen Rufe schallten fromme Gesänge in die stille Landschaft hinaus. Die Patres Cölestiner hielten aber nicht lange aus da droben, so angenehm die stille Abgeschiedenheit auch ihren heiligen Zwecken seyn mochte. Die Kunde der großen religiösen Umwälzung war selbst durch ihre festgeschlossenen Pforten gedrungen, und bald entwich einer nach dem andern bis auf zwei, heimlich zu dem Reformator nach Wittenberg, was den frommen Herzog derart verdroß, daß er nach neun Jahren das Kloster wieder aufhob. Der Ort wurde 1539 seiner früheren Bestimmung als Festung zurückgegeben und restaurirt, von den Kurfürsten August und Christian I. aber noch stärker befestigt. Seitdem haben bis in unser Jahrhundert herein alle Regenten Sachsens das Ihrige zur Vollendung des gewaltigen Baues beigetragen und enorme Summen auf denselben verwendet. Die festen Mauern sahen jedoch nicht immer nur die martialischen Gesichter ihrer Besatzung, sondern erhielten oft Besuch von glänzenden Gesellschaften, wo der kecke, leichtfertige Page an den steifen Galaherren mit der Allongenperrücke vorbeihüpfte und wo schwerseidene Kleider der Damen über die Quaderflächen rauschten, oder es kam ein Besuch bei Nacht an, wo das blasse Gesicht eines Gefesselten von Fackeln erleuchtet wurde, um dann in der Finsterniß der Case-

Digitized by Google

matten zu verschwinden. Vor zwei Jahrhunderten hielten die Fürsten oft glänzende Hoffeste auf dem hohen Punkte ab; die Geigen und Pauken weckten die Echos der alten Felsen und das aufsteigende Feuerwerk und der Fackelglanz lieh ihnen eine eigenthümliche Beleuchtung. Besonders geschichtlich denkwürdig ward der Königstein als Staatsgefängniß, das vom sechzehnten bis achtzehnten Jahrhundert viele interessante Männer umschloß, zu denen mit die Kanzler Crell, Paul, Oberhofprediger Hoe von Hoenegg, die Unterhändler des Altranstädter Friedens, Imhof und Pfingsten, den Porcellanerfinder Böttger und den unglücklichen Russischen Gesandten Patkul erwähnen wollen. Der seltsamste Commandant der Festung war von 1715 bis 1733 der durch seine lustigen Schwänke in Sachsen allgemein bekannte Freiherr von Ryau.

Hat auch, mit Ausnahme des Siebenjährigen Krieges, der Königstein als Festung noch keine hervorragende Rolle gespielt und ist auch seine Lage für diesen Zweck keine besonders günstige, da er den ganzen nördlichen Theil des Landes dem Feinde offen läßt, so hat er doch Wichtigkeit als Aufbewahrungsort in Kriegszeiten erlangt, indem hier stets das Staatsarchiv und die Kunst- und anderen Schätze der sieben Stunden entfernten Residenz eine sichere Zuflucht fanden.

Von besonders merkwürdigen Dingen auf der Veste ist zuerst der Felsenbrunnen zu nennen, welcher inmitten des Steinkegels, in einem eigens dazu erbauten Hause, 586 Ellen tief hinab, also noch weit unter den Elbspiegel dringt, immer 26 Ellen Wasserstand besitzt und noch nie versiegte. Der Eimer braucht volle zehn Minuten, um bei'm Heraufwinden von der Wasserfläche bis zur Oeffnung zu gelangen, und um den fremden Besuchern einen Begriff von der bedeutenden Tiefe zu geben, läßt man einen hölzernen Kronleuchter mit mehren Lichtern hinab, welcher, sich immer leise am Seile drehend, die weit auseinanderstehenden Lichter einander nähern läßt bis sie in einem rothen Punkte zusammenfließen, der immer glühender und kleiner werdend, trotz der bekannten Stärke des Lichtes, dem Auge zuletzt ganz verschwindet. Vor einiger Zeit sah man noch die Trümmer einer anderen Merkwürdigkeit in einem Kellerraume neben dem Brunnen. Es waren dieß die Reste eines kolossalen Weinfasses, das vor ungefähr hundertfünfundzwanzig Jahren aus hundertvierundfünfzig Dauben verfertigt, an Größe und Schönheit das Heidelberger Faß bei Weitem übertraf, da es 3709 Dresdener Eimer faßte und außerhalb mit schönen Holzschnitzereien verziert war, die, außer den großen Kurfürstlichen Wappen, einen Bacchanalzug mit Weinlaubdecorationen darstellten. Der obere Theil des Kellers, in welchem man auf einer Wendeltreppe von zweiundvierzig Stufen

gelangte, hatte eine Galerie und vermochte eine ganze Gesellschaft zu fassen. Noch wird uns bei'm Rundgange um die Festung das Pagenbett gezeigt, ein schmaler Felsvorsprung vor dem Pavillon der Friedrichsburg, der auch von unten, vom Dampfschiffe aus, sichtbar ist und seinen Namen einer Anekdote verdankt. Bei einem der Hoffeste, die unter Kurfürst Johann Georg II. hier stattfanden, stieg nämlich der Page von Grünau, der bei dem Abendgelage zu anhaltend in das Glas geguckt und sich einen tüchtigen Rausch geholt hatte, in der Dunkelheit der Nacht, im Glauben zu seiner Schlafkammer zu gelangen, durch eine der Schießscharten auf diese äußerst schmale Felskante und schlief hier fest ein, ohne eine Ahnung des Abgrundes unter sich. Als man ihn am Morgen auf dem gefährlichen Lager entdeckte, ließ ihn der Kurfürst, nachdem man ihn vorsichtig mit Stricken festgebunden, durch Trompeten und Pauken wecken und ergötzte sich an seinem Schreck und Staunen über die gefährliche Schlafstelle.

Das kleine Städtchen Königstein am östlichen Fuße des Festungsberges und dem Eingange in den Bieler Grund wird durch einen mächtigen, hohen Eisenbahnviaduct, den bedeutendsten auf der ganzen langen Stromstrecke, von der Elbe abgeschlossen, und nur die Kirche und einige der höher gelegenen Häuser werden über demselben sichtbar. Der Ort ist der Stations- und Absteigepunkt für Diejenigen, welche die Festung oder die wegen ihrer Aussicht beliebten Felshöhen des Papststeines und des Pfaffensteines besuchen wollen. Einen eigenen verwundbaren Fleck gab es früher für die Einwohner in der Benennung des Städtchens. Sie waren stolz auf den Namen Königstein und konnten in die größte Wuth gerathen, wenn man sie fragte, ob der Ort nicht den Wendischen Namen Quirlequietzsch trage.

Mehr als durch das jetzt versteckte Städtchen zur Rechten wird unsere Aufmerksamkeit durch den riesigen Zwillingsbruder des Königsteins, den gegenüberliegenden Lilienstein, angezogen, dessen nackter, 1248 Pariser Fuß hoher Kegel nach und nach auf seinem Bergplateau sichtbar wird, und sich bei der Wendung des Flusses nach Osten bald in seiner ganzen Größe und Höhe zeigt. Auffallend ist die dunkelviolette Farbe seines Gesteins, die sich selbst bei der heitersten Sonnebeleuchtung nicht ändert und sich nur bei'm Näherherantreten an die Felsen in das gewöhnliche Gelbgrau des Sandsteins verwandelt. Die beiden sich gegenüber auf hoher Basis erhebenden Steinmassen des König- und Liliensteins, die höchsten der Umgegend, charakterisiren am meisten die Sächsische Schweiz, wie z. B., von fern gesehen, die beiden Thürme der Frauenkirche die Stadt München. Sie bleiben den Besuchern des Hochlandes am treuesten im Gedächtnisse und sind am leichtesten wiederzuerkennen, und wo nur Jemand von fern oder in

Digitized by Google

einer Abbildung ihre dominirenden Formen sieht, ruft er gleich: Ah! Das ist die Sächsische Schweiz!“ — Auch der Lilienstein, seinen westlichen Nachbar um 156 Fuß überragend, trug einst eine Böhmische Burg, an die jedoch fast nichts mehr erinnert. Statt der Mauern krönen ihn dichtes Laub- und Nadelholz, statt der glatten Steintafeln bedecken Moos und Heidelbeerkraut seinen Boden. Mitunter [illegible] gerade in der Laufrichtung der Elbe versendet, zwingt uns diese [illegible] Wasser westlich zu beschreiben, wodurch sein Scheitel den Vortheil erhält, [illegible] Aussichten über den Strom aufs und abwärts zu erlangen. Am schönsten ist die Rundschau von der Augustussäule auf der südlichen Ecke. Daß die Hochebene an seinem Fuße ein strategisch wichtiger Punkt sey, beweis't das Lager, welches Friedrich der Große im October 1756 hier aufschlug, wo auch die Uebergabe der eingeschlossenen Sächsischen Armee stattfand, und daß Napoleon im Jahre 1813 auf demselben Punkte Verschanzungen anlegte, welche er durch eine neue Felsenstraße, die noch heute Napoleonstraße heißt, mit Hohnstein und Stolpen auf der einen, und mit Königstein und Berggießhübel auf der anderen Seite in Verbindung setzte.

Der Brunnenkreßmarkt in London.

Ein Capitel aus der Englischen Novelle: „Gepflastert mit Gold.“

(Beschluß.)

Philipp fühlte in seine Tasche und fing mechanisch an, die vier Pence, welche sein ganzes Vermögen waren, zwischen den Fingern zu drehen [illegible]

— „Ich darf nix dadoh kaufen,“ sagte er zu sich selbst — „aber ich will doch Fleisch angucken, vielleicht macht mich der Geruch übel un dann wird's besser mit mir seyn.“

Er beobachtete jeden Kaufenden, der hineinging. Er sah einen Mann einen Teller voll Fleischüberbleibsel kaufen, welche er, nachdem er sie in sein Halstuch geschüttet hatte, sogleich zu verschlingen begann, während man ihm etwas Geld auf den Laden herauszählte. Ein Junge kaufte sich gebratene Kartoffelschnitten und hielt sie in der Höhlung seiner Hände und aß daraus wie ein Pferd aus der Krippe. Dann betrachtete unser Philipp alle Braten, einen nach dem andern. [illegible] — „Und es giebt Leute, die solches Fleisch alle Tage essen,“ dachte er voll Neid. [illegible]

Eine der Kellnerinnen kam geschäftig aus dem Hintergrunde und stellte jetzt dampfenden Pudding auf einem ungeheueren Präsentirteller in den Fensterladen. Diesen Pudding erkannte Philipp sogleich als „Plum-Duff", wie die Jungen zu sagen pflegen. Das Erscheinen dieser Lieblingsdelicatesse machte die größte Sensation unter der vor der Thür stehenden Menge. Er war braun wie polirtes Eichenholz und schön in große Vierecke abgetheilt, wie eine Musterprobe von Ziegelsteinen. Mehre der Jungen, welche Philipp zunächst standen, staunten über die Größe der Stücke und drückten offen ihren Beifall über die Freigebigkeit des Eigenthümers aus.

— „Sin das nicht famose Stücke", bemerkte Einer.

— „Mit Sauce ist es das Beste was es giebt," — sagte ein anderer — „für das Geld kriegt man genug."

Der Zulauf, welcher nach diesem anlockenden Pudding entstand, vernichtete alle Entschlüsse Philipp's. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, er ergab sich dem Plum-Duff als Gefangenen und war bald, mit dem Gedränge kämpfend, am Ladentische angekommen, um so laut wie die andern zu schreien: „Mir, Meister, ich war zuerst hier, wenn's gefällig is."

Was sind sechs Zoll breit schmackhaften Puddings für einen Jungen, der um vier Uhr Morgens aufgestanden ist und kein Frühstück gegessen hat? Ein Paar Handschuhe in einem Reisesacke, ein kleines Kind in einem Eisenbahnwaggon! Als Philipp seine Portion verschlungeu hatte, stand er eine Weile still und beobachtete diejenigen, welche noch aßen. Der Anblick war nur zu verführerisch und kostete ihm einen zweiten Penny. Als er auch das bis zur letzten Krume verzehrt hatte, heiter gestimmt, wie von genossenem Spiritus, dachte er: „o was ein dummer Junge Du gewesen bist, wegen Deines schlechten Tagesverdienstes gleich so niedergeschlagen den Muth zu verlieren." Die Täuschungen des Tages hatten ihm so schwere Sorgen gemacht, und ein Bißchen Pudding nahm ihm alle Last vom Herzen. Es leuchtete ihm ein, daß der einzige Freund, welchem er an diesem Tage begegnet, dieser Plum-Duff sei, und fest entschlossen, sich nicht eher von einem so ermuthigenden, wackern Freund zu trennen, bis er dazu gezwungen sei, übertrat er noch einmal die Thürschwelle der Garküche, und noch einmal — bis seine vier Pence fort waren.

Als der Junge sein Festmahl beendigt hatte, überließ er denjenigen seinen Platz am dampfenden Geländer, welche sich hinter ihm drängten und zog sich an den Laternenpfeiler auf der andern Seite der Straße zurück, um zu verdauen und zu überlegen, was nun zu thun sei. Sein Capital hatte er verzehrt und es war daher überflüssig, einen Augenblick länger an den Handel mit Brunnenkresse zu denken. Er hatte sein kleines Vermögen durch-

Digitized by Google

gebracht, sich schmausend von seinem ganzen Eigenthume getrennt, wie ein Edelmann, und nun hatte er eine neue Carriere zu beginnen. Er wiederholte sich mehr als einmal: „Es ist nun 'mal nit zu ändern, 's war meine Schuld nit", und es schien, als ob Philipp's Gewissen über diesen Punkt mit sich im Streite lag: eine Hälfte klagte ihn der Verschwendung an und die andere bat, es möchte ihm nun mit Anstrengung [illegible]

Er warf einen Blick auf die Reste [illegible] welche sich noch auf seinem Präsentirteller befanden. Sie waren aufgeblättert und weich geworden und ein Bissen nach dem andern flog in die Gosse. Eine eigene Besorgniß bemächtigte sich seiner, er fürchtete, daß Van Diemen Bill auf irgend eine Weise von seinen Ausschweifungen und seinem Banquerotte etwas erfahren möge.

— „Sagte er nicht, er wollte mir den Hals umdrehen, wenn ich ihm nit Wort hielte? O, ich weiß, daß er's thun würde; er wird mir nit glauben, daß 's meine Schuld nit war!" So mit sich selbst zu Rathe gehend über die Möglichkeit, diesem excentrischen Patron auszuweichen, beschloß er, sich für eine kurze Zeit vom Straßenleben zurückzuziehen, welches ihn jedenfalls unter die Hände des alten Verbrechers gebracht haben würde.

Wo sollte er die Nacht über schlafen? Er hatte kein Geld für ein Nachtquartier und kannte niemand, der ihn bis zum Morgen beherbergen konnte. Aber den Straßen überlassene Jungen sind besonders bei warmen Nächten selten in Noth, irgend eine Ecke ausfindig zu machen, um in sich zusammen gekauert die Nacht zu verbringen. Gleich einem Hunde, der sich von seinem Herrn verlaufen hat, schlenderte Philipp, als es Nacht wurde, durch die Straßen, jeden Platz untersuchend, der ihm eine einigermaßen bequeme Bettstätte zu versprechen schien. Das Glück führte ihn in einen Stallhof und dort fand er einen halbgefüllten Heuwagen. Er sprang sogleich hinein, und seinen alten Brunnentreteller statt des Kissens unter seinen Kopf steckend, stellte er in wenigen Minuten in einen so festen Schlaf, als läge er in dem weichsten Federbette, träumend, daß er wieder in seine alte Schule zurückgekehrt sei und Arm in Arm mit Eduard Purchas auf dem Spielplatze herumgienge.

Die Aerzte in China.*)

Eine schwere Prüfung, erzählt der Französische Missionar Huc, stand uns bevor! — Wir waren in der Mongolei und Thibet in mannigfachster Weise den äußersten Gefahren ausgesetzt gewesen, zu erfrieren, zu verhungern, von Tigern oder Wölfen gefressen zu werden, den Räubern in die Hände zu fallen, unter Lawinen ein Grab zu finden, — die Schergen der Gewalt hatten in China ihre Folterwerkzeuge vor unseren Augen ausgebreitet — jetzt in Küen kiang hien wurden wir auf's Krankenlager geworfen! Schon wenige Stunden nach unserer Ankunft, als eben die Mandarinen bei uns zum Besuch waren, bekamen wir heftiges Erbrechen und Leibweh; wir fühlten uns so schwach, daß wir uns zu Bett legen mußten. Man ließ sogleich einen weit und breit berühmten Doctor holen, der schon viele Wundercuren verrichtet hatte. Inzwischen erörterten die Mandarinen in unserem Beiseyn mit der größten Kaltblütigkeit die etwaigen Veranlassungen und Ursachen der Krankheit.

Wie jeder Chinese ein Stück von Koch und ein Stück von Komödiant ist, mit demselben Rechte kann man sagen, er sei auch ein Stück von Arzt. Die Mandarinen sprachen in technischen Ausdrücken und kamen endlich dahin überein, unsere edle und erlauchte Krankheit rühre lediglich daher, daß das Gleichgewicht unserer Lebensgeister eine Störung erlitten habe. Das feurige Princip sei in Folge langanhaltender großer Hitze weit über jenen Temperaturgrad hinausgegangen, welcher dem Körper zuträglich sei; dadurch habe sich in unserm erlauchten Körper ein Brand entzündet; die feuchten Elemente seien dermaßen ausgetrocknet, daß von ihnen nicht mehr genug im Körper vorhanden sei, um die erforderliche Bewegung möglich zu machen. Man müsse deßhalb vor Allem dem Körper eine gewisse Quantität kühlender Luft zuleiten und vermittelst derselben das feurige Princip zu schwächen suchen. Dann würden wir rasch gesund werden, könnten unsere Reise fortsetzen, müßten uns aber wohl in Acht nehmen, daß das feurige Princip nicht abermals die Oberhand gewinne. Uebrigens unterliege die Sache nicht der mindesten Schwierigkeit; Jedermann wisse, daß grüne Erbsen von außerordentlich kühler Natur seien; man brauche sie nur in Wasser abzukochen und uns die Brühe zu geben; dadurch werde das Feuer gelöscht. Der eine

*) S.: Panorama. Reisebilder und Skizzen aus der Natur und dem Menschenleben, von G. Kletke. Berlin, Verlag von Julius Springer. D. Red.

Mandarin war der Ansicht, dieses Wasser von grünen Erbsen müsse sehr vorsichtig genossen werden, sonst könne es uns den Magen erkälten und eine neue Krankheit hervorrufen. Meister Ting war jedoch anderer Meinung, denn unser Temperament sei viel wärmer, als das der Chinesen und wir könnten deßhalb füglich eine kleine Gabe Erbsenwasser zu uns nehmen. Darüber wurden [illegible] Früchte, gekochte Gurken und Wassermelonen gegessen, wenn es darauf ankommt, den Körper die nöthige Feuchtigkeit wieder zu verschaffen. Wassermelonen- und Erbsenwasser trinken.

Inzwischen kam der Arzt. Aus seinem ceremoniösen Auftreten und seinem gewandten Benehmen sahen wir gleich, daß ein Mann vor uns stand, der viele Besuche zu machen hatte. Er war klein, wohlgenährt, trug eine große runde Brille auf der kleinen Nase, Bart und Haare waren grau, sein Benehmen war angenehm und verbindlich. Er äußerte sich in folgender Weise: „Ich habe gehört, daß der erlauchte Kranke aus dem Abendlande gebürtig ist. In den Büchern kann man lesen, daß die Krankheiten in den verschiedenen Ländern verschieden sind, denn im Norden sind sie nicht dieselben, wie im Süden; jedes Volk hat seine eigenen Krankheiten; deßhalb findet man auch in jedem Lande eigenthümliche Heilmittel. Der verständige Arzt muß die Temperamente unterscheiden, das wahre Wesen der Krankheiten erkennen und die geeigneten Mittel verordnen; darin besteht die Wissenschaft. Er muß sich wohl hüten, Menschen, welche jenseits des großen Meeres geboren wurden, wie Leute des Volkes der Mitte zu behandeln.“

Diese mit ernster Würde gesprochenen Worte begleitete er mit abgemessenen Handbewegungen, zog dann einen Bambuslehnstuhl herbei, setzte sich neben unser Bette und griff nach dem rechten Arme, den er auf ein Kissen legte, nun betastete er den Puls in der Weise, daß er seine fünf Finger über die Handwurzel gleiten ließ, etwa so, wie man über die Tasten eines Claviers hinfährt.

Die Chinesen nehmen verschiedene Pulse an, welche dem Herzen, der Leber und anderen Hauptorganen entsprechen. Wer diese Pulse richtig prüfen will, muß sie alle bald nacheinander, bald mehr zugleich betasten, um ihre gegenseitige Verbindung beurtheilen zu können. Dießmal dauerte das Pulsfühlen lange, der Doctor schien während desselben in tiefes Nachdenken versunken, hielt die Augen auf seine Schuhe geheftet und sprach kein Wort. Nach dem rechten Arme kam der linke an die Reihe. Endlich schaute der Heilkünstler auf, strich einige Mal über seinen Bart, nickte bedächtig mit dem Kopfe und sprach also vernehmen: „Auf irgend eine Weise ist die kalte Luft in's Innere eingedrun-

gen und hat sich in mehren Organen zu dem feurigen Princip in einen Gegensatz gebracht. Dieser Widerstreit muß sich nothwendig durch Erbrechen und Convulsionen offenbaren. Wir müssen also die Krankheit durch heiße Mittel bekämpfen."

Unsere Mandarinen waren gerade entgegengesetzter Ansicht gewesen. Das hinderte sie nicht, jetzt vollkommen der Meinung des Doctors beizupflichten und Meister Ting sagte: „Ja wohl, das ist klar; das Warme liegt mit dem Kalten im Streite, die beiden Principe sind nicht in Uebereinstimmung und müssen wieder versöhnt werden; das haben wir uns auch gedacht."

Der Doctor fuhr fort: „Die Beschaffenheit dieser edlen Krankheit ist der Art, daß sie mit Leichtigkeit der Kraft der Medicamente weichen und bald erlöschen kann; doch ist es auch möglich, daß sie sich hartnäckig zeigt und bedenklicher wird. Das ist meine Ansicht, nachdem ich die Pulse genau untersucht habe. Hier ist Ruhe von nöthen, allstündlich muß Arzenei genommen werden, die ich jetzt verordne."

Der Doctor stand auf und ging an einen kleinen Tisch, auf welchem Schreibzeug stand. Er tauchte ein Stäbchen Tusche in eine Theetasse und rieb die Farbe auf einem schwarzen Steinchen an, nahm den Pinsel und schrieb ein langes Recept auf ein großes Blatt Papier, las halblaut die Sachen noch einmal über und theilte uns den Inhalt mit. Er hielt uns das Recept vor die Augen und berührte mit dem Zeigefinger jedes einzelne Schriftzeichen, das er uns dann erklärte. Sein Nagel an jenem Finger war von erstaunlicher Länge. Wir verstanden natürlich von Allem, was er uns sagte, nur sehr wenig, denn uns plagte ein ganz entsetzlicher Kopfschmerz; doch nahmen wir aus seinen Mittheilungen so viel ab, daß die Hauptbestandtheile des Receptes Tahoang und Ku pi waren, das heißt Rhabarber und Orangenschaale. Dazu kamen noch allerlei Pulver, Blätter und Wurzeln; jeder einzelne Bestandtheil der ganzen Arzenei sollte auf ein besonderes Organ wirken. Alle vorgeschriebenen Mittel werden zusammen in einem irdenen Topfe gekocht und der Kranke muß die Arzenei so heiß verschlingen, wie es nur möglich ist. Insgemein sind die Chinesischen Medicinen ölig und sehr dunkelschwarz, spielen auch wohl in's Gelbliche, denn die Aerzte mischen allemal eine ölige Substanz bei; die Arzeneien schmecken nicht schlecht und bei Weitem nicht so fade, wie manche Europäische Mixturen.

Unser Doctor empfahl sich unter tiefen Verbeugungen und versprach, am andern Tage wieder zu kommen. Nun sollte die Arzenei bereitet werden und ein Diener des Gemeindehauses mußte mit dem Recepte in die Apotheke gehen. In China ist der Doctor zugleich Apotheker, er verkauft dem Kranken die Mittel, welche er ihm verschreibt. Begreiflicherweise verordnet er gern solche

Digitized by Google

Arzeneien, bei welchen für ihn am meisten zu verdienen ist. Aber die Chinesen haben ein echt Chinesisches Mittel ausfindig gemacht, die Habsucht des Apotheker-Doctors in gebührende Schranken zu verweisen. Zunächst wird zwischen dem Arzte und dem Kranken über den Kostenpreis der verordneten Mittel lebhaft hin und her verhandelt, dabei wendet die Familie kein Wort mit, sie verlangt einfach, recht wohl als Mittel [illegible] nicht auch wohl einige Medicamente von Werthe wären, um nicht [illegible] zu müssen. Sie meint, das könne gerade nicht schaden, das Arzneist Genesung auch langsamer von Statten gehe, so müsse man [illegible] haben. Nach längerem oder kürzerem Verhandeln versteht sich denn der Doctor dazu, daß der Apotheker das Recept ihm so und so viel wohlfeiler geben werde, wenn bliebe er hartnäckig, so nähme der Kranke einen anderen Arzt, der schon mit sich handeln lassen würde.

Nicht selten ereignen sich Dinge, die einem Europäer geradezu unbegreiflich vorkommen, sie sind aber ungemein bezeichnend für den Chinesischen Charakter. Wenn der Doctor auf das Bestimmteste erklärt hat, daß die Heilung unmöglich sei, falls der Kranke nicht so und so lange das vorgeschriebene Recept gebrauche, dann tritt die Familie in Berathung und erwägt in Gegenwart des Kranken, ob man diesen nicht lieber sterben lassen solle. Er sei ja ohnehin schon hochbejahrt, oder seine Krankheit lasse doch keine große Hoffnung aufkommen; da sei es denn wohl am besten, daß man dem Dinge seinen Lauf lasse und das Geld spare. Nicht selten erklärt der Kranke selber, es sei besser, die Medicin nicht zu kaufen und lieber einen hübscheren Sarg anzuschaffen; denn sterben müsse jeder Mensch über kurz oder lang doch einmal und es komme nicht darauf an, ob er einige Tage oder Wochen länger lebe, die Hauptsache bleibe allemal, daß man nicht unnützerweise Geld ausgäbe und sich anständig begraben lasse. Dahalb schickt man den Doctor fort und läßt den Sargfabrikanten rufen, um sich mit ihm über den Preis zu einigen. Wir unserseits brauchten uns um alle diese Dinge nicht zu kümmern, denn wir wurden auf Kosten des Kaisers curirt oder begraben.

Am andern Tage hatte sich unser Zustand verschlimmert und das Fieber in bedenklicher Weise zugenommen. Aber der Doctor wich nicht von unserer Seite, er wollte sich die Organisation eines Teufels aus den abendländischen Meeren ganz genau betrachten und eine Krankheit brechen, dergleichen ihm noch nicht vorgekommen war.

(Beschl[illegible]

Hamburg. Gedruckt bei J. B. [illegible]

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. E. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1858. 1ster Band. 18tes Stück.

Die Heirath eines Jünglings mit einer häßlichen Frau.

Von Elise Polko. *)

„Beut mir deinen roten mund
röslein auf der heiden
ein kuß gieb mir aus herzensgrund
so stet mein herz in freuden
behüt dich Gott zu jeder zeit
all stund und wie es sich begeit
küß du mich — so küß ich dich
röslein auf der heiden."

„Behüt dich Gott mein herzigs herz
röslein auf der heiden
es ist fürwahr mit mir kein scherz
ich kann nicht lenger beiten
du kommst mir nicht aus meinem sinn
dieweil ich hab das leben inn
gedenk' an mich — wie ich an dich
röslein auf der heiden."

Es klang gar schön dieß Lied vom Haidenröslein, und der junge Gesell, der es mit heller Stimme und nach der allerneuesten zierlichsten Tonweise in den prächtigen Sommermorgen hinaussang, war so freundlich und frisch wie sein Gesang selber. Daß er

*) S.: Aus der Künstlerwelt. Von Elise Polko. Leipzig, 1858. Verlag von Johann Ambrosius Barth. D. Red.

Digitized by Google

einer aus der allzeit wanderlustigen Zunft der Maler war, ersah man aus seinem frohen, sorgenlosen Wesen, und aus dem gar leichten Bündel, das er trug. Dazumal, um das Jahr 1490, begegnete man ja aller Orten dergleichen jungen und alten Wanderbürschchen, die nach den Niederlanden zogen, von wannen das Licht kam. Wer nur irgend in einem Winkelchen des lieben Deutschen Landes den Pinsel führte und die Palette zu handhaben verstand, der meinte ein Stümper zu bleiben sein Lebelang, wenn er nicht die Heimat der hochberühmten Schnitzer von Gott und ihrer Nachfolger gesehen, und vor ihren glanzvollen Werken andächtig die Hände gefaltet. Jeder, der es ehrlich meinte mit seiner Kunst, pilgerte lieber barfuß und bettelnd nach den Niederlanden, als daß er daheim in Deutschland sich's hätte wohl seyn lassen. Wie die Kreuzritter nach Jerusalem zogen, so wallfahrteten die Maler nach Antwerpen, jeder nach seiner Stadt, die auf einem Walde lag, der niemals Blätter trug, an einem Mastenwalde, und von deren hohem, feindurchbrochenem Thurme ein Glockenspiel tönte, wie man es so wunderbar in der ganzen Welt nicht wieder hören konnte.

Das Städtchen, das der junge singende Gesell aber eben durchwanderte, lag mitten im Herzen Deutschlands und wurde Gotha genannt. Wie ein Häuflein Schafe hatten sich die Häuser um einen Hügel zusammengedrängt, auf dessen Spitze die Veste Grimmenstein stand, wie ein recht böser, trotziger Wächterhund. Die kampflustigen Landgrafen von Thüringen hatten sie erbaut und auch hohe Mauern rings um die Stadt gezogen. Das hätte wohl düster und traurig ausgesehen, wenn nicht zwischen den Häusern so viele schöne Bäume gestanden, die mit ihrem frohen, stolzen Grün die grauen Steine ordentlich auslachten. An den Wänden vieler Häuser rankte sich der wilde Wein, vor den Fenstern blühten allerlei Blumen in Scherben; hinter den kleinen runden Scheiben blühten Mägdelein; vor den Thüren standen bereite Steinbänke zu nachbarlichem Geplauder und zum Ruheplatz für müde Wanderer, und bei solcher Traulichkeit vergaß man bald die Mauern und das dräuende Schloß da oben. Auch der lustige Wanderer schien sich der Blumen zu freuen und schaute recht eifrig an jedem Fenster in die Höhe, ob nun wegen der Gelbveigelein draußen, oder wegen der Röslein drinnen, das konnte ihm freilich Niemand ansehen. Er trug ein zerdrücktes Sammetkäpplein auf dem braunen Lockenhaar, einen kurzen dunklen Rock mit Pelz eingefaßt, enge dunkle Unterkleider, weite Schuhe und ein schneeweißes, saubergefaltetes Hemde, das oben aus dem Kleide hervorsah und den gebräunten Hals zierlich umschloß, just wie man es auf den alten Bildern heute noch sehen kann. Sein Gesicht war nicht sonderlich fein, aber die Augen lustig, um die Lippen wehte der erste Flaum, und [illegible] wenig Kinder-

augen, die von einem jungen reinen Herzen redeten, das noch an Alles glaubte und Alles hoffte. Wer tiefer und länger in diese hellen unschuldigen Augen hineinsah, der hätte freilich auf ihrem Grunde etwas Besonderes entdecken müssen, den sanften wunderbaren Schein eines blauen Edelsteins, den man selten und immer seltener leuchten sieht: dieser Edelstein heißt die Treue. — Uralte Sagen erzählen uns von Zauberaugen, die die Macht besessen, Alle an sich zu ziehen und festzuhalten, Augen, die Genesung brachten den Todkranken, frohen Muth den Tiefbetrübten und Glück den Verlassenen. Ich glaube, in ihrem Grunde strahlte einzig und allein nur jener köstliche Stein, von dem ich redete, jener Stein, dessen mildes Licht die Seele verräth, die zu lieben versteht für die Ewigkeit.

Eben als der hübsche Wanderbursch sein Liedchen beendet, blieb er vor einem hohen Erkerhause stehen, wie in maßloser Verwunderung. Es sah ein wenig vornehmer aus als die übrigen, auf dem Dach war ein Thürmlein errichtet und ein zierlicher Chor, auch Erker genannt, war aus dem ersten Stockwerk herausgebaut, und unten, an der schweren dunklen Hausthür, sah man viel kunstvolles Schnitzwerk. Das erinnerte den fremden Gesellen an die liebe Heimat, an die traulichen Häuser von Bamberg und Nürnberg, von wannen er eben kam, und das Herz ging ihm ordentlich auf in tiefer, tiefer Sehnsucht, und er dachte an Vater, Mutter und Schwesterlein, die er daheim gelassen und nun so lange, lange Zeit nicht wiedersehen sollte. Da öffnete sich oben im Erker das mittelste Fenster, und ein blondes Mägdlein schaute heraus und neigte sich über die Blumen. Ein halbes Kind, wohl kaum 13 Jahre alt, schien sie mit den Knospen und Blättern gar eifrig zu reden. Die Levkojen, der Rosmarin und Goldlack, die da standen, mochten durstig seyn: das Kind hob einen Krug mühsam in die Höhe, als wolle es die Blumen begießen. Sie war aber wohl noch zu klein, um mit der schweren Last hinaufzureichen, und darum trug sie erst vorsichtig ein Bänklein herbei, stieg hinauf, und nun stand sie groß und frei im Fenster, und der fremde Gesell, der unverwandt zu ihr hinsah, konnte fast die ganze liebliche Mädchengestalt überschauen. Ein rothes Kleid trug sie, mit schwarzem Sammet eingefaßt, die Falten waren an die schlanken Hüften in die Höhe gerafft, und da hing an zierlicher silberner Kette ein Täschlein herab. Die Aermel schlossen sanft um den runden Arm und bauschten sich nur an dem Ellenbogen. Um den Hals lag ein sauber gefälteltes weißes Tuch und auf dem Kopf trug das Kind ein kleines schwarzsammetnes Häubchen, das in einer tiefen Schneppe niederging bis an die schöne reine Stirn. Blonde Locken fielen darunter hervor bis auf die Schultern und wehten in das süße Gesicht, wenn sie sich vorwärts neigte. Sie goß und goß, — die Blumen mußten über die Maaßen durstig

seyn! Ob sie wohl den jungen Mann sah, der da unten stand und so glückselig lächelte? — Ihm war zu Muthe, als kehre er nach Haus zurück und droben stünde sein Schwesterlein und rief ihm „willkommen!“

Die Blumen hatten längst genug getrunken, und hätten gern gedankt — es lag das Wasser floß aber noch immer über sie hin. Das [illegible] hatten ihre großen dunklen Augen von ihrer [illegible] abgewandt, sie sah hinab auf den Strauß, [illegible] zu sehen. Das Wasser lief aus dem Scherben an der Mauer des Hauses herab, — endlich war der Krug leer. Aber [illegible] hatten so vielerlei zu binden, zu biegen, zu rücken, zu schieben, wie noch nie, und der Rosenstock in der Mitte, mit vielen Knospen, mußte so genau besehen werden! Endlich hob das Mägdlein ihn gar in die Höhe, um ihn an einen andern Platz zu stellen, der Topf war aber schwerer, als sie gedacht, die Krone schwankte, das Bänkchen auch, die kleinen Kinderhände öffneten sich unwillkürlich, der Rosenstock stürzte hinab. Ein heller Schrei begleitete ihn, ach! seine Pflegerin wäre fast selber hinabgestürzt vor Schreck und Kummer. Unten aber war schneller als ein Gedanke der junge Gesell herzugesprungen und hatte mit wunderbarer Geschicklichkeit den fallenden Rosenstrauch aufgefangen. Freilich hatte ihm die Scherbe die Stirn blutig geritzt, auch die linke Hand aufgeschlagen; aber er merkte es kaum und trat so stolz und frohblickend in's Haus, als ob er einen Menschen vom Tode errettet. Drinnen stürzte ihm das blonde Kind todbleich entgegen, und aus einer Thür seitwärts vom Hausflur traten eine stattliche Frau und ein hoher freundlicher Mann in dunkler ernster Tracht. Sie entsetzten sich nicht wenig über den fremden blutigen Mann, aber ehe er noch zu reden begann, erzählte das Töchterlein hastig Alles und hing sich verschämt wie ein traumüthig Kind an den Hals der Mutter. Die Eltern nahmen den Fremden aber freundlich bei den Händen und baten ihn da zu bleiben und so lange Rast zu halten, bis seine kleinen Wunden geheilt. Das Mägdlein sagte nichts, aber sie sah ihn an, unverwandt und — er blieb. Als man ihm einen leichten Verband um die Stirn und um die Hand legte, erzählte ihm mittlerweile das rosige Kind, das nicht mehr von ihm wich, daß sie Bärbara Brenzbier heiße, und daß ihr Vater der Bürgermeister der Stadt sei und eine schöne Goldkette trage, mit der sie in noch jüngern Jahren so gern gespielt. Und wie sie so vor ihm saß und das blühende Kindergesicht zu ihm aufhob, und zwischen den Worten tausend Possen trieb mit einem schönen kleinen Hunde, der auf ihren Knieen lag, da sah sie aus, als könne sie noch immer gern mit der blinkenden Goldkette spielen.

Er aber erzählte ihr dagegen, daß er in dem gesegneten

Bamberger Lande zu Hause sei und nach den Niederlanden ziehen wolle zu den vielen herrlichen Meistern, die dort wohnten, um bei ihnen ein ordentlicher Maler zu werden. Auch seinen Namen nannte er ihnen, er lautete: Lucas Cranach. Und sie ließen ihn nicht fort, diesen Tag und noch mehre nicht; seine Wunden heilten rasch, aber Niemand im Hause wollte auf den jungen Gesellen hören, wenn er vom Weiterwandern sprach, Jeder hatte ihn so lieb gewonnen und verkehrte so traulich mit ihm, als wäre er ein Langgekannter.

Endlich ging er doch; seine liebe, heilige Kunst ließ ihm keine Ruhe; er durfte die Zeit nicht versäumen und verträumen, und so wunderlieblich es war, mit der süßen Barbara zu reden und zu scherzen, ihre Blumen zu pflegen, mit dem Schooßhund zu tändeln, oder gar mit ihr im Freien zu lustwandeln, so erbaulich es auch war, mit der sanften Mutter oder dem klugen Vater Zwiesprache zu halten, so trieb es ihn troß alle dem fort. Als er aber wirklich nach einer gar schönen Woche das schwere Wort „ade“ aussprach, das schon so Manchem das Herz gebrochen, rollten ihm die hellen Thränen über die Wangen. Barbara hatte die erste blühende Rose abgebrochen von dem herabgefallenen Rosenstock; wie sie die Blume ihm aber hinhielt und er die Hände nach ihr ausstreckte, schluchzte sie plötzlich auf, wie in bitterstem Weh, schlang die Arme um den Nacken des Scheidenden und küßte ihn auf den Mund. Da sah er sie an voll trunkener Seligkeit und sagte leise wie einer, der im Traume redet: „Nun bist Du meine Braut, Barbara!“

O wie sie da unter Thränen lächelte und zur Mutter hinlief wie ein Kind, das man beschenkt, und ihr ganz heimlich in's Ohr flisterte: „Ich bin nun seine Braut und will auf ihn warten!“

— „Ja, kommt nur wieder, Lucas Cranach,“ — sagte mild die Mutter — „wenn Ihr drüben in den Niederlanden fertig und ein tüchtiger Maler geworden seid, und seht zu, wie's mit uns steht!“

— „Aber gebt wohl Acht, daß Euch die Barbara dann nicht selber auf den Kopf fällt,“ — lachte der Bürgermeister — „wie sie Euch dieß Mal den Rosenstock an die Stirn warf.“

— „Nein, an's Herz soll sie mir fallen!“ jubelte da der junge Maler und sah aus, als höre er schon die Kirchenglocken läuten zur Feier seiner Hochzeit mit der schönen schlanken Barbara.

Dann reichte er Allen die Hand, küßte die Rose, befestigte sie an sein sammetnes Käpplein und ging fort. Draußen hörten sie ihn noch singen, wie sich selber zum Troste:

„Du kommst mir nicht aus meinem Sinn
So lang' ich hab' das Leben inn
Gedenk an mich wie ich an Dich —
Röslein auf der Heiden.“

Digitized by Google

Die Stimme klang aber nicht so lustig und voll wie an jenem hellen Morgen, da er einzog; und da oben an dem Fenster, wo sie ihn zuerst erblickt, stand das einzige Töchterlein des wohlangesehenen Bürgermeisters von Gotha, über den lieben bösen Rosenstock geneigt, und weinte bitterlich.

Die Aerzte in China.

(Beschluß.)

Wir lagen im Delirium, wurden aber während eines lichten Augenblickes klar darüber, daß die Acupunctur*) angewendet werden sollte. Wir deuteten aber mit zornigem Blick und geballter Faust an, daß wir davon nichts wissen wollten. Die Acupunctur reicht in China bis in's hohe Alterthum hinauf, von dort kam sie nach Japan. In beiden Ländern wird sie in vielen Krankheiten angewendet und mag wohl in manchen Fällen schlimme Folgen haben, weil die Aerzte keine starke Anatomen sind; übrigens verfahren sie nach gewissen Regeln und haben Uebung und Erfahrung.

Am nächsten Morgen erklärte der Doctor, wir befänden uns in dem Zustande, ein entscheidendes Mittel nehmen zu dürfen, in dessen vortreffliche Wirkung er nicht den geringsten Zweifel setze. Er warf in eine halbe Tasse Thee etwa ein Dutzend rothe Pillen, jede nicht größer als ein Nadelknopf. Wir mußten den Thee trinken; er hatte durch die Kügelchen einen starken Moschusgeruch erhalten. Dann mußten wir schlafen. Die Besserung ging wunderbar rasch von Statten; am Abend nahmen wir noch sechs Pillen, am andern Morgen befanden wir uns wohl, die Krankheit war völlig verschwunden, wir hatten weder Zuckungen noch Kopfschmerz oder Leibweh, doch war, wie begreiflich, noch große Mattigkeit vorhanden. Der Doctor war ungeheuer stolz und

*) So heißt das Heilverfahren, bei welchem man durch Einstechen oder Einstoßen metallener Nadeln (von Stahl, Silber oder Gold) in weiche Theile des Körpers Lähmung, Gicht, rheumatische Krankheiten zu heilen versucht.

glücklich; er ſprach leiſe Worte, denen alle Anweſenden die Billigung nicht verſagten. Insbeſondere pries er die rothe Medicin, deren Wirkung unfehlbar ſei, vorausgeſetzt, daß ſie klug und verſtändig angewendet werde.

Dieſe rothen Pillen waren uns nicht unbekannt, denn ſie werden in ganz China verordnet, ſtehen in großem Rufe und führen einen hochtrabenden Namen. Sie heißen Ling pao ju y tan, das heißt: übernatürlicher Schatz für Alles, was man wünſcht, und gelten für ein Allheilmittel, dem keine Krankheit widerſteht; nur kommt es darauf an, die richtige Doſis ausfindig zu machen und ſie in geeigneter Flüſſigkeit dem Kranken zu geben. Denn bei unzweckmäßiger Anwendung kann dieſer übernatürliche Schatz ſehr gefährlich werden; die Zubereitung iſt ein Geheimniß. Nur eine einzige Familie, die in Peking wohnt, iſt im Beſitze des Receptes und vererbt dasſelbe auf ihre Angehörigen. Der Moſchusgeruch dieſer Pillen iſt ſehr ſtark, doch darf man deßhalb nicht etwa die Folgerung ziehen, daß Moſchus der Hauptbeſtandtheil dieſes Arzeneimittels ſei. In China hat überhaupt Alles einen Moſchusgeruch: das Land, die Menſchen, die Luft. Ganz China iſt von Moſchusduft durchdrungen, derſelbe theilt ſich auch den aus Europa eingeführten Waaren bald mit.

Der übernatürliche Schatz wird überall in China wohlfeil verkauft, freilich aber auch ſehr häufig verfälſcht. In Peking, an der Quelle, wo man ihn ganz rein erhält, wird er mit reinem Silber aufgewogen. Es giebt ſchwerlich ein anderes Mittel, das ſtärker ſchweißtreibend wirkt, als gerade dieſer Schatz. Es wirkt auf eine eigenthümliche Art. Wenn man nämlich eine dieſer kleinen Kugeln zu Pulver verreibt und wie eine Priſe Tabak nimmt, ſo wird dadurch ein ſo anhaltendes Nieſen hervorgebracht, daß in kürzeſter Zeit über den ganzen Körper Schweiß ausbricht. Die Chineſen benutzen die Pillen als eine Art Krankheitsbarometer, der ihnen, wie ſie glauben, genau anzeige, wie lange ein Patient noch leben könne. Nieſet er nach einer Priſe nicht, ſo muß er im Laufe des Tages ſterben; nieſet er einmal, dann lebt er wenigſtens bis zum nächſten Tage; wer viel nieſet, darf Wiedergeneſung hoffen!

Die Chineſiſche Medicin hat allerlei wunderliches Verfahren, aber die Werke über Arzeneikunſt enthalten meiſt nur Recepte, die auch das Publikum kennt. In wiſſenſchaftlicher Beziehung wird jeder Europäer ſie für werthlos erklären müſſen; nichts deſto weniger würde doch auch für unſere abendländiſchen Aerzte allerlei daraus zu lernen ſeyn. Die Chineſen haben nämlich ein wunderbares Talent zum Beobachten und dabei ſo viel durchdringenden Scharfſinn, daß ſie auf eine Menge von Dingen achten, die ein Anderer oftmals überſieht. Auch iſt gar nicht in Abrede zu ſtellen, daß ihre uralte Civiliſation und ihre Gewohnheit, jede wichtige

Digitized by Google

Entdeckung niederzuschreiben, sie zu Inhabern eines wahren Schatzes sehr mannigfacher nützlicher Kenntnisse gemacht hat. In China giebt es eben so viele Krankheiten, als in anderen Ländern und auf keinen Fall ist die Sterblichkeit größer, das wird schon allein durch die ungeheuere Masse der Bevölkerung dargethan. Einen [illegible] haben endlich die Chinesen eben so wenig zu [illegible] wie die Europäer, obgleich sie [illegible] hundert lang sich abgemüht haben, ein solches [illegible] zu finden. Aber sie sind gerade so langlebig, als wir, und [illegible] Leute durchaus keine Seltenheit.

In China kann Jedermann medicinische Praxis treiben; die Regierung bekümmert sich darum nicht, weil sie meint, wo es sich um Leben, Sterben und Gesundheit handle, werde der Kranke schon von selbst so vorsichtig seyn und einen geschickten Arzt wählen. Also wer Receptbücher studirt hat und die Medicamente zu nennen weiß, heilt frisch darauf los, wie es eben gehen will. Der Medicin wenden sich viele Baccalaureen zu, welche die höheren Grade nicht erlangen und deßhalb von Mandarinenstellen ausgeschlossen bleiben. Es wimmelt in China von Doctoren, trotzdem, wie schon bemerkt, jeder Chinese etwas von Heilen und Pflastern versteht; aber die Aerzte haben keineswegs eine so günstige Stellung, wie die Europäischen; sie ist nicht so ehrenvoll und auch nicht so einträglich. Die Besuche werden nicht bezahlt, die Arzeneien sollen billig seyn und müssen auf Borg gegeben werden. Auch ist es hergebracht, daß man die Medicin gar nicht bezahlt, wenn sie dem Kranken nicht geholfen hat. Am allerschlimmsten ist aber der Chinesische Arzt daran, wenn er sich verstecken oder wohl gar flüchten muß, und er muß es zuweilen, falls er nicht in's Gefängniß wandern, Geldstrafe zahlen oder Bambusprügel einernten will.

Es trifft sich ja wohl, daß der Doctor den Kranken sterben läßt, weil er ihn nicht heilen kann. Dann werfen die Verwandten ihm einen Proceß an den Hals und er flüchtet, wenn ihm seine Freiheit lieber ist, als seine Säpeken und sein Leben. Die Gesetzgebung scheint gegen die Aerzte sehr streng zu seyn, denn im Chinesischen Strafgesetzbuche heißt es im Abschnitt 297 wie folgt: „Wer die Medicin oder Chirurgie ausübt, ohne sie zu verstehen, wer Arzneien giebt oder vermittelst eines schneidenden oder stechenden Werkzeuges Operationen vornimmt und solches in einer Weise thut, welche gegen den Gebrauch und die hergebrachten Regeln verstößt, der soll, falls dem Verfahren dann folgt, daß der Kranke stirbt, einer Untersuchung unterliegen. Die Behörden sollen andere kunstverständige Aerzte hinzuziehen, welche die Beschaffenheit des angewendeten Verfahrens [illegible] zu prüfen haben. Stellt es sich heraus, daß der Arzt aus reinem Irrthums sich schuldig gemacht und nicht die Absicht gehabt hat,

Schaden anzurichten, so kann er sich mit Geld loskaufen; er muß so viel bezahlen, als die Buße für einen unfreiwilligen Todtschlag beträgt, darf aber seine Kunst niemals wieder ausüben." —

Die Chinesischen Aerzte legen sich gern auf Specialitäten. Es giebt Doctoren für Krankheiten, die von der Kälte herrühren, und andere für solche, die man aus der Hitze herleitet; einige sind ausschließlich Acupuncturisten, andere heilen zerbrochene Glieder, noch andere beschäftigen sich nur mit der Behandlung von Kindern, oder Frauen, oder alten Leuten. Die sogenannten Blutsauger sind gleichsam lebendige Schröpfköpfe; sie drücken ihre Lippen hermetisch auf eine Geschwulst oder auf ein Geschwür und saugen Eiter und Blut aus. Mit Augen, Ohren und Füßen beschäftigen sich die Barbiere, die außerdem in einigen Südprovinzen das Privilegium des Froschfanges haben. Im Durchschnitt führen die Chinesischen Aerzte kein beneidenswerthes Daseyn, leben aus der Hand in den Mund so gut es eben geht, und sind nicht viel besser daran, als die Schulmeister. —

Unser Doctor erklärte uns für genesen. Nun machten die Civil- und Militair-Mandarinen in Galakleidern uns Besuche und wünschten uns Glück, daß Himmel und Erde uns so große Gunst hatten angedeihen lassen. Sie seien hocherfreut, uns wieder im Besitz unserer erlauchten und kostbaren Gesundheit zu wissen. Das meinten sie ganz gewiß aufrichtig, denn sie sahen sich nun einer schweren Verantwortlichkeit überhoben. Sie müssen in großer Angst geschwebt haben, so lange es noch den Anschein hatte, daß wir in ihrem Verwaltungssprengel sterben könnten; in Angst, nicht weil sie irgend welches Mitleid mit uns gehabt hätten, sondern weil unser Ableben für sie eine Quelle endloser Verlegenheiten werden konnte.

In China ist nämlich die, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, Leichenverantwortlichkeit sehr groß. Wenn Jemand im Kreise seiner Familie stirbt, dann erfolgt weiter kein Anstand; der Tod geht lediglich und allein die Verwandten an und Niemand hat ein Recht, Zweifel über die Todesart anzuregen. Aber wenn Einer außerhalb seines Hauses oder seiner Familie stirbt, dann ist der Eigenthümer der Stelle, auf welcher die Leiche gefunden wird, ganz allein verantwortlich. Das ist gesetzliche Vorschrift. Es ist gleichviel, ob man den Todten im Walde, auf dem Acker, auf einem unangebauten Stück Landes antrifft; der Besitzer muß davon der Behörde Anzeige machen, die nur dann als befriedigend erachtet wird, wenn die Verwandten des Todten nichts dagegen einzuwenden haben. Ist das der Fall, so besorgen sie das Begräbniß und damit sieht sich dann der Andere jeglicher Verantwortlichkeit ein- für allemal überhoben; bis zu diesem Augenblicke ist er aber haftbar für den Tod eines Menschen, den er vielleicht niemals gesehen hat. Oft kommen in dieser Hinsicht ganz ab-

Digitized by Google

scheußliche Dinge vor, wahrhaft unglaubliche Processe, in denen die Mandarinen und die Verwandten der Leiche alle möglichen Schlechtigkeiten und Gaunereien aufbieten, um einem durchaus Unschuldigen die letzte Sapeke abzupressen. Er wird eingesperrt, mit dem Tode bedroht und muß sich noch glücklich preisen, wenn er [illegible] seiner Habe das Leben behält. [illegible]

Dieses Gesetz, [illegible] Verantwortlichkeit ist eine Quelle nichtsnütziger Belästigungen geworden, ungeheuerlich schon in seinem Keime alles Mitleid und Erbarmen gegen Unglückliche. Wenn aber Jemand sich entschließen, einen kranken Menschen, einen Reisenden unter seinem Dache aufzunehmen, wer möchte einem Sterbenden einen Hilfsdienst gewähren, ihn auf seinem Felde oder nur in einem benachbarten Graben den Geist aushauchen lassen? Solch' eine Handlung der Barmherzigkeit würde ihn in Gefahr bringen, sein ganzes Vermögen, vielleicht auch sein Leben zu verlieren. Unglückliche, Kranke und Krüppel treibt daher ein Jeder weit hinweg von seiner Schwelle, sie müssen auf freier Straße liegen, oder in Schuppen ein Unterkommen suchen, welche der Regirung gehören und durch welche Niemand compromittirt wird. Wir selber haben gesehen, daß ein rechtschaffener Kaufmann mit Bitten und fast mit Thränen einen Unglücklichen, der vor seiner Bude ohnmächtig niedergefallen war, bat, er möge doch nicht gerade auf dieser Stelle sterben. Ein Vorübergehender war dem Armen behilflich und so konnte er sich noch mitten in die Straße schleppen.

Der Chinese übt eine entsetzliche Rache gegen seinen Feind aus, wenn er heimlich eine Leiche auf dessen Eigenthum schafft, denn das bedeutet so viel, als: nun habe ich ihn in eine lange Reihe von Unannehmlichkeiten und Gefahren verwickelt. Als wir uns in unserer Mission im Thale der schwarzen Gewässer befanden, war eine kleine Stadt jenseit der großen Mauer Schauplatz folgenden gräßlichen Auftritts.

Ein Landstreicher tritt in den Laden eines wohlhabenden Handelshauses und spricht zum Intendanten der Kasse: ich habe kein Geld, muß aber Geld haben; ich bitte Dich, sieh mir etwas. Ich weiß, Dein Haus ist reich. Der Kaufmann mag nicht den frechen Gauner fortschicken, ließt sich einschüchtern, bot ihm zwei Unzen Silber an und sagte, dafür möge er eine Tasse Thee trinken. Der Gauner entgegnete unverschämt, ob man denn glaube, daß ein Mann, wie er sich mit zwei Unzen abspeisen lassen werde. Der Kaufmann entgegnete, vielleicht freilich nicht, aber die Geschäfte gingen schlecht und die Leute seien arm. Mit dem Worte arm riefen [illegible] behaltet Eure zwei Unzen, ich bin ein gerechter Mann und will nicht, daß Dein Handelshaus [illegible] Damit ging er fort, warf aber einen Andern [illegible] drohenden Blick zu.

Am andern Tage erschien er abermals vor dem Laden; er hatte einen Knaben auf dem Arme. Er rief einige Male: Intendant der Kasse!“ Dieser erkannte den ungestümen Bettler und äußerte, er komme wohl, um heute die zwei Unzen zu holen. „Nein, ich will nichts holen, ich will Dir etwas bringen. Hier, damit kannst Du Handel treiben!“ Bei diesen Worten stach er dem Knaben ein Messer in den Leib, warf das Kind in die Bude und verschwand. Der Knabe gehörte einer Familie an, mit welcher das Handelshaus in Feindschaft lebte. Die Folge jenes Mordes war, daß der Kaufmann und die Antheilhaber seiner Firma lange Zeit im Gefängniß sitzen mußten und beinahe ihre gesammte Habe verloren.

Die Mandarinen von Küen kiang hien hätten nun freilich einen derartigen Proceß nicht zu besorgen gehabt; aber sie waren offenbar der Meinung, die Französische Regirung würde sich mit einer nachdrücklichen Beschwerde an den Kaiser in Peking gewandt haben. Dann wären Untersuchungen, Verlegenheiten und Plackereien aller Art nicht ausgeblieben; man hätte sie vielleicht der Nachläßigkeit beschuldigt und sie abgesetzt, oder anderweitig bestraft. Wir ließen sie bei diesem Glauben.

Nach vier Tagen konnten wir an die Weiterreise denken und unsern Entschluß dem Präfecten zu wissen thun. Er war vor Freude außer sich; seine Sprache war voll Salbung und träufelte von Poesie; er wünschte und versprach uns für alle Tage, bis nach Macao, herrliche Wege, heiteres Wetter, ewig blauen Himmel, frische erquickende Luft und schattenspendende Bäume, dazu noch für die Reise auf dem Strome günstigen Wind, kurzum Alles, was das Herz nur wünschen mochte. Und wie glücklich pries er sich, daß es ihm beschieden gewesen sei, uns gegenüber seine Pflicht und Schuldigkeit thun zu können. Denn wäre es nicht auch möglich gewesen, daß wir in Küen kiang hien einen Beamten hätten treffen können, der nicht sein ganzes Herz für uns hätte ausgeben mögen? Um uns zu zeigen, wie weit seine Fürsorge gegangen sei, versicherte er ausdrücklich, daß er bei dem ersten Fabrikanten der Stadt einen prächtigen Sarg für uns hätte auswählen lassen. Gewiß konnte der Mann nicht noch höflicher seyn; seine Liebenswürdigkeit war gränzenlos. Denn kann man mehr thun und weiter gehen, als sogar einen Sarg anschaffen? Wir dankten dem Präfecten vom Grund unseres Herzens mit Chinesischen Redensarten.

Man muß in China leben und Land und Leute kennen, um zu begreifen, daß man wegen eines Sarges sich die größten Complimente sagen kann. In anderen Ländern spricht man nicht gern von solchen Dingen, aber der Chinese hat eine andere Ansicht von Sterben und Begraben. In seinen Augen ist der Sarg ein noth-

Digitized by Google

wendiges Hausgeräth und wie für die Leiche unumgänglich, so auch für den Lebenden ein Luxusartikel, eine Zierde und Liebhaberei. Man muß es mit eigenen Augen gesehen haben, wie man in den großen Städten die Särge so aufstellt, daß sie in den Magazinen recht in's Auge fallen, wie sorgfältig man sie bemalt, lackirt und polirt, damit sie blitzblank und verlockend Vorübergehenden geht in die Augen stechen, ihnen zum Kaufen Lust machen. Wohlhabende Leute versehen auch die Familiengräber mit einem hübschen Sarge zu versehen, der ihrem Reichthum entspricht; sie stellen ihn als Luxusmöbel auf, das dem Hause zum Schmucke gereicht. Für wohlerzogene Kinder bietet ein Sarg eine angemessene Gelegenheit dar, die Lebhaftigkeit ihrer kindlichen Gesinnung gegen die Urheber ihrer Tage zu bethätigen. Einem guten Sohne gereicht es zur Freude und zum Trosste, wenn er für seinen bejahrten Vater einen hübschen Sarg kaufen kann, mit welchem er dann dem Papa eine angenehme Ueberraschung bereitet. Immerhin erscheint es dem Chinesen wohlgethan, nicht bis zum letzten Augenblicke mit Anschaffung eines so wichtigen Möbels zu warten; man muß, „bevor man die Welt grüßt“, doch seine letzte Wohnung mit Augen gesehen haben. Eine fürsorgliche Familie kauft dem unheilbar Erkrankten einen Sarg und stellt denselben neben das Siechbett. Auf dem Lande ist die Sache mit mehr Umständlichkeiten verknüpft; dort sind keine Sargfabriken, auch treibt der Bauer nicht so großen Luxus. Er holt den Schreiner, welcher dem Kranken das Maaß nimmt und dabei bemerkt, er müsse den Sarg wohl reichlich lang machen, weil der Todte sich doch immer ein wenig ausrecke. Man einigt sich mit dem Tischler über Länge und Breite und Preis, läßt Bretter herbeiholen und so fängt er an zu sägen und zu hämmern, im Hofe dicht neben dem Zimmer des Kranken, der zwar nicht sieht, wie sein letztes Haus gebaut wird, aber doch das Sägen und Klopfen hört. Das Alles geht ohne die mindeste Aufregung ab und wird getrieben, wie jedes andere Geschäft. Wir sind oftmals Zeugen derartiger Auftritte gewesen, die uns in nicht geringem Grade befremdeten.

Bald nach unserer Ankunft in der Mission wurden wir von Peking gegen uns mit einem Chinesischen Seminaristen im Felde spazieren. Eine zahlreiche Menge von Menschen kam auf uns zu; da der Pfad eng war, mußten Einer hinter dem Andern wir unsererseits wollten abseits gehen um nicht gekannt und dann vielleicht in's Gefängniß gebracht zu werden. Aber unser Seminarist beruhigte uns und wir blieben den Zug an uns vorüberziehen. Er bestand aus Landleuten, die froh und guter Dinge waren. Hinterher wurde eine Bahre getragen, auf welcher ein leerer Sarg stand, und unmittelbar nach demselben folgte eine zweite Tragbahre, auf welcher ein todter Mann lag; neue hatte ihn in

Decken eingehüllt. Sein Antlitz war bleich und mager, sein Auge auf den Sarg geheftet. Wir fragten den Seminaristen, was das seltsame Schauspiel bedeute, worauf er entgegnete, der Mann sei in einem Nachbardorf erkrankt und seine Verwandten, Freunde und Nachbarn hätten ihn jetzt heimgeholt, weil man doch gern in seinem eignen Hause sterbe. Der Kranke habe wohl nur noch wenige Tage zu leben, man habe schon Alles für sein Leichenbegängniß vorbereitet. Neben dem Sarge liege ein Stück weißen Zeuges, aus dem man Trauerkleider bereiten wolle. Wir begriffen nun, daß wir uns in einer völlig neuen Welt befanden, unter einem Volke, dessen Gedanken, Vorstellungen und Empfindungen von jenen der Europäer grundverschieden sind.

Der Chinese bleibt ruhig, wenn der Tod ihn antritt. Er stirbt mit unvergleichlicher Fassung, ohne Seelenkampf, ohne Seelenangst; für ihn hat das Ableben keinerlei Schrecken. Sein Leben erlischt sanft wie eine Lampe, welcher das Oel ausgeht. Daß der Tod nahe ist, nimmt man am sichersten daraus ab, wenn der Kranke nicht mehr nach der Pfeife verlangt. Die Christen sagten allemal, wenn sie uns zur Ertheilung der letzten Oelung riefen: „Der Kranke raucht nicht mehr.“ Das hieß so viel, als: die Gefahr ist dringend und keine Zeit mehr zu verlieren.

Also die Chinesen sterben eines ruhigen Todes, hauptsächlich wohl wegen ihrer weichen, lymphatischen Organisation, dann aber auch, weil ihnen jedes religiöse Gefühl abgeht. Sie haben keinerlei Furcht vor einem zukünftigen Leben und das Hinwegscheiden aus der Gegenwart fällt Menschen nicht schwer, die ohne tiefe Innerlichkeit sind und sich niemals mit Gott oder ihrer Seele beschäftigt haben. So sterben sie ruhig in ihrer Weise. Für einen Christen ist aber ein solcher Tod der kläglichste, welchen er sich nur zu denken vermag.

Endlich schieden wir aus Küen kiang hien, wo wir beinahe unsere Ruhestätte hätten finden können, vorher aber hatten wir noch das Vergnügen, den für uns bestimmten Sarg zu sehen. Er war aus vier stattlichen Baumstämmen gezimmert, die man untadelhaft gehobelt, sehr hübsch mit veilchenblauer Farbe bemalt und glänzend lackirt hatte Meister Ting fragte, ob wir ihn nicht recht hübsch fänden. Wir sagten ihm, er sei recht vortrefflich, doch gefalle unser Palankin uns besser

Digitized by Google

Ein Spielhaus in Newyork. *)

Es ist ein gut Ding um gute Gesetze in einem Lande; ein noch besseres Ding ist es aber um die Ausführung dieser guten Gesetze. In Amerika giebt's gute Gesetze in Menge und vielleicht [illegible] mehr Gesetze gemacht, als dort, wenn die Herren Legislatoren [illegible] oder zum Lobe und über einige Beschäftigung ist; Spitze machen sie in manchen Fällen auch jedoch nicht mit Bestimmtheit, so als Ersatz dafür zu betrachten, daß man sie befolgt, oder dazu, daß man sie nicht befolgt. In diese letztere Kategorie scheinen die Gesetze über das Spielen zu gehören.

„Spielen um Geld!“ Der Abscheu, welcher die Herren Gesetzgeber, besonders die Geistlichen unter denselben, befällt, wenn sie das Wort nur hören, ist so groß, daß man glaubt, in eine Gesellschaft von Heiligen gerathen zu seyn. Aber — wir sind jetzt in Amerika und in Amerika nehmen sich die Dinge im Handeln ganz anders aus, als im Sprechen.

Jedes Kartenspiel um Geld ist streng verboten, ja sogar das Kegelspiel. Man hat das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, um den Zuber rein zu waschen. „Also das Kegelspiel mit neun Kegeln ist verboten?“ Gut; doch wozu hätte man die Advocaten, wenn sie nicht dem Gesetze eine Nase drehen könnten? Man kegelt deßhalb in Amerika nicht mit neun Kegeln, sondern mit zehn. Im Gesetze steht nur das Kegelspiel mit neun Kegeln! — Mit den Karten ließ sich das Ding nicht so leicht machen. Aber glaubst du, du könnest deßhalb in Newyork nicht so gut Hazard spielen, als auf der Bank zu Wiesbaden oder in Homburg? Täglich werden in Newyork mehr Summen verloren oder gewonnen, als auf diesen offenen Banken in einer ganzen Woche. Nur hast du in Newyork den Vortheil, daß du gar keine polizeiliche Ueberwachung hast, der Bankhalter hat weder eine Abgabe zu zahlen, noch sein Spiel nach bestimmten Regeln zu modelliren; er wird ein reicher Mann, lege du die Hand umdrehst oder — er ist [illegible] Mangel an Holz, wenn er im Forste wohnt.

Ein Newyorker Spielhaus ist stets nur in der feinsten Straße zu finden, im Broadway, in Partplace, in Murraystreet, in Bondstreet, oder wie sie sonst heißen mögen. Ringsum wohnen nur Familien von der exquisitesten Gesellschaft. Kein gemeiner Dutchman, kein betrunkener Irischer läßt sich je an einem Fenster blicken.

*) Lebende Bilder aus Amerika von Theodor Griesinger. Stuttgart, Verlag von Wilhelm Nitzschke. 1855.

ken. Die Haute volée ist hier eingebürgert. — Du siehst dir das Haus an. Es ist ein Prachtgebäude von Marmor oder Braunstein; die Jalousieläden sind den ganzen Tag geschlossen, wie's in feinen Familienhäusern Brauch und Sitte ist; du meinst, es sei die Stätte eines Millionärs aus der Wallstreet. Die Hausthür bleibt den ganzen Tag fest zu. Keine Equipage fährt vor; kein Mensch geht aus und ein, einige Dienerschaft, d. h. einige Nigger abgerechnet, von denen man bekanntlich noch nicht genau weiß, ob sie zu den Menschen gehören. — Es wird Nacht, dunkle Nacht; aber die Gaslaternen brennen so hell, daß du einen Cent auf dem Trottoir unterscheiden kannst. Dunkle, fein gekleidete Gestalten nähern sich der Thür; Equipagen fahren vor und elegante Herren hüpfen heraus; der Thürklopfer wird gerührt, die Hausglocke giebt ihr Zeichen, und die Gestalten verschwinden. Du gedenkst, auch hinein zu gehen, du klopfst an, und es wird dir aufgethan; aber — vor dir im Gange ist der Weg versperrt; eine Jalousie verhindert dich, weiter zu gehen, und eine Stimme fragt dich um das Paßwort. — Nur wer das Paßwort hat, kommt hinein; denn man kann nicht Jedermann brauchen, absonderlich nicht Leute, die kein Geld haben, oder Neugierige oder Polizeidiener. Aber — es wird dir nur zu leicht gemacht, das Paßwort zu erhalten, sobald du Lust hast, dein Glück zu probiren, und was die Hauptsache: die Mittel dazu.

Es ist prächtig ausgestattet, das Haus in seinem Innern. Feine Teppiche bedecken die Fußböden und Gänge; große Candelaber strömen ein Licht aus, weißer und heller als das Sonnenlicht; an den Wänden hängen glänzende Gemälde in noch glänzenderen Rahmen; die Möbeln sind von feinster Arbeit und die Ruhebetten strotzen von Sammt und Seide. Alle Zimmer im ersten und zweiten Stock sind geöffnet und überall sind Tische aufgestellt mit den feinsten Leckerbissen und die Wein- und Liqueurflaschen blinken, als ob flüssiges Gold darin wäre. Du kannst genießen, was und so viel du willst. Herren im elegantesten Anzug wandeln auf und ab und feine Damen in Gold und Seide und üppig, wie eine Houri, und süß lächelnd, wie ein Engel vom Himmel, machen die Honneurs. Doch halt, die Stunde ist gekommen; der Saal im dritten Stocke wird geöffnet, das Spiel beginnt.

Die Pharotische sind in der ganzen Welt dieselben, und der Wahnsinn des Glücksspiels erfaßt den Europäer ganz auf dieselbe Weise, wie den Amerikaner. Aber ein kleiner Unterschied findet statt unter den Spielenden, und ein kleiner Unterschied in der Art, wie gespielt wird.

In Europa giebt's verschiedene Spieler. Da sind die Spieler von Profession. Die können's nicht mehr lassen, und wenn Tod und Leben davon abhinge! Da sind die Müßigen und sich Langweilenden, die hie und da ein Goldstück auf eine Karte setzen,

Digitized by Google

gleichsam um die Zeit todtzuschlagen, weil sie nicht wissen, was sie mit derselben beginnen sollen. Da sind die Spieler aus Lebenserwerb, die doubliren so lange auf Eine Karte, bis ihnen einmal ein Gewinn zufällt; dann hören sie auf, denn sie haben ihren Einsatz und ein Goldstück dazu von dem sie den andern [illegible] können. Da sind die Spieler aus Verzweiflung, [illegible] Spielkammern oder auf irgend welche Art ihr Vermögen [illegible] Ehrenmänner, die [illegible] Einsatz werden redlich, [illegible] Spielhölle eine Kugel vor den Kopf schießt, nachdem er Alles verloren hat.

So ist's in Europa. In Amerika ist's ein wenig anders. Hier zerfallen die Spieler in zwei Hauptklassen: in die **Lockvögel** und in die **Verlockten**.

Die **Lockvögel** sind sehr genteele Leute, Männer von höchster Eleganz und mit schweren goldenen Ketten an den Uhren. Ihr Hauptaufenthalt sind die größeren Hotels. Sie privatisiren da und leben von ihren „Einkünften". Ihr Hauptaugenmerk haben sie auf die **Fremden** gerichtet; aber nur ein Fremder, der viel Geld ausgiebt, wird von ihnen einer höheren Aufmerksamkeit gewürdigt. Eine besondere Freude haben sie an den **Californiern**, d. h. an denen, die von Californien mit einem gespickten Geldbeutel zurückkommen. Nebenbei würdigen sie den vermöglichen Farmer, der auf ein paar Tage von seinem Gute gekommen, um den „Elephanten" in Newyork zu sehen, eines freundlichen Blickes. Mit besonderer Freundlichkeit begegnen sie dem „Buchhalter" eines reichen Hauses, zu dessen „Safe", d. h. zum Geld-, Werthpapier- und Juwelenkasten er den Schlüssel hat; er wird nie ohne Handschlag begrüßt. Die größte Zuvorkommenheit aber bezeigen sie den Plantagenbesitzern aus dem Süden, die alle Jahre einmal die Empire City besuchen, um ihr Baumwollen-Geld los zu werden. Es ist so leicht in einem Gasthofe eine Bekanntschaft anzuknüpfen, und die Lockvögel verstehen den Handel aus dem Grunde. Morgens wird noch „fremd" gegrüßt und Abends ist die „Freundschaft" für und fertig. Ja sogar an „Hochwürdige" wagen sie sich, wenn diese Herren die Stadt der „Laster" incognito ansehen, natürlich nur um sich gegen die Verderbtheit der Welt zu stählen; denn was ist Tugend ohne Versuchung? Die Lockvögel und die Verlockten, Abends sieht man diese Arm in Arm auf der Straße, im Theater, im Concertsaale, und zuletzt natürlich im Spielhause.

Hamburg. Gedruckt bei J. [illegible] Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1858. 1ster Band. 19tes Stück.

Die Heirath eines Jünglings mit einer häßlichen Frau.

(Beschluß.)

Es mochten wohl fünf Jahre hingegangen seyn und der Winter schritt eben so fest und hart über die Erde wie die bärbeißige Schildwache am Thore der Stadt, die am Fuße des Grimmensteins lag. Eben wollte die alte Magd in dem Hause des wackern Bürgermeisters Brenzbier die schwere Hausthür schließen und die eiserne Stange vorschieben, als noch ein schlanker Mann mit freundlichen Worten um Einlaß bat. Sie führte ihn in den Hausflur. Dort fragte er recht hastig nach ihrer Herrschaft. Sie erkannte ihn nun an den Augen, als sie ihre Lampe in die Höhe hielt, und sagte: „O geht nur hinein, sie sind Alle beisammen, Ihr seid ja der Lucas Cranach!“

— „Alle? Wen meint Ihr?“

— „Der Herr, die Frau und die Barbara! Wie schmuck und fein seid Ihr geworden!“

Er ging aber schon nach der Thür hin und hörte sie nicht mehr. Die letzte Thür am Ende des Hausflurs war's, da pochte er bescheiden an und begann gleich darauf mit einer Stimme, in der ein übervolles Herz zitterte, die lieben Worte zu singen:

„Du kommst mir nicht aus meinem Sinn
So lang' ich hab' das Leben inn'
Gedenk an mich — wie ich an Dich
Röslein auf der Heiden.“

Noch hatte er nicht ausgesungen, als ein Schrei aus der Stube drang. Der Schrei kam aus einer Mädchenbrust. Die

Digitized by Google

Thür wurde aufgerissen, ob zuerst von seiner oder ihrer Hand, wer wußte es zu sagen? Zwei zitternde Menschen standen einander gegenüber, ein Mägdelein und ein Mann. Hinter dem schweren Eichentisch gewahrte der Eingetretene die würdigen Gestalten des Bürgermeisters Brenzbier und seiner Ehe- und Mechtildis.

Aber wo war Barbara? Jetzt, da Barbara, Hyltige Jungfrau, konnte sie das sein? Nein, nein, unmöglich! Dieses konnte sich das wunderschöne rosige Kind verwandelt haben in [illegible]

[illegible] Mägdelein, [illegible] ihn Barbara's dunkle scheue Augen an. Er wähnte schwer zu träumen, aber die Angst seines Traumes trat auf sein Gesicht. Da wandte sich das Mädchen weg von ihm, rang die Hände in bitterem Weh und sagte schluchzend: „O, er kennt mich [illegible]

In demselben Augenblicke aber erkannte er sie an der Stimme, an dem wundervollen Goldhaar, das in schweren Flechten zusammengewunden war, an der Haltung, an der reizenden Biegung des Nackens. Schwere Thränen flossen jetzt über seine Wangen, die Augen des Malers beweinten das warme Schönheitsideal, das einst für ihn lebendig geworden und nun gestorben war, das Herz, das treue Herz des Jünglings aber verlangte laut nach der Geliebten. Lucas Cranach streckte die Arme aus und rief im Tone heißer Liebe: „Barbara, kommt zu mir, seht, ich habe Euch Treue gehalten, und werde sie Euch halten in Ewigkeit! Ihr gehört hierher — an mein Herz!“

Sie aber verhüllte ihr Gesicht und entfloh, die Mutter folgte ihr angstvoll, der Vater aber näherte sich dem jungen Manne, reichte ihm die Hand hin zum herzlichen Willkommen und sagte traurig: „Lucas Cranach, es ist schwer für Euch, aber auch für sie. Sie hat unablässig Eurer gedacht, als sie noch schön war! Letzten Herbst befiel sie die Blattern, die schreckliche Krankheit hat sie unkenntlich gemacht. Jetzt will sie Nonne werden. Macht ihr den Kampf nicht allzuschwer!“

[illegible]

Was für wundersame Zaubermittel der junge Maler Lucas Cranach gebrauchte, um dem Bräutchen den Nonnenschleier zu entreißen, ist nimmer bekannt worden, so viel ist aber gewiß, daß er im Jahre 1500 eine gar fröhliche Hochzeit hielt mit der tugendsamen Jungfrau Barbara Brenzbier. Beim Hochzeitsmahle, allwo es gar hoch herging, — denn der wackere Bürgermeister von Gotha war stolz auf seinen Eidam, dessen Namen schon helle Strahlen durch die Deutschen Lande sandte, — beim Hochzeitsmahle also nahm sich der junge Ehemann, der sich [illegible]

schaute so liebetrunken in ihr reizloses Angesicht, als hielte er die schönste Mädchenrose in seinen Armen. Mancher schüttelte dazu verwundert den Kopf und meinte, die Barbara müsse den bildhübschen Jüngling verblendet haben mit einem Liebestränklein. Ja verblendet hatte sie ihn auch, aber nicht mit einem Trank. Echte und rechte Maleraugen schauen tiefer als die Augen aller Erdenkinder: ihrem Blicke entschleiern sich die Seelen; Lucas Cranach hatte die Seele der Geliebten angeschaut und über die hohe, wundervolle, unvergängliche Schönheit, die sich ihm da enthüllt, gar schnell die verwelkte Blüte des Angesichts vergessen. Er zog mit seiner Barbara nach der Stadt Wittenberg, wo man ihn so hoch ehrte, daß man ihn endlich gar zum Bürgermeister erwählte. Sein Weib wurde die Rose seines Lebens, aber eine dornenlose, eine treue Mutter seiner Kinder, eine sanfte engelliebe Gefährtin seiner Tage. — Den Rosenstock, der ihr den Geliebten erworben, hatte sie mitgenommen in die neue Heimat und hielt ihn gar hoch in Ehren. Er stand nun, ein stattlicher Baum, im kleinen Gärtchen zu Wittenberg und gab seine rothen Blumen willig her zu manchem Ehrentage mancher frohen Braut, aber auch zu mancher Todtenkrone. — Zum letzten Mal blühte er am Todestage der frommen Barbara im Monat Juni des Jahres 1540. Man pflanzte ihn dann auf ihr Grab, aber er hat nie wieder Rosen getragen.

Lucas Cranach hat sein Weib nur ein einzig Mal gemalt und auch nur auf die Bitten des wackern Bürgermeisters von Gotha und seiner freundlichen Ehefrau. Er malte Barbara im Hochzeitsgewande und sich selbst neben ihr stehend. Diesem Bilde gab man später die Bezeichnung: „Heirath eines Jünglings mit einer häßlichen Frau“, und unter diesem Namen findet man es noch heute in der Petersburger Galerie.

* * *

Der Meister Cranach war wohl einer der größten Maler seiner Zeit, und seine Zeitgenossen hielten ihn kaum minder hoch als die Nachwelt. Besonders gerühmt wurden seine Portraits, die alle sprechende Aehnlichkeit zeigten neben sorgfältigster Ausführung. Auch erzählt man von ihm, daß er allerlei Gethier mit der täuschendsten Wahrheit gemalt, so daß die Hunde vor seinen gemalten Hasen gebellt. Sein Colorit nannte man vortrefflich, bald kräftig und gesättigt, bald von der blühendsten Zartheit, und besonders von großer Wahrheit in den Localtinten des Fleisches. Dagegen machte ihm die Beleuchtung bei seinen Bildern wenig Sorge, so hell wie möglich ließ er jeden einzelnen Gegenstand hervortreten, und der sparsame Schatten, den er hie und da hinwarf, war oft sogar unrichtig. Von seinen Gewandungen sagte

Digitized by Google

man, daß sie anmuthiger seien in den Falten und Biegungen, als die des großen Albrecht Dürer. Die Umrisse seiner Gestalten waren aber mehr streng und pünktlich als anmuthig, und die Zusammenstellung seiner größeren Gruppen kalt und steif. Von hoher Schönheit waren wohl seine Miniaturen, und die Verzierung eines Gebetbuchs von Lucas Cranach's Hand wurde mit Gold aufgewogen, wie denn überhaupt dem edlen Meister auch für seine Altarbilder und Porträits die höchsten Preise zahlte. So viel Schönes und Glanzvolles er aber geschaffen, ein Bild überstrahlt alle seine Werke. Ich meine nicht die wunderherrliche Madonna mit dem auf einem Polster stehenden Kinde, auch nicht den ernsthaften Kopf des geistvollen Reformators Martin Luther, nicht die reizvolle Venus mit dem Amor in Lebensgröße, nicht das berühmte Wallfahrtsbild, bekannt unter dem Namen „Maria Hilf“, auch nicht den gekreuzigten Christus unter seinen Mördern, auch nicht den heiligen Christophorus, nein, das herrlichste Bild, das er der Nachwelt überliefert, ist: sein Leben. — Da ist vollkommene süße Harmonie in Farben, Licht und Gestalten, da sind die Gruppen warm und sinnvoll vertheilt, vor solchem Bilde faltet man recht aus voller inbrünstiger Andacht die Hände. Im fernsten Hintergrunde sieht man ja des Lucas Eltern, wie sie den frommen Sohn segnen zur Pilgerfahrt in die Niederlande, etwas weiter nach dem Mittelgrunde zu zieht der junge Wandersmann fort aus der Stadt am Fuße des Grimmensteins, die Rose am Hütlein, die Liebe in der Brust. Im Mittelgrunde selbst steht er lernend und beglückt inmitten der Niederländischen Meister: Rogier van der Weyde, Hugo van der Gors und Hemmling. Der Vordergrund zeigt den Meister in verschiedener Weise. Auf der einen Seite sieht man den frommen Lucas Cranach mild lächelnd im Kreise der Seinen, umgeben von Weib und Kindern, Mitbürgern, die ihn ehren, Freunden, die ihn lieben. Die schönste Gruppe aber ist doch jene im düstern Kerker: Lucas Cranach zu den Füßen seines vielgeliebten Kurfürstlichen Herrn, Johann Friedrich, als treuester Begleiter und Diener seines vielgeprüften Fürsten; die rührendste aber das Sterbelager des scheidenden Meisters. Kinder, Freunde, Mitbürger. Alle weinen um ihn, er aber lächelt verklärt. Volles Glanz des Himmels fällt auf dieß edle Menschenhaupt, und auf blendenden Lichtwolken, aus holden Engelköpfchen gebildet, schwebt in hochheiliger Glorie die göttliche Jungfrau hernieder, eine strahlende Krone in den Händen. Der Engelchor aber singt die Verheißung des Herrn: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens

Die blasse Apollonia.

Erzählung von Hermann Kurz. *)

Die wandelnde Chronik, die lebendige Sage, die Hand in Hand mit mir an schönen Sonn- und Feiertagen spazieren ging, kurz und gut, mein alter Buchdrucker hatte mich eines Abends an der Einfahrt seines Hofes erwartet, wohin ich in meinen Freistunden immer zuerst gesprungen kam, und munter zuschreitend verließen wir mit einander die hohen Stadtmauern, in deren Umkreis schon die Nacht eingebrochen war und Lichter aus den Fenstern blinkten, während draußen vor dem Thor noch alle Vögel sangen und die Sonne, nach den westlichen Hügeln zu Golde gehend, mit sanft gebrochenen Strahlen durch das volle Laub der Bäume drang. Wir schlenderten zwischen Gärten, die von Stachelbeerhecken begränzt waren, auf schmalem Pfade hin, bis wir einen freien Platz erreichten, der, öde und reichlich mit Unkraut überwuchert, gegen das Flüßchen zu gelegen war. In der Mitte dieses Platzes erhob sich ein seltsames Ding. Es war ein runder Bau, eine Plattform, niedrig aus Steinen aufgeführt. Ich war nie zuvor hier gewesen, konnte mir auch nicht erklären, was diese Erscheinung bedeuten sollte, und die wilde Einsamkeit der brach liegenden, von des Menschen thätiger Hand gemiedenen Stätte flößte mir eine unheimliche Empfindung ein. Aber eine Knabenseele, die den Schulstaub hinter dem räucherigen Stadtthore gelassen hat, ist nicht so leicht aus der Fassung zu bringen, und lachend sagte ich zu meinem Mentor: Ich will Hans heißen, wenn das Ding da nicht aussieht, wie ein steinerner Käselaib; eine Vergleichung, welche durch irgend einen Anblick am Fenster eines Kaufladens, wo wir vorübergekommen, geweckt worden seyn mochte.

— „Ja, davon hat es auch den Namen", erwiderte er nickend und mit dem verständigen Lächeln, das ihm so eigen war, unterbrach sich aber in seiner Rede, da er mich plötzlich gleich einem Wilde stutzen sah, und folgte mit den Augen meinem Blicke. Der war auf ein altes Weib gefallen, welches gebückt, wie eine Kräuter suchende Zauberfrau, um das Gemäuer schlich und eben jetzt in unsern Gesichtskreis gekommen war.

— „Treffen wir uns hier, Frau Nachbarin?" — rief ihr der Buchdrucker, gleichfalls ein wenig betroffen, entgegen — Was machen Sie denn?"

— „Ihr seht's ja, Erdbeeren such' ich." — erwiderte sie

*) S.: Erzählungen von Hermann Kurz. Neue vermehrte Sammlung. Stuttgart. Franckh'sche Verlagshandlung. 1858. D. Red.

Digitized by Google

und richtete sich empor, indem sie ein paar rothe Beeren in ihre Schürze warf — „So ein altes Weib, das zum Schaffen nicht mehr brauchbar ist, muß doch sehen, wie es seine Zeit herumbringt. Und in dem Revier giebt's solche schöne, auch hat der Platz das Gute, daß mir die Buben nicht [illegible]

[illegible] Hand der Buchdrucker. — „aber Sie, Mutter, Sie aus Mainz [illegible]

Die alte lachte: „Ein nichtsnutziges [illegible]

Ich horchte hoch auf. Blut, das war mir ein bedeutendes Wort, hinter diesen Reden mußte irgend ein Geheimniß stecken.

— „Das ist längst vertrocknet," — fuhr die Alte fort: „Wie lang ist's her, daß hier das letzte Blut geflossen ist? Ihr werdet etwa ein, zwei Jahre jünger sehn, als ich; nun rechnet einmal: sie war gerade in meinem Alter, und wenn sie noch lebte, so müßte sie gerade so ein altes steifes Scheit Holz seyn, wie ich; aber ich seh' sie noch so deutlich vor mir, als ob's erst gestern gewesen wäre. Nun, Ihr wart ja auch dabei, werdet Euch an das blasse Appele noch wohl erinnern können."

— „Ja wohl, die arme Apollonia! sie haftet fest in meinem Gedächtniß;" — versetzte der Buchdrucker, welcher sich seinen eigenthümlichen hochdeutschen Stil gebildet hatte — „sie besaß die feinste Gesichtsbildung, die man je bei einem funfzehnjährigen Mädchen sehen konnte, und diese seltsame rührende Blässe — ich werde sie nie vergessen.

— „Ja, funfzehn Jahr', Ihr habt Recht, so alt war sie, und ihr Gesicht, ja, das war auch so. So viel ist gewiß, daß es ein Wunder bleibt, wie sie unter das grobe Bauernvolk hinein gekommen ist, deren Gesichter wie mit der Holzhaue geschnitzelt sind. Wie nur die dumme stille Gans so etwas thun konnte!"

— „Was hat sie denn gethan?" rief ich [illegible]

— „Ein Kind umgebracht."

— „Kindesmörderin mit funfzehn Jahren, so jung und so schlecht!" rief ich [illegible] eines unerfahrenen Richters aus.

— „Es war nicht ihr eigenes Kind," bemerkte der Buchdrucker, mit leiser, fast stummer Stimme, [illegible] überhaupt liegt etwas Seltsames in der ganzen Begebenheit."

Bei diesen Worten [illegible] auch mich auf eine Geschichte zu hören. [illegible] wie der Buchdrucker seine Erzählungen einleitete, war mir wohl bekannt. Die alte [illegible] ihre Schürze [illegible] und setzte sich auf den Schemel, [illegible] und [illegible] Stricken an sich. Der Buchdrucker [illegible] auf einen Dornstecken, den er unterwegs gefunden [illegible]

Bäume ragt — das Dorf war uns zu Zeiten der Reichsstadt unterthänig — da erwuchs das Mädchen, von dem die Rede ist, als das jüngste Kind armer Bauersleute, von den frühesten Jahren an das blasse Appele genannt. In diesen Familien pflegt man nicht viel Umstände mit einander zu machen, und so wuchs auch die Apollonia unter gleichgiltig kühlen Umgebungen heran; doch hatte sich in dem Kinde früh ein eigener Geist entwickelt."

— „Ja, ein dummes Ding war sie," — fiel die Alte ein — „ich hab's nachher oft gehört. Weil sie das Jüngste war und schwach dazu, so mußte sie oft Tage lang die Schafe hüten, und sie freute sich auch immer darauf, wenn aber Leute durch das Eichenwäldchen kamen, wohin sie ihre Heerde trieb, so sah man sie meistentheils in bittern Thränen sitzen, und wenn dann die Leute hingingen und fragten, warum sie weine, so sagte sie, sie wisse es nicht. Kann es etwas Einfältigeres geben?"

— „Bei einem großen Hange zur Einsamkeit," — ergriff der Buchdrucker wieder das Wort — „empfand sie doch beständig die schmerzlichste Sehnsucht nach den Ihrigen. Wenn sie Abends nach Hause kam, so war's als wenn sie von einer weiten, vieljährigen Reise heimgekommen wäre; da sprang sie zu ihren Eltern und Geschwistern hin und wollte sie vor Freude fast erdrücken. Natürlich hieß es da nur: Dumme Appel, mach' dich fort, laß mich in Ruh'! und gelegentlich bekam sie für ihre Zärtlichkeit auch noch einen Puff. Dann grämte sie sich wieder, bis sie zu ihren Schafen kam, und bei ihren Schafen hatte sie abermals keine Ruhe, bis die Abendglocke zum Einfahren läutete.

In ihrem funfzehnten Jahre wurde sie nach der Stadt geschickt, um in einen Dienst zu treten. Da sie keine schweren Arbeiten verrichten konnte, so kam sie als Kindermädchen in ein wohlhabendes Haus, wo man, ohne sich sonst viel um sie zu bekümmern, mit ihr zufrieden war. Sie hatte ein sehr kränkliches Kind von etwa zwei Jahren zu hüten, das ihr viel Unbequemlichkeit und Mühsal verursachte. Ich erinnere mich, daß ich sie manchmal mit ihm sah, wie sie an sonnigen Abenden traurig auf den Kirchenstaffeln saß. Wenn ich da vorüberging, das Kind und das Mädchen anschauend, so wollte mir, obgleich ich kaum die Kinderlehre hinter mir hatte, das Herz beinahe vor Mitleid brechen; sie kamen mir vor wie zwei Blümlein, die man in einem Glase ohne Wasser stehen läßt.

Aus diesem kümmerlichen Leben" — fuhr er fort, nachdem er sich über die scharfe Luft beklagt und die Augen gewischt hatte — „sog ihr angeborenes sehnsüchtiges Wesen immer mehr Nahrung; ihr Heimweh, das früher gleichsam heimatlos gewesen war, nahm jetzt eine bestimmte Richtung, alle ihre Gedanken waren nach der Heimat, nach den Ihrigen gewendet."

Digitized by Google

— „Wohin sie eine Stunde und nicht einmal so weit zu gehen hatte“, fiel die Alte ein.

— „Ja, Frau Nachbarin, aber allein zu gehen, dazu hatte sie keine Muße, und mit dem Kinde durfte sie sich nicht so weit entfernen. Die Ihrigen kamen auch nicht ein einziges Mal, um nach ihr zu sehen.“

— „Darum war es ja auch so einfältig,“ — fiel die Alte ein — „daß sie nach Hause wollte.“

— „Das ist ja eben das Sprichwort,“ — versetzte der Buchdrucker etwas ungeduldig — „wenn die Leute, geschehen müssen, wie Sie, Frau Nachbarin, so würde gar nichts Merkwürdiges in der Welt vorfallen. Ja, seltsam ist es, aber wer je auf Reisen gewesen ist, wie ich, der begreift auch, wie die Abwesenheit nicht bloß das Herz, sondern auch die Einbildungskraft des Menschen umwandeln kann. So ging es dem armen blassen Mädchen, das bei seiner Herrschaft unbeachtet wie ein Schatten umherschwebte. Das ärmliche Häuschen, das schlechte Essen, das rohe Betragen der Ihrigen hatte sie vergessen; mit einem Worte, ihre Heimat war das Feenland ihrer Gedanken. Diese Empfindung gewann nach und nach die Oberhand über alle anderen, und es kam so weit, daß, wie man nachher erfuhr, Apollonia eines Abends heimlich ihre paar Habseligkeiten zusammenschnürte, um nach Hause zu fliehen. Aber die Furcht vor der Strenge ihres Vaters machte, daß sie ihren Entschluß wieder aufgab und das Bündelchen aus einander riß. Es scheint jedoch, daß sie von diesem Augenblicke an nicht mehr recht bei sich gewesen sei. Die vielen Anstrengungen, die ihr die Pflege des Kindes verursachte, der Kummer bei Tag und die schlaflosen Nächte untergruben ihre von Natur zarte Gesundheit; der Drang nach der Heimat, der immer wilder und heftiger wurde, während sie doch nicht den Muth hatte ihm zu folgen, zerrüttete ihren Geist. Sie sah das Kind, dessen tägliches Leiden ihr im innersten Herzen weh that, doch als die Ursache ihres ganzen Elends an. In ihren ungeordneten Gedanken fiel sie darauf, wenn das Kind stürbe, so würde ihre Herrschaft sie als unnütz nach Hause schicken. So scheint es, daß nach und nach, nur wie dämmernd, der Wunsch in ihr aufgestiegen sei, es möchte das Kind und mit dem Kinde sie selbst erlöst werden.“

— „Ja,“ — fiel die Alte wieder ein — „und wenn sie noch ein Wochener zwo gewartet hätte, so wäre das auch von selber geschehen, denn das Kind hätte seine vierzehn Tage mehr gelebt; das hab' ich seinen eigenen Vater nachher mehr denn einmal sagen hören. Aber wenn's einmal mit einem Menschen hinunter will, so ist der Teufel gleich bei der Hand und hält ihm die Leiter dazu.“

— „Da hat Ihr Mund ein sehr wahres Wort gesprochen,“ — sagte der Buchdrucker mit feierlichem Ernst — „so ging es

auch bei der armen Apollonia; denn in dem unglückseligen Gemüthszustande, von dem ihre Herrschaft keine Ahnung hatte, wurde sie eines Tages, da eben Besuch im Hause war, in die Schenke gesendet, um eine Flasche Wein zu holen.

— „Jetzt aber laßt mich an's Brett," — unterbrach die Alte den Erzähler — „in dem Punkte weiß Niemand so gut Bescheid wie ich. Ich bin ja dabei gewesen und hab' jede Silbe mit angehört; denn der Wirth war mein Vater, und wo das blasse Appele jenen Wein holte, das war meiner Eltern Haus, und ich kannte sie recht gut, obgleich wenig mit ihr zu haben war. Ich seh' sie noch vor mir, wie sie zu uns hereintrat und mit ihrer leisen Stimme eine Flasche Wein begehrte; nämlich ihr Herr hatte sie aus Stolz geschickt, weil seine Gäste behaupteten, mein Vater schenke einen bessern Wein, als er einen im Keller habe, und nun wollte er einen Vergleich anstellen. Es ist ihm aber übel bekommen. Wir hatten eben die Lichter angezündet, und etliche junge Gesellen saßen um den Tisch. Wie nun manches unnütze Wort unter den Menschen geredet wird, zumal bei'm Wein, so ging's auch selbigsmal. Es war nämlich kurz zuvor der Fall vorgekommen, daß mit Mausgift in einem Hause nahezu ein großes Unglück angerichtet worden wäre, und ein wohlweiser Rath, wie man dazumal sagte, hatte ein Verbot an die Apotheker und eine Warnung an die Bürgerschaft ergehen lassen. Das Verbot aber wurde nicht groß geachtet, und ich holte meinen Mäusen fort und fort ihr richtiges Futter, ohne daß mir Jemand was in den Weg gelegt hätte. Von dem Verbot aber war selbigen Abend die Rede. Die jungen Bursche schlugen auf den Tisch und machten ein groß Geschrei; der Eine meinte, das Ding sehe aus, als ob man die ganze Bürgerschaft für lauter Giftmischer hielte, der Andere schrie, das gehe einen wohlweisen Rath einen Pfifferling an, und wieder einer sagte — das war der überzwerche Balthas, wißt Ihr, er hatte so eine große Warze auf der Nase — das ist Alles für nichts, sagte er, die gestrengen Herren können verbieten, Mausgift, Rattengift — und da zählte er noch eine Menge Gifte her — aber andere Sachen können sie nicht verbieten, sagte er, und da giebt's noch genug Tränklein, die einen in die schwarze Schublade fördern können, ohne daß man sie für Gift ausgeben kann. Wenn mir einmal des Lindenwirths Rother nicht mehr schmeckt, oder wenn ich sonst Würmer im Hirn hab', so geh' ich in die Apotheke und kaufe mir Vitriolöl."

— „Schwefelsäure!" unterbrach sie der Buchdrucker etwas indignirt, denn er hatte sich auch einige chemische Kenntnisse angeeignet.

— „Meinetwegen also Schwefelsäure. Für einen Kreuzer, sagte er, krieg' ich genug, um mit euch und der ganzen Kameradschaft abfahren zu können, ja vierspännig, hat er gesagt, und was

weiß ich was Alles noch, es ist schon gar zu lang her. Die Andern trieben ihren Schabernack mit seinem Geschwätz; ich hörte aber wenig auf sie, sondern schaute ganz verwundert dem blassen Appele zu, wie es mit starren Augen drein sah. Ich meinte, es denke was ganz Anderes, und habe von all' den gottlosen Reden schon gar nichts vernommen. Aber, o meine Herr und mein Gott! durchbohrt mich's noch, wenn ich daran denke, wie meine Mutter aus dem Wirthshause kam, als man ihr sagte, wo und wem von dannen ging! Es ist doch was Abscheuliches um's Verrathen! Ich an das stille, fromme Kind mit dem blassen, verschüchterten Gesicht! Aber dem Balthasar's auch nicht gar wohl bekommen, ja wahrhaftig, es ist doch eigentlich der Grund, warum er das Leben lassen musste; denn als es Krankheitswegen er mit seinem losen Maul für ein Unglück angerichtet hatte, und ihn Alles in der Stadt drum scheel ansah, so konnte er's am Ende selber nicht mehr aushalten und zog nach Holland und Amerika, und wenn er das nicht gethan hätte, so könnte er heut noch da seyn; so aber hat er unterwegs Schiffbruch gelitten und ist ersoffen, obgleich er in meiner Stube mehr als einmal geschworen hatte, das Wasser sollt' ihm kein Leid anthun."

— „Was that denn aber das blasse Mädchen?" fragte ich.

— „Was wird sie gethan haben?" — versetzte die Alte — „Aus dem Maul des jungen Burschen war der böse Geist in sie gefahren, und fort ging sie zum Apotheker. Nun, die Knochen will ich Euch zum Abnagen lassen, Nachbar." —

— „Danke, will's aber kurz damit machen. Das verwahrloste, verlassene, unsinnige Mädchen rannte allerdings in die Apotheke, denn leider trug sie ein paar geschenkte Kreuzer bei sich. Bei jenen Worten war ihr alles Denken und Fühlen vergangen; sie hatte nur noch Einen dunkeln gebieterischen Trieb. Eine Stimme, sagte sie nachher aus, habe ihr immer in's Ohr gerufen, sie müsse es thun. Leider war der Apotheker, wie es in solchen verhängnißvollen Fällen zu gehen pflegt, arglos verblendet, und ihr sonderbarer Blick fiel ihm nicht auf. Sie empfing das tödliche Mittel, brachte den Wein nach Hause, und während im Wohnzimmer fröhlich auf die Genesung des Kindes, auf das Gedeihen der Familie angestoßen wurde, eilte sie in die Schlafkammer, trat an das Bettchen und vollbrachte, ein kindischer Würgengel, ihr abscheuliches Werk. Ein durchdringender Schrei des Kindes, der aber alsbald verstummte, rief die Mutter herbei, die mit dem Licht in der Hand sich dem Bette nähernd, schon von Weitem ein gräßlich Bild erblickte. Die schwächliche Natur des Kindes, die sogleich unterlegen war, hatte die plötzlich überwältigende Grausamkeit der bejammernswerthen Mörderin vermindert. Man fand sie im entlegensten Winkel des Hauses. Die Starrsucht ihres Gemüthes, denn anders weiß ich's nicht zu nennen, hatte

nachgelassen. Sie lag auf den Knieen, drückte den Kopf an die Wand und schluchzte beständig: Du bist jetzt ein Engel und wir kommen Beide heim! Heim, heim! antwortete sie auf alle Fragen, die man ihr that. Vor den Mißhandlungen der Mutter schützte sie der Vater mit Mühe; er fragte sie: Wie hast du uns das das thun können mit deinem unschuldigen Antlitz? Sie gab nichts zur Antwort, als: Heim! Den herbeieilenden Behörden gestand sie ihr Verbrechen mit leisem, demüthigem Kopfnicken. Das Sonderbarste ist, daß bald, ja gleich nach der That eine völlige Verwandlung mit ihr vorging. Gegen die Gefangenschaft, gegen die Einsamkeit des Kerkers hatte sie gar keinen Widerwillen. Nach den Ihrigen hatte sie keine Sehnsucht mehr; auch kam keines von ihnen zu ihr, ihr Vater verstieß und verfluchte sie. Der selige Herr Hauptprediger hat nachher oft gesagt, es sei ein merkwürdiger Geist in dem Mädchen gewesen, der nach dieser That der Finsterniß auf einmal zum hellen Tag erwacht sei. Sie habe nicht nur ihr Verbrechen vollkommen erkannt und bereut, sondern auch über viele andere Dinge klar, vernünftig und wie mit einer Erleuchtung gesprochen. Ihm selbst sei durch dieses Mädchen Manches klar geworden, was er früher nicht begriffen oder an was er gar nicht gedacht habe. Dieß sagte er häufig, aber er sprach sich nicht näher darüber aus. Nur das erzählte er, daß sie gegen ihn geäußert habe, sie erkenne nun deutlich, was es mit ihrem Heimweh gewesen sei.“ —

— „Was ist ihr geschehen?“ fragte ich leise und stockend.

— „In ihrer Kindheit schon,“ — sagte das alte Weib — „als sie einmal wegen eines kranken Schafes zum Scharfrichter geschickt wurde, soll sein Schwert von selbst nach ihr gezuckt haben. So sagte man; ich weiß nicht, ob es wahr ist; aber die Herren vom geheimen Collegium müssen es gewußt haben, denn die machten eine Wahrheit draus.“ —

— „Das war die Regirung und zugleich das Blutgericht“, sagte der Buchdrucker und nickte bedeutend mit dem Haupte.

Ich blickte nach dem steinernen Bau und ein unheimliches Licht begann mir aufzugehen. Die Alte, die auf den Stufen saß, zeigte mit dem Daumen über die Schulter rückwärts. „Hier“ — sagte sie — „hat das Schwert zum zweiten Mal nach ihr gezuckt, denn damals verfuhr man mit den Mörderinnen nicht so säuberlich wie jetzt. — Hat denn das junge Bürschlein nie was vom Käs gehört?“

— „Dieses Gemäuer“ — fügte der Buchdrucker hinzu — „war das Schaffott in den späteren Zeiten der Reichsstadt. Den Reigen der Mörder und Uebelthäter, die hier gerichtet wurden, hat die blasse Apollonia beschlossen.“

— „Ja, und recht freudig ist sie gestorben“ — sagte die Alte, indem sie mir gutmüthig von ihren Erdbeeren anbot. Ich

Digitized by Google

wies die rothe Frucht, so herrlich sie duftete, mit Abscheu zurück, und warf einen Blick der Neugier und des Grauens auf die Blutstätte. Längst ist das Gemäuer nun von der Erde verschwunden, und die Wildniß, die damals noch öd und traurig, ohne Baum, mit niedrigem Gesträuche bewachsen war, hat sich in [illegible] verwandelt, aus denen da und dort freundliche [illegible]

Ein Spielhaus in Newyork.

(Beschluß.)

Es ist ein grundehrliches Spiel, das da gespielt wird. Es wird nicht bloß verloren, es wird auch gewonnen. Der Bankhalter ist ein Mann von gestandenem Alter, mit den feinsten Manieren. Meist ist es ein Amerikaner; hie und da auch ein Ausländer, aber dann jedenfalls ein Französischer Marquis oder ein Polnischer Graf. Ihm, dem Mann mit den grauen Locken, dessen Point d'honneur so empfindlich, daß er nicht einmal ein unschönes Wort im Munde führt, ihm wird man doch nicht zutrauen, daß etwas „Faules“ mit unterlaufen könnte? Die Herren Californier oder Südländer, oder wer sonst die Verlockten seyn mögen, sind auch mit den ersten paar Spielnächten im höchsten Grade zufrieden; sie haben nicht nur gut gegessen und getrunken, sie haben nicht nur mit den Huldinnen des Schenktisches geliebelt; sie haben sogar gewonnen und nicht wenig gewonnen. Aber — es ist noch nicht aller Tage Abend, jetzt kommt die Hauptnacht. Der Lockvogel hat nämlich in Erfahrung gebracht, daß sein „Freund“ den andern Tag „abreisen“ will und man wird ihn doch nicht reisen lassen, mit dem Geld des Bankhalters in der Tasche? Diese Nacht sind die Huldinnen des Schenktisches doppelt freundlich, wenn er erhitzt vom Spiele aufsteht, um sich durch einen Trunk abzukühlen; so kredenzen sie ihm den goldenen Liquor mit einem Lächeln, das einen Bären bezaubern könnte; das arme Schlachtopfer weiß nicht mehr, was es thut; der Liquor wirkt so sonderbar, so betäubend, so umnachtend, sollte die „Huldin“ die Flasche mit Morphium verwechselt haben? — Die Nacht ist vorbei. Der Mann, der gestern noch Tausende besaß, erwacht den andern Mittag in seinem Bette. Wie er doch gekommen, weiß er nicht. Sein Kopf ist dumm und schwer, seine Augen glühen. Er sieht nach seinem Gelde, es ist keines mehr; Alles ist in dieser Einen Nacht verspielt worden. Ein Glück, daß sie ihm die Uhr und Kette noch [illegible] kann er ja versetzen, um nach Hause reisen zu können!

So ergeht es Hunderten und Tausenden und aus den Verlockten werden „Gerupfte.“ Denn wovon sollten sonst die Lockvögel in den Hôtels ihren Aufwand bestreiten? Wovon sollten das theure Spiellokal, die „Huldinnen“ und die Equipage des Bankhalters bezahlt werden? — Eine Newyorker Bank wird nie gesprengt; der Bankhalter weiß sich zu helfen! Die Gerupften wissen's am Ende wohl, daß der Bankhalter sich „geholfen hat“, aber — sie schweigen doch still zu ihrem Verluste; denn sollten sie etwa zum Verlust hin noch das Auslachen haben? Sollten ihre Namen in den Zeitungen figuiren, damit Weib und Kind zu Hause auch etwas davon erfahren? Sollte der Buchhalter, der Kaufherr, der Farmer oder gar der Geistliche seinen guten Ruf riskiren, um am Ende mit seiner Klage doch Nichts zu gewinnen? — O, sie klagen nicht, die Gerupften, sie machen auch keine Anzeige bei der Polizei; höchstens giebt ein hitziger Südländer seinem „Lockvogel“ eine Kugel zu kosten, wenn er ihn nämlich noch einmal zu sehen bekommen sollte, was aber der Lockvogel nach der „Hauptnacht“ wohlweislich vermeidet.

Gesetzt den Fall aber, es käme eine Anzeige, was meinst du wohl, was geschieht? Du meinst, die Polizei werde mit Heeresmacht ausrücken und das Spielhaus im Sturme nehmen? Gott behüte; da ist man in Newyork viel höflicher; der Bankhalter wird einfach vor Gericht citirt und unter einige hundert Thaler Bürgschaft gestellt „für sein Wiedererscheinen“. Wiederzuerscheinen aber hat er nie; denn von einem Termin zum andern wird der Fall hinausgeschoben, bis dem Kläger die Zeit zu lange wird, und er seine Klage fallen läßt. Oder sollte ein Richter strenge gegen den Spielhalter auftreten, da er, der Richter, doch selbst die Gewohnheit, hat, den Pharotisch hie und da mit seiner Gegenwart zu beehren? — Sollte jedoch einmal der Fall vorkommen, daß ein Gerupfter in seiner Verzweiflung und Wuth Alles auf's Spiel setzt und die Spielbank um jeden Preis zertrümmert, und — Banquier, Lockvögel und Huldinnen im Zuchthaus sehen will, oh — es giebt der Bursche gar Manchen in Newyork, die um zehn oder zwölf Zwanzigthalerstücke Einen seines Todfeindes entledigen, und manche Leiche ist schon den Hudson hinabgeschwommen, von der man nicht wußte, wie sie hineingekommen! — Der Kläger ist verschwunden; man weiß nicht, wo er hingekommen, das gentile Spielhaus aber bleibt unangetastet.

Etwas ganz anderes ist es freilich, wenn einmal ein Paar Nigger sich herausnehmen, eine Bank in einer ihrer Kneipen zu errichten. Wie der Wind ist die Polizei da, confiscirt die Bank, die im Ganzen vielleicht bloß ein paar Thaler enthält, und schleppt die Spieler vor Gericht. Die werden unbarmherzig gestraft und um so härter, wenn der Richter, der die Strafe verhängt, in der Nacht vorher zufälligerweise verloren hat. — Oder laß ein

Digitized by Google

Paar Deutsche an einem Sonntag Nachmittig zusammensitzen und ein Kreuzmariage um einen Cent machen, Herr Gott im Himmel, was für ein Verbrechen! Fort mit den Burschen, in's Gefängniß, wenigstens bis auf den andern Tag, und der Wirth, der die Karten hergegeben hat, muß auch mitbrummen, und froh dürfen sie sein, wenn sie den andern Tag mit einer derben Strafpredigt und [illegible] wieder [illegible] zu wollen, loskommen. [illegible] Richter und [illegible] Haare, wenn [illegible] Gefängniß gewinnen zu [illegible]. [illegible] Das ist [illegible] das geht wohl für Amerikaner. Mir [illegible] das Einmarschiren [illegible]

Der Rastreador in Buenos-Ayres.*)

Rastrear heißt aufspüren, ausfindig machen; rastrero ist ein Spürhund, und ein solcher, in menschlicher Gestalt, ist der Rastreador, ohne Zweifel die interessanteste Erscheinung im Argentinischen Lande. Mehr oder weniger hat jeder Gaucho etwas vom Rastreador in sich. Auf den unabsehbaren Flächen laufen Fußpfade, Reitwege und fahrbare Straßen nach allen Himmelsgegenden durcheinander; die Weiden, welche das Vieh begeht, sind offen. Unter solchen Verhältnissen kommt viel darauf an, daß der Viehzüchter und sein Hirt die Spuren eines Thieres verfolgen und unter tausend anderen herausfinden könne. Der Rastreador weiß, ob ein Thier langsam oder rasch ging, ob es allein oder mit einem anderen eingeschirrt war, ob beladen oder unbeladen. Das gehört zu seinem Gewerbe.

Ein Amerikaner kam während einer Reise nach Buenos-Ayres an eine Stelle, wo mehre Wege von der Straße abzweigten. Der Peon, welcher ihn begleitete, blickte zur Erde und sagte: „Dorthin ist eine nette, schwarze Maulthierstute gegangen, sie gehört dem Don N. Rapa, läßt sich bequem reiten, war unter Sattel und ist gestern hier vorübergekommen.“ Dieser Peon kam aus den Bergen von San Luis, der Maulthierzug, in welchem jene Stute ging, kam von Buenos-Ayres her; seit einem vollen Jahre hatte er das Maulthier nicht gesehen, dessen Hufspuren auf einem zwei Schritte breiten Pfade sich unter vielen anderen Hufspuren befanden. Aber diese Thatsache, welche einem Europäer vielleicht unglaublich erscheint, hat im Argentinischen Lande nichts Auffallendes, denn dort findet man ein solches [illegible] schon deßhalb ganz in der Ordnung, weil jeder [illegible] mehr

*) Kiekfeds Panorama.

oder weniger darauf verſteht. Jener Diener war ein Maulthiertreiber-Burſche, nicht etwa ein Raſtreador von Profeſſion.

Der eigentliche Raſtreador iſt ein ernſter, umſichtiger Mann, deſſen Ausſagen von den Untergerichten allemal als glaubwürdig angenommen werden. Im Bewußtſeyn ſeiner Ueberlegenheit und mannichfachen Erfahrung hat er eine gewiſſe, mit Zurückhaltung gepaarte Würde, und thut gern etwas geheimnißvoll. Er wird von Jedermann mit Achtung behandelt, denn dem Armen kann er ſchaden, wenn er ihn verleumden oder angeben will, und dem Grundbeſitzer kann er Unbequemlichkeiten mancher Art verurſachen, zum Beiſpiel ihn vor Gericht laden.

Während der Nacht iſt ein Diebſtahl begangen worden; der Thäter iſt unbekannt, man weiß nicht, woran man ſich halten ſoll und ſucht eine Fußſpur, die man endlich auch auffindet und ſorgfältig zudeckt, damit nicht etwa der Wind ſie verwehe. Nun wird der Raſtreador geholt. Er betrachtet die Spur genau und verfolgt ſie, ohne dabei das Auge ſtets am Boden haften zu laſſen; er ſieht ohnehin Dinge, von welchen ein Anderer nicht einmal etwas ahnt. Er geht durch Straßen und Gärten, tritt zuletzt in ein Haus ein, zeigt auf einen Menſchen und ſagt: „Der iſt es!“ Nur in ſeltenen Fällen läugnet ein auf ſolche Weiſe Ueberführter die That; denn der Raſtreador gilt für einen zuverläßigeren Richter, als der am Tribunal, und es wäre lächerlich, ihm gegenüber etwas in Abrede zu ſtellen; der Raſtreador iſt ein Finger Gottes.

Ein gewiſſer Calibar, der funfzig Jahre lang als Raſtreador gedient hatte, konnte, als er beinahe achtzig Jahre alt war, noch immer ſeinem Geſchäft vorſtehen. Er bemerkte indeß: „Nun tauge ich nicht mehr viel, aber hier ſind meine Söhne.“ — Dieſe waren allerdings in der Schule eines berühmten Meiſters herangebildet. Als Calibar einſt auf einer Reiſe nach Buenos-Ayres von ſeiner Wohnung abweſend war, ſtahl man ihm ſein beſtes Roß aus dem Stalle. Seine Frau bedeckte die Fußſpur des Diebes mit einem Backtroge. Etwa acht Wochen ſpäter kam Calibar heim, betrachtete die ſchon ſehr ſchwach gewordene Spur und redete nicht weiter von der Sache. Ungefähr anderthalb Jahre ſpäter ging er geſenkten Hauptes durch eine der Vorſtädte von Buenos-Ayres, trat in ein Haus, und fand ſein Pferd. Er hatte den Dieb nach Verlauf von ſieben Vierteljahren aufgeſpürt!

Im Jahre 1830 war ein zum Tode Verurtheilter aus dem Gefängniß entſprungen und Calibar erhielt den Auftrag, ihn ausfindig zu machen. Der entflohene Verbrecher hatte alle mögliche Fürſorge aufgeboten, um ſeine Spur zu verwiſchen, aber alle ſeine Vorkehrungen waren vergeblich. Vielleicht trugen ſie weſentlich dazu bei, ihn der Gerechtigkeit wieder in die Hände zu liefern, denn Calibar's Ruf erſchien gefährdet, wenn er ihn nicht aufſpürte. Der Flüchtige war mit äußerſter Vorſicht zu Werke ge-

Digitized by Google

gangen, war ganze Häuserquadrate entlang auf den Zehen geschlichen, über Mauern geklettert, hatte die Füße bald vorwärts, bald rückwärts gesetzt; trotz alledem blieb Calibar auf der Fährte, bis er an einen mit Wasser gefüllten Kanal in einer Vorstadt gelangte. Der Verbrecher war hineingesprungen, aber auch hier ließ der Mastreador sich nicht irre machen. Er ging den Kanal entlang, bis er wieder Spuren im Grase fand. „Hier ist er herausgekommen, sprach er, sehe ich nicht, aber das Gras ist naß getreten.“ Er ging weiter, sah, daß an der Mauer, welche einen Weingarten umgab, etwas Lehm frisch abgebröckelt war, und rief: „Dort ist er!“ Die den Mastreador begleitenden Soldaten drangen ein, suchten und fanden nichts. „Er ist nicht wieder hinausgegangen!“ sagte Calibar ganz ruhig; man suchte noch einmal nach und am andern Tage hatte der Verbrecher aufgehört zu leben.

Literarisches.

Freud' und Leid. Sechs einfache Geschichten von Julie von Großmann. 2 Bände. Nordhausen: Verlag von Adolph Büchting. 1858. (Pr. 2 ℳ 20 Sgr.)

„Einfache Geschichten“ nennt die Verfasserin diese Erzählungen, die sie dem Publicum darbietet. Wir erkennen in denselben eine wahre Bereicherung der novellistischen Literatur und in der Verfasserin eine Frau, die es in seltener Weise versteht, „Freud' und Leid“ in den wichtigsten menschlichen Verhältnissen darzustellen; die Ehe, das Familienleben, die kleinen Sorgen des irdischen Daseyns sind trefflich geschildert und jede Schilderung zeugt von verständiger Auffassung der Verhältnisse, von scharfer Beobachtungsgabe und einem wohlwollenden Herzen.

Der erste Band enthält: 1. „Eine alte Dienerin oder der Kuß“. 2. „Liebe. Eine Erzählung nach Thatsachen“. 3. „Der Nothpfennig. Nach einer wahren Begebenheit“. Der zweite Band: 1. „Nur ein Gruß. Erzählung nach Thatsachen“. 2. „Das Taschenbuch. Episode aus dem Leben eines Landschullehrers“. 3. „Des Sohnes Heimkehr. Novelle“.

Diese sechs Erzählungen sind verschiedenen Kreisen der Gesellschaft entlehnt; sie werden verschiedene Freunde und Freundinnen finden; man wird bald der einen, bald der anderen den Vorzug geben; unschmackhaft wird man keine von ihnen finden, keine ohne spannende Situationen, in keiner die anmuthige Darstellung der gewandten Erzählerin vermissen. Und so empfehlen wir sie aus voller Ueberzeugung allen Denen, welchen das Einfache im besten Sinne des Wortes lieb ist.

Hamburg. Gedruckt bei J. D. Lippert's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1858. 1ster Band. 20stes Stück.

Der Nothpfennig.

Erzählung nach einer wahren Begebenheit

von Julie von Großmann.*)

„Worüber lachst Du denn, Heinrich?“ fragte Marie, die Frau eines armen Tischlers, indem sie ihren Mann sorglich anblickte.

— „Lache ich denn?“ erwiderte der Angeredete, der eben von einem Geschäftsgange heimgekehrt war und nach der am Nagel hängenden Arbeitsjacke langte.

— „Deinem Gesichte nach sollte man freilich das Lachen eher für ein verstecktes Weinen halten“, sagte die Frau. Thränen füllten bei dieser Aeußerung ihre Augen.

— „Wenn ich lachte,“ — erklärte der Mann — „so geschah es allerdings nur aus Verdruß über die dumme Rede sogenannter kluger Leute, daß, wer Arbeit suche, sie auch finde. Suche ich sie nicht schon seit vielen Wochen, bald Monaten ohne allen Erfolg, und kann mir Jemand nachsagen, daß ich je schlechte Arbeit geliefert?“

— „Nein, dieß kann mit Recht Dir gewiß Niemand vorwerfen,“ — versicherte Marie — „aber mit Unrecht geschieht's doch, und hier bei uns im Hause, weil die Wiege unten bei der Gemüsehändlerin schon nach drei Wochen Sprünge bekommen, und sie schiebt die Schuld nicht auf die Stelle am warmen Ofen, sondern spricht, Du hättest nicht gut getrocknetes Holz dazu genommen. Deßwegen hat sie den neuen Schrank bei dem Tischler

*) Aus: Freud' und Leid. Sechs einfache Geschichten von Julie von Großmann. 2 Bde. Nordhausen, Verlag von Adolph Büchting. 1858. S. unsere Anzeige St. 19, S. 304. D. Red.

Digitized by Google

nebenan machen lassen, der freilich einen bessern Vorrath an Brettern als Du hat."

— „Einen bessern?" — wiederholte Heinrich mit bitterem fragenden Ausdruck — „Du hast wohl im Hofe schon lange Dich nicht umgeschaut, denn da würdest Du gesehen haben, daß ich gar keinen Vorrath mehr habe."

— „Gar keinen? Ach, das ist freilich sehr schlimm." Ein Seufzer folgte dieser Aeußerung der betroffenen Frau. Sie dachte in dem Augenblick gewiß nur an das Bedürfniß seiner neuen Bettstelle für ihren eigenen kleinen Hausrath, der bis jetzt noch mußten zwei in einem Bettkasten, der den Platz über dem Tisch benutzt wurde, schlafen, und das Jüngste hatte zu fürchten, in Kurzem aus seiner Wiege durch einen Nachfolger verdrängt zu werden. Der Vater errieth die sorglichen Gedanken der Mutter. „Kommt Zeit, kommt Rath," tröstete sie — „Im Nothfalle konnte Lenchen ja im Waschkorbe schlafen. Sie braucht ja nicht mehr gewiegt zu werden."

— „Du kamst wohl bei Herrn Meyer nicht an?" fragte ablenkend die Frau.

— „Nein, leider wieder nicht, so früh es auch noch am Tage, war er doch schon nach der Angabe des Bedienten ausgefahren. Seit ein Paar Wochen laufe ich fast täglich und immer vergebens nach der Bezahlung für die Paar Fensterrahmen, und kann ich auch die Zeit nicht in Anschlag bringen, die ich dabei verlaufe, da ich keine Arbeit versäume, aber die Stiefelsohlen, die darunter leiden, muß ich in Betracht ziehen, abgesehen von dem Aerger, den ich statt des Geldes einhole, auf das der Bäcker unten wartet für die auf Credit bei ihm ausgenommenen Lebensmittel. Dieß drückt mich am meisten und ich wollte, daß das hochmüthige Bedientenvolk nur ein einzig Mal solche Pein empfände, dann würde es arme Handwerker, die ihren verdienten Lohn einfordern, nicht gleich Bettlern abfertigen. Die Herrschaft weiß gewiß oft kein Wort davon, weil sich's um Kleinigkeiten handelt. Wer große Rechnungen einreichen kann, ist besser daran. So weit werd' ich's freilich nicht bringen." — Auf dem Rückwege hörte ich zwar auch darüber klagen. Ich sprach nämlich in mehren Tischlerwerkstätten ein, um Arbeitsnachfrage zu halten, vergebens, wie ich wohl nicht erst zu berichten brauche. Das alte Lied, man sei hinlänglich mit Arbeitskräften versehen, es fehle an Absatz für fertige Waare, alle Möbelmagazine seien damit überfüllt, so klang mir überall auf meine Fragen als Antwort entgegen, wie gesagt, mit der Klage: es fehle den Herrschaften an Geld zu Einkäufen, oder auch an Lust, die gemachten sogleich zu bezahlen; Jahrelang ließen sie darauf warten, dieß sei Mode unter den reichsten Leuten, weil es in England [illegible]. Das waren

tröstliche Bescheide. Nicht wahr? Doch bald hätt' ich's vergessen, unten im Hausflur kam mir ein Arbeitsantrag entgegen."

— „Also doch!" rief erheitert Marie.

— „Freue Dich nicht voreilig," — entgegnete ihr Mann — „von Verdienst ist nicht die Rede. Die Lindner, die vorig Jahr im Hofe neben uns wohnte, traf mit mir im Hausflur zusammen, im Begriff zu uns heraufzusteigen. Sie weinte bitterlich. Denke Dir, ihr kleiner Carl, der hübsche Junge, der zwei Tage nach unserm Lenchen auf die Welt kam, ist gestern Abend am Scharlachfieber gestorben. Sie kam, das Särglein für ihn bei mir zu bestellen, denn ein fertiges in einem Magazine zu kaufen, wo sie es gleich bezahlen müßte, das, sagte sie, sei sie jetzt nicht im Stande. Zu mir aber hätte sie das gute Zutrauen, daß ich auf Borg es ihr anfertigen und Geduld mit der Bezahlung, die nach und nach redlich erfolgen solle, haben werde. Sie berief sich dabei auf unsere ehemalige Hausgenossenschaft, wo sie uns nichts in den Weg gelegt habe, auch darauf, daß ihr Kind gerade so alt wie unseres sei, dem sie wünschte, daß Gott es uns erhalten möchte."

Marie blickte bei dieser, ihr Herz bewegenden Mittheilung auf ihr schlummerndes Kind in der Wiege und faltete dabei zu einem stillen Gebet die Hände. Mit wie viel Sorgen auch die Erhaltung und Erziehung ihrer Kinder verknüpft war, wie täglich kleiner sie die Brotportionen an die beiden älteren, trotz ihres wachsenden Appetites vertheilen mußte, und sich selbst das Nöthigste, um sie nicht zu sehr darben zu lassen, versagte, mit Angst auch schon im Voraus an die Kosten ihrer Bekleidung und ihres Schulbesuches dachte, sie hätte für allen Reichthum der Welt keins von ihren Lieblingen hingeben mögen, und bedauerte die arme Lindner mit vollem Mutterherzen wegen ihres Verlustes.

— „Wie ich hörte," — hub sie an — „liegt er, der Lindner ihr Mann, auch schon lange an der Auszehrung darnieder und kann daher keinen Pfennig verdienen. Brachte ihn seine Schuhflickerei auch nicht gerade auf einen grünen Zweig, so erwarb er doch wohl täglich wenigstens ein Paar Groschen damit."

— „Und ein Paar Pfennige darüber," — fiel Heinrich lächelnd ein — „vermittelst deren er sich oft einbildete, auf einem grünen Zweige zu sitzen."

— „Ach Du meinst, er habe sie vertrunken, sich im Branntwein berauscht, seine Noth zu vergessen, wozu er freilich ein schlechtes Mittel gewählt. Es ging den armen Leuten so wie uns — es fehlte am Besten — Leder einzukaufen, um neue Schuhe machen zu können. Er hätte Kunden an den Dienstboten im Hause bekommen, aber Vorschüsse zum Ledereinkauf zu leisten, dazu wollten oder konnten sich die Dienstleute nicht verstehen, obgleich er sehr gut arbeitete. Die Schuhe, die er mir gemacht im

vorigen Jahr, es mochten wohl die letzten neu gearbeiteten seiner Hände seyn, sind noch immer ganz und kein Fleckchen rührt sich daran, wieviel ich auch schon darin gegangen bin. — Aber, lieber Heinrich, wo wirst Du denn die Bretter zu dem Särglein hernehmen?"

— „Ja, das weiß ich wirklich im Augenblick noch nicht, was es [illegible] als ich die Bestellung annahm, daß ich die letzte Bretter [illegible] vor vier Tagen für unsern Gläubiger zum Kellermeister zu seinem Bedarfe [illegible] habe. Allerdings ist [illegible] bis Lindner [illegible] glaubten müssen, es [illegible] darum, weil sie doch nicht glaubte [illegible] zahlen [illegible]. [illegible] Mein, mein, [illegible] Du [illegible] — [illegible] stimmend die Frau, indem sie ihre Augen in der Werkstatt, die zugleich als Wohn- und Schlafgemach diente, suchend herumschweifen ließ — „Wie wäre es, wenn Du die Bretter dort von dem Küchenspind zu dem Särglein benutztest? Die Frau, die ihn bestellt hat, kommt ja nicht ihn abholen zu lassen. Seit vierzehn Tagen steht er schon fertig und wird uns am Ende auf dem Halse bleiben. Denn wer weiß, ob sie nicht hinterdrein die Bestellung gereut, drauf hat sie ja nichts gegeben. Wir sind auf diese Weise schon oft hinter's Licht geführt worden, ohne daß Du vorsichtiger dadurch geworden wärest. Du traust allen Leuten auf ihr Wort."

— „Du aber wohl nicht!" — entgegnete Heinrich ärgerlich über den Vorwurf — „Wer beherbergte und bewirthete neulich die Landstreicherin, die Dir weismachte, sie sei auf der Reise zu ihrem kranken Sohne unterweges angefallen und bestohlen worden? Wer glaubte ihrer lügenhaften Erzählung, die Thränen des Mitleids in Deine Augen trieb und Dich so weich stimmte, Dich und mich für die Nacht so hart zu betten, daß mir früh das Genick weh that, während die auf unser Kopfkissen Gebettete weidlich über Deine Barmherzigkeit gelacht haben mochte? Denn wie schlecht sie Dir vergolten wurde erfuhrst Du leider zu spät, nach dem frühen Aufbruch der Beherbergten, die während unseres Morgenschlafes mit jenem Kissen, auf welchem sie geruht, sich leise aus dem Staube gemacht [illegible]

— „Ach, erinnere mich nicht daran, Heinrich [illegible] „Ja, so was mag ich nicht hören. Ich höre aber noch, wie Du bei'm Aufmachen zu mir sagtest: Ach Heinrich [illegible] habe recht schon geträumt [illegible] fiel [illegible] „Dieß wird auch seine Richtigkeit haben. [illegible] möchte der Traum [illegible] Gevatter herrühren, die wir Tags zuvor von dem Blatte gelesen, das ich aus dem Keller [illegible] Butter mit [illegible]

— „Gesteh's nur," — lachte Heinrich — „es beschlich Dich nach dem schönen Traum der fromme Glaube, es könne an der Legende etwas Wahres seyn, das Du selbst vielleicht erfahren würdest. Da trat die böse Täuschung ein, Dich eines Andern zu belehren, daß man vor scheinheiligen Betrügern sich hüten müsse, daß unser Herrgott nicht mehr, weder im Gewande der Armut, noch in dem des Reichthums bei den Bedürftigen einspricht."

— „Heinrich! Heinrich! versündige Dich nicht!" — entgegnete die Frau mit strafendem Tone — „Weißt Du nicht, daß geschrieben steht: Ich werde alle Tage bei Euch seyn bis an's Ende der Welt?"

— „Ja, wer's glaubt, wird selig," murmelte der Zurechtgewiesene, indem er an den Küchenschrank trat, und die lose darin eingefügten Bretter heraushob und betrachtete.

Einige Stunden darauf waren sie zu der veränderten traurigen Bestimmung zusammengefügt und der kleine Sarg stand schwarz überstrichen fertig zum Abholen. Noch ehe aber dessen Bestellerin dazu sich einfand, pochte es an der Thür und zum Schreck des Tischlers und seiner Frau erschien auf den Ruf: herein! die Dame, welche den Küchenschrank bestellt hatte. Hinter ihr zeigte sich zu dessen Fortschaffung der Träger, den sie mitgebracht.

— „Sie haben doch nicht meine Bestellung vergessen?" fragte sie, die Betroffenheit des Tischlers bei ihrem Eintritt bemerkend.

— „O nein," — versicherte er — „Sie hätten den Schrank schon lange abholen lassen können, er ist fertig bis" — er stockte, da half die Frau ein: „bis auf die Fächer, wie Sie selbst sich überzeugen können."

Frau von Lohmen, so hieß die Dame, entgegnete darauf mit unwilligem Lächeln: „meine Liebe, ein Küchenschrank ohne Fächer ist so unbrauchbar, wie ein Paar Schuhe ohne Sohlen."

— „Da haben Sie vollkommen Recht," — bestätigte der Tischler — „aber Sie werden entschuldigen, wenn Sie erfahren, zu welchem Endzweck ich die vor längerer Zeit bereits eingefügten Fächer heut wieder herausgenommen. — Er deutete bei diesen Worten auf den kleinen Sarg.

— „Wenn Sie Geduld haben wollten, gnädige Frau," — so nahm Marie jetzt wieder das Wort — „bis mein Mann andere Bretter" — der Nachsatz — wird kaufen können — blieb zwischen den Lippen der verschämten Armen; doch auch unausgesprochen vernahm ihn das Ohr, das Herz der Dame. Sie begriff den Zusammenhang der Sache, und während ihr Auge die dürftige Umgebung streifte, sagte sie: „Geduld will ich haben, nur vorerst den Träger draußen abfertigen, der wahrscheinlich keine hat."

Als dieß Geschäft abgethan war, bat das Ehepaar die Wie-

Digitized by Google

dereingetretene, sich doch ein wenig niederlassen zu wollen. Die Erfüllung dieses Ersuchens kostete Frau von Lohmen ein Opfer. Der frische Anstrich des Sarges berührte ihre Geruchsnerven höchst unangenehm. Aber sie war Vorsteherin eines Frauenvereins und hatte sich daher gewöhnt, widrigen Berührungen ihrer Sinne, denen sie sich in den Wohnungen des Elends oft aussetzen mußte, Trotz zu bieten. Die durch gewonnene Ansicht, daß sie sich hier auf einer für Ehrgeiz wohl wenig zu Beruf geeigneten Stätte befand, ließ sie den Entschluß fassen, [illegible] durch Arbeitszuweisung wieder aufzuhelfen. Die Fragen, welche sie an ihn und seine Frau zu dem edlen Endzweck richtete, hatten in ihrer, Zutrauen erweckenden Weise eine offenherzige Schilderung der durch Mangel an Arbeit eingetretenen bedrängten Lage des Tischlers herbeigeführt. Die zuletzt von ihm gefertigte traurige, die keinen Verdienst ihm versprochen und von seltener Gutmüthigkeit zeugte, sprach, wie alles zuvor Vernommene, so sehr zu Gunsten der Bemitleideten, daß Frau von Lohmen unbedenklich ihrem Gefühl folgte. Sie fragte den Meister, ob er im Stande sei, eine bestimmte Anzahl von Tischen und Bänken für eine Armenspeiseanstalt in Zeit von ein paar Wochen anzufertigen, wenn ihm der Geldvorschuß zum Ankauf trockener Bretter dazu bewilligt werde, und auf seine freudige Bejahung, daß er gern Tag und Nacht arbeiten wolle, um das Bestellte zu rechter Zeit abliefern zu können, öffnete Frau von Lohmen ihr Taschenbuch und verlangte den Betrag des nöthigen Vorschusses zu erfahren.

Schnell war Heinrich mit der Berechnung fertig — seine und seiner Frau Wangen erglühten dabei vor Freude, und noch höher färbten sie sich, als die gütige Bestellerin nach Aufzählung der Kassenscheine zum Holzankauf noch fünf dieser allbeliebten Papierblättchen, deren jedes ja einen harten Thaler aufwog, als Abschlag auf das Arbeitslohn hinzufügte.

— „Liebe Leutchen," — sagte die vorsorgliche Dame, während der Aufzählung des Geldes — „Ihr seht, wie groß mein Vertrauen zu Euch ist, daß Ihr nicht leichtsinnig mit dem hier Euch übergebenen Vorschuß umgehen werdet, was Euer größter Schade seyn würde."

Marie lohnte [illegible] mit Thränen, indem sie statt wörtlicher Versicherung der Dame die Hand reichte, [illegible] antworten. Heinrich, schon beredter, erwiderte mit bewegter Stimme: „Verlassen Sie sich auf uns, Mir werden Ihr Vertrauen nicht täuschen!"

Frau von Lohmen wandte sich jetzt nach der Thür, hier [illegible] ihr der sacherlose Küchenschrank [illegible] die Augen und auf die Hand darauf deutend, sagte sie zu dem Tischler: „Die Anwendung der herausgehobenen Fächer soll Ihnen Segen gebracht denken Sie bei der Wiederbenutzung mit Dank gegen Gott daran [illegible] wird, das

Särglein zu holen, geben Sie ihr die Versicherung, daß es bereits bezahlt sei, sie dafür nicht Sorge tragen dürfe. Den Betrag setzen Sie mir mit dem für den Küchenschrank auf meine Rechnung."

— „Nun Heinrich, was sagst Du dazu?" Mit diesen Worten fiel Marie ihrem Manne um den Hals, als die Wohlthäterin sich entfernt hatte. „Schämst Du Dich jetzt nicht" — fuhr sie, ohne ihm Zeit zur Antwort zu lassen, im triumphirenden Tone fort — „Deiner vorigen unchristlichen Rede, daß der Herr Jesus nicht mehr, wie in der Vorzeit, bei den Armen erscheine als Retter in der Noth? Gewiß hat er heut die Gestalt dieser edlen Dame angenommen, den Glauben lasse ich mir nicht nehmen!"

— „Nun, so behalte ihn, wenn er Dich glücklich macht;" — versetzte Heinrich lachend — „ich für mein Theil aber glaube und lasse mir die Ueberzeugung auch nicht rauben, daß es nur ein glücklicher Zufall war, der die Dame damals, als ihr einfiel, einen Küchenschrank zu bestellen, gerade zu uns führte. Der Zufall regirt die Welt, von ihm hängt Alles ab, davon haben sich längst alle gescheidten Leute überzeugt und es öffentlich ausgesprochen, auch schon drucken lassen."

— „Diese gotteslästerlichen Aeußerungen werden nicht unbestraft bleiben, und es ist sündlich, daß Du sie wohlgefällig wiederholst, anstatt zu thun, wie Dir die Dame anbefohlen."

— „Närrchen!" — gab Heinrich auf die strafenden Worte seiner Frau zurück — „Ich soll ja erst bei der Wiedereinfügung der Bretter in den Schrank dem lieben Gott für die uns gewordene Hilfe danken! — Aber hör' mich nur aus und wende mir nicht schon voreilig schmollend den Rücken, ich habe wahrhaftig schon im Herzen, noch ehe es mir geheißen worden, Gott gedankt. Ich müßte ja ein wahrer Heide seyn, wenn mein Gefühl mich nicht dazu gedrängt hätte. Fromm nach Deiner Weise bin ich freilich nicht, wie Du längst weißt, aber doch religiös — ich habe mit großer Erbauung manche Predigten mit angehört."

„Ja, man weiß, welche," — warf Marie auf's Neue durch die Beziehung ärgerlich geworden ein — „Du hast Predigten, nein, Reden von Ronge und Dülon gehört und wärst auch gern christkatholisch geworden, wenn ich nicht so dagegen geeifert, Dir erklärt hätte, daß wir geschiedene Leute wären, wenn Du der Neigung folgtest. Und was ich gesagt, dabei bleibe ich heut noch stehen, darum sprich kein Wort mehr davon, ich bitte Dich, Heinrich!"

— „Du meinst, ich könnte nicht ohne Dich leben," entgegnete der Mann mit schelmischem Lächeln.

— „Nein, gewiß nicht, ohne mich und die Kinder, die ich mit mir nehmen würde, könntest Du nicht leben."

— „Ja, sieh," — rief Heinrich, indem er seine etwas wi-

Digitized by Google

derstrebende Frau umfaßte und sie derb abküßte — „wenn Du solche Saiten aufziehst, klingt's gleich ganz anders — harmonisch. Deine Ueberzeugung wird die meine, es ist die der Liebe, und Liebe predigt das Evangelium, die Bibel, dieß weiß ich, wenn ich auch seit meinen Schuljahren nicht mehr darin gelesen habe und heutzutage nicht sonderliche Lust dazu in mir verspüre. Ja, Gott verzeih' mir's, wenn ich mich jetzt vor mir aufschlagen, würden meine Augen immerfort von fetten Blättern auf die kleinen grauen hier auf dem Tische liegenden abstehenden und anderes Ansehen haben als Fünf-Thaler-Kassenscheine, und ich würde sie zählen und noch obendrein ein Ehestr.

(Fortsetzung folgt.)

Meißen.*)

Wenn auch der Ausspruch Kaiser Karl's V.: daß ihn die Umgebung Meißens an die schönsten Gegenden Italiens gemahne, nicht zu wörtlich genommen werden darf, da natürlich unseren Elbbergen die Pinienwälder, die Orangenhaine und die klassischen Prachtbauten, unserem Thale das tiefblaue Meer mit den duftigen Inseln und leuchtenden Uferstädten, unserem Himmel jene dunkle Azurbläue mangeln, welche das Land schmücken, wo die Citronen blühen, und jene enthusiastischen Worte dem Kaiser in der Ueberraschung auf die Lippen traten, als er bei seiner Anwesenheit in Meißen zu dem Erkerfenster des Bischofthurmes hinaussah, so ist doch das Bild, welches sich von diesem Standpunkte über die Stadt hinweg elbaufwärts vor den Blicken ausbreitet, ein höchst malerisches und romantisches. Die mannigfaltig gruppirten Häusermassen der alten, sanft die westliche Berglehne aufsteigenden Stadt, unterbrochen von dem hohen Dache der Mönchskirche und dem dicken hohen Thurme der gothischen Stadtpfarrkirche, rechts auf der Höhe die stattlichen Gebäude von St. Afra, vor Allem aber die umgebende Landschaft, der in sanften Windungen sich krümmende Fluß, bald halb versteckt, bald frei vortretend mit seiner breiten massiven Brücke und dem regen Schiffahrtsleben, die Felswände und Waldberge, die anmuthigen Rebenhügel mit ihren Villen und Weinbergshäusern und die ferne blaue Bergferne gewähren dem Auge viel anziehende Haltpunkte. Diese kostbare Aussicht, welche fast in gleicher Ausdehnung schon aus den Terrassengärten am Fuße der Stiftsgebäude, über welche

*) S. Jos. Eibl's Album von Meißen. Text von Ludwig Theile. Leipzig, Verlag von Carl Cnobloch. D. Red.

ein Stufenweg von der untern Stadt nach dem Schlosse führt, genossen werden kann, nöthigt jedem Fremden Ausbrüche der Bewunderung ab, und selbst wer schon oft den Anblick gehabt, bleibt gern auf der oberen Terrasse ausruhend stehen, um sich an dem schönen Bilde zu weiden. Wie an den meisten Orten, wo sich seit der Zeit der Gründung die geistlichen mit der weltlichen Herrschaft in den Besitz getheilt, sehen wir auch hier, daß die geistlichen Herren das beste Plätzchen zu gewinnen wußten, und wenn auch der Blick von allen Punkten der weitläufigen Albrechtsburg weithin über eine gesegnete Umgebung schweift, so bleibt doch die Südseite die vortheilhafteste Lage. Auf dem rebenbepflanzten und isolirtstehenden Sienitberge des Schlosses, 160 Fuß über dem Elbspiegel, ziehen sich über der Stadt entlang die Domstiftsgebäude und der Bischofshof hin, von der eigentlichen Albrechtsburg durch die majestätische Domkirche geschieden und an der südöstlichen Ecke mit einem hohen und dicken runden Thurme flankirt, welcher bei'm Umbau des bischöflichen Palastes im Jahre 1478 ein Dach in Form einer Bischofsmütze erhielt, damit Jedermann schon von Weitem bemerke, wer Besitzer der stattlichen Gebäude sei.

Dieser Neubau der geistlichen Residenz, den der prachtliebende und begünstigte Bischof Johann V. von Weißenbach unternahm und von dem genialen Baumeister der Albrechtsburg, Arnold von Westphalen, ausführen ließ, kostete enorme Summen, ohne im Aeußeren durch besonderen architektonischen Schmuck zu glänzen. Die einst mächtige Katholische Geistlichkeit hat aber bald nach der Reformation ihre schönen Curien verlassen müssen, das Mützendach des Bischofthurmes ward zu Anfange vorigen Jahrhunderts vom Blitz zerstört und durch eine Spitzkuppel ersetzt, und die schönen gothischen Gemächer des geistlichen Palastes dienen jetzt der weltlichen Gerechtigkeit und sind das Local des Bezirksgerichtes geworden.

Wir haben, wie sich aus der vorstehenden Schilderung ersehen läßt, gleich anderen Besuchern der alten Stadt zuerst den Schloßberg bestiegen, um die in ihrer Art unvergleichliche Albrechtsburg in Augenschein zu nehmen, und befinden uns nun auf dem großen inneren Platze derselben, welcher, ein ungleichseitiges Dreieck bildend, durch den langgestreckten Dom in zwei Theile geschieden wird.

Schon zu Anfang des zehnten Jahrhunderts durch König Heinrich den Finkler gleich vielen anderen Burgen längs der Elbe gegründet, um die kriegerischen Sorben jenseits des Flusses im Zaume zu halten, ihnen den Uebergang zu wehren und den unterworfenen friedlichen Theil der Bevölkerung zu schützen, hat die Burg in den nachfolgenden Zeiten viele Veränderungen im inneren und äußeren Baue erlitten, und ward zum Stammschlosse des Sächsischen Regentenhauses. Die jetzigen hauptsächlichsten

Digitized by Google

Gebäude derselben datiren aus dem dreizehnten, funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Wie schon in den frühesten Zeiten unter den ersten Markgrafen die weltliche Macht hier einen Stützpunkt besaß, hatte auch die geistliche Macht hier unter Kaiser Otto I. einen Centralpunkt gegründet, den die Bestätigung Papst Johann's XIII. im Jahre 968 zum Range eines unabhängigen Bisthums erhob, das [illegible] geistlichen Stuhle unterworfen seyn sollte. Des letzten Domes, [illegible] vergangene hierarchische Größe Meißens hinweisend, [illegible] Grüne nässen des Domes, erheben sich [illegible] Thürme, weit über die umliegenden hohen Gebäude in die Ferne hinausschauend.

Die Blüthezeit des Gothischen oder vielmehr Deutschen Baustiles, das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, sah auch seine ersten Pfeiler sich erheben, nachdem der frühere Dom, eine Romanische Basilika, im Jahre 1207 durch den Blitz eingeäschert worden war, und obschon noch fünf bis sechs Generationen Zeuge seines Fortbaues wurden und er seinen heutigen Abschluß erst mit dem Anbau der Fürstencapelle im Jahre 1428 erhielt, obschon ein aufmerksamer Beobachter verschiedene Stadien jener Bauweise bemerken kann, fügen sich doch alle Theile so harmonisch zu einem organischen Ganzen, daß uns kein Wunsch oder Gedanke bleibt, es möge oder könne der ursprüngliche Plan ein anderer gewesen seyn. Wieviel das Aeußere des mächtigen Gebäudes durch das Ausbrennen und Herabstürzen der Façadenthürme im Jahre 1547 an imposantem Charakter verloren hat, wissen wir freilich nicht, denn wir besitzen keine Abbildung desselben aus früherer Zeit; der schöngegliederte, hochstrebende Unterbau der Vorderthürme mit den hohen offenen Hallen ist aber geblieben, mit einer Galerie und Spitzsäulchen versehen, eine Plateform bildend, und bietet mit dem reichverzierten Westchore, dem schönen Seitenportale, dem schlanken durchbrochenen Thurme an der Südseite des Querschiffes, dem Arcadengitter des Transepts und den hohen Fenstern mit zierlichem Maßwerk soviel des Anziehenden, daß wir seinen Verlust nicht bemerken. Das Innere erfüllt uns mit jener heiligen Scheu, welche alle hohen Gothischen Kirchen dem Besucher einflößen, wir wagen nicht laut zu sprechen, wenn wir die Blicke durch die weiten hohen Räume mit den massiven Pfeilern schweifen lassen, und jeder Laut ein störendes Echo findet, und gehen leise von der Betrachtung eines Gegenstandes zu der eines andern [illegible]

Weiter schönen Schmuck [illegible] das hohe Gebäude seit der Reformation unterbrochen gewesen, man hat es für alles bewegliche Schmuckes beraubt hinterlassen, [illegible] haben zu verschiedenen Malen [illegible] einen Pferdestall [illegible] ein Zeughaus daraus gemacht und [illegible] Hände [illegible] geweihten Dingen vergessen.

Die herrliche Architectur ist jedoch unverletzt geblieben und wie durch ein Wunder sind noch andere Kunstschätze gerettet worden, welche nach der Wiederherstellung für den protestantischen Gottesdienst dem Inneren zu großen Zierden gereichen. Wenn die Morgensonne durch die Reste der Glasmosaiken in den Chorfenstern mit bunten Streiflichtern auf das zierliche Blätterwerk des Tabernakels und der steinernen Baldachine, auf die braunen Chorstühle und den reichgeschmückten Lettner fällt und so dem Ganzen eine märchenhafte Weihe verleiht, wenn bei'm Gottesdienste die vollen Töne der Orgel durch die großen Hallen harmonisch verklingen und das Licht der Altarkerzen mit dem Schatten kämpft, welche die Säulen im Tageslichte werfen, dann läßt sich entfernt ahnen, welch' magisch großartigen Eindruck das Innere dieses Münsters erregt haben mag, als noch alle die vielen hohen Fenster im bunten Schmuck der Glasmalerei erglänzten, als Wandmalereien die Mauerflächen bedeckten, als von sechsundfunfzig Altären das gelbe Kerzenlicht sich in den juwelenbesetzten goldenen und silbernen Gefäßen und den glänzenden Rahmen der Bilder spiegelte und die in kostbaren Sammet gestickten Altarbekleidungen mit den Heiligenfahnen und aufgehangenen Kriegsstandarten an Brillanz wetteiferten.

Was von den Fresken nach den Verwüstungen noch sichtbar geblieben, verschwand durch den nüchternen inneren Anstrich der Kirche im Jahre 1770, ebenso wie das schöne hohe Kreuz am Mittelaltar und der Bischofstuhl um diese Zeit entfernt wurden. Die bedeutendsten der erhaltenen Kunstwerke sind drei Altarbilder. Das des hohen Chores ist ein Meisterwerk Härlins, die Anbetung der heiligen drei Könige darstellend, mit vier Heiligenfiguren auf den inneren Flügelwänden. Erst durch die Restauration dieses Gemäldes vor mehren Jahren ist man aufmerksamer auf seinen hohen Werth geworden. Das Flügelbild des Hauptaltares, der vor dem architektonisch reichverzierten Lettner oder der Quergalerie steht, welche das Hauptschiff vom Ostchore trennt, ist ein Werk Lucas Cranach's, im Fond die Kreuzigung, Abraham's Opfer und die Verehrung der Schlange zeigend, während die Flügel in sechs Abtheilungen die Auffindung, die Ausgrabung und Einbringung des heiligen Kreuzes darstellen. Von demselben Meister ist auch das dritte Bild, welches sich in der kleinen Capelle befindet, die in überladenem Italienischen Stil an eine Ecke der Fürstencapelle sich anschließt, und das Grabmal des eifrigen Bekämpfers der Reformation, Georg's des Bärtigen, und seiner Gemahlin enthält. Es stellt den vom Kreuze genommenen Heiland dar, unterstützt von Maria und Johannes, mit dem knieenden Herzog Georg nebst seiner Gattin; ausgezeichnete Portraits.

Von den zahlreichen Statuen haben sich außer jenen des Haupt- und Seitenportales auch vier große und ziemlich gut ge-

Digitized by Google

arbeitete im hohen Chor erhalten, welche auf Tragsteinen hoch an der Wand stehen und bunt übermalt sind. Sie stellen den Kaiser Otto den Reichen, seine Gemahlin Editha und die Heiligen Johannes und Donatus dar. Interessant sind die Grabmonumente. Vor dem Hauptaltare und auf dem Boden des Mittelschiffes befinden sich zahlreiche bronzene und steinerne Platten über den Gräbern ehemaliger Bischöfe und Dechanten, von denen einige aus dem früheren Kirchengebäude noch daliegen. Sie enthalten theils Portraitfiguren en relief, theils eingegrabene Conturen und Inschriften und manche sind nur ohne Kunstwerth. Das imposanteste Monument dieser Art ist aber die von vielen Grabplatten umgebene erhöhte bronzene Tumba Kurfürst Friedrich's des Streitbaren in der Fürsten- oder Begräbnißcapelle, von der ganzen Kirche aus durch die weite offene Thüre, das ehemalige Hauptportal des Domes, sichtbar.

Hier ruht der erste Sächsische Kurfürst unter dem verzierten metallenen Aufbau mit der liegenden Statue und ihm zu beiden Seiten unter den Messingplatten mit schöner eingegrabener Zeichnung seine Enkel, die Stammväter der beiden Sächsischen Linien, Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht, und um sie herum noch viele Glieder der Familie. Von der westlichen Thür gewährt diese große und hohe Capelle mit den vielen Monumenten, auf welche Heiligenstatuen von der Wand herabschauen, dem überbauten Hauptportale mit den Reliefs, den aufsteigenden Engelsfiguren, den feinen Baldachinen und der zierlichen Gliederung, einen herrlichen Anblick, der durch den perspectivischen Einblick in die dahinter sich erweiternde Kirche noch gewinnt. Wie die meisten derartigen Denkmale Deutscher Baukunst enthält der Dom außerdem noch viele an- und eingebaute Capellen, unter denen die jetzt nach der Kirche offene Doppelcapelle der Heiligen Johannes und Donatus die bemerkenswertheste ist. Sie vermehren das Unsymmetrische der inneren und äußeren Anlage, das in altdeutschen Bauten scheinbar beabsichtigt, die malerische Wirkung derselben bedeutend erhöht, ohne dem hohen Ernste zu schaden. Nachdem wir noch die Erinnerungsgaben der guten Steinbildner bewundert, die ohne Wiederholung jeden Schlußstein, jeden Baldachin, jede Fensterrosette, jede Blätterverzierung, in Hohlkehlen, auf Simsen und Friesen, jede Console, jeder Thürpfosten, diese und doch gleich schön und zierlich zu gestalten wußten, und das spröde Material oft gleich den feinsten Spitzenmustern zu durchbrechen verstanden, verlassen wir den gewölbten Saal, um treten hinaus auf den Schloßplatz, wo auf der Südseite des [illegible] Architectur noch einzelne Verzierungen an den ehemaligen [illegible] den Hauptein, namentlich das reizende Portal der früheren Propstei interessiren.

Noch haben wir aber erst die Hälfte des Sehenswerthen aus-

gebeutet, was der Schloßberg auf seinem Scheitel trägt. Jenseit des Domes auf der Nordwest- und Nordostseite befindet sich seit der Erfindung des Porcellans die weltberühmte Meißner Manufactur in den hohen Hallen und weiten Räumen der eigentlichen Albrechtsburg. Das Meißner Porcellan ist durch die ganze civilisirte Welt bekannt. Noch immer wandern die zierlichen, reichausgestatteten Geschirre, die graziösen Figuren in Altfranzösischer Hof- und idyllischer Schäfertracht, die blumenbelegten Vasen, die feinen Candelaber und wie alle die netten Sachen heißen, die einst dem Golde gleich geschätzt wurden, weit hinaus in aller Herren Ländern; noch heute bleiben sie der eigenthümlich verschnörkelten Verzierungsweise des ehemaligen Rococo- und Zopfstiles in Form und Malerei treu und behaupten ihren Prioritätsplatz auf den Tafeln, den Kaminsimsen und in den Etagèren hoher und reicher Personen. Aber das Arbeitslocal, wo jene Dinge entstehen, die schöne stolze Palastburg, die ihres Gleichen in Deutschland nicht findet, ist bei weitem nicht so bekannt und gewürdigt genug, als sie es verdient. Wenigstens elf Zwölftel der Besucher kommen nur, die Niederlage und die stufenweise Verfertigung des Porcellans zu sehen und haben nur für dasselbe ihre Bewunderung, ihr „Reizend! Herrlich! Unvergleichlich!“ ihr Staunen noch vermehrend, wenn sie die hohen Preise der Dinge und den starken Absatz dabei erfahren. Die Wenigsten interessiren sich für die prachtvolle Architectur, erfreuen sich an den hohen Gängen und Zimmern mit den schlanken Schwibbögen und den Sterngewölben der Decken, und bedauern es, diese Räume mit Massekästen, hantirenden Arbeitern, trocknendem Geschirre, ungeheuren Haufen von Gypsformen angefüllt und durch mannichfache Einbaue verunstaltet zu sehen. Solche wird aber auch die Geschichte des Schlosses und seine Zukunft interessiren.

Die Albrechtsburg ward an der Stelle des alten markgräflichen Schlosses auf Veranlassung Kurfürst Ernsts und Herzog Albrechts vom Jahre 1471—1482 durch den Baumeister Arnold von Westphalen aufgeführt, der sich, wenn auch die Geschichte seinen Namen nicht weiter nennt, durch dieses Werk einen unsterblichen Namen erworben hat. In sechs hohen Stockwerken, von denen zwei nach dem Schloßhofe hin sich unter der Erde befinden, steigen die Gebäude höher als der Berg selbst ist, über denselben hinaus, von einem gewaltigen Spitzdache überragt und in höchst malerischen Formen mit schlanken Thürmen vor- und zurücktretend. Die Zimmer mit ihren kunstvollen Kreuz- und Sternwölbungen sind fast zu weit und hoch nach unseren Behaglichkeitsbegriffen und werden durch kolossale Fenster erleuchtet, die gleich Kirchenfenstern den ganzen Raum zwischen den massiven Pfeilern einnehmen und durch mehre steinerne Stäbe der Länge nach abgetheilt sind. Ihr oberer Schluß zeigt den nach unten gesenkten

Digitized by Google

Spitzbogen und jede ihrer Nischen bildet, nach vorn durch schöngeschwungene Schwibbögen eingefaßt, gleichsam ein Gemach für sich. Besonders erwähnenswerth sind der Gesandten- oder Thronsaal, der Gerichtssaal und die Kirchenhalle, namentlich aber, ein wahres Meisterwerk der Architectur, der freistehende Treppenthurm [illegible] Schlußstein mit vierfachen hohlen Bogenhallen und umlaufenden [illegible] Gewölben, [illegible] mit einer breiten Prachtwendeltreppe [illegible] Baldachin [illegible] Bauwerk [illegible] schlanken Spitze versehen. Die [illegible] den Gebäude, ehemals unter dem Namen des Frauen- und Kornhauses bekannt, sind nur theilweise noch alt, da eine Feuersbrunst im vorigen Jahrhundert einen Theil derselben in Asche legte. Wir leben aber in einer Zeit, die dem wahrhaft Schönen und Großen früherer Epochen gerecht wird. Ueberall im Deutschen Lande sehen wir die bedeutendsten Baudenkmale dem Verfall entreißen, um sie von Schutt und Schmutz gereinigt, ergänzt und restaurirt und mit passenden Zuthaten versehen der Mitwelt in ihrem wahren Glanze zu zeigen und sie auch der Bewunderung späterer Jahrhunderte aufzusparen. Auch die Albrechtsburg soll und wird ihr Verjüngungsfest feiern. Schon längere Zeit hat die erhabene Sächsische Regentenfamilie diesem ihrem Stammschlosse ihre Aufmerksamkeit gewidmet und es haben Vermessungen stattgefunden, in der unmittelbaren Nähe der Stadt ein geeigneteres Gebäude für die Porcellan-Manufactur zu errichten, um den denkwürdigen alten Bau von seinen verstellenden An- und Zwischenfügungen zu befreien, ihn in seiner ursprünglichen Anlage wiederherzustellen und ihn dann seiner früheren Bestimmung gemäß zur zeitweiligen Residenz der Fürsten zu machen.

Von dem alten burggräflichen Schlosse auf der Südwestseite des Berges ist fast keine Spur mehr vorhanden. Privathäuser nehmen die Stelle ein und nur ein altes Gothisches Thorgebäude, an welchem noch die Wahrzeichen der ehemaligen Zugbrücke in den Mauern sichtbar sind, [illegible] Seite die Umfassung des Berges oder Sein Thor führt auf die breite Schloßbrücke, ein gewaltiges Bauwerk mit ausgezackten Brustwehren, das in einen hohen kühnen Bogen die breite Kluft überspannt, welche den Schloßberg vom Afraberge trennt, und an [illegible] Ende durch ein gleiches Thorgebäude geschlossen wird.

Von dem ehemaligen Augustiner-Chorherrenstifte zu St. Afra besitzt nur noch die Kirche in altem Gewande. Die andern zugehörigen Gebäude, mit dem großen Kloster[illegible] sind [illegible] ganz oder zum Theil modernisirt. So [illegible] das Innere der alten gothischen Kirche, [illegible] hat doch Kunstsinn Roths durch die Herstellung des Gewölbes und die Gründung der Fürstenschule [illegible]

ken zu St. Afra geschaffen. Viele unsrer bedeutendsten Gelehrten und Dichter, wie Gellert, Rabener, Lessing, Klotz, Langbein, Gärtner, Schlegel haben hier den Grund zu ihrer späteren Größe gelegt und ihre gefeierten Namen klingen gleich anregenden Vorbildern durch die Hallen.

Nach sechs verschiedenen Seiten führen die Stufen in die amphitheatralisch hinabliegende Stadt, die kaum eine horizontale Straße aufzuweisen hat. Es ist nicht viel von der guten Stadt Meißen zu sagen, außer daß ihre Lage eine eigenthümlich romantische ist und ihre Bewohner ein gemüthliches, lebhaftes Völkchen bilden, unter dem sich der Fremde bald wohl fühlt. Ob zu dem heiteren jovialen Gebaren der Leute, zu den neckenden und witzigen Unterhaltungen derselben bis jetzt der Wein seinen Einfluß geltend machte, der für Viele das häufigste, für manche das ausschließliche Erquickungsnaß war und manche Nase mit der allbekannten Rubinröthe zeichnete, wird sich bald entscheiden, da bei dem vieljährigen ungünstigen Weinertrage der Umgegend jetzt das Bier und namentlich das starke Lagerbier die Oberhand gewonnen und den Wein nur zu einem ausnahmsweisen Getränk gemacht hat. Die jüngere Generation weiß es nicht besser, die älteren Herren und Frauen gedenken aber sehnsüchtig der vergangenen Zeiten, wo der Strohkranz an so vielen Häusern der Stadt, und an den Weinbergs- und Bauerhäusern die Durstigen in die kleinen Stuben lockte, um hier bei einem frugalen Frühstück oder Abendbrote für einige Groschen die Gläser mit dem lieben goldblinkenden Weine gefüllt zu sehen, gedenken sehnsüchtig der erhobenen Stimmung, die sie dann auf dem Nachhausewege beseelte, ihren Blicken Alles verklärte und bisweilen den Füßen wehrte, die geradeste Richtung einzuhalten. Man hofft Alles von den nächsten Jahren. Es muß bald ein gutes Weinjahr werden, sagen sie, die acht- bis elfjährige Frist ist um, die immer zwischen reichen Ertragsjahren gelegen hat, und dann wird wieder der Wein billig werden und das alte Leben beginnen. Sie bedenken freilich nicht, daß mehre gute Weinernten dazu gehören, um die Scharten der letzten Jahre auszuwetzen, daß früher der an der Elbe erbaute Wein auch fast sämmtlich an ihren Ufern getrunken ward, während gegenwärtig zahlreiche Speculanten den Wein fortführen und das edle Getränk auch anderen Orten, die weniger begünstigt sind, theilhaftig machen. Und sollte auch die reichste Weinlese die Geduld der Rebenbesitzer belohnen, billig wie sonst wird er nie wieder werden.

Die Stadt selbst bietet wenig des Bemerkenswerthen und nur einige alte Gebäude, wie die Kirchen und Capellen, das Rathhaus und die Münze, besonders aber alte Bezeichnungen, welche sich erhalten haben, sprechen von der ehemaligen Bedeutung und

Digitized by Google

der inhaltreichen Geschichte derselben. Die meisten Privathäuser datiren aus der Reformationszeit, aber ein verzierter Giebel nach dem anderen, der sich der Straße zukehrte, verschwindet, um einem Querdache Platz zu machen, eine der alten runden kleinen Hausthüren nach der anderen, die auf rundvortretenden Steinsitzen zu beiden Seiten sonst zur Abenddämmerung die ehrbaren Bürgersleute luden, um sich über die engen Straßen hinüber zu unterhalten, wird abgebrochen, um Raum für ein größeres Thor oder ein Schaufenster zu gewähren.

Die alte Elbbrücke, von der Stadt her ganz aus Stein, weiterhin aber auf diesen Steinpfeilern mit Holzfachwerk bestellt, die den Schiffern die liebste Länge des Flusses, da ihre Meisterstücke gen im Wasser die größte Weite haben, gewährt nach allen Seiten herrliche Landschaftsbilder. Von der Mitte derselben bietet namentlich die den Berg aufsteigende Stadt mit dem zur Linken sich öffnenden anmuthigen Träbischthale und dem stattlichen Schlosse auf der Höhe zur Rechten, über dessen Dächer die dunklen Steinmassen des Domes und die vielen Thurmspitzen in die helle Luft starren, einen malerischen Anblick. Unterhalb des Schloßberges, wo dieser hart an den Fluß tritt und wo etwas erhöht die Jacobscapelle mit ihrem spitzen Thürmchen steht, lag vor alten Zeiten ein zweites befestigtes Schloß und noch heutigen Tages heißt dieser Theil der Vorstadt Wasserburg. Stromabwärts, wo die glänzende Wasserfläche hinter dem vorspringenden Felsberge, verschwindet, ragen die hohen Ruinenwände der Klosterkirche zum heiligen Kreuz über die Bäume, eines noch in seinem romanischen und gothischen Trümmern interessanten Bauwerkes. Markgraf Dietrich der Bedrängte ließ dieses Kloster zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts als letzten Zufluchtsort für seine Schwester Adela erbauen, als diese von ihrem Gemahle, dem Könige Premislaus von Böhmen, verstoßen worden war.

Nach Norden hin öffnet sich neben den Rebenbergen des Katzensprunges der heilige Grund, einer Legende nach der Lieblingsaufenthalt des heiligen Bischofs Benno, der dort den Fröschen ewiges Stillschweigen auferlegte, um ihn nicht in seinen Studien zu stören, nachdem er trockenen Fußes über den Elbstrom gewandelt war. Die rothen Granitfelsen jenseit der Brücke, an welche sich die Häuser des Dorfes Vorbrücke anlehnen und die auf ihrem Rücken den Rathsweinberg tragen, den größten Rebenberg der ganzen Umgegend, der nicht unbedeutend bei den Einnahmen eines edlen Rathes zählt, schließen hier die Aussicht, die sich von der Südseite der Brücke stromaufwärts um so schöner wieder entfaltet.

Hamburg. Gedruckt bei J. M. Lappenberg.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1858. 1ster Band. 21stes Stück.

Aus Béranger's Leben.

Das wichtigste und interessanteste Werk zur Charakteristik des verstorbenen Béranger,*) des bewunderten und gefeierten Dichters, der auch als öffentlicher Charakter eine so dauernde und unbestrittene Achtung genoß, sind unstreitig die von seinem liebsten und treuesten Freunde Savinien Lapointe während sechzehn Jahren gesammelten Memoiren über denselben**), welche vor Kurzem in Paris erschienen sind: aus ihnen lernt man den hohen Geist, das edle Herz, das liebenswürdige Wesen des trefflichen Sängers am besten kennen. Wir geben aus dem Werke einige Auszüge.

Wie oft — sagt Lapointe — hat man nicht (in den letzten Jahren, wo Béranger sich zurückgezogen hatte) gefragt: „Thut Béranger nichts mehr? Was macht Béranger?“ — Andere wieder: „Béranger! Lebt er denn noch? Er muß sehr alt seyn!“

— „Ja meine Herren und meine Damen, Béranger lebt noch. Was er thut? — Er thut was er immer gethan hat: gute Werke. Das ist jetzt, wo er nicht mehr lebt, die am wenigsten gekannte Seite seines Lebens, aber es ist diejenige, die vorzüglich gekannt zu werden verdient. Dazu mögen die folgenden durchaus wahren Züge beitragen.

Die sich langweilende Dame.

„Ich langweile mich“ — sagte einst in meiner Gegenwart

*) Pierre Jean de Béranger, geboren zu Paris am 10. August 1780, gestorben am 16. Juli 1857.

**) Mémoires sur Béranger, souvenirs, confidences, opinions, anecdotes, lettres recueillis et mis en ordre par Savinien Lapointe. Paris, Gustave Havard, libraire editeur.

Digitized by Google

eine reiche Dame zu ihm, die mehr als viermalhunderttausend Francs jährliche Renten hatte.

„Geben Sie Almosen, Madame, und Sie werden sich weniger langweilen. Nichts zerstreut mehr, Nichts giebt eine bessere Laune und Stimmung, als gute Werke.“

Der Dichter biß sich auf die Lippen, und gab die unverschämte Antwort:

— „Die Armen sind glücklicher als wir, sie haben nicht die Last, ein Herz zu haben.“

— „Die Armuth, Madame, ist ein Vergnügen, das man sich leicht machen kann, es kostet nichts.“ — antwortete er.

Seine Stimme war dabei halb zärtlich, halb scherzhaft. Die Dame schwieg — das Beste, was sie thun konnte. Doch brach sie bald auf und sagte im Weggehen, die Armen seien neidisch.

— „Nicht mehr, als Sie,“ — erwiderte der Dichter, der sie zur Thür geleitete — „da Sie ja auf die Armut eifersüchtig sind.“

Die verschiedenen Verwaltungen, die Präfecturen, die mit den Anstalten waren Zeugen seiner Wohlthätigkeit. Sein Gold, seine Protection, sein Talent, seine Zeit standen jedem Stande, jedem Unglücklichen zu Gebote: Künstler, Dichter, Journalisten, Literaten, Arbeiter, Handwerker, Frauen, Kinder, Greise, alle hatten sich seiner Unterstützung zu erfreuen; in der Kirche, in den Gefängnissen, in den Mansarden, überall streuete er seine Wohlthaten aus. Dem stolzen Reichen schien er arm; dem Armen durch seine Gaben reich.

Verweigerte Bitte.

Es kam ein junger Mann zu Béranger, als dieser gerade bei'm Frühstück war, der konnte, sagte er, mit einer Empfehlung von Herrn Altaroche; es handelte sich für diesen jungen Mann um eine Summe von hundert Francs, die er bezahlen sollte, oder er mußte seine geringe Habe verlieren. Sei es daß Béranger an diesem Tage nicht bei Gelde war, oder daß er fürchtete von diesem ihm unbekannten Menschen getäuscht zu werden, er schlug ihm die Summe ab.

— „Warum — sagte er — hatte Ihnen Herr Altaroche, der Sie zu mir sendet, der doch reicher ist als ich, nicht helfen? Möge er Ihnen wenigstens die Hälfte geben, für den Rest will ich dann sorgen.“

Der junge Mann ging weg und [illegible]

„Er ging recht traurig fort,“ sagte ich zu Béranger. „Ja, aber er wird vielleicht schon, wenn er am Ende der Straße ist, getröstet sein; [illegible] ich es auch nicht, daß ich es

ihm habe abschlagen müssen", setzte er hinzu und wurde nachdenkend.

Die blaue Dame.

Es war ein Tag der Besuche, und Gott weiß, wie viele der gute Mann anzunehmen hatte; es war gewöhnlich um die Stunde, wo er frühstückte, worin er sich auch nicht stören ließ. Er wohnte damals in Passy, Rue des Moulins Nro. 1. Eine prächtige Equipage fuhr vor, eine Dame von ungefähr dreißig Jahren, mit braunem Haar, bleich, klein, ungemein hübsch in prachtvoller blauer Robe, steigt aus, klingelt und tritt bei Béranger ein, der ihr einige Schritte entgegen geht, um sie zu empfangen und ihr einen Stuhl anzubieten.

Nach den gewöhnlichen Höflichkeiten ergriff die Dame lebhaft das Wort:

„Verzeihen Sie, mein Herr; ich komme um mich zu erkundigen, ob Sie schon die Güte gehabt haben, sich mit meinem Protégé zu beschäftigen?"

Béranger schwieg einen Augenblick, dann nahm er einen verdrießlichen Ton an, schnitt sich sein Brot ab wie Einer, dem die Geduld ausgeht, und sagte endlich:

— „Ihr Protégé — wer ist er? was will er? Ich kenne ihn nicht. Sie meinen, daß die Dinge sich so leicht machen, daß man sich nur zu bücken braucht, um sie aufzunehmen."

— „O, mein Herr, Sie sind ja so gütig."

— „Die Güte hat damit Nichts zu thun, Madame. Es handelt sich bei dieser Sache nicht um ein paar Zeilen oder einen einfachen Brief; ich muß Gänge thun, muß Besuche machen, den Leuten die Sache so klar wie möglich auseinander setzen, ihnen sagen, welches Interesse man für die empfohlene Person hat, woher man sie kennt. Wer steht mir für die Tüchtigkeit ihres Schützlings?"

— „Ich, mein Herr."

— „Ich zweifle nicht, Madame, daß Sie eine hübsche Bürgin sind, — selbst eine liebenswürdige, vielleicht zu liebenswürdig, um sich nicht zu täuschen", sagte er etwas boßhaft.

— „Mein Mann" — fügte die Dame hinzu — „schätzte die Talente und Fähigkeiten meines Schützlings sehr."

— „Ach, die Ehemänner," — sagte Béranger lächelnd — „die Ehemänner! — das sind die rechten — sprechen Sie mir nicht von denen."

Die blaue Dame verlor die Contenance nicht. Béranger hatte gelächelt; es war der Augenblick standzuhalten. Ueberdieß hatte sie selbst viel Geist. Es entspann sich ein Kampf.

— „Sie werden Etwas thun für meinen armen Schützling," — fügte sie hinzu — „er ist so unglücklich!"

Digitized by Google

— „Doch nicht so sehr unglücklich, Madame, da Sie sich so lebhaft seiner annehmen.“

— „Mein Mann liebte ihn so sehr!“

— „Ach, was, die Ehemänner! Was wissen die!“ — erwiderte Béranger mit einer Art unwilligem Humor. — „noch einmal, Sie sind unartig von den Ehemännern. — das weiß nicht, das liebt nicht, das begreift nichts.“

Diesmal wars die Dame, welche doch nicht sie recht zu fassen und lächelte; aber sie war offenbar entwaffnet. Mit noch mehr pathetischen Worte zu Gunsten des Empfohlenen sprach sie, dann stand sie auf, um fortzugehen. Béranger stand gleichfalls auf, geleitete die blaue Dame mit vielem Anstand zu ihrer Equipage und als er wieder eintrat, sagte er:

— „Nun sage mir Einer! — Bettelei in der Carosse!“

— „Sie haben diese Dame aber doch etwas hart behandelt“, bemerkte ich.

— „Mein lieber Freund,“ — erwiderte er — „das muntere Dämchen versteht ihr Handwerk des Fürbittens; die geht, glauben Sie mir, mit der festen Ueberzeugung fort, daß sie ihren Zweck erreicht hat, gerade weil ich ihr so zusetzte.“

In Wahrheit hatte Béranger die Ernennung des Empfohlenen bereits in der Tasche, und zwar zu einem nicht unbedeutenden diplomatischen Posten. Er wollte der blauen Dame nur zeigen, daß er die sogenannten „unintereſſirten Motive“ der schönen Fürbitterin recht gut kenne.

Im Allgemeinen war Béranger, so derb er gegen Hochgestellte und Mächtige seyn konnte, gegen Niedere milde, freundlich und leutselig.

Die Großmutter.

Es wird wieder geklingelt; eine arme Frau von ungefähr fünfundfunfzig Jahren tritt ein, furchtsam und zitternd; der gute Dichter beeilt sich, sie in einem Tone, der sie aufrichten kann, nach der Ursache ihres Besuches zu fragen. Sie trug eine einfache Tull-Haube mit schwarzen Bande und ein Kleid von schwarzem Rattun; sie war in Trauer.

— „Mein Herr, ich komme von der Insel St. Louis. Ich habe eine Enkelin, die in diesem Jahre zum ersten Mal zum Abendmahl gehen wird; sie hat ihren Vater verloren, der mein Sohn war. Wir besitzen nicht die Mittel, um ihr die Kleidung zu ihrer ersten Communion zu geben; auch müssen wir [illegible] für ihren ersten Dienst, in den sie treten wird. Meine Schwiegertochter, die als Witwe mit mehreren [illegible] hinterblieben ist, hat nicht die Mittel dazu. Man hat uns viel von Ihrer Güte erzählt, eine Nachbarin hat mir gerathen, zu Ihnen zu gehen.“

— „Sie sind doch nicht zu Fuß von St. Louis gekommen?“

— „Ja, mein Herr . . . ich habe eine kleine Bittschrift an die Königin aufgesetzt, und ich komme zu Ihnen, um Sie zu bitten, uns dort zu empfehlen.“

— „Ich habe gar keine Beziehungen zum Hofe, meine gute Frau; das ist mir nicht möglich.“

Die arme Frau ward bleich und verlor die Sprache. Der Arme sieht in einer Unmöglichkeit stets eine Abweisung Béranger fuhr fort:

— „Wie lange ist es denn noch, bis Ihre Enkelin communiciren wird?“

— „In vierzehn Tagen.“

— „Ihre Bitte wird zu spät kommen. Nicht vor einem Monat werden Sie eine Antwort bekommen. Sie sind, sehe ich, mit diesen Verhältnissen nicht bekannt,“ — sagte er mit einem Lächeln, das auch den zitternden Mund der armen Großmutter zum Lächeln brachte; dann wandte er sich zu mir:

— „Sagen Sie mir doch, Lapointe, wie viel wird das kosten, ein Kleid zur ersten Communion?“

Ich hatte es geahnt. — „Zwei Kleider“, — antwortete ich — „eins für die Kirche und ein anderes für den Dienst — vierzig Francs.“

Béranger wandte sich wieder zur Großmutter:

— „Lieber Gott, Madame, ich will gern ihre Bitte an die Königin empfehlen; aber ich wiederhole es Ihnen, es kommt zu spät, wenn es überall kommt.“

Er führte sie zurück und ließ ihr funfzig Francs in die Hand gleiten. Die alte Mutter und der Dichter weinten Beide, sie als sie fortging, er als er wieder in das Zimmer trat.

Der Bettler.

Er hatte einen Armen, Namens Angeli, dem er monatlich sechs Francs gab. Dieser Angeli war ein Italiener und sehr bewandert in der Literatur. Béranger pflegte von ihm zu sagen: „Es ist zum Erstaunen, was der Mensch alles weiß! Er lehrt mich eine Menge Dinge, von denen ich nichts weiß.“

Dieser Angeli war nichts weiter, als ein Bettler, der durch seine Frömmigkeit, mochte sie nun wahr oder erheuchelt seyn, in den reichsten Häusern seine bestimmte Einnahme hatte. Er war in Rom gewesen, weil er dort den Segen von dem Papste selbst hatte empfangen wollen; die Königin hatte ihm die zu der frommen Pilgerfahrt erforderliche Summe gegeben. Er hatte das Mittel gefunden, sich bei Béranger seine Rente zu verdoppeln; er kam nämlich statt alle Monate alle vierzehn Tage und forderte an. Das ging eine Zeit lang so fort. Endlich einmal, als er sich wieder

Digitized by Google

einstellte, machte Béranger ihn darauf aufmerksam und setzte hinzu, daß er heute kein Geld bekommen werde.

Der Italiener ward heftig und sagte, er brauche es, er müsse durchaus Geld haben.

— „Nun," — sagte Béranger, — „so gehen Sie zum Papst und sprechen Sie den darum an."

— „O so weit werde ich nicht gehen," — antwortete Angeli — „ich habe eine sehr ernsthafte Absicht, ich werde Artikel gegen Ihre Gedichte schreiben und sie dem „Univers" senden."

— „Das ist eine gute Idee," — sagte Béranger — „und da Sie nicht gut Französisch schreiben, so bringen Sie sie mir zur Correctur, ich werde sie durchsehen."

— „Béranger" — sagte dann seine alte Freundin zu mir — „hat nie ein Dutzend heile Hemden sehen können; er zieht sie sich vom Leibe, um Andere damit zu bekleiden. Aus Sparsamkeit hat er immer nur ein Bettuch auf seinem Bette. Können Sie sich so etwas vorstellen!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Nothpfennig.

(Fortsetzung.)

Marie schüttelte zwar zu dem Geständniß, das die Macht des Geldreizes offenbarte, den Kopf, doch ohne ein Wort der Mißbilligung auszusprechen. Die Arme war ja nicht weniger von dem Anblick des Geldes, das ihre Sorgen stillte, ergriffen. Sie folgte den Bewegungen ihres Mannes, der mit Zurücklassung eines Thalerscheines, die übrigen genichtigen hochgeschätzten Papierblättchen nochmals betrachtete, um sie dann in einer alten Brieftasche, die früher ähnlichen Reichthum umfaßte, jetzt aber nur einige Leihamtsspanscheine enthielt, zu verwahren. Er mußte dazu das Schubfach eines alten Schreibpultes öffnen und dabei fielen ihm einige darin liegende eingedrückte kleine Blätter — Documente getäuschter sanguinischer Hoffnungen, in die Augen. Der Leser erräth, daß es Lotterieloose waren, deren Nummern bei der Ziehung in der Urne liegen geblieben waren. Die Nachricht seines Mißgeschickes folgte sogleich nach der Erfahrung, aber hatte den unglücklichen Spieler jene dämonische Macht verhindert, die ihr Opfer noch selbst an den [illegible] Faden der Hoffnung festhielt.

Diese Anziehungskraft machte sich in dem Augenblick an Heinrich geltend, und erregte in ihm den Vorsatz, sein Glück noch einmal in der bereits zweimal mißlungenen Weise zu versuchen, da ihm die Mittel dazu so unerwartet in die Hände gefallen waren.

— „Ich habe da" — hub er an, mit seinen Gedanken in einer kleinen Vorrede Marien bekannt zu machen — „noch die alten Lotterieloose liegen lassen. Man sieht es den Nummern, es sind fast lauter Sieben, ordentlich an, daß es keine glücklichen waren. Wenn ich wieder einmal in die Lotterie setzen sollte —"

— „Dieß wird, hoffe ich, nie mehr geschehen," — fiel Marie ein — „Du hast ein, ja mehre Male die traurige Erfahrung gemacht, daß der liebe Gott durch die Lotterie uns nicht aufhelfen will und wir nicht in so große Noth gerathen wären, wenn Du nicht zu den kostspieligen Glücksversuchen Dich hättest verleiten lassen."

— „Wie mancher arme Schlucker aber hat dadurch sein Glück gemacht."

— „Wie bald aber war's zerronnen," — versetzte Marie auf jene Entgegnung — „Lotteriegeld haftet nicht, es ruht kein Segen darauf, das hab' ich immer gehört, ja selbst gesehen."

— „Ja, wenn's in verschwenderische Hände fällt. Fiele es in die meinen, würde ich gleich, vorsichtiger Weise ihnen mißtrauend, den Gewinn in die Deinigen legen, um somit einer schnellen Verrinnung vorzubeugen."

Diese Versicherung aber fand keinen beifälligen Eingang. — „Schlage Dir" — ermahnte Marie — „die Lotteriegedanken aus dem Sinne und mache Dich auf den Weg zum Einkauf der Bretter. Unterdeß werde ich Fleisch holen und Mehl zu Klößen, Dein langentbehrtes Lieblingsgericht zu bereiten, damit Du morgen recht mit gestärkten Kräften an die Arbeit gehen kannst, denn heut wird nicht mehr viel damit werden."

— „Klöße! Klöße!" jubelten die zwei älteren Kinder des Ehepaars. Sie spielten in einem Winkel der Werkstatt mit Hobelspänen, welche die Bretter des Sarges abgeworfen hatten. Die Lockenperücken, die sie einander gegenseitig aufgesetzt hatten, rollten zur Erde, als Beide von dem Worte des Lieblingsgerichtes elektrisirt aufsprangen und in die Hände klatschten. Ein Paar Stunden aber mußten sie sich noch gedulden, ehe die Schüssel mit den Klößen aufgetragen werden konnte und in Hoffnung darauf bestritten sie heut nicht die Portion Kartoffelsuppe, die um die gewohnte Mittagsstunde zur Stillung ihres Hungers die Mutter ihnen aufgoß. Ach, mit welcher Heiterkeit ging diese, als sie ihren Einkauf gemacht, an die Bereitung der langentbehrten Fleischkost. Der Duft davon sättigte sie schon zugleich mit der freudigen Vorstellung, wie sie dem Manne, den Kindern munden werde.

Digitized by Google

Sie gehörte zu den Frauen, die weniger an sich als an die Ihrigen in Leid und Freude denken.

Sie war gerade mit der Mahlzeit fertig, als Heinrich mit dem besten Appetite von der Welt von seinem Geschäftsgange heimkehrte. Welch ein köstlicher Wohlgeruch dampfte ihm bei'm Eintritt entgegen, und mit einem Ausrufe seiner Behaglichkeit [illegible] Gattin [illegible] die ihm unterwegs untersagt, [illegible]

Die Familie setzte sich nun um den mit einem reinen Tischtuche bedeckten Tisch zu Ehren des festlichen Geschehens und speiste der Zeit nach mit der vornehmen Welt gegen Vier Uhr zu Mittag.

Eltern und Kinder waren noch in voller Thätigkeit, gut Wetter durch die Leerung der vollen Schüssel zu machen, als eine Störung des Vergnügens für die ersteren durch die Erscheinung der armen Lindner eintrat. Denn kaum hatte diese ihre Augen auf das Kind der glücklichen Tischlerfrau gerichtet, das von derselben auf dem Schooß gehalten, einen Leckerbissen nach dem andern in das begierig dazu geöffnete Mäulchen gesteckt erhielt, als sie bitterlich zu weinen anfing.

Bei diesem Anblick verging Marien alle Eßlust; sie legte die mit einem Bissen zum Munde geführte Gabel wieder nieder und verschluckte die Thränen, die auch ihr in's Auge treten wollten. Heinrich aber gab schnell dem weinerlichen Auftritt eine andere Wendung — „Setzen Sie sich zu uns, Frau Lindner," — sagte er, das Wort ihrer Anfrage: ob das Särglein fertig sei? mit der weiteren Nöthigung — „essen Sie mit uns" — abschneidend — „Sie sehen, daß meine Frau zwar spät, aber gut und reichlich zugekocht hat, so daß noch eins satt davon werden kann."

— „Ja, das sehe ich," — versicherte die Eingeladene — „aber —" setzte sie zögernd den Nachsatz verschluckend hinzu.

— „Keine Umstände" — bat jetzt auch Marie, die Einladung ihres Mannes unterstützend, indem sie die älteren Kinder mit den Worten „Ihr seid satt!" bei Seite schob, ihren Stuhl der Lindner anwies, die sie schnell mit einem reinen Teller, der zufällig noch vorhanden war, versah, das selbst gebrauchte Messer und die Gabel hinzufügte zu gemeinschaftlicher Benutzung, wie die freundliche Wirthin äußerte, doch ohne die Absicht fernerer Betheiligung daran, da sie sich völlig gesättigt fühle.

Verweilen wir noch einige Augenblicke bei einer Gastfreundschaft, die in ihrer armseligen Ausübung in der Mangelhaftigkeit des gelegten Tisches, bei Erwägung ihrer Motive [illegible] werther und segensbarer als die vollkommenste [illegible] des Reichthums gebotene erscheint.

Die verdoppelte Einladung hatte ihren Zweck erreicht. Die arme Frau nahm den ihr angewiesenen Platz ein, und nachdem

sie einige Bissen von der ihr vorgelegten Portion der wohlschmeckenden Speise zum Munde geführt, legte sie nicht, wie unsere zartsinnigen Leserinnen vielleicht voraussetzen, Gabel und Messer mit der Versicherung nieder, es sei ihr unmöglich, Angesichts des Sarges ihres Kindes mehr als die Paar Bissen hinunterzubringen. — Nein, wir müssen der Vermuthung, widersprechend, berichten, daß die trauernde Mutter, obwohl das Herz ihr blutete, ihre Augen vom Weinen geröthet waren, doch der Versuchung nicht widerstehen konnte, nach langer Abhungerung sich einmal und noch dazu an einem so unwiderstehlich anlockenden Gericht — Klöße mit Schweinefleisch — gründlich zu sättigen.

Ach, der gesunde Magen, den arme Leute in der Regel besitzen, ist ein ärgerer Despot als ihr krankes Herz, und wenn beide mit einander in Conflict gerathen, trägt meist immer der erstere den Sieg davon. Brechen wir also über den bewiesenen Appetit der trauernden Mutter nicht den Stab, auch darüber nicht, daß die Mittheilung, sie habe nichts für das Särglein zu entrichten, seinen Anblick und seine Forttragung ihr erleichterte, daß es ein Gefühl von Freude in ihrer jammervollen Brust erregte, dem kranken Manne die Nachricht bringen zu können, daß er sich nun wegen der Bezahlung des Sarges nicht ängstigen dürfe.

Kehren wir zu der glücklichen Tischlerfamilie zurück. Heinrich berichtete nach der eingenommenen Mahlzeit, nachdem er sich behaglich noch ein Viertelstündchen eine Ausruhe davon gönnte, daß er schöne trockene Bretter auf dem Holzhofe angetroffen und der Händler, als er demselben erzählt, wie viele Arbeit bei ihm bestellt worden, sogleich sich erboten, einen Theil des nöthigen Materials auf Credit ihm zu überlassen. So reicht ein Glück heut dem andern die Hand" — setzte der vergnügte Berichterstatter hinzu.

— „Dieser letzten Handreichung möchte ich nicht das Wort reden;" — entgegnete Marie — „ich bin nicht der Meinung, den angebotenen Credit für ein Glück zu halten. Das Geld ist Dir vorgeschossen worden, um die Bretter baar zu bezahlen; es könnte Dir zu der Zeit fehlen, wo der Händler die Bezahlung verlangen wird."

— „O bis dahin" — erwiderte Heinrich — „wird es nicht an Gelegenheit zum Verdienst fehlen, denn unsre Schutzpatronin — Du bist doch mit dem Namen zufrieden? — wird gewiß nach Ablieferung der bestellten Arbeit uns wieder neue zuwenden. Aber horch! es pocht Jemand an die Thür."

Marie stand auf und öffnete, trat aber betroffen, ja fast erschrocken einen Schritt zurück, wobei sie die Thür wieder, obgleich nicht in's Schloß legend, zumachte.

— „Mei!" — ertönte dahinter eine jüdische Stimme — „Sie werden sich doch nicht ferchten vor mir, wenn auch der

Digitized by Google

Meister nicht sollte seyn zu Hause. Aber da sitzt er ja und schloft wohl?"

Der Zudringliche war unter diesen Worten in's Gemach gedrungen. Heinrich, auf seinem Sessel sich umwendend, faßte ihn ins Auge.

„Was [illegible] Moses;" — sagte er — „mein Rock muß noch so lange anshalten bis zu einem neuen Rath wird. In diesem Augenblicke [illegible]

— „Heinrich, wo denkst Du hin! Das [illegible] Deinem Manne in die Leichtsinn verdorbene Kleid — Dein Rock ist ja noch ganz gut, kann später gewendet werden. Und besinne Dich, wie wenig Dir Moses für die Kleidungsstücke gegeben, die Du ihm vor Weihnachten verkauft hast."

— „Madamchen! reden Sie nicht drein zu ihrem Schaden;" — entgegnete der Jude — „wüßten Sie was für schlechte Geschäfte ich gemacht bei dem Handel — Sie würden nehmen dort ihr Tuch vom Nagel und sprechen zu mir: Moses, ich fahl' mich gedrungen, es zu geben hin, rein zur bloßen Vergütung. — Aber sorgen Sie nicht, der Moses ist kein unbilliger Mann — er trägt lieber eignen Schaden, als den alter Kunden — er hätte gesagt: Behalten Sie das Tuch, aber gönnen Sie Ihrem Manne ein Geschäftchen mit mir zu machen, ohne Einmischung eines Dritten, und wär's auch die Liebste."

— „Der Moses, das ist wahr, weiß seine Geschäftsschlingen zu legen", — bemerkte der Tischler lächelnd.

— „Doch nur zum Unglück derer, die sich darin fangen lassen," — äußerte Marie.

— „Zum Glück wollen Sie sagen," — verbesserte der Jude — „und Sie können sehen die Beweise davon, wenn Sie richten wollen Ihre Augen hier auf das Verzeichniß." Er zog unter diesen Worten seine mit Lotterielosen angefüllte Brieftasche hervor, entfaltete sie und reichte die Liste der glücklichen Nummern, auf welche in der letzten Ziehung Gewinne gefallen waren, seiner Gegnerin hin. Diese würdigte sie indeß keines Blickes und alle ihre Mienen zeigten, wie verdrießlich es ihr war, daß ihr Mann dafür dem Blendwerk desto mehr Beachtung schenkte, und als das Zureden des Juden mit einem Achtellooste zur nächsten letzten Ziehung, welche die großen Gewinne bringe, sein Glück zu versuchen, immer mehr Eindang, trotzdem leicht Verlockbaren gewann, ließ sie es an den ernstesten wörtlichen Abmahnungen nicht fehlen. Allein sie bewirkte dadurch, wie es in dergleichen Fällen gewöhnlich zu geschehen pflegt, nur das Gegentheil. Durch diesen Widerspruch gereizt, wollte Heinrich seine männliche Unvollkommenheit an den Tag legen, zeigen, daß er noch unter dem Pantoffel stehe, und nach einem Wechsel, um welchem er Sieger geblieben, zog er ein Loos und bezahlte [illegible]

Schmunzelnd strich ihn der Versucher ein und mit triumphirendem Lächeln versicherte er der erzürnten Frau, daß ihr Mann ganz recht gehandelt, dem Glücke die Thür zu öffen, trotz ihrem Widerstreben.

Sie wendete ihm verächtlich den Rücken und ging an ihre häuslichen Geschäfte, die gebrauchten Gefäße zu reinigen, wobei sie oft mit den nassen Händen an ihre überfließenden Augen fuhr, die Thränen abzuwischen.

Heinrich mochte dieß nicht mit ansehen. Es that ihm im Herzen weh, aber so bald dieß der Betrübten zu gestehen, konnte er sich nicht entschließen. Als der Jude das Gemach verlassen, folgte er ihm, noch Einiges zu der morgenden Arbeit einzukaufen.

Kaum war er fort, als Marie ihre Küchenschürze abband und sich auch zu einem Ausgange rüstete. Nachdem sie die beiden älteren Kinder ermahnt, fein artig und verträglich während ihrer Abwesenheit zu spielen und dem jüngsten, das sie in einen Laufkorb stellte, wenn es schreien sollte, zur Beruhigung eine zurecht gelegte Brotrinde in das Händchen zu stecken, nahm sie aus dem Schubfache des Schreibpultes das von Heinrich hineingelegte Lotterieloos — um dasselbe dem Obercollecteur, von dem es ausgestellt war, mit der Bitte wieder hinzutragen, das dafür gezahlte Geld ihr zurückgeben zu wollen, da eine unerläßlich nöthige Ausgabe sie zu dem Gesuch dränge. Wohl klopfte ihr das Herz bei diesem Vorhaben, obgleich die Ueberzeugung sie leitete, daß eine rechtschaffene Frau wohl befugt sei, einer unverständigen Handlung ihres Mannes entgegen zu wirken, selbst ohne sein Wissen sein Unrecht wieder gut zu machen. In diesem redlichen Eifer gab sie keiner andern Ueberlegung Raum, verfolgte ihren Weg mit raschen Schritten. Aber als sie den Hausflur des Comptoirs erreicht, fesselte eine unsägliche Beklommenheit ihre Füße. War es vielleicht eine dunkle Ahnung, daß die Eigenmächtigkeit, Heimlichkeit ihres Verfahrens tadelnswerth sei, mit der Pflicht einer Ehefrau gegen ihren Mann sich nicht vertrage, daß es verständiger, pflichtmäßiger gewesen wäre, wenn sie nach der Entfernung des jüdischen Verführers, anstatt über ihren verlockten Mann still zu weinen, es versucht hätte, ihn durch liebevolle und ernste Vorstellungen zu bewegen, das Loos, dessen Ankauf er ja schon innerlich bereute, dem Collecteur zur Wiedererlangung des dafür gezahlten Geldes hinzutragen, oder im Weigerungsfalle sich erboten hätte, an seiner Stelle dieß thun zu wollen.

Sie blieb wie unentschlossen stehen und heftete ihre Augen auf das Loos, das sie in Händen hielt, als wolle sie dessen Nummer, woran sie jedoch nicht dachte, ihrem Gedächtnisse einprägen.

Aus diesem Nachdenken wurde sie plötzlich in erschreckender Weise gerissen. Ihre Wohlthäterin stand vor ihr und fragte mit strengem Tone: „So also verwenden Sie den Vorschuß, den ich

Digitized by Google

Ihrem Manne heut früh zur Aushilfe aus seiner Bedrängniß zutrauensvoll übergeben; so entsprechen Sie der guten Meinung, die ich von Ihnen faßte und Ihren mir darauf gegebenen Versicherungen! Rechnen Sie demnach auf keine weitere Unterstützung von meiner Seite.

Die arme Gescholtene stand wie vernichtet von dieser Strafpredigt da. Ihre Schuld, sie wollte sprechen, die Schuld von sich abwälzen, erklären, daß sie ja nur in Betreff der leichtsinnige Handlung ihres Mannes [illegible] aber die Worte versagten ihr den Dienst, die das Vertrauen ihres Mannes zur eigenen Rechtfertigung aussprechen sollten. — Vermittelst einer Lüge sich aus der Schlinge zu ziehen, zu sagen, daß sie von dem Manne selbst abgeschickt worden, das durch Ueberredung genommene Loos zurückzutragen — dazu besaß die wahrheitsliebende Frau nicht die nöthige Gewandtheit. Stotternd brachte sie nur die Bitte heraus: „Ach, gnädige Frau, urtheilen Sie nicht zu strenge!“

Frau von Lohmen aber war zu entrüstet, um diesen flehenden Worten Gehör zu schenken. In dem Augenblick, wo der Schein der Schuld so offenbar das Gepräge der Wahrheit trug, glaubte sie keine Nachsicht üben zu dürfen.

Ein Gefühl des Unmuths über sich selbst, zu übereilt, ohne weitere Prüfung, die Tischlerfamilie unterstützt zu haben, schärfte ihren Zorn gegen die vermeintlich leichtsinnige Frau, welche mit dem Beweise des Mißbrauchs ihrer Güte in der Hand vor ihr stand.

In dieser Entrüstung wendete sie sich ab, um nach der Behausung einer ihr empfohlenen hilfsbedürftigen Familie, die indeß auf ihren Besuch schon vorbereitet war, sich zu verfügen, und sehr genau deren Würdigung zu prüfen.

Mit Thränen in den Augen blickte das schuldlose Opfer des auf sich gezogenen bösen Scheines ihrer erzürnten Wohlthäterin nach. Ach, daß sie nichts zu ihrer Besänftigung thun konnte, drückte ihr fast das Herz ab. In diesem peinvollen Zustande trat sie in das Comptoir und trug dem Collecteur ihr Anliegen vor. Aber obwohl ihre Stimme bebte, und ihre Hand zitterte, mit der sie ihm das Loos hinbietet, bewies er doch mit rauhem Tone das Gesuch als ein ganz unstatthaftes zurück.

„O Gott!“ [illegible] arme Frau und wagte nochmals die schüchterne Bitte, doch einmal eine Ausnahme von der Regel aus Gefälligkeit stattfinden zu lassen. „Es [illegible] sparen Sie die Worte!“ — so lautete abermals der verneinende Bescheid und noch [illegible] als das erste Mal. Verzweiflungsvoll zögerte die Abgewiesene noch eine Weile, ehe sie [illegible] Es war ihr, als käme sie unverrichteter Sache [illegible] von der Stelle. Da fiel ihr Blick auf einen [illegible] Herrn. Ein

neuer Schreck, der das Herz ihr zusammenschnürte. Der Mann war ein alter Bekannter, ein Jugendfreund, der um ihre Hand geworben, aber zu spät gekommen, indem sie vor seiner Liebeserklärung sich mit Heinrich verlobt hatte. Der Zurückgewiesene war damals auch nur ein Handwerker, der sein Metier aber mit so viel Geschick und Glück, zum Theil durch eine ihm zugefallene Erbschaft, betrieben, daß er jetzt als Fabrikbesitzer in großem Wohlstande mit seiner Frau, doch in kinderloser Ehe lebte.

Marie'ns Blick war dem seinen auf sie gerichteten begegnet. Er grüßte sie und fragte: „Wie geht es Ihnen, Frau Siering?“ Sein Auge fiel bei der Frage auf das Loos, das sie in der bebenden Hand hielt und ohne ihre Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Sie wollen, wie ich sehe, dem Glück die Thür öffnen?“

— „Nein, sie ihm verschließen“, fiel statt der Betroffenen der Collecteur im Tone rohen Scherzes ein, indiscret das von ihm zurückgewiesene Begehr dem Fabrikherrn mittheilend.

Dieser wandte sich darauf an die Hocherröthende mit der Frage: ob sie ihm die Ausgleichung der Sache durch Abtretung des Looses überlassen wolle, und nach ihrer stummen Bereitwilligkeit dazu in Darreichung desselben, öffnete er seine mit vielen Cassenscheinen angefüllte Brieftasche, den Betrag ihr dafür zu behändigen.

Bei diesem Tauschhandel empfand die Arme die Schwere ihres Unglücks, ihrer niederbeugenden Dürftigkeit, wie nie zuvor. Noch mehr als diese aber drückte, peinigte sie die Besorgniß, daß Gustav, so nannte sie in ihrem Innern noch immer den Jugendfreund, der heut so kalt, wie ein fremder Mann sie angeredet, für eine leichtsinnige Frau sie halten werde, welche, vielleicht von ihrem Manne gezwungen sei, das ohne sein Wissen entnommene Loos zurückzutragen. Allein wie peinigend der Gedanke war, diesen Verdacht zu erregen, sie vermochte so wenig, wie gegen Frau von Lohmen sich zu rechtfertigen, Anklägerin ihres schuldigen Gatten zu werden.

Doch nicht ohne Furcht vor der ihr drohenden Versuchung dazu beschleunigte sie ihre Schritte nicht nur auf dem Heimwege, sondern suchte auch durch ein Versteck der Einholung Faber's, der ihr auf dem Fuße folgte, zu entgehen.

Dieser hatte sie kaum aus dem Auge verloren, als Moses an ihn herantrat, um ein Lotterieloos ihm anzubieten. Diese Zudringlichkeit benutzte Faber, um in geschickter Weise sich die gewünschte Auskunft über den schon halb und halb errathenen Zusammenhang des Vorganges zu verschaffen. Der Jude, welcher den Zweck der Ausforschung nicht errieth, berichtete in Dienstfertigkeit auf die Frage: ob er den Tischler Heinrich Siering kenne, daß dieser zu seinen guten Kunden seit lange gehöre, ein armer Teufel sei, der gern durch die Lotterie reich werden möchte, und

Digitized by Google

wie sehr die Frau auch dagegen eifre, doch den letzten Heller dazu verwende. Nun wußte Faber genug, um den mitleidigen Regungen für die bedauerte Frau weiteren Raum in allerlei Folgerungen geben zu können. Erinnerungen an die Vergangenheit erwachten dabei, wo Marie, das Pflegekind seiner armen Verwandten, [illegible] gewonnen, während die übrige ein [illegible] verstanden, dasselbe zurückziehen mußte. [illegible] zu [illegible], nur Triumphieren zu fühlen, als er erfuhr, daß Marie, durch ihre Verheirathung nicht ganz ohne Schuld ihres [illegible] der ihrer nicht würdig gerathen war, und vielleicht ihre übereilte Wahl, zu der ihre Pflegemutter sehr ungern die Zustimmung gegeben, bereue. In seiner Lebensgefährtin hatte er einen befriedigenden Ersatz für die Täuschung seiner Jugendliebe gefunden und unerwartete Begünstigungen des Glückes hatten bei seiner Verständigkeit ihrer Benutzung ihn schnell auf den Standpunkt der Intelligenz erhoben, den unter solchen Verhältnissen der gebildete Handwerker leicht erreicht. Nur Eins trübte sein Glück: es war seine Kinderlosigkeit.

Kehren wir zu Heinrich, dem armen Tischler zurück, der die ihm reichlich zu Theil gewordenen Vaterfreuden zwar schätzte, seine Kinder wie deren Mutter liebte, aber nicht genug, wie wir gesehen, um ihretwegen seinem Hange zum Leichtsinn gebieten zu können. Heut, nach dem Beweise, den er aufs Neue davon abgelegt, faßte er den Vorsatz, den recht ernstlichen, nicht wieder in den alten Fehler zu verfallen. Er bereute die Kränkung hauptsächlich, die er seiner Frau durch harte Worte im Beiseyn des Juden zugefügt. Diese zu sühnen, reichte er ihr bei der Heimkehr die Hand, brachte den Kindern eine Semmel mit, und als die ältesten klagten: „die Mutter ist krank, der Kopf thut ihr weh!“ bat er die Leidende, doch ja bald zur Ruhe sich niederlegen zu wollen, versicherte, daß er ja gern die Geschäfte des kleinen Hauswesens, das Kochen der Abendsuppe, das Zubettebringen der Kinder übernehmen [illegible]

Er ist doch recht gut, dachte Marie, indem sie seinem Gebeiß Folge leistete, und bei jenem Gedanken sich gelobte, daß sie seinen Fehler nicht fremder Hülfe preisgegeben [illegible]

Am nächsten Morgen, als er schon bald nach Sonnenaufgang sich erhoben, [illegible] Arbeit einzurichten, fühlte die davon erwachte Frau sich [illegible] ihren abendlichen Gedanken beim Morgengruß Worte zu geben, zu sagen: „aber Heinrich, du bist doch recht recht gut, worauf noch einmal so [illegible] die Arbeit des Gelobten vor Statten [illegible]

Von da an zeigte er sich als das Muster eines fleißigen Arbeiters, zärtlichen Ehemannes, liebevollen Vaters und [illegible] guten Wirthes. An die wieder [illegible] Frau [illegible] verwendete

er ihr, daß es neulich nur sein Scherz gewesen, sich einen neuen Rock anschaffen zu wollen; der alte sei noch lange gut, aber ein neues Umschlagetuch ihr zu kaufen solle seine erste Sorge seyn, sobald er bei Gelde seyn werde.

* * *

Die bestellte Arbeit war bei dem anhaltenden Fleiße des Tischlers zum festgesetzten Termin fertig geworden und heiter schickte er sich zu ihrer Ablieferung an, neuer, vielleicht noch einträglicherer Aufträge mit Geldvorschuß dazu gewärtig.

Unterdeß gedachte Marie zwar nicht ohne Bangigkeit ihres Begegnisses mit Frau von Lohmen, allein sie beschwichtigte ihre Unruhe mit der Hoffnung, daß die ihr zürnende Wohlthäterin den vermeintlichen Leichtsinn der Frau nicht, den Mann, besonders in Betracht seiner gut gefertigten Arbeit, entgelten lassen werde. Ja, sie wünschte sogar, daß, wenn die Sache zur Sprache kommen sollte, Heinrich weniger gewissenhaft als sie zu Werke gehen und zu seiner Rechtfertigung die Schuld ihr aufbürden möchte. Darüber — wie sie hinter seinem Rücken seine leichtsinnige Handlung wieder gut gemacht, hoffte sie, werde er jetzt schon aus Rücksicht für ihren Zustand keinen Zank mit ihr anfangen.

* * *

Die selbstzufriedene Miene, mit welcher Heinrich vor Frau von Lohmen erschien und die Rechnung für die gefertigte Arbeit ihr überreichte, erhielt durch den strengen Blick, womit sie ihn fixirte, eine merkliche Einschüchterung.

Ohne ihn eines Wortes zu würdigen, zählte sie nach Prüfung der Rechnung den durch Abzug des Vorschusses gering ausfallenden Betrag auf, bei dessen Einstreichung an seinen Dank dafür Heinrich die Bemerkung knüpfte: er hoffe, daß Frau von Lohmen mit der Arbeit zufrieden seyn, das Arbeitslohn nicht zu hoch finden und ihn ferner in Nahrung setzen werde.

Zu seinem Schreck aber entgegnete darauf seine vermeintliche Gönnerin: — „Nein, mein Freund, wenn Ihre Arbeit sich auch tadellos und billig angefertigt herausstellen sollte, kann ich Ihnen doch keine mehr zuweisen, indem der Verein, dem ich angehöre, nur die Handwerker durch Arbeitsanweisung unterstützt, die dieser Aufhilfe sich würdig zeigen, nicht die leichtsinnigen, welche die erhaltenen Vorschüsse in die Lotterie setzen, und daher nicht zu beklagen sind, wenn sie an den Bettelstab gerathen.“

Dieser Schluß vollendete die Bestürzung des Abgefertigten. So sprachlos wie vor Kurzem die schuldlose Frau, stand jetzt der schuldige Mann vor der strengen Richterin. Freilich waren die

Digitized by Google

Motive ihres beiderseitigen Verstummens sehr verschieden. Dort lähmte eine edle, hier eine falsche Schaam die Zunge des Betroffenen, die eine mildere Zurechtweisung in beiden Fällen vielleicht gelöst haben würde.

Das eingeschlagene Verfahren verstärkte die Reue nicht, die Heinrich über seinen Leichtsinn schon empfunden und zwecklos meinte, ihn damit schon abgebüßt hatte. Nach den eigenen Vorwürfen nun noch fremde ertragen zu müssen, schien ihm eine Ungerechtigkeit.

Nachdem er einige Minuten, ohne ein Wort hervorbringen zu können, nach einem Nachsicht ansprechenden Ausdruck in sich gerungen, wählte er den unpassendsten, war es auch der seiner inneren Ueberzeugung, indem er sagte: — „Sie thun mir Unrecht, gnädige Frau, ich bin einer Unterstützung nicht so unwerth, wie manche Andere, die sie genießen, obgleich sie Schlimmeres thun, als ich begangen, aber Scheinheilige sind, denen Alles durchgeht, bis der Krug endlich bricht."

Mit dieser Entgegnung aber verdarb Heinrich Alles, trat nach handwerklichem Ausdruck dem Fasse den Boden aus.

— „Ei mein Freund," — versetzte Frau von Lohmen — „Sie führen da eine gar hochmüthige Sprache, die von keiner Selbsterkenntniß, nur von jenem abscheulichen Dünkel zeugt, der so viele Ihres Gleichen schon in's Verderben geführt und noch führen wird; die Unseligen, welche auf der Stufenleiter sittlicher Verirrung, deren erste Sprosse „Leichtsinn" heißt, immer weiter steigen, und wenn die Strafe sie dafür ereilt, noch ungedemüthigt zu ihrer Rechtfertigung ausrufen: Es geschieht mir Unrecht, ja wohl gar noch keck hinzufügen: Gott weiß es!

— „Gnädige Frau! nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich einen Verurtheilten so sprechen hören sollte, würde ich in meinem Herzen denken, es ist doch noch wohl ein gutes Haar an ihm, was freilich Niemand anders als der liebe Gott auf den er sich beruft, weiß und das, wenn barmherzige Menschen es zur rechten Zeit erfaßt hätten, vielleicht zu seiner Rettung hätte dienen können."

— „Daß Mester Sterling sich Mühe giebt, verurtheilte Verbrecher zu entschuldigen, kann seinem Leichtsinne bei mir nicht zur Entschuldigung dienen." Mit dieser Antwort verabschiedete Frau von Lohmen den Tischler, der im Vorsaal seinem Herzen noch Luft in den Worten machte:

— „Mag sie denken von mir, was sie will, aber ein Galgenstrick ist deßhalb ein armer Pechvogel noch nicht, wenn er auch sein Geld in die Lotterie setzt, um einmal auf einen grünen Zweig zu kommen."

(Fortsetzung folgt.)

Hamburg. Verlag von J. D. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1858. 1ster Band. 22stes Stück.

Aus Béranger's Leben.

(Fortsetzung.)

Die Wäscherin

Eines Morgens geht Béranger durch die Straße Chaussée-d'Antin. Es nähert sich ihm eine arme alte Frau, die, ein Tuch um den Kopf und elend gekleidet, sich vor ihm verneigt und mit furchtsamer Miene und sanfter Stimme ihn um ein Almosen bittet. Béranger bemerkt, daß ihre Hände roth und aufgesprungen sind.

— „Gutes Mütterchen," — fragte er sie — „Sie leiden an den Händen?"

— „Ach, mein Herr," — antwortet die arme Alte — „das kommt von der Arbeit: ich habe nicht immer gebettelt, ich war Wäscherin; jetzt bin ich alt, nun will man nichts mehr von mir wissen."

Hier mit wenigen Worten die Geschichte dieser Frau, die er später erfuhr.

Françoise Dumagny hatte im Alter von dreißig Jahren zwei Kinder von einem Zimmermann gehabt. Der Zimmermann stürzt von einem Baugerüst herab, stirbt und hinterläßt die Wäscherin mit zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen. Françoise hatte eine Mutter, auch Witwe und verlassen Sie geht wieder zu ihrer Mutter, und schlägt, um ihren Sohn vom Soldatendienst zu befreien, eine vortheilhafte Heirath aus. Sie verheirathet ihre Tochter; sie kauft ihr eine Ausstattung für sechshundert Francs, welche die arme Wäscherin wochenweise bezahlt, schickt den Knaben in die Schule, und erhält die Mutter, die sechzig Jahre alt ist. Ihre Tochter ist unglücklich verheirathet; sie kauft ihr mehre Stücke des Hausraths zurück, die der ausschweifende Mann verkauft hatte, um das Geld zu verzehren. Ihr Sohn ist zwanzig Jahre

Digitized by Google

alt; er hilft seiner Mutter, die sich ganz ihrer Familie opfert. Da kommt die Cholera im Jahre 1832. François stirbt im Hôtel-Dieu — die Thränen, die Verzweiflung der armen Wäscherin zu beschreiben, ist unmöglich. Zwanzig Jahre nachher noch dieselben Thränen, derselbe Schmerz — die Zeit hat nicht vermocht, sie ihren Kindern vergessen zu machen. Sie bleibt bei ihrer alten Mutter, deren einzige Stütze sie ist. Die Mutter Damagny stirbt, neunzig Jahre alt, in den Armen ihrer Tochter. Françoise ist damals sechzig Jahre alt. Sie ist noch rüstig und kräftig, sie arbeitet; aber ihre Tochter, welche die schlechte Aufführung ihres Mannes ein wenig theilt, bringt sie herab. Die arme Mutter sagt noch einmal für Hausrath, Kleidung gut und bezahlt in Terminen. So kommt sie endlich in's hohe Alter; die Kräfte fehlen ihr, die Augen versagen den Dienst; man kann sie nicht mehr brauchen, Unglück und schwere Arbeit haben sie unfähig gemacht.

Während die arme Frau auf die Fragen Béranger's antwortete, wandte sie ihre unruhigen Blicke nach Rechts und nach Links. Die Ursache ihrer Unruhe war die Furcht vor der Polizei; sie war schon einmal arretirt und der Polizeidiener hatte ihr gedroht, sie einsperren zu lassen, wenn man sie wieder bei'm Betteln ertappe. Die arme Wäscherin weinte.

— „Wenn ich nur" — sagte sie — „in die Salpêtrière *) kommen könnte.

— „Wie alt sind Sie, meine gute Frau?"

— „Siebzig Jahre."

— „Sie haben Ansprüche darauf."

— „Man hat mir's schon gesagt, aber ich kenne Niemand."

— „Würden Sie gern dahin gehen?"

— „Es ist meine letzte Zuflucht, oder das Gefängniß. Und ich habe doch mein Leben lang redlich gearbeitet, Gott ist mein Zeuge!" — fügte sie hinzu, indem sie Thränen vergoß — „Wenn Er mir nur nicht auch noch meinen armen François genommen hätte!

— „Geben Sie mir Ihre Adresse."

— „Ich wohne in der Straße St. Germain-l'Auxerrois, Nro. 32."

— „Da, nehmen Sie diese zehn Franken, holen Sie mir Ihre Papiere, Ihren Geburtsschein und besuchen Sie mich recht bald. Hier ist meine Adresse."

Acht Tage nachher hatte die arme Wäscherin durch die eifrigen Bemühungen des Dichters einen Platz in der Salpêtrière.

*) Ein Versorgungshaus für arme, kranke Irren, so wie für gebrechliche oder altersschwache Frauen in Paris.

Der Gichtbrüchige.

An einem anderen Tage erhält Béranger einen Brief von einem der unglücklichsten Menschen. Der Brief kommt aus Toucy, vier Lieues von Auxerre. Der Schreiber desselben war ungefähr dreißig Jahre alt, kaum drei Fuß hoch, seine Beine gelähmt, der Körper mißgestaltet. Das Leid war um desto größer, da der arme von Natur Verwahrlos'te ein gefühlvoller, edler und intelligenter Mensch war. Er heißt Voguet und nährte sich damals mühsam durch Copiren. Er lies't Béranger's Chansons und schöpft aus ihnen Trost in seinen Leiden. Im Gefühl der Dankbarkeit schreibt er an den Dichter, um ihm dafür zu danken, und schildert zugleich seine körperlichen Leiden, für welche die Gedichte ein „Balsam" gewesen.

Béranger, gerührt von so edler Gesinnung, beeilt sich, ihm zu antworten. Es war im April 1848:

„Welch' einen Begriff, mein Herr, geben Sie mir von Ihrer Seelenstärke, durch die Schilderung der körperlichen Schwächen, an denen Sie leiden! Ich weiß nicht, ob ich Sie beklagen soll, da Sie ein so rührendes Beispiel von Muth geben, den man aus der Liebe für seines Gleichen schöpfen kann. Durch diese Liebe stellen Sie sich über ihre Leiden, die größer sind, als vielleicht je ein menschliches Wesen sie geduldet. Wie viele Menschen müssen Ihnen gegenüber erröthen, wenn sie sehen, welches Interesse Sie an den großen Ereignissen unserer Zeit nehmen, an den Menschen, die sich dabei auszeichnen können, an den Dingen, die mehr oder weniger Frankreichs Ehre berühren.

Möchte die Achtung, die Freundschaft unserer Mitbürger Ihnen diese edle Vergessenheit Ihrer Leiden vergelten und einen Balsam auf dieselben träufeln können.

Ich danke Ihnen, mein Herr, für die Mittheilung, daß meine Lieder an dem Ihnen zu Theil gewordenen Trost Theil haben; ich schätze mich glücklich, daß sie es vermocht, es dürfte ihr größtes Verdienst seyn. Béranger."

Aber dabei ließ er es nicht bewenden. Nachdem er sich über die Lage Voguet's und seiner Familie näher unterrichtet, bewirkte er, daß der Vater einen Tabaks-Laden in Toucy erhielt. Seitdem ist die Familie in besserer Lage und der unglückliche Sohn freut sich des einzigen Glücks, das ihm in dieser Welt zu Theil geworden: des Ruhmes, mit dem berühmten Béranger Briefe gewechselt zu haben.

Der Blinde.

Ein anderes Mal rennt ein noch junger aber beinahe blinder Mann auf der Straße mit ihm zusammen:

Digitized by Google

— „Verzeihen Sie, mein Herr," — sagt der Mann zu ihm — „ich sehe fast nicht mehr."

— „Es war an mir, für Zwei zu sehen," — antwortete Béranger — „leiden Sie schon lange an dieser Blindheit?"

— „Mehr Jahre, mein Herr."

— „Haben Sie ein Einkommen?" fragte ihn Béranger, der ahnte, mit wem er zu thun hatte.

— „Nein, mein Herr, ich bin Krystall-Schneider, die letzt erhält mich mein Bruder, der dasselbe ist."

— „Hoffen Sie, Ihr Gesicht noch wieder zu erhalten?"

— „Niemals, mein Herr."

— „Möchten Sie in ein Hospiz eintreten?"

— „Seit vier Jahren habe ich mich vergeblich um Aufnahme in Bicêtre bemüht. Der Herr Pfarrer von St. Eustache, selbst der Herr Maire meines Bezirks interessiren sich für mich; aber wir kommen nicht zum Zweck, man findet, daß ich zu jung bin."

Einige Tage nachher ward, auf einen einfachen Brief von Béranger an die Verwaltung der milden Stiftungen, der arme Mann in Bicêtre aufgenommen, wo er noch zufrieden lebt, unterstützt durch eine kleine Pension von seinem Bruder.

Eine Mutter.

Béranger machte nie einen Spaziergang ohne Zweck: Leute die in Noth waren, oder Kranke oder seine alten Freunde zu besuchen, war ihm eine heilige Pflicht.

Eines Tages begegnet er einem sehr reichen Freunde, der mit ihm geht und zu ihm sagt:

— „Wohin eilen Sie denn so, Béranger, und so früh Morgens?"

Er ging nämlich nur sehr selten am Morgen aus.

— „Ich erhalte so eben einen Brief, der mir das Herz zerreißt; er ist von einer Mutter, die ihr Haus verkauft hat, um ihren Kindern Brod zu geben."

Und er theilte dem Freunde den Brief mit. Nach Lesung desselben sagt dieser: „Wenn Sie meiner Börse bedurfen, so geniren Sie sich nicht."

— „Geben Sie mir immerhin hundert Francs;" — antwortete Béranger — „diese Summe zusammen mit der kleinen Summe, die ich der unglücklichen Familie bestimmt habe, wird ihnen helfen, bis sich Arbeit für die Frau und eine Stelle für den Mann, der früher Soldat gewesen ist, findet."

Er that selbst Gutes und bewirkte, daß Andere es thaten.

Der Zugstelli.

Jetzt folgt ein bei der Eisenbahn Angestellter. Man wird

in dem folgenden Briefe Béranger's an Emile Péreire die Geschichte und die Supplik zugleich finden:

„Mein lieber Herr Emile,

So krank ich auch seit drei Monaten bin, stehe ich heute doch um zwei Uhr Morgens auf, weil ich Ihnen die Pistole auf die Brust setzen will. Ein höchst ehrlicher Mann von zweiunddreißig Jahren, mit Frau und Kindern, hat sich in einem Anfluge von Heftigkeit das Mißfallen seines Chefs zugezogen, den es aber auf der Stelle gereut hat, J— fortgeschickt zu haben. Der besagte J— ist seit acht Monaten als Conducteur auf der Westbahn angestellt gewesen. Der Unglückliche wird mit seiner Familie dem größten Elende preisgegen. Er hat die Fähigkeit für mehre Stellen in Ihrer Verwaltung.

Lieber Herr Emile, stellen Sie den armen Mann wieder an; ich wiederhole Ihnen, daß er tüchtig und brauchbar ist, er erhält gute Zeugnisse über seine früheren Dienste. Ich bin überzeugt, daß der Director, der ihn aus seiner Stelle gestoßen, es selbst bereuet hat. Stellen Sie ihn also wieder an, ich bitte Sie inständigst. Geht's nicht sogleich, so schicken Sie mir wenigstens eine kleine Summe, die ich ihm nach und nach geben werde, um ihm das Warten zu erleichtern. Sie sehen, ich verfahre mit Ihnen, wie mit Einem, den ich seit lange kenne.

Aber Alles hat Eile: J— verliert den Kopf; seine Kinder sterben vor Hunger, und so reich Sie sind, werden Sie nie zu Denen gehören, die bei solchem Jammer gefühllos bleiben.

Ich gehe wieder zu Bette, etwas beruhigter.

14. auf den 15. October 1856. Béranger.

Diese dringenden Bitten des kranken Dichters wurden erhört. Emile Péreire stellte den Arbeiter wieder an und schickte ihm 200 Francs.

Der Kupferschmied.

In Lüttich giebt es einen braven Kupferschmied, der zu gleicher Zeit wenn er das Kupfer hämmert, sehr hübsche Verse in Wallonischer Sprache macht. Dieser hatte seine Poesien an Béranger geschickt, der sich beeilt hatte, ihm zu antworten, wobei er ihm zugleich einiges Nähere über seine gegenwärtige Lage mittheilte. Der brave Schmied sah nun im Geiste unseren Béranger, wie den alten Homer, sein Vaterland durchirren mit einem Quersack auf dem Rücken und einem Stab in der Hand, der einzigen Habe, die ihm nebst seiner Leier noch geblieben wäre. Er schrieb ihm also den folgenden Brief:

Digitized by Google

„Mein lieber Béranger,

Ich habe die Ehre und das Vergnügen, Ihnen den Empfang Ihres geehrten Briefes vom 1. dieses Monates zu melden und danke Ihnen für die Beweise Ihrer Güte. Aber Eins [illegible] mir Sorge, nämlich daß ich [illegible] etwas verborgen [illegible] Ihnen Schwierigkeiten entgegen [illegible] welche, wie ich mit Zuversicht erwarten darf, [illegible] sind, daß Sie Ihre ländliche Wohnung [illegible] haben. Da Sie aber mir Ihr Herz öffnen, so erlauben Sie auch mir, so gegen Sie zu handeln wie ich überzeugt bin, daß Sie unter ähnlichen Umständen gegen mich handeln würden. (Ich komme ohne Umschweife zur Sache selbst, wie das bei Leuten meiner Art Mode ist, und ich hoffe Ihr Zartgefühl nicht zu verletzen.) Empfangen Sie diese Anweisung auf 100 Francs, es wird Ihnen Glück bringen, denn es ist ehrlich erworbenes Geld und ich schwöre Ihnen, daß nie ein Mensch außer Ihnen und mir etwas davon erfahren wird; und wenn Ihre Herzensgüte Sie in eine mißliche Lage gebracht hat, so kommen Sie nach Lüttich und wohnen bei mir, Sie werden mit meiner Familie das Brot der Unabhängigkeit theilen, das ich durch Arbeit erwerbe; Sie werden incognito ein wahres Glück genießen, und Lüttich ist ein sehr hübscher Ort, Sie werden sich nicht langweilen. Wir haben auch unsere Gehölze, unsere Berge, unsere Wasserfälle, unsere Flüsse die im gewundenen Lauf durch schöne Thäler fließen und welche die Touristen an die Schweiz und die Rheinufer im Kleinen erinnern; mit einem Wort unser Land ist sehr pittoresk. Unsere Sitten, unsere Gebräuche sind dieselben wie in Frankreich, und Sie werden bei einem Freunde seyn, der mit Freuden sein Leben für das Ihrige hingeben würde. Wenn die Zeiten besser sind, wird es in Ihrem Willen stehen, nach Ihrem schönen Frankreich zurückzukehren.

Ich schließe, indem ich Ihnen von ganzem Herzen ein gutes Jahr wünsche, und bitte Sie, mein Anerbieten anzunehmen.

Ihr ganz ergebener Freund

Lüttich, 12. Januar 1831. J. J. Dehin."

„P. S. Hierbei mein Portrait, das ich vorgestern hatte dem Rande meiner Lettern, [illegible] ich Ihnen neulich sandte, beizulegen."

Béranger antwortete dem braven Lütticher, der [illegible] eine Frau und eine alte Mutter zu ernähren hat, [illegible]

Ihr Brief und Ihre Sendung [illegible] gerührt, die Thränen sind mir in die Augen getreten. Ich, der einer

zahlreichen Familie, berauben sich für mich einer Summe, die Ihnen unentbehrlich seyn muß zu deren Unterhalt, und das mit dem Ausdruck eines edlen Herzens, das keine Ahnung hat, wie Wenige es unter den Reichen geben mag, die einer ähnlichen Handlung fähig wären. Gott lohne es Ihnen; aber vielleicht kann ich selbst schon Sie belohnen, indem ich Sie beruhige wegen der Sorge, die Ihnen mein Brief verursacht hat. Ja, mein lieber Dehin, ich habe einen Irrthum veranlaßt. Allerdings habe ich Passy in Folge einiger Verluste verlassen; aber was mir bleibt reicht vollkommen hin für mich und noch einige Andere; denn ich theile von meinem geringen Vermögen gerne Anderen mit. Seien Sie also außer Sorge wegen meiner Lage; und erlauben Sie mir, mit meinem Danke Ihnen die Anweisung auf 100 Francs, die Sie mir in so herzlicher Weise geschickt haben, zurückzusenden. Ich sende sie zurück, aber glauben Sie mir, Sie wird für mich eine Schuld bleiben, die einst abtragen zu können mich glücklich machen würde.

Empfangen Sie den Händedruck eines aufrichtigen Freundes.

Béranger."

(Fortsetzung folgt.)

Beatrice Cenci.*)

In der Nähe des Ghetto in Rom wird dem Fremden ein graues altes Gemäuer gezeigt, finster und unheimlich, wie die Geschichte seiner letzten Bewohner. Es trägt den Namen des Palastes der Cenci. Dieser Name ist durch das Schicksal der schönen und unglücklichen Beatrice weltbekannt geworden. Ihr Porträt, dessen Original von Guido Reni, in der Sacristei der Kirche San Pietro in Vincolo hängt, erblicken wir in jedem Bilderladen; der jugendlich schöne Kopf, ein wenig über die linke Schulter gewandt, und dadurch wie aus dem Bilde herausseh end, die Stirn mit einem weißen Tuche turbanartig umschlungen, die Züge, so zart und weich, daß Kind und Jungfrau hier noch zu verschmelzen scheinen, wer hätte das Alles nicht betrachtet und wieder betrachtet, ohne sich des Gedankens erwehren zu können, daß aus solchen Augen keine Schuld zu blicken vermöge! — Und doch hat das Gesetz sie gerichtet, und den Namen einer Vatermörderin an ihre Stirn geheftet. —

Es war am 10. September 1592, als die Diener der Gerechtigkeit an die Thore des alten Palastes der Cenci klopften, und alle, die diesen Namen trugen, vor die Schranken forderten. —

*) Aus der „Europa".

Digitized by Google

Das Haupt der Familie, Francesco Cenci, war während seines Aufenthaltes auf dem Schlosse Rocca Petrella plötzlich gestorben. Dieß Schloß lag jenseit der Pontinischen Sümpfe auf Neapolitanischem Gebiete. Ein Verbrecher, den man eingefangen, hatte in sein Schuldbekenntniß auch den Mord des Francesco Cenci, mit eingeflochten, und bereit, denselben angeklagt, ihn dazu gedungen zu haben. Beatrice namentlich sollen ihm den Dolch gereicht, und nach vollbrachter That 2000 Piaster ausgezahlt und überdieß noch einen kostbaren gestickten Mantel beigefügt haben. — Die päpstlichen Sbirren führten sie vorläufig in das Gefängniß nach Corte Savella ab. —

Die Herzogin von Santa Croce war erst in der Woche zuvor um ihrer Erbschaft willen von ihrem Sohne ermordet; der Heilige Vater wollte somit ein Beispiel an den Cenci geben, wie man in seinem Staate das Verbrechen strafe.

Francesco Cenci, um dessen Tod es sich handelte, hinterließ 7 Kinder. Er hatte sich in seinem 20. Jahre mit einem sehr schönen Mädchen verheirathet, und sein Leben auf jede Weise genossen. Der Glanz seines Namens wie sein Reichthum boten ihm Alles, was die Güter des Glücks gewähren können. Seine Gattin starb ihm sehr plötzlich, und wenige Wochen darauf führte er Lucrezia Strozzi als ihre Nachfolgerin in sein Haus. Die Stiefkinder sahen die junge Mutter nicht gern. Er entfernte sie, und überließ sie ihrem Schicksal. Nur Beatrice und Bernardino, die beiden jüngsten, blieben zurück; an Diesen ließ er seine Laune aus und quälte sie mit ungerechten Züchtigungen. Das kleine Mädchen hob oft flehend ihre Hände zu ihm empor, wenn er sie an ihrem langen, blonden Haare durch die Zimmer des Palastes schleppte, und bat ihn, ihr nur zu sagen, was sie verbrochen, damit sie seinen Zorn vermeiden könne. Aber keine Antwort erfolgte.

So wuchs Beatrice auf, den Groll im Herzen, den die Härte und die Ungerechtigkeit erzeugt. Ihren älteren Geschwister hatten sich bereits an Papst Clemens XII. gewendet und seinen Schutz gegen den unnatürlichen Vater nachgesucht; hierauf wurde befohlen, den Kindern eine Summe zu ihrem Unterhalt auszuzahlen. Dieß erbitterte Francesco Cenci nur noch mehr, und wieder sollten die jungen Geschwister entgelten, was die älteren verbrochen. Schon hob er seine Hand, um Beatrice zu treffen, und heiß stieg das Blut in des Mädchens Wangen bei'm Anblick des zornigen Vaters; da bemerkte plötzlich ein Etwas sein Auge, sein Arm sank, er blickte die Zitternde überrascht an. Beatrice war bereits nicht mehr ein Kind zu nennen, und die aufsteigende Röthe ihrer Wangen kleidete sie unbeschreiblich schön. Er schloß sie an sein Herz und dachte von dem Momente an nicht mehr an Strafe für sie.

Schwerer als sein Zorn, sollte diese seine Liebe das arme Mädchen treffen, schwerer als alle Schläge mußte sie die Bewunderung ihrer Schönheit von dem eigenen Vater empfinden! Sie wandte sich empört von ihm ab; er flößte ihr jetzt nicht mehr Haß, er flößte ihr Abscheu ein.

Sie genoß nun größere Freiheit; sie durfte nur wünschen und es wurde gewährt, sie war Herrin im Hause. Vergebens sträubte sich ihr junges Gemüth gegen die Ueberzeugung, eine strafbare Leidenschaft im Herzen des eigenen Vaters entzündet zu haben. Sie konnte es sich nicht länger verbergen und bald war ganz Rom, wie sie, von dieser unseligen Verirrung unterrichtet.

Lucrezia, die Stiefmutter, blieb die Letzte, der sich dieser Abgrund öffnete; doch bedurfte es nur eines Blickes auf die unglückliche Beatrice, um die Antwort auf ihre Frage in deren bleichen Zügen zu lesen, und weinend schloß sie sie an ihr Herz und gelobte ihr Beistand. Die eifersüchtige Gattin und die beleidigte Tochter dürsteten nach Rache. Beatrice war eine stolze Römerin, ihr Herz schlug hoch, die Leidenschaft ließ sie jedes andere Gebot vergessen.

Die Familie brachte die Sommermonate auf dem Schlosse Rocca Petrella zu, das dem Herzoge von Colonna gehörte. Francesco Cenci hoffte hier in der Einsamkeit ganz in den Besitz seiner Tochter zu gerathen; Beatrice rechnete darauf, seinen Verfolgungen hier für immer ein Ziel zu setzen. In dieser Stimmung erreichte die Familie den Ort, wo sich ihr Schicksal bestimmen sollte. Werfen wir einen Schleier über die That!

Drei Schüsse von der Engelsburg verkündeten an einem hellen Wintermorgen des Jahres 1592, daß die letzten der Cenci unter dem Beil des Henkers fallen sollten, und auf dieß Zeichen sank Pabst Clemens XII. im Quirinal auf seine Knie und ertheilte ihnen völlige Absolution. Die er auf Erden gerichtet, sollten begnadigt vor dem Throne des Höchsten erscheinen. In der Kirche Sant Pietro in Montorio unter dem Hauptaltar, über dem damals die Transfiguration von Raffael hing, — welche jetzt die Madonna della lettera ersetzt hat — wurden die irdischen Reste von Beatrice Cenci beigesetzt; die Brüderschaft der Sieben Sünder, vorauf die Fahne mit der Pietà, das Geschenk Michel Angelo's, tragend, begleitete sie dahin; dort fand sie Frieden. A. B.

Der Nothpfennig.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Er ging nun seiner Wege und wie es in solchen aufgeregten Stimmungen bei ähnlichen Naturen zu geschehen pflegt, in ganz

Digitized by Google

entgegengesetzter Richtung seiner früheren guten Vorsätze, eines neuen Fehlers sich schuldig zu machen. Er stürzte in einem Branntweinladen, den er bisher immer gemieden, einige Gläser feurigen Giftes zur Betäubung seines Aergers, seiner Sorgen, seines Kummers [illegible] nach. Aber alle Schuld [illegible] auf Erden kann [illegible] Während der Barbier [illegible] Hoffnungen in dem süßen Nachgefühl der phantastischen Verschwendung schwelgte, als Gewinner des großen Loses in einer glänzenden Kutsche der Frau von Nachbarn vorzufahren und in derben Worten ihr den Text zu lesen, trat ein nüchterner Mann ihm entgegen, der seinen Zustand bemerkend, ihm ziemlich derb an die Schulter fassend, mit den Worten anredete:

— „Ei Meister Siering, Sie haben wohl alle Taschen voll Geld, daß Sie nicht wissen wohin damit, und es in den Schnapsladen tragen. Vorher aber hätten Sie Ihre längst fällige Schuld bei mir abtragen sollen. Sie kommen mir, wie Sie da sind, grade gelegen, Ihnen zu erklären, daß ich nicht länger mit Ihnen Geduld haben kann und Maaßregeln zur Erlangung meines Geldes treffen werde."

Diese Drohung schlug in Heinrich zwar den Rausch nieder, aber der Gläubiger hörte nicht auf seine Versicherung, daß er ihn in Kurzem redlich bezahlen werde, und ging kopfschüttelnd von dannen.

* * *

Mit Herzpochen sah Marie der Heimkehr ihres Mannes entgegen, für den sie, wenn er auch, wie sie fürchten mußte, keine gute Nachrichten in neuer Arbeitsbestellung mitbringen sollte, doch eine erheiternde beschwichtigende Mittheilung in Petto hatte.

Allein diese erwies sich als eine bittere Täuschung, als Heinrich bei'm Eintritt ihr sogleich erzählte, er habe sich so eben entsetzlich über den Holzhändler geärgert, der unterwegs ihn festgehalten, auf Bezahlung seiner Schuld gedrungen, was ihm jetzt nicht möglich sei, und Frau vernehmen, obwohl zufrieden mit seiner Arbeit, geäußert, daß sie ihn, wenn den Seinen nicht in Nahrung setzen, also auch keinen Vorschuß geben könne.

„Mein Gott," erwiderte Marie, weniger von dem Schluß, als dem Anfange des niederschlagenden Berichtes ergriffen — „wie kann denn Herr Schulze, der Holzhändler, so plötzlich anderes Sinnes geworden seyn? Es ist kaum eine halbe Stunde her, daß er hier war, um nach Dir zu fragen, Dich an Deine Verpflichtung zu mahnen, was aber in einem so milden Tone geschah, und als ich ihn um Nachsicht bat, was ich in beweglicher Weise that, scherzte er so mit [illegible]. Der Anblick der Kinder mochte dazu beigetragen haben. Er streichelte die Kleinen, als

sie ängstlich zu ihm aufblickten, gab mir die Hand bei'm Abschied und sagte: Nun, wenn Ihr Mann so rechtschaffen und brav ist, wie Sie ihn rühmen, weder dem Spiel noch dem Trunke ergeben, will ich schon noch eine Weile Geduld mit der Bezahlung haben, ja vielleicht noch einigen Credit geben, wenn er neue Bretter brauchen sollte. Wie froh war ich darüber, wie freute ich mich, Dir dieß zum Troste mittheilen zu können." —

— „Nun laß nur nicht gleich die Flügel hängen!" — ermahnte Heinrich — „die Menschen sind einmal alle veränderlich wie der Wind. Deine Schutzpatronin gehört auch zu der Sorte. Man muß sich auf sich selber verlassen."

Ein tiefer Seufzer aus der Brust der armen Frau antwortete dem Philosophen.

Aber nicht lange, und mit verschränkten Armen saß er da wie ein Tiefsinniger, auf einen Fleck starrend, dann auffahrend mit dem Ausruf: „O könnte ich doch mein ganzes Handwerkszeug zum Fenster hinauswerfen!"

Von diesem Vorsatz erschreckt aber baten die ältesten Kinder: „Nein Vater, thue das nicht, mache uns erst ein Särglein für unsere Puppe, die ist gestorben, da hast Du gleich eine Arbeit."

Und der Vater that ihnen mit schmerzlich bitterem Lachen den Willen, aber nicht die Mutter, die ihnen wehrte, die Puppe zu begraben, was nach solchem Kinderspiel ein wirkliches Begräbniß zur Folge habe.

Der drückende Nothstand wurde nach Verlauf einer Woche durch Vermittelung der armen Lindner gemildert. Sie verschaffte ihrem Freunde durch Anpreisung seiner guten und billigen Arbeit einigen Verdienst in den Häusern, wo sie als Aufwärterin dazu Gelegenheit gefunden.

Am glücklichsten war Marie darüber und als eines Abends ihr Mann bei der Einnahme einiger Groschen äußerte — „Ja, wenn es Thaler wären, und ich sie für den Klapperstorch, der wohl nächster Tage einkehren wird, zurücklegen könnte" — fiel sie hastig, vorschnell ein — „Ich habe Sorge dafür getragen. Der Nothpfennig liegt schon zu der Ausgabe, wenn auch etwas angebrochen, in der schwersten Zeit, da."

— „Wie, einen Nothpfennig hast Du zurückgelegt? liebe Seele!" — fragte Heinrich, sehr angenehm davon überrascht — „Aber wie hast Du dieß angefangen? Ich bin ganz wißbegierig darauf."

— „Ach, von vielem Wissen thut einem der Kopf weh. Sei jetzt zufrieden, zu hören, daß ich so fürsorglich gewesen bin. Wie, das wirst Du schon zu seiner Zeit erfahren."

— „Nun meinetwegen sei es auch fernerhin so, ich habe nichts dagegen. Aber jetzt laß Dich küssen, daß Du mir den Stein der Sorge von der Brust gewälzt!"

Digitized by Google

Nie aber hatte ein Dank, eine Liebkosung ihres Mannes die Frau weniger als heut erfreut.

Zu seiner Freude aber übergab sie ihm am folgenden Abende den Rothpfennig, zu dessen Anwendung schon am nächsten Morgen die Zeit eintrat, [illegible]

[illegible] aber konnte die Wöchnerin, wie sie gehofft, schon am dritten Tage aufstehen, wie dieß bei gesunden Frauen ihres Standes gewöhnlich zu geschehen pflegt, und ihre mühseligen Geschäfte wieder versehen. Sie fühlte sich zu schwach dazu, fieberte fortwährend und ihren brennenden Durst vermochten weder Thee noch Wasser zu löschen.

Da ging Heinrich aus, mit dem stillen Vorsatz, ihr eine zusagendere Erquickung zu holen, obgleich sie nicht darnach verlangte, aus Scheu vor der Ausgabe, ja wenn sie seine Absicht geahnet, ihn davon zurückgehalten haben würde.

* * *

Vor einem Schaufenster, hinter welchem herrliche Südfrüchte, vorzüglich die süße Orange im pyramidalischen Aufbau die Vorübergehenden anlockten, blieb er stehen und seine Finger prüften die geringe in seiner Westentasche befindliche Baarschaft.

— „Wenn sie nur nicht schelten möchte!“ Diese fast auf seinen Lippen laut gewordene Bemerkung hielt einige Minuten seine beabsichtigte Frage nach dem Preise einer so goldig ihn anlächelnden Apfelsine zurück. Er überlegte noch, ob er nicht lieber ein Paar heimische Aepfel, statt der wahrscheinlich sehr theuern ausländischen Frucht, kaufen sollte, als er einen Schlag auf seiner Schulter fühlte und in sein Ohr der Zuruf drang: „Ei Meister, Meister! Was geben Sie mir, wenn ich sage zu Ihnen: Haben Sie Lust zu kaufen das ganze Schaufenster mit Allem, was es bietet an Delicatessen? Thun Sie den Mund auf und ich bin der Mann, der einsteht für die Bezahlung und wollten Sie feil machen dem Kaufmann sein ganzes Waarenlager hier, ich schaffe das Geld dazu. Sie starren mich an und halten mich für einen Narren. Aber ich sage Ihnen, Sie werden mir fallen um den Hals und selber närrisch werden vor Freude, wenn ich Ihnen anzeige, daß Sie gewonnen [illegible] zwanzigtausend Thaler auf Ihre Nummer, also fünftausend auf ihr Viertel gefallen sind. He, hat der Verstand sich Ihnen still — und was wird nun die Frau dazu sagen, wird sie wohl noch die Thür zuschlagen dem Moses von der Nase? — [illegible]

„Moses!“ — [illegible] der Tischler, der wirklich nahe daran war, vor Freude närrisch zu werden — „Moses, ich erwürge Dich, wenn Du nicht die Wahrheit gesprochen.“

„Und ich biete dazu meine Seele auf offener Straße, wenn ich gelogen“ — entgegnete der Jude.

Da umfaßte ihn mit einem Freudenschrei der glückliche Tischler und drückte ihn fast erstickend an seine Brust, ließ aber bald die Arme sinken, sein Herz schlug so heftig, daß der Athem in der Brust stockte. Ein Schwindel erfaßte ihn, er mußte, um nicht umzusinken, an Moses sich stützen, der ihn zu einem Steinsitze an der nahen Brücke führte.

Eine Gruppe neugieriger Leute, die auf ihrem Wege über die Straße, von dem lauten Gespräch des Juden mit dem Handwerker so angezogen worden, daß sie stehen blieben, verfolgte und umringte jetzt das Paar. Es waren meist Leute niederen Standes, welche, als Moses ihre Neugier befriedigt, in verschiedenartiger Weise ihr Erstaunen über das Vernommene verlautbarten. Freude, wenn auch mit einigem Neide vermischt, daß ein, wie ersichtlich, armer Mannn vom Glück begünstigt worden, das ja in der Regel nur die Reichen aufsuche, sprach in den Aeußerungen der Mehrzahl sich aus, besonders aber in dem Munde einer armen Frau, die mit größerem Interesse als alle Uebrigen Heinrich's Glück erfahren hatte: „Er ist der beste, redlichste, gutmüthigste Mann von der Welt", versicherte sie den zunächst Stehenden. Aber auch in Heinrich's Ohr waren die Worte seiner erkannten Lobrednerin gedrungen, und voll Dankbarkeit dafür, rief er ihr zu: „Gute Lindner, Sie sollen nicht leer bei meinem Glücke ausgehen. Kommen Sie bald zu uns!"

Nach dieser Verheißung richtete er sich empor und eilte mit beflügelten Schritten seiner Behausung zu.

Athemlos stürzte er in das Gemach. Die Stimme versagte ihm. Am Lager der Wöchnerin sank er nieder.

— „Was ist Dir? Was für ein Unglück ist Dir zugestoßen? Heinrich! Heinrich! um Gotteswillen, sprich doch!" so rief die erschrockene Frau.

Da stieß er die Worte heraus: Glück! Glück! Marie! fünftausend Thaler! Mein Loos hat sie gewonnen!" —

Ein Schrei, ein Wehschrei antwortete ihm darauf. Mit entsetztem Blick starrte Marie ihren Mann an. — „Das Loos, das Loos," — stammelte sie mit gebrochener Stimme — „das habe ich zurückgegeben für den Rothpfennig. Fluche mir nicht! Ich glaubte Recht zu thun." Nach dieser Erklärung sank sie zurück. Die entsetzliche Glücksnachricht hatte ihr Herz gebrochen. Der Puls stand still, das Leben war entflohen.

In diesem Augenblick trat Faber ein und stand fast regungslos vom Schreck erfaßt vor dem schauervollen Nachtstück. Heinrich lag in Convulsionen auf der Erde. Die Kinder schrieen bei'm Anblick seines Zustandes. Auch der Säugling weinte, abgefallen vom Busen der todten Mutter.

— „O mein Gott!" rief Faber voll Entsetzen, den Anlaß des schrecklichen Vorgangs errathend, zu dessen Verhinderung er

Digitized by Google

nur um einige Minuten zu spät gekommen. Die beste Absicht hatte ihn hergeleitet. Der Lotteriegewinn sollte der verarmten Tischlerfamilie nach einem Plane zu Gute kommen, der seinem Herzen, wie seinem Verstande zur Ehre gereichte. Nun lag er, wie dem der Hand seiner [illegible] Schicksalsgenossin suchen, und der kurzsichtige Mensch begreift die göttliche Fügung nicht.

Fast [illegible] Hasse wandte sich Faber [illegible] Mörder gefolgt. Sie wollte ihren Freund [illegible] Glücke gratuliren. Heinrich hatte sie ja [illegible]

Nach den ersten lauten Ausbrüchen ihres Schmerzes und Grames über den traurigen Wechsel der Dinge, eilte sie auf Faber's Geheiß, einen Arzt herbeizuholen.

Er ließ nicht lange auf sich warten, allein die Zeit bis zu seiner Erscheinung war die längste und bängste in Faber's Leben, nach dem Maaße und Gewicht der seine Brust beklemmenden Pein; diese wurde durch den Selbstvorwurf geschärft, daß er ein Berufsgeschäft, wie nöthig es auch war, vor dem Gange seiner beabsichtigten Großmuth erst abgethan, nicht aufgeschoben hatte.

Mit der Klage: „Arme Marie!“ und das Auge voll Thränen, trat er an das Sterbelager, und legte seine Hand auf die kalte Leiche.

— „Du bist glücklich jetzt,“ — sprach er — „und wirst mir nicht zürnen, daß ich zu spät kam, Dein armes Leben zu erhellen, wie ich es wollte. So viel ich es aber vermag, werde ich diese Verspätung an Deinen Kindern sühnen!“

Zu Erfüllung dieses Versprechens fügten sich bald die Umstände in weiterer trauriger Gestaltung. Als der herbeigerufene Arzt nach Besichtigung der Leiche, den Zustand des unglücklichen, bewußtlosen Mannes geprüft, und die Anordnungen zur Fortschaffung desselben in ein Hospital, so wie die zur Beschickung der erstern für die Ruhestätte auf dem Friedhofe, getroffen waren, blieb die Versorgung der Kinder noch übrig. [illegible]

Noch ehe der reiche Mann über seine Absicht sich derselben annehmen zu wollen [illegible] bemächtigte sich die arme Lindner in schneller Wirksamkeit ihres Gefühles der beiden jüngsten Waisen, befestigte [illegible] Buches den Säugling an ihre Brust, nahm [illegible] Schälerchen, dessen Anblick ihr einst Thränen ins Auge gelockt, [illegible] beide Kinder so nach ihrer Behausung zu treuer Versorgung, ohne Anspruch auf Vergütung dafür, zu tragen. Sie hörte kaum darauf, als Faber diese ihr verbeut. Tief bewegt von dieser [illegible] lung der Armut führte er darauf die beiden Älteren, seine Fürsorge überlassenen Kinder seiner Frau zu. Es [illegible] derselben die Frau von Lohmen, die in seinem Hause [illegible] seinen sich sehr von dem unternommenen Ausgange [illegible] einen Besteuer zu einer wohlthätigen Unternehmung [illegible] sich von ihr [illegible] Dieß

Anliegen aber kam heute nicht zur Sprache, wurde von dem Bericht des entsetzlichen Ereignisses zurückgedrängt, den Faber in großer Erregtheit abstattete, nicht ohne Erwähnung der Umstände, die ihn in dasselbe verflochten und einen so traurigen Ausgang herbeigeführt hatten.

Eine große Betroffenheit malte sich während dieser Mittheilungen in den Zügen der Frau von Lohmen, und als Faber sich anklagte, nicht schnell genug zur Verhinderung des Unglücks eingeschritten zu seyn, gestand sie seufzend, daß sie einen größern Vorwurf sich zu machen habe, indem sie die unglückliche Frau nach dem bloßen Schein einer Schuld, die sie nicht begangen, hart angelassen und verurtheilt habe. Dieses Unrecht lege ihr die Pflicht auf, es soviel als möglich zu vergüten, und so wolle sie denn die jüngsten Waisen — da wie sie sehe die ältesten schon versorgt seien — vorerst in der Verpflegung der braven Lindner, und diese nicht unbelohnt dafür lassen und dann für deren Unterkunft in einer Kinderbewahranstalt Sorge tragen, da von dem armen Vater, selbst wenn er genesen sollte, wohl kein Einspruch zu erwarten seyn dürfte.

— „Und was meinst Du dazu, Johanna!“ fragte Faber seine Frau, deren Hände die beiden Mädchen zutraulich wie einen mütterlichen Anhalt erfaßt hatten.

— „Ich meine,“ — erwiderte die zarte, kränkliche Frau, welche die Hoffnung auf Mutterglück hatte aufgeben müssen und deren Wangen doch in diesem Augenblick wie von einem Schimmer desselben übergossen schienen — „ich meine, daß wir die armen Kinder nicht trennen. Dieß läßt sich einrichten, wenn wir der barmherzigen Lindner mit ihrer Familie die in unserem Hofe leer gewordene Wohnung einräumen, nach Christenpflicht sie in ihrer Armut unterstützen, was zugleich ihren Pfleglingen zu gute kommen wird, indem ich sie dabei fürsorglich im Auge behalten kann, bis ich sie unter meiner unmittelbaren Obhut mit ihren Geschwistern hier als von Gott mir überwiesene Kinder, wenn es sein heiliger Wille seyn sollte, betrachten könnte und zu seiner Ehre sie zu erziehen suchen würde.“

— „Du hast das Rechte getroffen, mir aus der Seele gesprochen“, rief Faber, gerührt und dankbar seiner Frau die Hand reichend, worauf Frau von Lohmen sie umarmte unter den herzlichsten Worten ihrer Anerkennung.

Der unglückliche Vater der nun so wohl versorgten Kinder erfuhr nichts davon. Er war nach langer, erfolglos gebliebener Behandlung im Hospital, als Geisteskranker in einer Irrenanstalt untergebracht worden. Hier nahm sein Wahnsinn einen milden Charakter in beglückenden Phantasien an. Er beschäftigte sich, entweder seinen vermeintlichen Reichthum in Kassenscheinen, wozu beschriebene Papierblättchen ihm dienten, aufzuzählen, oder aus

Digitized by Google

Holzstückchen kleine Särge zusammen zu fügen, wobei er mit kindischem Vergnügen einen in seiner Glückseinbildung selbstverfaßten Vers sang. Er lautete:

[illegible]

Ein Sargleim hat mir Glück gebracht,
Vom reichen Manne mich gemacht.

Ein Paar Jahre waren vergangen, als der ihm so gefertigte Sarg dem Spiel des Wahnsinns ein Ende machte.

Bald nach Eingang dieser Nachricht adoptirte Faber seine bisherigen Pflegekinder. Allein die Freude, die seine Frau in Aufnahme der Waisen erblühet, und die aus der sorglichen mütterlichen Beschäftigung mit den gutgearteten Kindern entsprang und ihr Herz mit süßer Befriedigung erfüllte, empfand er nicht. Ihr Anblick rief noch immer die schreckliche Scene ihm in's Gedächtniß, die des Lebens Heiterkeit ihm geraubt, eine Wolke des Trübsinns auf seine Stirn geführt hatte. Dieser Ernst hielt die Kinder in schüchterner Entfernung; sie wagten nicht, ihn zu liebkosen, wie die Mutter, und diese natürliche Scheu vor ihm, die er selbst nicht durch allerlei kleine Geschenke, die gewöhnlich bei Kindern anziehend wirken, verscheuchen konnte, erschien ihm als ein Mangel an Zuneigung für ihn.

Daß dieß eine irrige Meinung war, erfuhr er jedoch zu seiner Freude, als er eines Tages gegen seine Gewohnheit eines von den Mädchen auf seine Kniee zog und es küßte, weil es die ersten im Garten aufgefundenen Veilchen in einem Sträußchen ihm gebracht hatte.

Voll Freude über den dafür empfangenen Dank, rief das Mädchen in kindlicher Einfalt: „Ei, Vater! der liebe Gott hat es Dir wohl geheißen, Dir wiedergesagt, daß ich ihn gestern Abend vor dem Einschlafen gebeten, Du möchtest mir doch einmal ein Küßchen geben.“

Diese Aeußerung, welche im Nu die Lippen der drei übrigen Kinder zu der Bitte erschloß: „Mir auch, mir auch, mir auch!“ — erschloß auch ihrem tief davon bewegten Pflegevater plötzlich das Verständniß über seine bisherige Verkaumaß, die Keime der Zuneigung in den jungen Herzen ohne den wärmenden Sonnenschein väterlicher Liebe ihrer eigenen Triebkraft überlassen zu haben. Daß diese nicht zu spät den zeitigenden Sonnenschein herbei gezogen, der in seiner segensreichen Wirksamkeit nun Faber's Leben erheiterte, die darauf gefallenen Schatten der Schwermuth verscheuchte, möge in diesen Andeutungen auch einen Schimmer der Verklärung auf das von uns mitgetheilte [illegible]

Hamburg. Gedruckt in [illegible] Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1858. 1ster Band. 23stes Stück.

Aus Béranger's Leben.

(Fortsetzung.)

Die zwei Sous.

Eines Tages warf Béranger einem Armen zwei Sous in den Hut. Ein reicher Herr, der es sieht, läuft zu dem Bettler hin:

— „Guter Freund, ich gebe Euch fünf Francs für die zwei Sous, welche der Herr da so eben in Euren Hut warf."

— „Warum das?" fragte der Arme, voll Erstaunen über das Anerbieten.

— „Weil es Herr Béranger ist, der sie Euch gegeben hat."

— „Wie! es ist Herr Béranger? . . ."

— „Ja."

— „Nun, dann behalte ich sie", antwortete der Arme.

Der Stiefelmacher.

Ein reicher Herr wünschte den großen Dichter zu sehen und zu sprechen; aber er hatte keine Ansprüche auf diese Ehre, er wußte das und verlor seine Zeit in eitelen Wünschen. Dieser Mann hatte denselben Stiefelmacher, der für den Dichter arbeitete. Einst begegneten sich der Schuhmacher und sein Kunde auf der Place de la Concorde.

— „Wohin eilen Sie so, François?" fragte der Herr.

— „Ich bringe dieß Paar Stiefel zu Herrn Béranger."

— „Wo wohnt er?"

— „In Passy."

— „Sie sind sehr glücklich, daß Sie diesen trefflichen Mann besuchen können; Sie sollten mich mitnehmen."

— „Unmöglich. Herr Béranger hat die neugierigen Besucher nicht gern."

Digitized by Google

— „Das begreife ich. — Wahrlich, ich weiß nicht was ich darum geben würde, ihn zu sehen und ihn nur eine Viertelstunde reden zu hören.“

Dem Stiefelmacher kam eine originelle Idee.

— „Sie wissen nicht ...?“

— „Ich habe eine Idee.“

— „Lassen Sie hören.“

— „Nehmen Sie dieses Paar Stiefel, geben Sie sie dem Herrn Béranger, in der Straße Vineuse, 21, und geben Sie sich für meinen Gehülfen aus.“

Der Herr fällt dem Schuhmacher vor Freude um den Hals, nimmt die Stiefel und läuft nach Passy.

— „Vor Allem vergessen Sie nicht, sie ihm anzupassen!“ rief der Schuhmacher dem Forteilenden nach.

— „Seien Sie ruhig deßhalb.“

Der Herr kommt an. Eine kleine Dienerin meldet den Schuhmacher; der reiche Bürger wird vorgelassen. Schon erstaunt über die äußere Einfachheit des Hauses, ward er es noch weit mehr über die innere Einfachheit, das geringe Mobiliar; er traute seinen Augen kaum, er glaubte bei einem Armen zu seyn.

Béranger achtete nicht auf den Mann, redete ihn aber doch an.

— „Ist François krank, weil er nicht selbst kommt?“

— „Ja, mein Herr, ein wenig; aber beruhigen Sie sich, es hat nichts zu bedeuten.“

— „Der arme Mensch! — er arbeitet zu viel.“

— „Wollen der Herr die Stiefel anpassen?“

— „Gewiß;“ — antwortete Béranger — „die letzten waren zu eng. Diese verteufelten Schuhmacher haben immer die Wuth, das Fußzeug nach ihrem Geschmack, statt nach dem ihrer Kunden zu machen.“

Unser Bürger war sehr in Verlegenheit. Zu jeder Sache, auch der einfachsten, gehört Uebung. Da steht er, ganz bestürzt und voll Angst, daß er sich dabei lächerlich benehmen werde, er nimmt den linken Stiefel und paßt ihn an den rechten Fuß des Dichters. Das wollte natürlich nicht gehen, um so weniger, da es dem improvisirten Gehülfen an aller Uebung fehlte.

— „Ei, zum Henker!“ — sagte Béranger — „François hat den Kopf verloren, mit solchen Stiefeln, da komme ich nie hinein, und ich habe ihm doch so dringend anempfohlen, sie mir bequem zu machen. Mein Fuß kann nicht drängen.“

— „Doch, mein Herr, drängen Sie nur!“

— „Gehen Sie mir weg,“ — rief der Dichter ungeduldig — „ich habe nicht Lust, mich [illegible] um seine Stiefel

zu kommen. Mein Fuß muß ganz gerade hineinkommen. — Haben Sie Puder bei sich?"

— „Puder? . . . Nein, mein Herr, ich hab' ihn vergessen", antwortete der Bürger, der immer verlegener wurde.

— „Sie sind mir auch der Rechte!" — sagte der Dichter, indem er seinen Fuß aus dem Stiefel losmachte — „Aber, der Teufel hol' mich — ich glaube, er hat mir den linken Stiefel auf den rechten Fuß gezogen. Wenn François sein Leder eben so gut wählt, wie seine Gehilfen, so sind seine Kunden schön berathen", fuhr er fort, noch immer lachend. Dann warf er die Stiefel in einen Winkel. Der angebliche Schuhmacher-Gehilfe wußte nicht mehr, was er anfangen sollte. Da ließ sich Béranger gar noch einfallen, über Leder zu sprechen.

— „Sagen Sie mir doch, warum haben Sie nicht mehr das gute Burgundische Leder, wie sonst? Ich habe einen Freund, einen Schuhmacher, der Verse macht, der sagt mir, es liege daran, daß man das Leder nicht mehr lange genug in den Gruben läßt, daß man Säuren anwendet, die, statt die Häute zu nähren, sie verbrennen, und dann giebt's ein trocknes und hartes Leder; man nährt das Leder mit Kalk, statt mit Lohe."

— „Das ist wohl möglich, mein Herr," antwortete der Bürger in seiner Angst.

— „Ei poztausend! hören Sie 'mal, das müssen Sie ja wissen, Sie müssen den Kunden darüber Auskunft geben können."

— „Ohne Zweifel, mein Herr."

— „Es scheint, daß das Belgische Leder viel besser ist, als das unsrige, wenigstens was das Lohen und Gärben betrifft. Woran liegt das?"

— „Ich kann es Ihnen nicht sagen, mein Herr."

— „Ich erstaune, wie wenig die Leute mit den Sachen bekannt sind, die sie am meisten interessiren:" — fuhr der Dichter fort — „man behauptet, es liege am Wasser, und an dem Alaun, der in jenem Lande so reichlich ist; die Kälber von Bordeaux . . ." — hier sah Béranger nach den Stiefeln hin: — „Sie haben mir doch Kalbleder von Millaud zum Oberleder genommen?"

— „Ja wohl, mein Herr, echtes Kalbleder von Bordeaux, erwiderte der improvisirte Schuhmacher-Gehilfe, glücklich, wenigstens ein passendes Wort anbringen zu können, wenn er auch nichts davon verstand.

— „Die Kälber von Millaud sollen die besten seyn!"

— „Ja, mein Herr."

— „Nun es ist gut. Adieu, mein Freund. Grüßen Sie François von mir. Da, nehmen Sie das, trinken Sie ein Glas auf meine Gesundheit. Wenn man so weit her kommt, muß man sich erquicken."

Digitized by Google

Der arme Bürger verließ, schwitzend vor Angst, den großen Dichter und nahm die 20 Sous Trinkgeld, die Béranger ihm in die Hand gesteckt hatte, mit. Seitdem hat der dankbare Mann dieses Geldstück zu den Breloquen an seine Uhrkette gefügt und ist stolz darauf.

— Der alte Soldat [illegible]

Béranger war [illegible] Besuche der Zunei-gung, die ihm aus den untern Ständen zufloß, widmen zu können, bei ihnen, wie er zu sagen pflegte, nicht die gleiche Form der Weltleute die meine Aeußerung der Gefühle hemmt.

Ein langer Greis, mager, lebhaft, sehr reinlich obwohl ärmlich gekleidet, kommt und wünscht Herrn Béranger zu sprechen. Warten Sie einen Augenblick, er wird gleich kommen, antwortet man ihm. Béranger kommt in seinem blauen Schlafrock, seine Calotte auf dem Kopf.

— „Endlich" — rief der enthusiastische Alte — „ist es mir denn vergönnt, Ihr Angesicht zu sehen."

— „Ja, und da sehen Sie etwas Schönes!" — erwiderte der Dichter — „Wenn Sie deßhalb weit herkommen, so haben Sie sich hübsch getäuscht."

— „Ich komme von der Place Maubert, wo man auch Ihre Gesänge kennt: ‚Les gueux, les gueux, sont des gens heureux.'

— „Wie alt sind Sie?" fragte Béranger.

— „Siebzig Jahre;" — antwortete der Greis — „ich habe früher in der Armee gedient."

— „Haben Sie keine Pension?"

— „Nein, da ich weder getödtet, noch blessirt bin."

— „Haben Sie kein Vermögen?"

— „Lieber Gott, mein Herr Béranger und ich kann's entbehren."

— „Sie sind aber doch [illegible] mehr jung, und in unserem Alter hat man manche dieser Bedürfnisse."

Offenbar deutete Béranger darauf hin, daß er ihm einen Dienst erweisen wolle.

— „Das ist wahr" — sagte der Alte — „wenn Allem das Bedürfniß zu essen und zu trinken; Gott sei Dank, diese Bedürfnisse kann ich befriedigen; Meine Frau und ich, wir führen die Aufsicht über das Haus eines wackeren Mannes, der uns [illegible] unseren Tode auf unserem Posten lassen wird; ich besserе alle Kleider aus, und am Ende des Jahres haben wir immer unser Auskommen gehabt."

— „Ah, Sie sind Schneider, [illegible] Collegen; mein Großvater war auch Schneider. Und Ihre Frau, was thut die? sie kann wohl nicht mehr [illegible]

— „Sie besorgt zwei Hausstände.“

— „Arme Frau! in ihrem Alter — das muß Sie ja sehr angreifen.“

— „Keineswegs, meine Frau kann nicht ruhen, sie muß immer etwas zu thun haben. Nun, Herr Béranger,“ — fuhr der Alte fort, indem er aufbrach und seinen Hut nahm — „gehe ich wieder; aber Sie können wohl denken, daß ich nicht von der Place Maubert zu Fuß hergekommen bin, um Nichts.“

— „Nun kommt's!“ dachte Béranger.

Der Greis fuhr fort: „Sie müssen mir einen großen Gefallen thun . . . .“

— „Sprechen Sie“, sagte Béranger.

— „Wir sind Beide alt,“ — fügte der Greis hinzu — „es ist anzunehmen, daß es das erste und das letzte Mal ist, daß ich Sie sehe . . . erlauben Sie mir, daß ich Sie umarme.“

Die Stimme des alten Mannes war voll Enthusiasmus und Rührung zugleich. Béranger stand auf, ging auf ihn zu und hielt ihm die Arme hin, mit den Worten:

— „Mein Freund, von ganzem Herzen!“

Béranger war bleich und bemühte sich seine Rührung zu verbergen. Die beiden Greise lagen sich einige Augenblicke lang in den Armen; dann trennten sie sich.

Solche rührende Beweise von Zuneigung entzückten ihn.

Die Albums.

Eines Tages kam ein armer Mensch, ein Bücherhausirer, zu Béranger.

— „Mein Herr, ich komme Sie zu bitten, mir zwei oder drei Zeilen in dieses Album zu schreiben.“

— „Wer schickt Sie?“

— „Eine Person, die Ihnen nicht bekannt ist, die aber sehnlich wünscht, Ihre Handschrift zu besitzen.“

— „Ich schreibe nie in Albums. Es thut mir Leid, aber ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen.“

— „Ach, mein Herr, diese Person würde sich so glücklich schätzen, wenn Sie es thäten.“

— „Das ist möglich, mein Freund, ich fühle mich sehr geehrt, aber ich werde es um keinen Preis thun.“

— „Und Sie würden auch mir einen großen Gefallen thun, mein Herr.“

— „Was kann Ihnen daran liegen?“

— „Gar viel, mein Herr, da ich nicht reich bin, Familie habe und es mir einen glücklichen Tag machen würde.“

— „Wie das?“

— „Jene Person hat mir funfzig Francs versprochen, wenn Sie nur zwei Zeilen in dieses Album schreiben wollten.“

Digitized by Google

— „Funfzig Francs!“

— „Ja, mein Herr; und da der Termin, wo ich Miethe zahlen muß, nahe ist, so würde mir das eine große Hilfe seyn.“

— „Sie haben Frau und Kinder?“

— „Ja, mein Herr.“

Der Bittsteller nimmt die Feder, indem er sagt: „Das ist eine [illegible]

„Il est un Dieu, devant lui je m'incline,
Pauvre et content sans lui demander rien
que la suppression des Albums.“

„Es ist ein Gott, vor dem ich mich beuge,
Arm aber zufrieden, bitte ich ihn um Nichts . . .
als um die Abschaffung der Albums.“

Mutter und Amme.

Kein Unglück, wo Béranger nicht geholfen, kein edles Gefühl, das er nicht ermuthigt hätte.

Als ich in Plaisance wohnte — erzählt Lapointe — ward ich einmal schwer krank. Béranger besuchte mich. Neben mir an wohnte eine noch junge Frau. Diese, in großer Armut, obwohl sie angestrengt arbeitete, war kürzlich von einem Kinde entbunden, das sie selbst nährte, ihrem Herzen folgend aber nicht ihre Kräfte berücksichtigend. Die Arme entkräftete sich vergebens. Es war der Augenblick gekommen, wo selbst in Rücksicht auf das arme Kind, zu dem äußersten Mittel geschritten werden mußte, nämlich das Kind von der Mutter zu trennen und es zu einer Amme zu thun. Die Mutter war in Verzweiflung. Es waren ihr schon mehre Kinder, die zur Amme gethan waren, gestorben; nun sollte sie dieses letzte, das einzige, das ihr von vier verlorenen noch blieb und auf das sie ihre letzte Hoffnung setzte, von sich entfernt sehen und ohne die Fürsorge, die sie allein ihm widmen konnte, um ihm das Leben zu erhalten.

— „Wenn mein Kind von mir getrennt wird,“ — sagte sie — „so ist es für mich verloren.“

— „Nicht alle Kinder sterben bei der Amme,“ antwortete meine Frau.

— „Meine gute Nachbarin, ich habe schon vier verloren. O mein Gott, mein armes Kind!“ — „Warum will Gott uns trennen? Wenn es von mir kommt, sehe ich es nicht wieder.“

Ich klopfte an die Wand, die meine Kammer von der armen Mutter trennte, und meine Frau zu rufen, die unseren edlen Freund noch nicht begrüßt hatte. Sie kam, ganz in Thränen, die Mütter sympathisiren mit den Gefühlen der Mutter.

— „Nun,“ — sagte ich — „unsere Nachbarin ist wohl noch immer sehr traurig?“

— „Mehr als je“, — und sie erzählte die herzzerreißende Scene, bei der sie eben zugegen gewesen war — „sie wird sich und ihr Kind unglücklich machen. Sie will durchaus nichts davon hören, es zur Amme zu geben; sie werden beide Hungers sterben.“

— „Da ist ja ein ganz einfaches Mittel anzuwenden,“ — sagte Béranger — „man muß die Mutter dem Kinde zur Amme geben, indem man ihr selbst das Geld giebt, was eine Amme bekommen würde.“

Er ließ die Frau herüberholen und sicherte ihr auf ein Jahr zwanzig Francs monatlich zu, verlängerte aber nachher die Pension noch auf ein halbes Jahr.

Das Kind ist jetzt ein großer und hübscher Knabe von acht Jahren, der mit seiner Mutter für den betet, der das Leben des Kindes gerettet und der Mutter eine heilige Freude bereitet hat.

Béranger's Wohlthaten waren Segnungen; sie brachten Glück.

(Beschluß folgt.)

Die Königin Luise von Preußen und Napoleon I.

Aus L. Mühlbach's „Napoleon in Deutschland“. *)

Die Toilette war beendet. Zum ersten Mal seit vielen Monaten hatte die Königin sich heute geschmückt, zum ersten Mal seit langer Zeit erschien sie wieder in königlicher Pracht und Herrlichkeit. Ein weißes, golddurchwirktes Atlasgewand umgab dicht anschließend, ihre hohe, zugleich schöne und üppige Gestalt, und rauschte in einer langen Schleppe hinter ihr nieder. Ein breites Halsband von Perlen und Brillanten zierte ihren wundervollen Hals, ebensolche Bracelets schmückten ihre Arme, die einem Phidias als Modell hätten dienen können. Ueber ihrer edlen breiten und freien Stirn funkelte ein Diadem von Brillanten. Es war eine wahrhaft königliche Toilette, und in früheren Tagen würde die Königin selbst sich derselben gefreut haben. Aber heute war keine Spur der Freude in ihrem Antlitz zu lesen, ihre Wangen

*) Napoleon in Deutschland von L. Mühlbach. 2. Abtheilung. Napoleon und Königin Louise. 4 Bde. Berlin 1858. Verlag von Otto Janke. D. Red.

Digitized by Google

waren bleich, ihre Lippen zitterten und ihre Augen waren wie von trüben Schleiern umhüllt.

Mit einem langen, forschenden Blick betrachtete sie im Spiegel ihr eigenes Bild, mit traurigen, gleichgiltigen Zügen, ohne einen Schimmer von Freude oder Genugthuung. Dann wandte sie sich an Frau von Berg, welche sie hierher nach Putzupöhnen begleitet hatte und mit [illegible] (d. 3. 1807) auf ihrer Fahrt nach Russ[illegible] ihre Gesellschaft [illegible]

— „Caroline," — sagte sie — „wenn ich mich anschaue, verläuft mich fein Tröstes und mein Herz [illegible] Ich sehe [illegible] wie die alten Germanen ihre Opfer schmückten, bis sie in die Feuergluten werfen wollten, um den Zorn ihrer Götzen zu besänftigen. Ach, es wird mir gehen, wie jenen armen Opfern. Ich werde sterben an den Feuerflammen, die in meinem Herzen brennen, aber ich werde den zürnenden Götzen, den die Welt jetzt anbetet, doch nicht besänftigen und versöhnen können. Es wird Alles nutzlos und vergeblich seyn! Mit solchem Leidensgefühl und mit so gebrochenen Flügeln erreicht man nichts mehr und kann man nicht beredt seyn! Doch still, die Klage und auch die Reue ist vergeblich. Ich muß vollenden, was ich begonnen habe, ich muß — Hörst Du da nichts, Caroline? Klingt es nicht wie das Geräusch eines heranrollenden Wagens?"

— „Ja," — sagte Frau von Berg, an das Fenster eilend, ja, es ist ein Wagen — „es ist eine glänzende, mit acht Pferden bespannte Staatscaroffe, umgeben und gefolgt von Französischen Dragonern."

Die Königin drückte rasch ihre beiden Hände auf ihr Herz und ein leiser Schrei zitterte von ihren Lippen. Oh, oh, flisterte sie leise, der Dolch bohrt schon wieder in meinem Herzen. Wie weh, oh wie entsetzlich weh das thut! [illegible]

Frau von Berg hatte unter dem donnernden Geräusch, mit welchem die Kaiserliche Equipage eben vor dem Hause anhielt, die Worte der Königin nicht vernommen. [illegible]

— „Oh," — rief sie freudig — „der Kaiser Napoleon scheint wirklich Gutes im Sinn zu haben. Er muß wenigstens bemüht Ew. Majestät mit der Ehre recht zu empfangen, die einer gebietenden Königin gebührt und nach einer Ehrenbezeigung fehlen zu lassen. Diese Staatscarosse ist prachtvoll, die acht Pferde davor sind mit Purpur und Gold aufgeschirrt und die Französischen Dragoner sind in ihrer Galauniform und formiren sich eben in Reih und Glied, um vor Ew. Majestät das Gewehr zu präsentiren, wenn Sie in den Wagen steigen. Ach, fange an zu [illegible] daß ich mich in Napoleon getäuscht habe, er und Diejenige, welche er eben mit allem Pomp, der mächtige und gewaltige Herrscher umgiebt, bei sich aufnimmt, nicht demüthigen und beleidigen wollen."

— „Kaiser," — schüttelte leise ihr Haupt. „Er hat gelernt von den alten Cäsaren und Triumphatoren." — sagte sie. — „Als Cleo-

patra den Triumphzug des Augustus schmücken sollte, prangte sie auch in Gold und Purpurgewändern und stand auf einem vergoldeten Wagen, umringt von Dienern, wie es einer Königin geziemt. Aber um ihre Hände war eine Kette geschlungen, sie war doch nur eine Gefangene, und der Contrast der eisernen Kette zu dem Königlichen Pomp machte den Triumph des Augustus und die Demüthigung der Cleopatra nur noch in die Augen fallender! — Gleichviel! Wir müssen hindurch! Komm, Caroline, gieb mir meinen Mantel! Wir wollen gehen!

Sie hüllte sich in den kleinen Mantel von violettem Sammet, den Frau von Berg um ihre Schultern legte, und schritt tief aufseufzend, und einen letzten, flehenden Blick zum Himmel emporwerfend, aus dem Gemach, um in der Staatscarosse des Kaisers Napoleon nach Tilsit zu fahren.

Dort in dem Gasthof, welcher das Absteige-Quartier des Königs war, empfing Friedrich Wilhelm seine Gemahlin und geleitete sie die Treppe hinauf in das für sie bestimmte Gemach. Sie sprachen Beide wenig; die tiefe und folgenreiche Bedeutsamkeit dieser Stunde machte sie stumm; sie sprachen nur zu einander mit ihren Blicken, ihren Händedrücken und einzelnen leise geflüsterten Worten, die einander die tiefe Beklemmung und den gewaltigen Sturm ihrer Herzen ankündigten.

Kaum eine Viertelstunde nach der Ankunft der Königin erschien ein Adjutant Napoleons, um der Königin zu melden, daß der Kaiser schon unterwegs sei, um der Königin seinen Besuch zu machen und daß er sogleich bei ihr erscheinen werde.

— „Der König küßte seiner Gemahlin die Hand. Lebewohl, Luise," — sagte er — „und möge Gott Deinen Worten Kraft verleihen."

Luise hielt angstvoll seine Hand fest. — „Du bleibst nicht bei mir?" — fragte sie athemlos — „Du willst mich in diesem schweren Augenblick verlassen?"

— „Die Etiquette erfordert es," — sagte der König — „Du weißt wohl, daß mich diese inhaltlosen Formen der Etiquette wenig tyranniſiren, aber es scheint, als ob der Herr Napoleon, dem diese Formen noch neu und fremd sind, sie für nothwendig erachtet für die Majestät des neugebackenen Kaiserthums. Der Kaiser macht Dir, der Königin, allein seinen Besuch, und Du allein mußt ihn daher empfangen. Nur Deine Ehrendame darf in dem offenen Nebengemach verweilen, auch der Begleiter Napoleons, welches wahrscheinlich Talleyrand seyn wird, soll dort zurückbleiben. Lebe wohl, Luise, ich komme nur, wenn der Kaiser ausdrücklich nach mir fragt. Hörst Du das Pferdegestampfe vor der Thür! Napoleon kommt! Ich gehe!"

Er nickte seiner Gemahlin freundlich zu und verließ das Gemach. „Oh meine Kinder, meine Kinder, murmelte die Königin,

Digitized by Google

für Euch thue ich das, für Euch will ich sprechen und mein Herz beugen!"

Jetzt vernahm sie von der Treppe her das Geräusch herannahender Schritte und in der Thür des Nebengemachs erschien Frau von Berg, um zu verkünden, daß Seine Majestät der Kaiser Napoleon so eben die Treppe herauf schreite.

Louise nickte nur mit dem Haupt und rasch das Vorzimmer durchschreitend, eilte sie hinaus auf den Corridor und bis zu dem Anfang der Treppe.

Eben schritt Napoleon dieselbe herauf. Sein blasses Antlitz zeigte heute ein triumphirendes Lächeln, sein Haupt war stolz emporgerichtet, seine Augen flammten und glühten in einem düsteren Feuer und waren mit einem seltsamen Gemisch von Neugier und Theilnahme auf die Königin gerichtet.

Luise schaute ihn an mit ruhigen, sanften Blicken, ein mildes, rührendes Lächeln umspielte ihre Lippen, ihr schönes Antlitz strahlte von Energie und Muth, und ein Ausdruck von Andacht und Feierlichkeit war über ihr ganzes Wesen ergossen.

Napoleon fühlte sich unwillkürlich ergriffen von dem Anschauen dieser zugleich so königlichen und milden Erscheinung, und er neigte sich tiefer vor ihr, als er es jemals vor irgend einer Frau gethan.

— „Sire," — sagte Louise, ihn in das Gemach geleitend — „wie beklage ich es, daß Ew. Majestät eine so unbequeme Treppe haben zu mir heraufsteigen müssen."

— „Oh," — rief Napoleon lebhaft und fast lächelnd — „wenn der Weg zu Ihnen steil war und unbequem, Madame, so ist der Lohn dafür doch so schön, daß man keine Unbequemlichkeit scheut."

— „Für Ew. Majestät giebt es überhaupt keine Unbequemlichkeiten, wie es scheint," — sagte die Königin milde — „weder die Sonnenglut Aegyptens, noch die Eiseskälte unsers Nordens belästigt Ew. Majestät, und wirft ein Hemmniß auf die Siegesbahn des Heros, — und doch meine ich, daß unser rauhes Klima ein schwer zu überwindendes Hinderniß ist. Haben Ew. Majestät das nicht zuweilen in diesem Winter empfunden müssen?

— „Es ist wahr," — sagte Napoleon — „Ihr Preußen ist etwas kalt, es liegt zu nahe an Rußland und hat sich zu sehr von dem Russischen Norden anwehen lassen."

Luise gab sich den Anschein, diese Anspielung auf die Politik Preußens nicht zu verstehen, und sich mit einem sanften Lächeln zu dem Kaiser neigend, bat sie ihn, auf dem Divan Platz nehmen zu wollen.

Der Kaiser reichte ihr die Hand und führte sie zu demselben hin.

„Setzen wir uns," — sagte er mit einem kalten Ausdruck von Hohn. — „Sie haben mich so lange als Ihren Feind

gehaßt, daß Sie mir jetzt wohl ein kleines Zeichen Ihrer veränderten Gesinnung geben, und mir erlauben müssen in Ihrer nächsten Nähe zu sitzen."

Er deutete auf den Divan hin, und nachdem die Königin sich gesetzt hatte, nahm er dicht neben ihr Platz. Dann, leise das Haupt zu ihr neigend, schaute er sie mit festen, durchbohrenden Blicken an, und schien zu erwarten, daß sie die Conversation auf's Neue beginne.

Die Königin fühlte wie ihre Wangen erbleichten, wie ihr Herz bebte, aber sie stand jetzt vor dem Moment der Entscheidung, und all' ihren Muth, ihre Entschlossenheit zusammenraffend, wollte sie ihn nicht ungenutzt vorübergehen lassen.

Langsam und mit einem unendlich rührenden Ausdruck hob sie den Blick zu dem Kaiser empor. — „Sire," — sagte sie mit leiser, zitternder, Stimme — „Sire, wollen mir Ew. Majestät erlauben, Ihnen zu sagen, weßhalb ich hieher gekommen bin?"

Napoleon nickte leise und schaute sie starr und unverwandt an.

— „Ich bin gekommen," — fuhr die Königin fort — „um von Ew. Majestät für Preußen einen vortheilhafteren Frieden zu erbitten. Sire, ich sage zu erbitten! Ich will nicht von unserem Recht, von unseren Ansprüchen, sondern nur von unserem Unglück sprechen, ich will mich nur an das Herz und die Großmuth Euer Majestät wenden, und nur von dieser eine Milderung für unser Unglück und Erbarmen für unser Volk erbitten."

— „Das Unglück, welches man zu erdulden hat, ist doch gewöhnlich nur die Folge eigenen Verschuldens;" — rief Napoleon rauh — „man muß daher tragen, was man selber verschuldet hat! Wie konnten Sie es nur wagen, mit mir Krieg anzufangen?"

Die Königin richtete ihr Haupt höher empor und ein Blitz flammte in ihren Augen auf. „Sire," — sagte sie rasch und stolz — „Sire, dem Ruhm Friedrichs war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn wir uns überhaupt getäuscht haben *).

— „Sie haben sich wenigstens darin getäuscht, daß Sie hofften, mich besiegen zu können." — rief Napoleon rauh — Dann aber, als besänne er sich und wolle seine Rauhheit wieder gut machen, verneigte er sich vor der Königin und fuhr mit einem verbindlichen Ausdruck fort: „Ich spreche von Preußen und nicht von Ihnen, Königin. Ew. Majestät sind sicher, Jedermann besiegen zu können! Man hat mir wohl gesagt, daß ich eine schöne Königin sehen würde, aber ich finde die schönste Frau der Welt!**)

— „Ich bin weder so eitel das zu glauben, noch so ehrbe-

*) Diese Antwort der Königin, sowie die Frage Napoleons ist historisch.

**) Napoleon's eigene Worte. Siehe Le Normand II. S. 105.

Digitized by Google

gierig, das zu wollen;“ — sagte die Königin sanft — „ich bin hierhergekommen in meiner Eigenschaft als Gemahlin des Königs, als Mutter meiner Kinder, als Vertreterin meines Volkes!“

— „Ach,“ — rief Napoleon verbindlich — „eine so herrliche Volksrepräsentation kann sich Preußen schon gefallen lassen!“

— „Sire, Preußen muß sich jetzt viel gefallen lassen,“ — [illegible] seine Söhne und Männer auf den Schlachtfeldern verloren, die Ihnen Lorbern, uns aber nur Niederlagen und Enttäuschungen gebracht haben, seines Wohlstand eingebüßt, seine Felder sind verwüstet, seine Dörfer verbrannt, trostlos schaut es in die Zukunft: nichts ist ihm geblieben als die Hoffnung! Sire, lassen Sie diese Hoffnung nicht umsonst gewesen seyn; vergeben Sie es uns, daß wir nicht Furcht hatten vor Ihrem Alles bezwingenden Genie, Ihrem machtvollen Siegerblick. Es ist für uns schon genug des Unglücks, daß wir Sie und uns verkannten, aber wir sind gedemüthigt dafür. Möge es jetzt genug seyn. Sie haben uns die Hand des Siegers fühlen lassen, jetzt lassen Sie uns auch die Großmuth des Genius empfinden und anerkennen, Sire. Ew. Majestät werden nicht Diejenigen in den Staub treten wollen, welche das Schicksal schon gebeugt hat; Sie werden nicht Rache üben wollen für unsere Irrthümer, und Spott treiben mit unserer Majestät. Denn die Majestät, Sire, thront noch auf unseren Häuptern, und Sie werden sie nicht angreifen wollen! Es ist das heilige Erbe, welches wir unseren Kindern hinterlassen müssen.“

— „Ach, Ew. Majestät werden aber begreifen, daß ich wenig Respect haben kann vor solchem heiligen Erbe,“ — sagte Napoleon höhnisch.

— „Aber Ew. Majestät werden Respect haben vor dem Unglück,“ — rief Luise lebhaft — „Sire, das Unglück ist auch eine Majestät und Diejenigen, welche es unschuldig trifft, heiligt es!“

— „Unschuldig!“ — sagte Napoleon heftig — „Preußen hat sein Unglück wohl verschuldet, meine ich.“

— „Nennen Ew. Majestät das eine Schuld, daß wir uns wehrten, als man uns angriff?“ fragte die Königin mit stolzem Muth. „Nennen Sie es eine Schuld, daß wir, treu den beschworenen Verträgen, unsere Bundesgenossen nicht um eigenen Vortheils willen verlassen wollen, sondern muthig das Schwert ergriffen, um seine und unsere Gränzen zu vertheidigen? Gott hat nicht gewollt, daß wir in diesem Kampf Sieger blieben, er hat aus unseren Niederlagen seine neue Ordnung für Ihr Haupt gemacht. Aber lassen Sie uns wenigstens [illegible] diesen Triumphen, und nützen werden Sie von unserem Unglück Vortheil ziehen wollen. Man hat mir gesagt, daß Ew. Majestät als Preis des Friedens von dem Könige die größten und besten Theil seines Landes forderten, daß Sie ihm seine Festungen, seine

Städte und Provinzen nehmen und dem König von Preußen nur eine Krone ohne Land, einen Titel ohne Inhalt, einen elenden Winkel seines Reiches lassen wollten, um da sein Haupt zu verhüllen und zu weinen. Man hat mir gesagt, daß Ew. Majestät die Unterthanen und Provinzen des Königs hierhin und dorthin vertheilen wollten, daß Sie aus ihnen neue Völker und Reiche schaffen würden. Aber Ew. Majestät wissen wohl, daß man nicht ungestraft den Völkern ihr edelstes und unveräußerliches Gut, ihre Nationalität, rauben kann, und daß man den Nationalitäten keine willkürlichen Gränzen und keine neugeschaffenen Vaterländer geben kann! Das Vaterland wird mit dem Menschen geboren, und die Nationalität ruht in den Herzen der Menschen! Und unsere Preußen haben edle und stolze Herzen! Sie lieben ihren König, ihr Vaterland." —

— „Und vor allen Dingen ihre schöne und erhabene Königin," — unterbrach sie Napoleon, den die stürmische Beredsamkeit der Königin zu geniren begann, und der die ernste Unterhaltung in leichtere Bahnen zu führen wünschte — „Oh, ich weiß, daß ganz Preußen seine schöne Königin vergöttert, und von heute an wundert mich das nicht mehr! Glücklich Diejenigen, denen es vergönnt ist, Ihre Ketten zu tragen.*)

Die Königin schleuderte auf ihn einen Blick voll so stolzer Hoheit, so imposanter Verachtung, daß Napoleon unwillkürlich erbebte und sein Auge sich vor dem ihren fast beschämt zu Boden senkte.

— „Sire," — sagte sie — „Niemand ist glücklich, der Ketten trägt, und Ew. Majestät, welcher einst den Italienern entgegenrief: ‚Fürchtet Euch nicht vor mir, denn ich bin gekommen Eure Ketten zu lösen und Euch von unwürdiger Knechtschaft zu befreien!' Ew. Majestät werden jetzt nicht ein Volk in Ketten schlagen und ihm unwürdige Knechtschaft bereiten wollen. Denn ein Volk seinem angestammten Herrscherhause entreißen und es zwingen einem andern Fürsten sich zu unterwerfen, heißt, es in Ketten schlagen, einem Volk seine Nationalität nehmen und es wie eine Waare vertheilen, heißt ihm unwürdige Knechtschaft auferlegen! Sire, ich wage es, zu Ew. Majestät im Namen meines Volkes zu bitten für seine Nationalität und seine Ehre! Ich wage es, im Namen meiner Kinder zu bitten für ihr Erbtheil und ihr Recht."

— „Ihr Recht?" — fragte Napoleon — „Rechte hat nur Derjenige, der sie zu schaffen und zu behaupten weiß. Was nennen Sie also das Recht Ihrer Kinder?

— „Sire, ich nenne es das Recht ihrer Geburt, ihres Na-

*) Napoleon's eigene Worte. Siehe Le Normand II. S. 410.

Digitized by Google

mens und ihrer Geschichte! Gott hat ihnen durch ihre Geburt Rechte auf Preußen verliehen; die Monarchieen sind wie alte Bäume, deren Wurzeln man schonen und pflegen muß, und die, wenn man sie freventlich niederhauet, noch in ihrem Fall das Land, um sie her verwüsten. Die Monarchie Preußen wurzelt in dem Herzen des Preußischen Volks. Oh, wollen Ew. Majestät sie nicht entwurzeln. Wollen Sie in uns die Krone ehren, die so strahlend und herrlich Ihr eigenes Siegerhaupt schmückt. Die Fürsten vor allen Dingen müssen vor einander Ehrfurcht hegen, damit auch ihre Völker sie niemals verlieren. Sie müssen einander aufrichten und stärken, damit sie wie eine geschlossene feste Phalanx diejenigen bekämpfen können, die jetzt sich bewaffnen mit den sogenannten Ideen der Neuzeit, mit diesen Ideen, welche Ludwig's und Maria Antoinette's Haupt auf das Blutgerüst schleuderten. Sire, die Häupter aller Fürsten sind sterblich, und deßhalb ist Einigkeit nöthig. Es heißt aber nicht seine eigene Macht erhöhen und stärken, wenn man die der Andern schwächt, es heißt nicht seiner eigenen Krone Glanz verleihen, wenn man eine andere Krone verdunkelt. Oh, Sire, im Namen aller Monarchieen, ja sogar im Namen Ihrer eigenen, die jetzt so glänzend und hell über die ganze Welt hinstrahlt, bitte ich für die Preußische Monarchie, für unsere Krone, unser Volk und unsere Gränzen!"

— „Und bei Gott," — sagte Napoleon aufstehend — „die Preußische Monarchie und das Preußische Volk hätten keinen schöneren und beredteren Anwalt finden können als Ew. Majestät!"

Mit lebhaften Schritten, die Hände auf dem Rücken gefaltet, ging der Kaiser einige Male im Zimmer auf und ab. Die Königin hatte sich, gleich ihm, erhoben; aber sie blieb unbeweglich stehen und blickte nur erwartungsvoll und bang hinüber nach Napoleon, dessen eherne Stirn jetzt wie von einem milden Sonnenglanz beleuchtet schien, dessen kaltes Cäsarengesicht jetzt wie von einem [illegible] angehaucht war.

Plötzlich blieb er vor der Königin stehen, und seine Augen ruhten auf ihr mit einem Ausdruck glühender Bewunderung.

„Majestät," — sagte er — „ich glaube, Sie haben mir da Dinge gesagt, wie noch Niemand mir zu sagen gewagt hat. Manches bittere Wort ist von Ihren Lippen erklungen, und manche prophetische Drohung. Dies beweist mir, daß Sie wenig Achtung vor meinem Charakter haben, und daß Sie so groß sind, nicht zu denken, daß ich die Stellung, welche mir das Glück verliehen, nicht mißbrauchen werde. Ich will Ihnen Gehör schenken, Madame. Ich will Alles thun, was in meinen Kräften steht, um Ihr Unglück zu mildern, und Preußen so mächtig zu erhalten, als es sich mit der Politik und den Verpflichtungen, die ich gegen

meine alten und neuen Freunde habe, vereinigen läßt. Ich beklage es aus tiefster Seele, daß Preußen nicht zu meinen Bundesgenossen gehören wollte, und daß ich ihm mehr als einmal vergeblich meine Freundschaft angetragen habe. Es ist nicht meine Schuld, daß Ew. Majestät jetzt die Folgen dieser Weigerung tragen müssen, aber ich will diese Folgen, so viel ich kann, zu mildern suchen. Ich kann Ihnen Ihre alten Gränzen nicht wieder geben, ich kann Ihr Preußen nicht ganz von den Lasten und Nöthen des Krieges befreien, und es nicht freisprechen von den Tributen, welche der Sieger dem Ueberwundenen auferlegen muß, um sich für das vergossene Blut seiner Soldaten bezahlt zu machen; aber ich will von meinen Vortheilen keine übertriebene Anwendung machen. Ich will immer eingedenk seyn, daß Preußens Königin nicht bloß die schönste, sondern auch die hochherzigste, muthigste und edelste Frau der Welt ist und daß man ihrer Hochherzigkeit jede mögliche Huldigung darbringen muß. Ich verspreche Ew. Majestät, daß ich gern bereit bin, alle Ihre Wünsche, soviel in meinen Kräften steht, zu erfüllen. Lassen sie mich daher Ihre Wünsche genau kennen, seien Sie ganz offen gegen mich. Was ich kann, will ich bewilligen. Wir wollen versuchen, gute Freunde zu werden, und zum Zeichen dieser Freundschaft erlaube ich mir, Ihnen diese Blume anzubieten, die Ihnen so sehr gleicht!"

Er nahm aus der Porcellanvase, die auf dem Tische stand und mit duftenden Blumen angefüllt war, eine volle Purpurrose und reichte sie der Königin dar.

— „Wollen Sie dieses Pfand meiner Freundschaft von mir annehmen?" fragte Napoleon mit jenem Lächeln, das sein Antlitz mit dem Hauche ewiger Jugend verklärte.

Die Königin zögerte. Es widerstrebte ihrem edlen und stolzen Herzen, ein solches Geschenk der Empfindsamkeit aus den Händen dessen anzunehmen, dem sie in ihrem Herzen niemals eine wahre Freundschaft gewähren konnte. Sie hob langsam ihre großen, blauen Augen zu ihm empor und blickte fast schüchtern in das lächelnde, strahlende Antlitz Napoleon's.

— „Sire," — sagte sie leise — „fügen Sie diesem Pfand Ihrer Freundschaft noch ein anderes hinzu, damit ich diese Rose annehmen kann."

Das Lächeln auf seinem Antlitz erblaßte und ein Schatten flog über seine Stirn. — „Erinnern Sie sich, Madame," — sagte er hart — „daß ich es bin, welcher gebietet und daß Sie nur die Wahl haben abzulehnen und anzunehmen.*) Wollen Sie diese Rose annehmen, Majestät?"

---

*) Napoleon's eigene Worte. Siehe: Constant: Mémoires III. 293.

Digitized by Google

— „Sire," — sagte die Königin mit bebenden Lippen, mit Thränen in den Augen — „Sire, geben Sie sie mir mit einem andern Unterpfand Ihrer Freundschaft. Geben Sie mir Magdeburg für meine Kinder!"

Napoleon warf die Rose unsanft auf den Tisch.

„Nie, Madame," — sagte er heftig — „Magdeburg ist [illegible]

[illegible] Er wandte sich ab und ging [illegible] wieder im Zimmer auf und ab, während die Königin [illegible] noch [illegible] Thränen zurückzuhalten, gesenkten Hauptes da [illegible] stand, [illegible] still wie eine [illegible] Dulderin.

Napoleon's glühender Blick fiel im Vorbeigehen nur wie zufällig auf ihre Gestalt und der Anblick dieser schönen, schmerzbewegten und in ihrem Schmerz so hoheitsvollen und sanften Königin rührte ihn und erinnerte ihn an Josephine.

Er stand vor der Königin still und sein Blick sänftigte sich. — „Vergeben Sie es mir, wenn ich heftig war," — sagte er milde — „ich kann Ihnen Magdeburg nicht geben, aber seien Sie überzeugt, daß ich, was in meinen Kräften steht, thun will, um Ihr Loos zu mildern und Ihre Wünsche zu erfüllen. Der Kaiser Alexander kennt meine Wünsche für Preußen, er weiß, daß ich nach Kräften bemüht bin, dem König von Preußen zu dienen. Ich würde das Ihrem Gemahl gern selbst wiederholen, wenn er hier wäre."

— „Er ist hier," — sagte die Königin hastig — „und wenn Ew. Majestät erlauben, wird der König sogleich bei uns seyn."

Napoleon verneigte sich schweigend, ein Wink der Königin rief die im Nebenzimmer harrende Ehrendame der Königin herbei.

— „Haben Sie die Güte, den König zu bitten, daß er uns seine Gegenwart schenke," sagte die Königin hastig.

— „Und während wir den König erwarten," — sagte Napoleon, Talleyrand [illegible] den Nebenzimmer herbeirufend — „erlauben mir Ew. Majestät wohl, Ihnen meinen Begleiter vorzustellen. Madame, ich habe die Ehre, Ihnen hier meinen Minister des Auswärtigen den Fürsten von Benevent Herrn Talleyrand zu präsentiren."

(Beschluß folgt.)

Napoleon's [illegible] Madame Stäel. Hormayr. Allgemeine [illegible] der neuesten Zeit. [illegible]

[illegible] Hamburg. Gedruckt in [illegible]

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1858. 1ster Band. 24stes Stück.

Aus Béranger's Leben.

(Beschluß.)

Der Herzog von Orléans.

Im Jahre 1837 fuhr ein Wagen vor dem Hause des Dichters vor; ein junger Mann stieg rasch aus demselben und fragte, ob Herr Béranger zu sprechen sei.

— „Ja, mein Herr," antwortete man ihm und bat um den Namen.

— „D'Orléans", antwortete der junge Mann. Die alte Haushälterin, ganz bestürzt, meldet ihrem Herrn, daß der Herzog von Orléans vor der Thür ist. Béranger steht auf und geht dem erlauchten Besucher entgegen.

— „Guten Morgen, Prinz; treten Sie doch ein. Sie hätten mich von Ihrem Besuche vorher benachrichtigen sollen, so hätte ich Sie auf würdigere Weise empfangen."

— „Oder Sie hätten mich auch nicht empfangen." — antwortete der Herzog, dem es nicht an Geistesgegenwart fehlte — „Aber daß man Prinz ist, giebt keinen Grund ab, daß man sich eines Vergnügens beraube, welches die Armen haben, nämlich den Mann zu sehen, der so schön das Vaterland besungen hat. Was mich betrifft, Herr Béranger, so komme ich, um Ihnen dafür zu danken, und ich werde nie vergessen, daß ich durch Lesung Ihrer Lieder gelernt habe, Frankreich zu lieben." *)

— „Danke, Prinz. Weiß der König (Louis Philippe) um Ihren Besuch?"

*) Dasselbe Lob sprach der Herzog in einem Briefe an Béranger aus, den Lapointe gesehen hat.

Digitized by Google

— „Da Sie nicht zu uns kommen, so müssen wir wohl zu Ihnen kommen.“

— „Ich verstehe Sie, Sie machen mir einen Besuch incognito.“

— „Junge Männer bedürfen Ihres weisen Rathes, besonders auf der Stelle, wo wir stehen. Sie rauben uns viel, indem Sie sich von uns zurückziehen.“

— „Die jungen Männer wissen besser als die ältern, was sich für ihre Zeit paßt;“ — antwortete der Dichter — „ich habe oft gesagt, wenn unser alter Kaiser zu dieser Stunde noch auf dem Throne wäre, so würde er von dem, was vorgeht, nichts mehr verstehen. Was soll Ihnen nun ein armer Liederdichter rathen? Ueberdieß sind Sie mit Kindern aus dem Bürgerstande erzogen, ja recht eigentlich in der Französischen Mitte, zwischen dem Adel und dem Volk. Sie sind so gestellt, daß Sie die Bedürfnisse des Einen wie des Andern kennen. Sie sind populär geworden, unabhängig von Ihrem persönlichen Verdienst, aus dem einzigen Grunde, weil Ihr Unterricht demokratisch gewesen ist. Außerdem“ — sagte er lächelnd — „spielen Sie Ihre Rolle des Prätendenten auf bewunderungswürdige Weise. Geben Sie sich nur nicht den philosophischen Kreuz- und Quergängen hin; trauen Sie nicht den Doctrinen, vor allen nicht den Doctrinairs, und legen Sie sich auf die so schwere Kunst der Menschenkenntniß.“

Die Unterredung hob sich bald noch höher, was der Prinz gewünscht hatte. Man sprach viel von den Zeitideen und von den Männern, welche diese Ideen aufrecht hielten, verbreiteten oder entwickelten; der Prinz schien darüber besorgt zu seyn.

— „Die Meisten, welche sich neue Ideen in den Kopf gesetzt haben,“ — sagte Béranger — „sind aus der Polytechnischen Schule, aus den mathematischen Schulen hervorgegangen; es sind Theorien, von denen die meisten Träume edelmüthiger Kinder sind: wenn das Kind zum Mannesalter gelangt, so wird ihm die Erfahrung bald lehren, Lust über diese Träume zu lachen. Was in Frankreich die Regierung in Gefahr setzt, ist, daß sie, statt sich an die Spitze dieser Ideen zu stellen, sich von ihnen in's Schlepptau nehmen läßt, die Opposition macht sie populär. Viele von diesen Ideen würden sogar durch ihre Ausführung fallen, wenn man sie gewahr würde, weil sie bloß auf Combinationen stützen, über die der menschliche Geist hinweggehen wird. Wenn dann gegen einige derselben auf Humanität abwegen, so wird sie doch nicht hemmen können, weder Ankerei noch Gefängnisse, noch Verfolgungen. Dann muß man es wie Constantin der Große machen: sich der Ideen bemächtigen und das Kreuz auf die Standarten des Staats setzen. Wir haben in Frankreich Wissenschaft genug, um die Politik der gesunden Vernunft anzuwenden. Die Zeit des religiösen Fanatismus ist vorüber, jetzt dient es nicht mehr zum Ruhme.

Wir sind den heroischen Zeiten der Republik und des Kaiserreiches noch zu nahe, die Einbildungskraft ist noch zu sehr mit diesen großartigen Festen, diesen großartigen Schauspielen beschäftigt, um sich für die Eroberung Afrika's oder für einen Spaziergang nach Antwerpen zu interessiren Der Kaiser hat dem Auslande einen solchen Begriff von Frankreich beigebracht, daß es jetzt für eine wohl eingerichtete Regirung hinreicht, den Degen nur halb aus der Scheide zu ziehen, um Respect einzuflößen.

— „Auch ist es" — sagte der Prinz — „weniger das Aeußere was uns beschäftigt, als das Innere."

— „Sie haben Recht, Prinz; leider hat man schon viele Fehler gemacht. Die Pairie ist wiedergekommen, der König hat zu schnell vergessen, daß seit funfzig Jahren die Revolution regirte, daß die Hand des Staates nicht so hoch suchen muß, sondern sich weiter ausbreiten. Alle Ihre Reformen in der Zukunft werden im Namen des Volkes geschehen, welches seit 1793 seine Hand in der Regirung gehabt hat und dieß nie vergessen wird. Die demokratische Gesinnung ist jetzt im Herzen Frankreichs. Die bürgerliche Klasse, ich spreche von der reichen, obgleich sie sich das Ansehn des Adels geben will, um ihren Ursprung zu verläugnen, ist von der Revolution ausgegangen. Es fehlt uns ein unumgänglich nöthiges Element, um einen neuen Adel zu schaffen. Napoleon hat trotz seiner Ruhmesglorie es nicht erlangen können, daß man seinen Adel ohne Widerspruch annahm. Jedoch wenn Sie einen Adel wieder herstellen, so muß man ihn beschäftigen, dem Lande den Beweis geben, daß er zu etwas gut ist; aber die Bürgerlichen werden mit ihrem Talent, ihrer Popularität, ihrer Mitwerbung kommen — wollen Sie sie zurückstoßen?

Von der andern Seite rufen Sie die Industrie auf, da erscheinen neue Leute, die im Namen der Arbeit kommen, die Welt der Industriellen, die mit ihrem Gelde das Proletariat drückt, welches noch lange seinen Herren helfen wird, Vermögen zu erwerben, wie Sie es nie in Frankreich gesehen haben. Wollen Sie eine Lehnspflicht der Industriellen herstellen, um diesen Lehnsherren das Recht zu lassen, die Arbeiter zu unterjochen? Nein, denn das Volk würde weder mit diesen, noch mit Ihnen seyn, und ohne das Volk können Sie nichts ausrichten.

Lassen Sie der Erwerbung des Vermögens ihren Gang, öffnen Sie der ausgezeichneten Intelligenz die breitesten Wege, aber seien Sie vor Allem Beschützer der Massen; das Volk wird ohne Zweifel noch lange Zeit Fürsten haben wollen, um es zu leiten, aber es wird stets verlangen, daß die Macht sich auf sein Vertrauen, nicht auf Bajonette stütze.

Sie sind jung, Prinz; das Volk hofft Viel von Ihnen; es giebt viele Talente aller Art in Frankreich, mit denen Sie sich umgeben müssen; wir haben Freiheit so viel uns nöthig ist; —

Digitized by Google

hätten wir mehr, so würden mir nicht wissen, was wir damit anfangen sollen — sagte er lächelnd. Sie werden sich bemühen müssen, das Vermögen besser zu vertheilen, der Gleichheit einen weiten Raum gewähren, und in Fällen eines allgemeinen Unglücks nicht vergessen, daß die Reichen die Haushälter der Armen sind. Bei allen diesen trefflichen Intentionen, selbst wenn sie zur Ausführung gelangen, ist es möglich, daß das Volk in einem Augenblick böser Laune, seiner [illegible] Absichten gibt, und es braucht in unserem Frankreich, um eine Revolution hervorzurufen, oft nur sehr wenig, es braucht nur ein Polizeidiener irgend einen jungen Taugenichts zu scharf am Ohre zu zupfen): diese Verbesserungen werden dennoch nicht vergessen und einst gedenkt die Nation, gerechter geworden, derselben."

Der Herzog von Orléans verließ den Dichter, indem er zu ihm sagte: „Herr Béranger, wenn mir je die schwere Last der Regirung zufallen sollte, so werde ich Sie zu meinem Minister des Innern machen."

Béranger hegte die größte Achtung für diesen jungen Mann, der so unglücklich endete und der eine große Hoffnung gewesen war.

Béranger's letzte Augenblicke.

Den 7. oder 8. Juli (1857), wo Béranger schon sehr schwach war, besuchte ihn Herr Jousselin, der Pfarrer von St. Elisabeth. Er ward zu dem Kranken hineingeführt. Dieser sprach zu ihm die Worte, die zu so vielen Deutungen Veranlassung gegeben haben:

— „Herr Pfarrer, ich freue mich, Sie zu sehen. Besuchen Sie mich recht oft, es wird mir stets eine Freude seyn. Wir sind uns auf dem Wege der Wohlthätigkeit begegnet (Béranger gab ihm jährlich 200 Francs zur Vertheilung unter Arme des Kirchspiels); auf diesem Wege werden Sie mich immer finden . . ."

Er hielt einen Augenblick inne, denn es ward ihm schon schwer, seine Gedanken zu sammeln. [illegible]

— „Wenigstens erlauben Sie mir, Sie zu segnen", sagte der Pfarrer, [illegible] der Sterbenden.

Herr Jousselin legte die Hände auf das Haupt des Dichters und segnete ihn, worauf Béranger erwiderte:

— „Nun ich segne Sie auch, Beten Sie für mich, ich will für Sie beten; [illegible] Gott und den Unglücklichen. Uebrigens" — fügte er hinzu — „haben wir einen verschiedenen Weg eingeschlagen, um zu demselben Ziele zu gelangen, das ist Alles", und dann fuhr er fort: „Ist ein großes Glück, ein wenig Güte an einem stillen Winkel [illegible] zu haben."

Wo ist denn nun dieser Segen, von dem man so viel Lärmens gemacht hat? Wo ist nun diese so sehr gepriesene Beichte?

Die folgende Nacht wachte ich (Lapointe) bei Béranger; er war sehr erregt. Am andern Morgen sprach ich mit Herrn Antier darüber, es wurde ausgemacht, daß der Priester Jouffelin nicht mehr vorgelassen werden sollte; als er einige Tage darauf wieder kam, sagte man ihm, Béranger schlafe.

— „Nun, so werde ich zu einer andern Zeit wiederkommen;“ — antwortete der Priester — „ich werde drei Tage auf dem Lande zubringen: bei meiner Rückkehr werde ich ihn besuchen; er sieht mich gern.“

Béranger war aber in einem Zustande, welcher Fürsorge, Unterstützung erforderte, keine Besuche. Er war sehr aufgeregt, seine Vernunft schwand. Dieß sind seine Worte:

„Ich weiß nicht mehr, was ich sage . . . ich weiß nicht mehr, was ich thue . . . Alles verwirrt sich in meinem Kopfe . . Es ist peinlich, seine Ideen nicht ordnen zu können . . . das ist der Mensch! Er fiel wieder in Schlummer, aus dem er nur erwachte, um einzelne Worte ohne Zusammenhang zu sagen, und auch das nur selten.

Dann wiederholte er noch die Worte, die er oft zu sagen pflegte: „Wenn ein Mensch in gewissen Ideen gelebt hat, die er sein ganzes Leben lang ausgesprochen, und wenn er nun durch Krankheit oder Alter seine Fähigkeiten verliert, so ist es an seinen Freunden, über ihn zu wachen.“ Darauf: „Ich bitte Gott nur um Eins, ganz zu sterben.“

Acht Tage also vor seinem Tode hatte Béranger auf die Sacramente der Kirche verzichtet, im Namen der Wohlthätigkeit.

Die Menge wuchs von Tag zu Tag vor seinem Hause, vorzüglich Abends und Morgens, in den Stunden, wo die Arbeiter an die Arbeit gingen und von derselben zurückkamen.

Die Kaiserin schickte alle Tage und ließ sich nach dem alten Dichter erkundigen, welcher auf's Herzlichste für diese Theilnahme dankte. Minister, Deputirte, Senatoren schrieben ihre Namen auf; der Prinz Jerome schickte seinen Adjutanten: alle Klassen der Bevölkerung bezeugten dem edlen Manne ihre Achtung.

Béranger konnte seit vierzehn Tagen nicht im Bette liegen, er saß in einem Lehnstuhl. Seine Beine waren stark geschwollen, dennoch lächelt er, spricht mit Güte, mit Zärtlichkeit zu Denen, die ihn umgeben. In der zweiten Nacht, wo ich bei ihm wachte, als der Tag anbrach, öffnete er die Augen, begegnete den meinigen, reichte mir die Hand und sagte:

— „Guten Morgen, Lapointe,“ — und dann nach einer kurzen Pause: „Es ist eine lange Zeit, daß wir uns kennen.“

— „Sechzehn Jahre“ antwortete ich. Er drückte mir von Neuem die Hand, und wie ich mich abwandte, um meine Rührung zu verbergen, sagte er:

— „Wir wollen nicht weinen.“

Digitized by Google

Dann ließ er sich Wasser bringen, um sich zu waschen.

Am letzten Sonntage vor seinem Tode kam ein Arzt aus Tours, ein alter Freund von ihm, Herr Bretonneau. Die beiden Greise umarmten sich, Beide unter Thränen. Der berühmte Arzt nahm die traurige Ueberzeugung mit, daß sein alter Freund ver-

Am 14. [illegible] wurde die Menge vor dem Hause immer größer. Man [illegible] Gesichter sind traurig. Eine Frau ruft: „Wir verlieren unsern Vater!“ Die Personen, welche den Kranken gesehen haben, werden umhalten, von der Menge umringt, befragt. Die Zeitungen, die das Bulletin über sein Befinden geben, werden mit Begierde gelesen; die Unruhe, die Betrübniß ist allgemein.

Am 16. Juli um 4 Uhr 35 Minuten starb er in seinem Lehnstuhl in den Armen der Madame Betnet, im Beisein einiger Freunde. Eine Stunde vorher sagte er noch: „Ich leide sehr, Kinder, aber es giebt Andere, die noch mehr leiden als ich.“

Sein letzter Gedanke gehörte den Unglücklichen.

Die Königin Luise von Preußen und Napoleon I.

(Beschluß.)

— „Und ich schätze mich glücklich, den größten Staatsmann der Gegenwart von Angesicht schauen zu dürfen,“ — sagte die Königin lebhaft, indem sich die kleine Gestalt Talleyrand's tief vor ihr neigte. — „Ob Sie, Ew. Majestät, sind wahrhaft beneidenswerth. Sie haben nicht bloß strahlenden Ruhm und unvergänglichen Glanz sich erworben, sondern Sie haben auch gesegnet, [illegible] Ew. Majestät das einfache und weise Rathgeber und [illegible] Wollen [illegible] Ware der König, mein Gemahl, nimmer so unglücklich gewesen, so würde Manches nicht geschehen sein.“

— „Nun, einen schlimmen Rathgeber haben wir ihn verlassen zu entfernen,“ — sagte Napoleon hastig. — „Besser [illegible] Hardenberg war das böse Gewissen des Königs, er [illegible] Hauptschuld an Preußens Unglück und darum [illegible] nothwendig, daß er entfernt werde. [illegible]

— „Aber er war ein erfahrener Geschäftsmann,“ — sagte die Königin, deren edlem Sinne [illegible] Hardenberg an-

klagen zu hören, ohne wenigstens etwas zu seiner Vertheidigung gesagt zu haben — „er war sehr gewandt und weltkundig und es wird dem König schwer werden, einen Ersatz für den Minister Hardenberg zu finden.

— „Ah bah," — warf Napoleon leichthin — „Minister finden sich immer! Mag der König doch den Herrn von Stein dazu wählen, das ist, wie es scheint, ein Mann von Geist.*)"

Ein Ausdruck freudigen Staunens ergoß sich über das Antlitz der Königin und glänzte noch auf ihrem Angesicht, als der König eintrat.

Napoleon ging ihm hastig entgegen und reichte ihm die Hand dar. „Ich wollte Ew. Majestät in Gegenwart Ihrer edlen und schönen Gemahlin meiner guten Gesinnung, und wenn Ew. Majestät wollen, meiner Freundschaft versichern." — sagte der Kaiser hastig — „Ich habe allen Ihren Wünschen, so viel es möglich war, nachgegeben. Der Kaiser Alexander, an dem Sie einen eifrigen und beredten Freund haben, wird Ihnen das bestätigen können. Ihm habe ich auch meine letzten Anerbietungen mitgetheilt, und ich hoffe, daß Ew. Majestät damit zufrieden seyn und sie annehmen werden."

— „Sire," — sagte der König ernst und kalt — „der Kaiser Alexander hat mir diese Mittheilung gemacht, aber es würde für mich ein großer Schmerz seyn, wenn ich dieses Ultimatum annehmen müßte. Es würde mich alter angestammter Provinzen berauben, die den größten Theil meines Landes bilden."

— „Ich will Ihnen einen Weg andeuten, diesen Verlust zu ersetzen." — rief Napoleon rasch — „Wenden Sie Sich an den Kaiser Alexander, er mag Ihnen seine Verwandten, die Fürsten von Mecklenburg und Oldenburg, opfern, diese Staaten würden Ihnen einen schönen Ersatz für Ihre Verluste gewähren; ich habe auch nichts dagegen, wenn er Ihnen den König von Schweden opfert, dem Sie Stralsund und die Pommerschen Provinzen, die er so schlecht verwaltet, fortnehmen können. Möge der Kaiser Alexander einwilligen, daß Sie diese Acquisitionen machen, die zwar nicht den Territorien, die Sie verlieren, gleich kommen, aber vortheilhafter für Sie gelegen sind; ich meinestheils werde mich diesem Arrangement nicht widersetzen." **)

— „Ew. Majestät schlagen mir da ein Raubsystem vor, dem ich niemals beistimmen könnte." — sagte der König stolz — „Auch beklage ich nicht bloß den mir angedrohten Verlust meiner Provinzen, weil dadurch meine Gränzen sich verengen, sondern

*) Napoleon's eigene Worte. Siehe: Pertz: Leben Stein's. I. S. 450.
**) Napoleon's eigene Worte. Siehe: Thiers: Histoire du Consulat. Vol. VII. 527.

Digitized by Google

weil es die angestammten Provinzen meines Hauses sind, mit meinen Ahnherren schon verbunden durch unauflösliche Bande der Liebe und Treue."

— „Sie sehen, daß diese Bande doch nicht unauflöslich sind," — rief Napoleon — „denn wir werden sie lösen, und Sie werden Sich darüber trösten, wenn Sie Ersatz dafür erhalten!"

— „Es steht wohl in Ihrer Macht, daß Andere sich leichter über dergleichen Verluste trösten können," — sagte der König, rasch — „Andere, denen es nur um den Besitz zu thun ist, und die nicht wissen, was es heißt, angestammte Länder zu verlieren, und denen die theuersten Erinnerungen der Jugend Wurzel gefaßt, und die man so wenig vergessen kann, als seine Wiege."

— „Was Wiege!" — rief Napoleon, spöttisch auflachend — „Wenn das Kind ein Mann geworden, hat es keine Zeit mehr an seine Wiege zu denken." *)

— „Doch doch," — sagte der König, mit einem zürnenden Ausdruck in Blick und Ton. — „Seine Jugend kann mann weder vergessen noch verläugnen, und ein Mann von Herz erinnert sich dankbar der Wiege, in der er als Kind gelegen." **)

Napoleon erwiderte nichts und blickte ernst und düster vor sich hin, während Friedrich Wilhelms Augen fest und mit trotzigem, herausforderndem Ausdruck auf ihn gerichtet waren.

Die Königin fühlte, daß es an ihr sei, einem noch heftigeren Ausbruch des Unwillens Friedrich Wilhelms zuvorzukommen und Napoleon zu besänftigen.

— „Die eigentliche Wiege ist doch das Mutterherz," — sagte sie sanft, — „und daß Ew. Majestät diese auch nicht vergessen, das weiß ganz Europa, denn ganz Europa kennt die ehrfurchtsvolle Liebe des großen Herrschers von Frankreich zur Madame Lätitia, die ganz Frankreich als die edle Madame Mutter grüßt."

— „Napoleon hob seine Augen zu ihr empor, und der düstere Ernst seiner Blicke milderte sich. „Es ist wahr," — sagte er — „Ihre Söhne, Madame, sind zu beneiden um eine solche Mutter. Sie werden Ihnen viel Dank schuldig seyn, denn Sie werden es sein, Madame, welche durch Ihre edle Beredsamkeit und Ihre imposante Haltung Berlin gerettet hat." ***) Ich wiederhole es Ihnen noch einmal, ich werde thun, was ich vermag, um Ihre Wünsche zu erfüllen. Wir werden noch weiter darüber sprechen. Für heute bitte ich, die Ehre, mich Ew. Majestät zu empfehlen."

— „Er reichte der Königin seine Hand dar, [illegible]

*) Napoleon's eigene Worte. Siehe: Königin Louise. S. 310.
**) Des Königs eigene Worte. Siehe: Königin Louise. S. 310.
***) Napoleon's eigene Worte. Siehe: Le Normand II. S. 106.

sanft und leise ihre Hand in die seine. Sire« — sagte sie tiefbewegt — »ich hoffe, daß, nachdem ich das Glück gehabt, dem Heros des Jahrhunderts und der Geschichte mich zu nahen, er mir das Recht und die Genugthuung gönnen wird, seiner immer mit Dankbarkeit und Bewunderung zu gedenken.« *)

Napoleon neigte schweigend sein Haupt und berührte mit seinen Lippen ihre Hand. Dann nahm er mit einer stummen Verbeugung Abschied von dem König und verließ das Gemach.

— »Oh,« — rief die Königin, als sie wieder allein war mit ihrem Gemahl — »vielleicht bin ich doch nicht umsonst hier gewesen, vielleicht hat Gott meinen Worten Kraft verliehen, und sie haben das Herz des Gewaltigen gerührt, daß er unsere gerechten Forderungen anerkennen muß, und davor zurückbebt, zum Räuber an unserem Eigenthum zu werden! Gieb das, mein Gott, und mein ganzes Leben soll ein Dank gegen Dich seyn!« —

Napoleon war indeß ernst und schweigend in seine Residenz zurückgekehrt, begleitet von Talleyrand, an den er auch nicht ein einziges Mal während des Weges das Wort gerichtet hatte.

Als aber der Minister, bei ihrem Eintritt in das Schloß, mit einer stummen Verbeugung sich entfernen wollte, hielt der Kaiser ihn mit einem gebieterischen Wink seiner Hand zurück.

— »Folgen Sie mir in mein Cabinet«, sagte er, indem er rasch vorwärts schritt. Talleyrand hinkte hinter ihm her, und ein halb spöttisches, halb boßhaftes Lächeln umspielte seine schmalen Lippen.

— »Der Heros, der die Welt beherrschen will,« — sagte Talleyrand leise zu sich selber — »der Heros hat eine sehr menschliche Regung, und wir werden jetzt eine empfindsame Scene haben.«

Mit leisem Schritt trat er hinter dem Kaiser in das Cabinet ein, und blieb nahe an der Thür stehen, mit seinen lauernden, stechenden Blicken jede Bewegung des Kaisers verfolgend.

Napoleon warf seinen kleinen niedrigen Hut auf einen Stuhl, Handschuh und Degen auf einen andern Stuhl und ging hastig einige Mal auf und ab.

Dann blieb er, die Hände auf dem Rücken gefaltet, vor Talleyrand stehen, und sah ihn scharf an.

— »Haben Sie mein Gespräch mit der Königin hören können?« fragte er hastig.

— »Ja, Sire,« — sagte Talleyrand lakonisch — »ich habe jedes Wort gehört.«

— »Sie wissen also, um was es sich handelt, und weßhalb die Königin hieher gekommen ist!« rief Napoleon, indem er wieder auf und ab zu gehen begann.

---

*) Mémorial de St. Helène. S. 134.

Digitized by Google

— „Talleyrand," — rief er dann nach einer Pause — „ich habe dieser Frau Unrecht gethan. Sie ist ein Engel an Güte, Reinheit und Unschuld, sie ist ein echtes Weib und eine echte Königin. Es war ein Verbrechen, mich an ihr zu vergehen und sie mit Verleumdungen und Beschimpfungen zu verfolgen. Ja, ja, ich gestehe es, ich habe Unrecht gehabt, sie so zu beleidigen. Sie [illegible] nahm sie den Himmel zum Zeugniß. Bei ihrer Anschauung, bei dem bloßen Klang ihrer Stimme fühle ich mich besiegt, und war verwirrt wie der [illegible] Meinen. *) Meine Hand zitterte, als ich ihr die Rose brachte, und vor ihren klaren Augen schlug ich beschämt die Augen nieder. Ich habe sie beleidigt und verlästert; aber ich will wieder gut machen, beim Himmel, ich will es!"

Er ging nun heftig auf und ab, sein bleiches Antlitz war leise angehaucht von einem röthlichen Schimmer, eine tiefe Bewegung strahlte aus seinen Zügen.

Talleyrand mit seinem kalten, unveränderlichen Gesicht stand noch immer an der Thür und schien mit dem prüfenden Auge eines Arztes, der die Krisis einer Krankheit belauscht, jede Bewegung des Kaisers zu verfolgen.

— „Ja," — fuhr Napoleon nach einer Pause fort — „ich will wieder gut machen. Diese schöne und edle Frau soll nicht mehr um mich weinen, sie soll mich nicht mehr hassen und als einen herzlosen Eroberer verwünschen. Ich will ihr zeigen, daß ich ein großmüthiger Eroberer bin, sie soll eingestehen müssen, daß sie sich in mir geirrt hat. Ich will das zerschmetterte Preußen wieder emporrichten. Ich will es stärker, mächtiger machen, als es gewesen, und statt seine Gränzen zu verengen, will ich sie erweitern. Dann, wenn ihre schönen Augen strahlen vor Freude, will ich ihrem Gemahl meine Hand darreichen und zu ihm sagen: ‚Sie haben Unrecht gehabt, Sie haben nicht offen gegen mich gewesen, ich habe Sie hart gestraft! Jetzt wollen wir Ihre Niederlagen und meine Siege vergessen, ich will, statt Sie zu schwächen, Sie vergrößern, damit Sie auch ferner mein Alliirter sind und bleiben.' — Talleyrand, gehen Sie, die Friedensbedingungen, die Sie aufgesetzt haben, geben Sie dem Grafen Goltz zu einer neuen Besprechung, bewilligen Sie ihm seine Forderungen!"

— „Sire," — rief Talleyrand mit dem Anschein des Entsetzens — „Sire, soll die Nachwelt sagen, daß Sie einer schönen Frau wegen Ihre schönste Eroberung nicht gehörig benutzt hätten?"

Der Kaiser lachte, und eine dunkle Wolke begann sich auf seiner Stirn zusammenzuziehen. Talleyrand sah es, [illegible] ihr [illegible]

*) Napoleon's eigene Worte. Le Normant. II.

**) Talleyrand's eigene Worte. Siehe Königin Louise. S. 309.

fort: „Sire, soll das Blut Ihrer tapferen Soldaten, die bei Jena, bei Eylau und Friedland gefallen sind, nutzlos vergossen seyn, und hinweggewaschen werden von den Thränen einer Frau, die jetzt sich als das unschuldigste Opferlamm darstellt, und doch Schuld trägt an diesem ganzen Kriege? Vergessen Ew. Majestät nicht, daß die Königin von Preußen die eigentliche Anstifterin dieses Krieges ist, daß sie ihren Gemahl zu demselben aufgereizt. Vergessen Ew. Majestät nicht, daß Sie im Königsschloß zu Berlin mit einem feierlichen Eide gelobt haben, der Königin zu vergelten und Rache zu üben für ihre Kriegslust, Rache für den Schwur am Grabe Friedrichs des Großen! Ah, wie würde die Königin mit ihrem Gemahl und dem Kaiser Alexander über Ihre Weichmüthigkeit triumphiren, wie würde die Welt staunen über die Schwäche des großen Feldherrn, der statt seine Siege zu benutzen, sich von den Thränen und der anscheinenden Demuth der Besiegten dupiren läßt, und —"

— „Genug," — unterbrach ihn Napoleon mit mächtiger Stimme — „genug, sage ich!"

Er ging wieder heftig einige Male auf und ab, dann blieb er, die Hände auf dem Rücken gefaltet, wieder vor Talleyrand stehen.

— „Rufen Sie sogleich den Grafen Goltz," — sagte er gebieterisch — „verkünden Sie ihm unser Ultimatum! Erklären Sie ihm mit dürren und einfachen Worten in meinem Namen, Alles, was ich der Königin gesagt habe, seien nur höfliche Phrasen gewesen, die mich zu Nichts verpflichteten, und ich sei und bliebe fest entschlossen, dem König die Elbe als Gränze zu geben. Sagen Sie ihm, es sei nicht mehr die Rede davon, zu unterhandeln, ich hätte bereits Alles mit dem Kaiser Alexander verabredet, und der König danke seine Stellung nur der ritterlichen Anhänglichkeit dieses Monarchen, da ohne diesen mein Bruder Hieronymus König von Preußen geworden wäre, und ich die jetzige Dynastie verjagt hätte.*) Sie kennen jetzt meine Entschließungen, handeln Sie darnach, und damit diese Plackereien endlich ein Ende haben, beeilen Sie die ganze Sache. Ich will und fordere, daß die Friedenstractate schon morgen unterzeichnet werden." **) —

Preußens Schicksal war also entschieden. Das große Opfer, das die Königin mit so tiefem Schmerz und so vielem inneren Widerstreben gebracht, es war nutzlos gewesen. Sie hatte sich vergeblich vor dem stolzen triumphirenden Sieger gebeugt.

Am neunten Juni 1807 ward in Tilsit der Friede zwischen Frankreich und Preußen unterzeichnet!

---

*) v. Schladen's Tagebuch. S. 261.

**) Thiers: Histoire etc. Vol. VII. S. 531.

Digitized by Google

Durch diesen Frieden verlor der König Friedrich Wilhelm alle seine Besitzungen jenseits der Elbe, die Altmark, Magdeburg, Hildesheim, Westfalen, Ostfriesland, Erfurt, das Eichsfeld und Baireuth. Außerdem nahm man ihm noch ganz Südpreußen, Neuostpreußen, einen Theil von Westpreußen, den Kulmer Kreis, die Stadt Thorn, mit [illegible] die Hälfte des Netzedistrictes [illegible] Stadt Danzig, welche mit seinem Umkreis von einer Deutschen Meile zur freien Stadt [illegible]

Außerdem erkannte durch diesen Frieden der König von Preußen den Rheinbund an, und bewilligte den Königen von Holland und Westphalen, den Brüdern Napoleon's, seine Anerkennung, und verpflichtete sich, seine Häfen den Engländern zu verschließen.

Und diesen Frieden erhielt Preußen, wie es ausdrücklich in der Friedensacte hieß, nur aus Achtung für den Kaiser aller Reußen, und um den aufrichtigen Wunsch zu bethätigen, beide Nationen durch unauflösliche Bande des Vertrauens und der Freundschaft zu „verbinden".

Preußen verlor durch diesen Frieden die Hälfte seines Gebietes, und von den zehn Millionen Unterthanen des Königs verblieben ihm nur noch fünf Millionen.

Rußland, das schon einen Tag früher den Frieden mit Frankreich unterzeichnete, gewann durch denselben einen großen Theil von Neuostpreußen, den bisherigen Preußischen Gränzdistrict Bialystock, und bereicherte sich so auf Kosten seines bisherigen Verbündeten. *)

Preußen hatte Frieden geschlossen mit Frankreich! Aber der Genius Preußens, Königin Luise, verhüllte das Haupt und weinte!

---

*) v. Schladen. 265

Napoleon und Goethe.

(Aus L. Mühlbach „Napoleon in Deutschland". **)

Als Napoleon [illegible] von seinem Morgenbesuch bei dem Kaiser von Rußland zurückkehrte, begab er sich in sein Cabinet und ließ sofort den Minister Champagny rufen. Napoleon schritt ihm mit ungewohnter Lebhaftigkeit entgegen, und jetzt [illegible] seinem Stolz

---

*) S. die Note St. 23. S. 339. D. Red.

**) in Erfurt, beim Monarchen-Congreß i. J. 1808. D. Red.

nicht mehr nothwendig erschien, eine Maske vor sein Antlitz zu legen, strahlte dasselbe in triumphirender Freude.

— „Champagny," — sagte er — „Sie werden jetzt nicht mehr nöthig haben, mir zu schreiben. Der Kaiser Alexander hat meine Vorschläge angenommen, und der alte Romanzoff wird sich seine Katzenzunge in den Rauch hängen müssen, wenn sie ihm nicht verderben soll. Für jetzt ist der Länderappetit des Russischen Kaisers mit den Donaufürstenthürmern zufriedengestellt, und er wird auch seinen Minister zur Nachgiebigkeit zwingen. Der alte Starrkopf wird sich erweichen müssen, aber wir werden ihm freilich unsere Versprechungen Schwarz auf Weiß geben müssen! Ich reise heute mit dem Kaiser auf einige Tage nach Weimar, Sie mögen indessen hier mit Romanzoff die Geschäfte fortführen, und den Tractat redigiren. Ich werde Ihnen heute von Weimar aus meine weiteren Instructionen senden!"

— „Und wollen mir Ew. Majestät nicht gnädigst auch Instructionen geben für den Oesterreichischen Gesandten, den Grafen Vincent?" — fragte der Minister — „Dieser Herr bestürmt mich täglich mit Fragen und Anforderungen. Er wünscht sehnlichst eine Audienz bei Ew. Majestät, um endlich aus Ihrem Munde zu erfahren, Sire, daß Oesterreich nichts von Ew. Majestät zu befürchten habe, und daß Ew. Majestät der Freundschaft und Ergebenheit Oesterreichs Glauben schenken!"

— „Ich, der Freundschaft und Ergebenheit Oesterreichs Glauben schenken!" — rief Napoleon mit gerunzelter Stirn — „Ich kenne die Perfidie Oesterreichs, und ich weiß, daß es im Stillen rüstet, um, sobald es mich durch Spanien in Verlegenheit glaubt, sofort mich anzugreifen. Aber ich werde diesen Heuchlern zuvorkommen! Ich werde ihnen mit offenem Visir entgegentreten, und ihnen den Krieg bringen, da sie den Frieden verschmähen! Jetzt, da ich Rußland's sicher bin, fürchte ich Oesterreich nicht mehr, denn mit mir vereint wird Rußland es bekriegen, oder wenigstens doch mich nicht hindern, es zu bekämpfen und zu strafen für seinen Uebermuth. Es lag in meiner Macht die Oesterreichische Monarchie zu stürzen, wie ich die von Neapel und von Spanien gestürzt habe. Ich habe es nicht gewollt, und daß Oesterreich noch existirt, verdankt es mir! Jetzt aber werde ich unerbittlich seyn, und wenn ich jetzt wieder in Wien einziehe, so ist es als Dictator und als Herr, der den Besiegten Gesetze giebt. Oesterreich rüstet, auch Frankreich wird rüsten, und es wird Oesterreich ein zweites Austerlitz bereiten. Sagen Sie dieß in meinem Namen dem Herrn von Vincent. Ich selbst werde an seinen Kaiser schreiben und diesen Brief dem Gesandten mitgeben. Sagen Sie das Herrn von Vincent!"

Er entließ den Minister mit einem raschen Kopfnicken, und begab sich in den Speisesaal, um zu dejeuniren.

Digitized by Google

Das Dejeuner stand bereit, und war an einem runden Tisch in der Mitte des Zimmers aufgetragen. Talleyrand, Berthier, Savary und Daru empfingen den eintretenden Kaiser und begleiteten ihn zu dem Frühstückstisch, nicht um an dem Dejeuner Theil zu nehmen, sondern um, wie Napoleon das liebte, während er aß, ihm [illegible] Fragen zu beantworten, die der Kaiser bald an Den, bald an Jenen richtete. —

— „Nun, Daru?“ — fragte der Kaiser, indem er sich setzte, — „Sie kommen aus Berlin? Wie stehen die dortigen Contributionsgelder?“

— „Ach, Sire, sehr schlecht,“ — sagte Daru achselzuckend — „es wird wahrscheinlich härterer Maaßregeln bedürfen, um die Widerspenstigen zu zwingen, und sie —“

Eben öffnete sich die Thür, der Kammerdiener Constant trat ein, und flüsterte dem Marschall Berthier einige Worte zu.

Dieser näherte sich dem Kaiser, der eben damit beschäftigt war, einen Hühnerflügel mit den Händen zu zerreißen und zum Munde zu führen.

— „Sire,“ — sagte Berthier — „Ew. Majestät haben den Herrn von Goethe um diese Stunde zur Audienz befohlen. Er ist im Vorzimmer und erwartet die Befehle Eurer Majestät!“ —

— „Ah, Herr von Goethe, der große Deutsche Dichter, der Verfasser des Werther!“ — rief Napoleon lebhaft — „lassen Sie ihn sogleich eintreten!“

Constant eilte hinaus, und eine Minute später öffnete er die Thür und annoncirte: „Herr von Goethe!“

Napoleon saß noch an seinem Frühstückstisch, ihm zur Rechten stand Talleyrand, zur Linken Daru, Savary und Berthier. Aller Augen wandten sich jetzt der Thür zu, in welcher eine Männergestalt von imponirender Würde und wunderbarer Hoheit erschien. Schlank, markig und fest, wie eine deutsche Eiche, war die Gestalt; über breiten Schultern und trefflich gewölbter Brust thronte ein Haupt voll großer Schönheit und Erhabenheit, das Haupt eines Fürsten. Das Alter hatte es [illegible] versucht, durch seine Linien und Furchen die unvergängliche Schönheit dieses Gesichtes zu verunstalten, es hatte weder den Liebreiz, noch die edle Würde seiner Züge zu zerstören vermocht. Alle Grazien der Jugend spielten noch um seine feingeschnittenen rothen Lippen, alle Glut eines jungen leidenschaftlichen Herzens, eines feurigen Geistes flammte noch aus seinen Augen, aus diesen großen, schönen Augen, die mit einer stolzen, edlen Ruhe zu dem Kaiser hinschauten.

Napoleon winkte Göthe, mich zu nähern, mit einer Handbewegung, näher zu kommen und aß an seinem Hühnerflügel weiter. Und Göthe folgte dem Wink, sein [illegible] hochaufgerichtetes Haupt mit stolzer Gelassenheit [illegible]. Jetzt stand er ganz nahe

vor dem Tisch, Napoleon gerade gegenüber. Der Kaiser hob den Blick empor, die flammenden Augen der beiden Heroen begegneten sich in einem langen Feuerblick, dann wandte Napoleon sich mit einem Ausdruck freudigen Staunens an Talleyrand, und mit der erhobenen Rechten auf Göthe hindeutend, rief er: „Ah, das ist ein Mann!“ *)

Ein unmerkliches Lächeln flog über Goethe's Antlitz hin, schweigend verneigte er sich.

— „Wie alt sind Sie, Herr von Goethe?“ fragte Napoleon, sich wieder dem Dichter zuwendend.

— „Sire, ich stehe im sechzigsten Jahr“, sagte Goethe ruhig.

— „Im sechzigsten Jahr, und haben noch das Antlitz eines Jünglings;“ — rief Napoleon — „ah, man sieht es, der stete Umgang mit den Musen hat Ihnen die ewige Jugend verliehen!“

— „Sire, das ist wahr,“ — rief Daru — „die Muse Goethe's ist voll ewiger Jugend, Schönheit und Grazie. Deutschland nennt ihn mit Recht seinen größten Dichter und huldigt in gerechter Begeisterung dem Dichter des Faust, des Werther, und so vieler anderer herrlicher Meisterwerke.“

— „Sie haben auch Tragödien geschrieben, nicht wahr?“ fragte Napoleon.

— „Sire, ich habe versucht, Tragödien zu schreiben,“ — sagte Goethe lächelnd — „aber der Beifall meiner Landsleute kann mich nicht verblenden über den eigentlichen Werth meiner Dramen. Eigentliche, in sich abgerundete Tragödien zu schreiben, die den höheren Kunstansprüchen der Poesie und zugleich den Forderungen der Bühne entsprechen, liegt, glaube ich, nicht in der

---

*) Dieses Wort Napoleon's machte damals viel Aufsehen und gefiel den Verehrern Goethes, und dem Dichter selbst außerordentlich, als die höchste und schönste Anerkennung des Dichters, wie ja auch Hamlet als höchstes Lob von seinem Vater nur sagt: „Er war ein Mann, nimm Alles nur in Allem, ich werde niemals seines Gleichen sehn.“ — So auch empfand man und deutete dieß Wort Napoleons: Voilà un homme!“ — Der Graf Reinhardt, mit dem Goethe um jene Zeit in lebhaftem Briefwechsel stand, schrieb darüber an Goethe: „Von Ihnen soll der Kaiser gesagt haben: ‚Voilà un homme!‘ Ich glaub' es, denn er ist fähig dieß zu fühlen und zu sagen.“ Und Goethe antwortete ihm darauf: „Also ist das wunderbare Wort des Kaisers, womit er mich empfangen hat, auch bis zu Ihnen gedrungen. Sie ersehen daraus, daß ich ein recht ausgemachter Heide bin, indem das ecce homo im umgekehrten Sinne auf mich angewendet worden; übrigens habe ich alle Ursache, mit dieser Naivetät des Herrn der Welt zufrieden zu seyn.“ Siehe: Riemer: „Briefe von und an Goethe.“ S. 325.)

Digitized by Google

Befähigung eines Deutschen Dichters. Ich muß wenigstens von meinen Tragödien sagen, daß sie nicht bühnengerecht sind."

— „Sire," — sagte Daru — „Herr von Goethe hat auch den Mahomed Voltaire's übersetzt."

— „Das ist kein gutes Stück," — rief Napoleon lebhaft — „Voltaire hat darin gegen die Geschichte und gegen das menschliche Herz gefrevelt. Er hat den großen Charakter Mahomed's durch die niedrigsten Intriguen, die er ihm unterschiebt, prostituirt. Er hat seinen großen Mann, den die ganze Welt anstaunt, gestaltet hat, handeln wie den elendesten Bösewicht, der den Galgen verdient! — Sprechen wir lieber von Ihrem eigenen Werke! Von Ihren „Leiden des jungen Werther"! Ich habe dieß Werk sieben Mal gelesen, und jedes Mal mit einem großen Genuß, es hat mich nach Aegypten und auf meinen Italienischen Feldzügen begleitet, und es ist daher wohl billig, daß ich dem Dichter meinen Dank sage für die vielen genußvollen Stunden, die ich ihm schulde."

— „Sire, Ew. Majestät haben mich in diesem Moment reichlich dafür belohnt", sagte Göthe, sich leicht verneigend.

(Beschluß folgt.)

Literarisches.

Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von J. Fürst. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Berlin 1858. Verlag von Wilhelm Hertz.

Henriette Herz, zu Berlin am 5. September 1764 geboren, war die Tochter des Arztes de Lemos, eines Juden von Portugiesischer Abkunft aus dessen zweiter Ehe mit einer geborenen de Charleville. Der Vater, in Hamburg geboren, galt längere Zeit für den ersten jüdischen Arzt Berlins. Henriette ward in ihrem 15. Jahre mit dem angesehenen praktischen Arzte Marcus Herz († 1803) vermählt. Schöngeistreich, hochgebildet kam sie mit den bedeutendsten Persönlichkeiten in Verbindung. Aus diesem Umgange und Verbindungen kommen die von ihr als Matrone niedergeschriebenen „Erinnerungen", die zum Jahre 1850, drei Jahre nach ihrem Tode (1847), zum ersten Male erschienen und jetzt in einer neuen Ausgabe dargeboten werden. Neu hinzugekommen ist der letzte Abschnitt „Zeitgeschichtliches", aber auch die übrigen Abschnitte haben Zusätze erhalten, so daß diese Ausgabe des weitverbreiteten Werkes mit Recht als eine vermehrte angesehen werden kann.

Hamburg. Gedruckt in J. D. Heroldt's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.).

1858. 1ster Band. 25stes Stück.

Der Baum am Wege.

Eine Waldgeschichte, von Josef Meßner. *)

„Urkund dessen unsere und zweier erbetenen Zeugen — eigenhändige Unterschrift!“ las in kurzen Absätzen im Schreiben der Gemeindeschriftführer des Dorfes Hummelberg, sonst und nebenbei mit dem schlechtrentirenden Amte des Dorfschullehrers bekleidet, worauf er sich von seinem Sitze erhob, die Feder frisch eintunkte und selbe mit der verbindlichen Aufforderung: „Also unterschrieben, meine Herren!“ den beiden Bauern hinhielt, die seine Rechtshilfe bei der Verfassung des Kaufcontractes über das Bauernstift Nr. C. 6 im Dorfe in Anspruch genommen hatten.

Der Verkäufer unterschrieb als solcher den Contract zuerst, und wenn uns, die wir uns erlauben, dem Unterfertigenden über die Schulter zu gucken, auch nicht der in großen, etwas unbehilflichen Zügen erscheinende Name desselben: Matej Fenzl verrathen hätte, daß derselbe entweder dem Böhmischen Flachlande oder dem nieder dem Walde gelegenen Böhmischen Enclave, „Podlesi“ genannt, angehöre, so hätte dieß doch zur Genüge ein Blick auf Gesicht und Gestalt desselben gethan, die durchwegs den echtslavischen Typus trugen.

Er unterzeichnete ernst und schweigend, legte die Feder nieder und trat beiseite, um dem Käufer, seinem auffallenden Widerspiele, einer ausgeprägt Deutschen Waldbauerngestalt, Raum zur Malerei der vorgeschriebenen drei Kreuze zu geben, welche die Unterschrift des im Schreiben schlecht oder wohl gar nicht Bewanderten zu ersetzen hatten.

---

*) S.: Waldgeschichten von Josef Meßner. Prag und Leipzig, Verlag von J. L. Kober 1858. D. Red.

Digitized by Google

Der Käufer entledigte sich dieser Obliegenheit unter halblautem, vergnüglichem Gekicher, das mehr als zur Genüge verrieth, wie sehr zufrieden er mit dem Abschlusse dieses Kaufes sei; hierauf setzte der Schullehrer seinen Namen sowohl als erbetener Namensunterschrift unter die drei Kreuze, was auch anderseits als Zeuge, welches Letztere auch der gutwillige Nachbar des Käufers that, worauf der Lehrer die besten Glückwünsche an Jedermann mit ungemein wichtiger Miene den Contracthaltern feierlich einhändigte.

— „So, jetzt sind wir in Richtigkeit!“ — sagte er, sich unter pfiffigem Lächeln die Hände reibend — „und jetzt kann ich Euch ohne Gefahr mit meinem herzlichen Glückwunsch sagen. Ihr habt gut gekauft, Lorenz! — Ueberhaupt“ — setzte er vermittelnd dazu — „Ihr könnt Beide zufrieden seyn: der Fenzl hat gern verkauft und Ihr habt gern gekauft; nicht?“

— „So ist es!“ — gab der Verkäufer kurz zur Antwort, legte den Contract zusammen und steckte ihn in die Brusttasche seiner Zwillichjacke — „das Einverleiben besorgt Ihr und ich habe nicht mehr zu thun, als den Kaufschilling zu quittiren. Wann kann ich das Geld haben?“

— „Nächsten Donnerstag, auf einen Heller!“

— „Gut! behüt' Gott derweil!“

Damit verließ der Böhme das Haus des Käufers. —

Er hatte kaum die Stubenthür in's Schloß geworfen und sein schwerer, harter Tritt erklang noch auf den Bohlen, die zwischen den Düngerstellen im Hofraume gelegt waren, als der Lehrer ein unbändiges Gelächter aufschlug. „Nein, hat Jemand schon so einen Narren gesehen? der Böhm ist rein übergeschnappt! Ihr habt tausend Gulden Schein im Sack, Lorenz! gefundenes Geld sag' ich Euch.“ — Und er, die Arme verwundert übereinander schlagend, dem Käufer zu, der sich vergnügt die Hände rieb: „Ja, mein Sel, ich hätt' es selber mein Lebtag nicht gedacht, daß es mir das Fell gerb'n, Andel schlägt; mein Lebtag nicht! — es ist ganz unbegreiflich, daß man zwischen den Grübern als ein [illegible] so viel Geld [illegible] man ihm lassen.“

„Und die heurige Aussaat rein umsonst dazu.“ — ergänzte der Nachbar, „es ist ein Spekulirer, und er muß wissen, was er da speculirt, darum ist überhaupt so [illegible] verkauft.“

Der Lehrer aber schien die Meinung [illegible] „Ich denke — und es ist auch nichts anderes — hinunter in's Böhm.*) ich hab' mir das gleich [illegible]

*) Die Deutschen Umwohner des Böhmerwaldes bezeichnen [illegible] Weiß das Flachland als „Böhm“. Von ihnen kommt der Flachsbau aus dem „Böhm“, der Weizen aus dem „Böhm“ u. s. w.

ich ihn gar so bitterlich weinen sah, als wir sein Weib begraben haben, und wie er von der Zeit an immer wie halbverrückt herumlief droben im Schwarzberg! Ja, es ist nicht anders — ihn leid't es nimmer hier!"

Die beiden Bauern gaben durch ein stummes Kopfnicken zu erkennen, daß sie die Ansicht des Lehrers theilten, der mit wichtiger Miene also fortfuhr: "Er ist überhaupt ein ganz eigener Mensch, der Fenzl, ein echter, verschlagener Böhm'. Ich denk' es noch wie heute, wie er herkam mit der Seligen und seinem Mädel, das damals keine drei Spannen lang war — es wird dieß so ein zehn, zwölf Jahre her seyn! — wie er heute verkaufte, kaufte er damals; ich war bei dem Kaufe, eben auch wegen dem Contract; die ganze Geschichte dauerte keine zehn Minuten: Was verlangt Ihr für den Hof? fragte er den alten Tahler. — Das und das! — Ist das Euer letztes Wort? — Ja! — Patsch! schlug er ein; — das war der ganze Handel!"

— "Woher ist denn die Selige eigentlich gewesen?" fragte nach einer Pause der Nachbar.

— "Von Droben her, von Möhrengarten; sie war aus einem großen Hof, und soll einmal viel Geld gehabt haben, obwohl er gerad nicht mehr viel davon herbrachte; denn der Tahler mußte an die drei tausend Gulden auf dem Hofe stehen lassen!"

— "Und dann hat er die Grundablösung zahlen müssen", setzte der Nachbar hinzu.

— "Hm! es bleibt ihm doch ein schön Stück Geld. Schad' um ihn, wenn er wegzieht!" — meinte Lorenz — "eigentlich nicht um ihn, denn er ist ein zuwiderer, mürrischer Dingerich, aber um das Geld, das sein Mädel einmal allein gekriegt hätte, sie ist ein bildsauberes Dirnl, die Nanni — oder Anna, wie er sie auf Böhmisch heißt — —"

— "Ah ja; und anstellig und arbeitsam!" — ergänzte der Nachbar — "die wär' keine uneb'ne Braut für mein' Bub'n! —"

Der Lehrer nickte lächelnd und fuhr mit der weißen Hand über sein glatt rasirtes Kinn. "Das glaub ich! die sticht auch andern Leuten in die Augen — aber sie ist ein verzwickt hoffährtiges Ding! das hat sie von dem Vater. — —"

Dieser hatte indeß längst die Dorfgasse hinter sich. Er schritt jedoch nicht seinem, inmitten der zugehörigen Gründe belegenen, einsam stehenden Gehöfte zu, sondern ging bergan und auf einem wenig begangenen, nur von halbverwachsenen Radgeleisen als Holzweg bezeichneten Pfade waldeinwärts, immer höher, bis er, auf einer abgetriebenen Blöße angelangt, das zu seinen Füßen am Berghange liegende Pfarrdorf mit dem Kirchlein und dem Friedhofe daran frei übersah.

Mit einem tiefen, schweren Seufzer setzte er sich auf einen bemooften und verwitterten Baumstrunk nieder, der hart an einer

Digitized by Google

verkrüppelten, sonderbarer Weise dicht an dem Wege stehen gelassenen Kiefer stand, und schaute, den Kopf in beide Hände gestützt, lange trüben, traurigen Blickes in die grüne, freundliche Landschaft hinab, die ihm trotz aller Frühlingspracht die, erhöht vom [illegible] darüber ausgebreitet lag, dennoch nur ein dunkler, kalter Schreckenshaufe dürfte, aufgerichtet über der Grube, in die sie sein Liebstes eingescharrt — sein Weib — [illegible]

— „Nun, das wäre auch geschehen!“ — flüsterte er endlich leise vor sich hin — „eins kommt noch, das Schwerste, der Abschied von dir, mein armes Kind — für immer! alles andere ist leicht, und dann — ist es vorüber!“ — sein Blick hing, als diese Worte sich langsam von seinen Lippen stahlen, mit gedankenloser Starrheit an der grünen Thalfläche vor ihm und auf seinem bleichen Antlitz lag jene marmorne ekstatische Ruhe, wie man sie so häufig über die Züge von Menschen gebreitet sieht, die nach dem gewöhnlichen Ausdrucke mit sich fertig sind.

Er sprach nichts mehr; aber die Sonne war längst zwischen den spitzen Hörnern des Schreinerberges versunken und hinter und unter ihm hatte der Wald längst leise flisternd das Lied zu singen begonnen, das er allabendlich tönen läßt, wenn des Tages Stimmen verklungen; er saß noch immer, unverwandten, trüben Blickes in das Flonitzthal hinabstarrend, das allmählich die Nebel und Schatten der Nacht in Dunkel zu hüllen begannen.

Endlich erhob er sich und wandte sich zum Heimgange; doch als sein Blick auf die Kiefer fiel, unter deren Zweigen er gerastet, zuckte sein erhobener Fuß zurück, und als ob er sich bereiten wollte, eine verabsäumte Pflicht zu erfüllen, als ob er einem lieben Freunde den Abschiedshandschlag zu geben vergessen hätte, legte er seine rauhe Hand lind auf den moosbehaarten Stamm des Baumes — dann schritt er rasch thalab zu seinem einsamen Gehöfte zu. —

[illegible]

— „Aber Väterchen, wo bleibst Du denn so lange? den ganzen geschlagenen Tag kriegt man Dich nicht zu sehen! Sogar der Storz*) macht schon ein verdrießliches Gesicht und ernsthafte Miene, Reinhart zuzureden; dann fürchte Du meine Küche!“

Dieß [illegible] eine frische, silberreine Mädchenstimme aus der Haustür dem Heimkehrenden in kurzen [illegible] entgegen, die in dieser reindeutschen Umgegend wohlgefallen zu hören wären, in Böhmischer Sprache nämlich.

Und ihnen nach kam in [illegible] kurzen Sprüngen die

*) Eine Art von Polenta, aus Mehl und Kartoffeln gemischt, beim Landgericht der Waldbauern.

Urheberin derselben, die bildhübsche Tochter des Bauers, die Anna, wie sie nach der Meinung des Lorenz auf Böhmisch hieß.

Der Bauer streifte sein liebliches Kind mit einem unnennbar zärtlichen und dennoch gar seltsamen Blicke, zog dessen Arm mit freundlichem Lächeln durch den seinen und betrat also die große, lichte Stube, die, abweichend von der hierlandes üblichen Weise, statt durch kleine holzgerahmte Luken, durch hohe, gemauerte Fenster Licht und Luft erhielt.

— „Und was ich mich schon abstudirt habe," — plauderte Anna weiter, während sie aus der schwerfälligen Tischschublade das Leinwandtischtuch und Eßzeug hervorholte — „denk' Dir nur, Heger's Franz hat mir vor einer Weile an's Fenster geklopft und hineingerufen, daß Du — nein, ich sag's gar nicht, es ist ja so erlogen — —"

— „Was denn, mein Herzchen! was hat er Dir denn gesagt?"

— „Daß — daß Du den Hof verkauft hast und wegziehen willst!"

— „Und wenn er nicht gelogen hätte?"

— „Ach geh! das kann nicht seyn!"

Der Bauer sah sein Kind ernst an und trat mit verschränkten Armen näher an dasselbe: „Es ist so, Anna! ich habe Haus und Gründe verkauft, und nur noch einige kurze Tage wölbt sich dieses Dach als ein heimatliches über unseren Häuptern!"

— „Aber — warum — —?" fragte stotternd und erbleichend das Mädchen, und ihr helles, blaues Auge füllte sich mit Thränen.

— „Warum? — frage die Schwalben, warum sie ihre Nester in den gastlichen Hütten des Waldgebirges verlassen, wenn die vergilbten Buchenblätter fallen und der kalte Nordwind die alten Baumriesen schüttelt auf den Bergen! — Warum? — draußen drängt und hastet sich freilich alles Wesen zu grünen, zu knospen und zu blühen, und in Kurzem wird von den tiefsten Schluchten des Flonitzthales an bis über die höchsten Spitzen des Schreiners, in und auf denen noch unlängst die kalte Schneedecke des Winters lag, sich der Blütenmantel des sonnigen Frühlings breiten — aber mein Frühling ist vorbei! mein Winter ist angebrochen, als der nimmermüde, unerbittliche Ackersmann, der Tod, im Thale unten die tiefe Furche zog, in die sie mein geliebtes Weib, Deine arme Mutter hineinlegten! drum laß uns fort — weit fort! drum!"

Es war nicht irre, was er sprach; er hatte auch sonst zu Zeiten inniger Herzergießungen die Hand seiner Tochter an sein leidenschaftlich pochendes Herz gedrückt und seinen Blick tief versenkt in die Strahlenaugen seines Herzenskindes: aber diese seltsame, sonderbar schwungvolle Sprache, dieses krampfhafte Drücken seiner Hände, dieser unergründlich dunkle, unheimliche Blick — —

Digitized by Google

Anna zog ihre bebenden Hände furchtsam aus den sie umklammernden ihres Vaters und wich scheu von ihm zurück — ihr graute vor ihrem Vater und ein gedrängnißvoller Trieb drängte sie, um Hilfe zu rufen, doch ihre schwere Zunge versagte den Dienst, und in stets wachsender, unerträglicher Angst zusammengekauert, harrte sie [illegible]

— „Was ist Dir Kind? — sollte Dir [illegible] sehr an diesem grünen Waldflecke?“ fragte der Bauer [illegible] ruhig mildem Tone und zog sein Kind sanft neben sich nieder auf die Ofenbank.

Anna antwortete nicht, aber ihr Zittern und leises Weinen nahmen das Wort für sie und — der Bauer, wie es schien zu einem plötzlichen Entschlusse gekommen, sprach mit gedämpfter Stimme, sein Kind enger an sich ziehend: „Höre, Anna! ich will Dir erzählen, was Du wissen mußt, um zu begreifen, was und warum dieß Dein Vater thut. Höre aufmerksam zu und unterbrich mich nicht. — —“

Das Mädchen sah stillweinend und bleich wie ein Marmorbild vor sich nieder und der Bauer begann:

— „Wie es hierherum bei den Bauern gebräuchlich ist, deren Verkehr sich über ihre Sprachgränzen erstreckt und der unerläßlich die Kenntniß der beiden Landessprachen bedingt, ward auch ich, ein stockböhmischer Junge, von meinem seligen Vater, der tief unten im Lande, gegen Wollin zu, haus'te, in Tausch, oder wie man sagt auf den Wechsel gegen den stockdeutschen Sohn eines seiner bewährtesten, langjährigen Geschäftsfreunde gegeben; er war ein Getreide- und Siebreifenhändler in Möhrengarten an der Bayrischen Gränze, dein Großvater, Anna. — Während der Bruder deiner Mutter, der bei meinem Vater war, in Böhmen unten mit Pferden umzugehen, mit dem Wendepfluge zu ackern, den Klee auf hoch aufgethane Art in Hüten aufzuschlagen und was es sonst noch für Eigenheiten im Böhmischen gibt nebst der Böhmischen Sprache, lernte ich nach Herzenslust den Eigenthümlichkeiten der Waldgegenden wohl vertraut, [illegible] mit Ochsen im Joch, [illegible] Pferd, Stroh und Heu, lernte die Bäume benennen, sie [illegible] Deutschen und nebenbei Deutsch. Nach fast [illegible] gelang mir ohne besonderen Aufen, daß mir gering wurden, wo es Zeit war, [illegible] heimzunehmen. An einem Herbsttage, in den Ernte waren vorüber, [illegible] Beide bereits Burschen, [illegible] die Bäume zum [illegible] angesetzt. Ich könnte nicht sagen, daß mir der Abschied von Möhrengarten weh gethan hätte, obwohl ich [illegible] Dorfleben [illegible] lieb gewonnen hatte, besonders, da [illegible] das

[illegible]

[illegible] Sprachengrenzen der Schwan

Flößen im Sommer und das lustige Holzverführen im Winter. Anders schien es mit dem Sepp zu stehen, dem Bruder deiner Mutter, der bei meinen Leuten gewesen war. Er hätte es mir nicht zu sagen gebraucht, ich hatte es in der ersten Stunde weg: er hatte sein Herz an meine Schwester verloren. — Nun da war leicht zu helfen: er war um fünf Jahre älter als ich — deine Mutter war seine Zwillingsschwester — mein Vater war gerade auch nicht arm: es dauerte nicht lange, so ging das Handeln an, wie es bei Bauernheirathen üblich ist; von Jahrmarkt zu Jahrmarkt ward auf beiden Seiten zugegeben oder nachgelassen, zur Kirchweih darauf fuhr der Sepp mit seinem Alten hinunter zu uns um's ‚große Wort', und in der zweiten Faschingswoche führte er meine Schwester nach Möhrengarten heim als sein Weib. Die Alten zogen natürlich in's ‚Stübel'. *) — Obwohl sie mich daheim auch schon anfingen, hin und wieder zu verheirathen, ließ ich mich das wenig anfechten, und lebte lustig und ledig fort, bis auf einmal etwas geschah, was Alles änderte. Es kam die ‚hitzige Krankheit' (Typhus) hinauf in den Wald und — der Sepp und sein Weib starben beide daran — innerhalb vier Tagen." —

Bis hierher hatte der Bauer mit leiser, monotoner Stimme erzählt, wie man etwas tausendmal Gesagtes und Gedachtes aufzusagen pflegt. Hier aber hielt er plötzlich ein und fuhr rasch mit der Hand nach der gefurchten Stirn, als ob er sich mühsam auf etwas besinne, worauf er mit fast tonloser Stimme fortfuhr: „Jetzt kommt es, Anna, das, was du noch nie gehört hast, was deine Mutter, mein braves, edles Weib mit sich in die Grube nahm, die es nicht treuer bewahren kann, als sie es bewahrte in ihrem starken Herzen; jetzt kommt es, was mich mit Dir, einem zarten Kinde, die Stätte verlassen hieß, an der deine Wiege stand und was mich auch heute wieder forttreibt von hier, nur daß ich heute das allein tragen muß, was damals deine Mutter getreulich mit mir trug: denn dein junges Herz damit zu belasten, halte ich für Sünde! — Höre!"

Und Anna horchte; sie sah nicht auf und nach ihm; stieren Blickes schaute sie vor sich hin in die dunkle Stube, die nur von Zeit zu Zeit das knisternde Aufflackern des verlodernden Kienes auf dem offenen Heerde kurz und grell erleuchtete: aber sie sah mit dem Auge des Geistes, tiefgebeugt die dunkle Gestalt neben ihr, wie grauenhaft bleich des Vaters Antlitz, wie trübe sein Auge; sie hörte jeden Schlag seines stürmisch klopfenden Herzens, und hörte seine tiefe, traurige Stimme. — — —

— „Es war ein Kind dageblieben, ein Knabe, von Rechtswegen der Erbe des Bauernstiftes. Das plötzliche Sterben der beiden Wirthsleute brachte Alles in heillose Verwirrung, und es

*) Die Wohnung der Ausgedinger.

Digitized by Google

that Noth, daß eine kräftigere Hand da Ordnung mache und halte, als die des alten, bereits kindisch gewordenen Ausnehmers. Ich mußte hinauf nach Möhrengärten und führte die Wirthschaft so ein halbes Jahr, als auf einmal unsere Alten alle sammt mit dem Vorschlage über mich kamen, die Regi (Regina), deine Mutter, auf die halbe Wirthschaft zu bekommen. Das Ding ging an und machte sich schnell; wir heiratheten. — Was ich jetzt weiß, wußte ich damals nicht — es kümmerte mich auch wenig, daß Deine Mutter mich liebte, seit langem. Ich hatte mich eben verheirathen lassen und hatte weder etwas dafür noch dawider, obgleich die Regi älter war, als ich. — Hörst Du Anna? jetzt kommt's!«

Anna nickte stumm mit dem Kopfe.

— »Das Kind meines Schwagers fing plötzlich an, auffallend schlecht zu werden und — plötzlich starb es; an der Auszehrung sagten die Leute anfangs, aber nur anfangs, Anna« — bei diesen Worten drückte die schwielige Hand des Bauern den Arm seiner Tochter so krampfhaft zusammen, daß es ihr einen leisen Angstschrei erpreßte — »sei ruhig! ich sage anfangs sprachen sie so, — dann sagten sie, ich hätte — das Kind — vergeben *), um allein Besitzer des Stiftes zu werden.«

Anna fuhr auf, als hätte ein Blitzstrahl neben ihr niedergeschlagen; und einen Blick, nur einen kurzen Blick warf sie auf das grambleiche Gesicht ihres Vaters, das sich voll Trauer, aber halb offen zu ihr emporwandte, dann sagte sie kurz und bestimmt ein Wort, ein armes, kleines Wort: »Nein!« aber es mußten geheimnißvolle Schätze aufgehäuft liegen in diesem armen, kleinen Worte, denn der alte Mann, in dessen Herz es fiel, wiederholte es voll jubelnden Dankes viel und vielmals und er weinte dabei vor Freuden.

— »Höre!« — fuhr er endlich wieder fort — »deine Mutter ging zu der Zeit mit Dir gesegneten Leibes. Ich ging mit mir zu Rathe und beschloß nach ihrer Niederkunft den Hof in Möhrengarten zu verlassen und fort, weit fort zu ziehen, wo uns Niemand kennt, um dem furchtbaren, unfaßbaren Gespenste zu entfliehen, dem Gerichte. — Hätte ich es gleich gethan! wärest du auf der Flucht geboren worden, du armes Kind der Schmerzen! — Qual kannst zu böser Sünde auf die Welt, mein Kind! Sie brachte ein Mißjahr ein, und darauf kam ein Hungerjahr, und als das dritte kam, hatte es einen bösen, ungeheuren Gast in den Wald mitgebracht — einen gar schrecklichen, heimtückischen — den Hungertyphus. Angst um dich, Furcht überhaupt steigerte unser Mißbehagen zu dem Aeußersten, zu der Legende, wo man aus verdächtigte und offen mied, wir fährten den Hof los, ob-

*) Vergiftet.

wohl mit bedeutendem Schaden; denn seit zwei Jahren war kein Grund weder gedüngt noch angebaut worden, da uns sowohl Viehfutter als Saatkorn fehlte. Wir zogen hieher und kauften diesen Hof. — Das, mein Kind, ist alles, was bis zum Tode deiner Mutter geschehen ist; was aber nicht geschah, was mein Herz verbrennt und verzehrt mit hölliſcher Glut, das ist — daß ich lieblos und kalt all' die Jahre herging neben deiner Mutter, der armen Kreuzträgerin, daß ich ihr großes, starkes Herz, das sich dürstend nach Liebe und Vertrauen dem meinen aufthat, erkalten ließ, bis es alle seine Schatzkammern verriegelte in bitterem Leide und sie mir nie mehr erschloß, als bis dieß seine letzten Schläge that — für mich — als es brach! — — Drum fort!«

Und weiter sprach er nichts mehr. Mit tief gesenktem Haupte und krampfhaft gefalteten Händen saß er da, ein Bild echter tiefer Trauer; erst als er leise wie Flaum um seinen Nacken gelegt die warme Hand seines stillweinenden Kindes fühlte, löſ'te er die verschlungenen Hände, um dieß enger an sich zu ziehen; und so lehnten sie an einander in schweigender Trauer. —

Die Herdglut war längst verloht und erstorben, die Stube tiefdunkel und keine Spur von Leben in ihr, als das leise, geschäftige Ticken der Wanduhr.

Als Anna Morgens erwachte, fand sie sich in ihrem Bette, müde und matt, wie nach einem wüsten Traume. Der Vater war zeitig in die Stadt hinabgegangen; zum Advocaten«, richtete ihr der Hofknecht aus.

* * *

(Beschluß folgt.)

Napoleon und Goethe.

(Beschluß.)

— »Ihr Werther ist in der That ein Werk voll herrlicher Poesie,« — fuhr Napoleon fort — »es ist eine große Lebensanschauung und derjenige Lebensüberdruß darin, den alle edel begabten und hochangelegten Naturen empfinden müssen, wenn sie aus der reinen Sphäre ihres Wesens heraus und in Contact mit der Welt treten müssen. Sie haben mit hinreißender Glut und Beredsamkeit die Leiden Ihres Helden zu schildern verstanden, und niemals ist wohl eine zugleich kunstvollere und leidenschaftlichere Analyse der Liebe gegeben worden, als Sie es im Werther gethan haben. Nur sind Sie sich nicht ganz getreu geblieben und

Digitized by Google

zuweilen haben Sie die Motive des gekränkten Ehrgeizes und der leidenschaftlichen Liebe mit einander vermischt. Sie lassen Ihren Helden nicht bloß an der Verzweiflung seiner Liebe sterben, sondern auch an seinem gekränkten Ehrgeiz, und Sie sagen es ausdrücklich, daß die Zurücksetzung, die er in seinem amtlichen Verhältnisse erfahren, die eine offene Wunde war, die immer blutete, die niemals heilte, und daß er sie selbst noch in Gegenwart der Frau, die er so leidenschaftlich liebte, *) Das ist nicht naturgemäß, und schwächt bei dem Leser die Vor-

*) Daß dieß der Tadel war, den Napoleon über „Werther's Leiden" aussprach, ist erst neuerdings durch fleißige Forschungen und Vergleichungen zu Tage gefördert, namentlich ist es in dem kleinen geistvollen Werk: Entrevue de Napoleon I. et de Goethe, suivi de Notes et Commentaires par S. Sklower" bis zur Evidenz bewiesen, und wird auch durch den Kanzler Friedrich von Müller in seinen „Erinnerungen aus den Kriegsjahren von 1806—1813„ bestätigt. Goethe selbst beobachtete anfangs über die ganze Unterredung ein tiefes Schweigen; erst nach zwanzig Jahren konnte er durch die dringenden Bitten des Kanzlers von Müller bewogen werden, Etwas über seine Unterredung mit Napoleon niederzuschreiben. Diese Aufzeichnung Goethe's findet sich im 20. Band seiner nachgelassenen Werke, und ist noch immer ungenügend genug. Goethe sagt darin nur ganz im Allgemeinen: „Nach mehren sehr treffenden Bemerkungen machte er mich auf ein Mißverhältniß in dem Buch aufmerksam und fragte rasch, warum haben Sie das gethan? Es ist unnatürlich." — Was dieß „Mißverhältniß" betraf, darüber äußerte sich Goethe niemals genau, nur gegen den Kanzler von Müller äußerte er einmal mit Bestimmtheit, daß dieß Mißverhältniß, welches Napoleon getadelt, darin bestanden, daß er nicht an der Liebe allein, sondern auch am gekränkten Ehrgeiz ihn vergehen lassen. „Goethe hatte aber, sagt Herr von Müller, die wahre Begründung dieses Napoleonischen Tadels so richtig und scharfsinnig [illegible] gegen mich mit dem Gleichniß eines [illegible] Wundarztes verglich, der an einem [illegible] Schaden, wo [illegible] Verband sogleich bei [illegible] verdeckte Naht [illegible]." (Siehe: Erinnerungen aus den Kriegsjahren" S. 226). [illegible] äußerte sich in- [illegible] Napoleon speciell [illegible] Stelle, wo [illegible] Allgemeinen [illegible] [illegible] [illegible]

stellung von dem übermächtigen Einfluß, den die Liebe auf Werther gehabt. Warum haben Sie das gethan?"

Göthe blickte den Kaiser einen Moment fast betroffen an; dieser ungewohnte Tadel und die rasche entscheidende Frage hatten ihn gleich sehr überrascht, und den Deutschen Dichterheros für einen Augenblick in seiner stolzen Sicherheit gestört.

— „Sire," — sagte er nach einer kleinen Pause — „Ew. Majestät haben mir da einen Vorwurf gemacht, den mir noch Niemand bis jetzt gemacht hat, und ich gestehe, daß er mich überrascht. Aber ich gestehe auch, daß er gerechtfertigt ist, und daß ich ihn verdient habe. Indeß darf es einem Dichter zu verzeihen seyn, wenn er sich mitunter eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bedient, um eine gewisse Wirkung hervorzubringen, die er auf einfachem, natürlichem Wege nicht glaubt hervorbringen zu können!"

Napoleon nickte leise mit dem Haupt. „Ihr Werther ist eine Tragödie des Herzens, wie es keine zweite giebt," — sagte er — „und nachdem ich ihn gelesen, bin ich überzeugt, daß Sie dazu berufen sind, Tragödien zu schreiben, denn die Tragödie bleibt doch immer die größte Aufgabe des größten Dichters. Die hohe Tragödie war daher auch zu allen Zeiten die Schule der großen Männer. Die Pflicht der Fürsten ist es, sie zu pflegen, zu belohnen und zu verbreiten. Es ist, um sie richtiger beurtheilen zu können, nicht nöthig, daß man selbst Dichter sei, sondern es bedarf dazu nur der Kenntniß der Menschen, der Dinge und der höheren Bildung. Die Tragödie durchglüht die Seele, erhebt das Herz, und kann, oder vielmehr muß Helden schaffen. Ich bin überzeugt, daß Frankreich zum guten Theil seine Helden den Werken Corneille's dankt. Hätte er zu meiner Zeit gelebt, würde ich ihn zum Fürsten gemacht haben. *)

— „Ew. Majestät zieren soeben sein Gedächtniß mit einer Fürstenkrone," — sagte Goethe lächelnd — „gewiß auch hätte Corneille diese verdient, denn er war ein Dichter im edelsten Stil, und zwar ein Dichter der neuen Cultur. Niemals läßt er seine Helden an dem einst so beliebten Schicksal sterben, sondern allemal tragen sie den Keim ihres Todes oder ihres Verderbens in sich selber; es ist ein naturgemäßer, organischer Tod, kein künstliches Machwerk, kein Schicksalstod, dem nicht zu entrinnen ist.

— „Lassen wir die Schicksalstragödien der Alten," — rief Napoleon lebhaft — „sie haben einer dunkleren Zeit angehört. Was will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal, das Trauerspiel muß auch die Lehrschule der Staats-

*) Napoleon's eigene Worte. Siehe: Las Cases: Mémorial de St. Helène. Quartausgabe. S. 73.

Digitized by Google

männer und Politiker seyn. Das ist das Höchste was der Dichter erreichen kann. Sie, zum Beispiel, Sie sollten den Tod Cäsar's schreiben; Sie scheinen mir dazu berufen, und würden ihn erhabener, großartiger, als Voltaire darstellen. Das könnte die schönste Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie regieren hat, und wie Alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihn hätte gewähren lassen, seine hochsinnigen Plane auszuführen.*) Was meinen Sie dazu, Herr von Goethe?"

— „Sire," — sagte Goethe mit einem feinen verbindlichen Lächeln — „ich möchte lieber das Leben und den Ruhmeslauf Cäsar's schreiben, und dazu wenigstens würde es mir an einem begeisternden Vorbild nicht fehlen!"

Seine großen leuchtenden Augen trafen sich mit denen des Kaisers, und in einem langen tiefen Blick begegneten und verstanden sich die beiden Heroen. Beide lächelten sie.

— „Sie sollten nach Paris kommen," — rief Napoleon lebhaft — „ich fordere es durchaus von Ihnen! Dort giebt es größere Weltanschauung! Dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Muse finden."

— „Ew. Majestät sorgen dafür, daß die Dichter jetzt, wo sie auch seyn mögen, überreichen Stoff für ihre Muse finden," — sagte Goethe, nicht mit der Ehrerbietung eines höflichen Schmeichlers, sondern mit der lächelnden Ruhe eines Fürsten, der Andern eine Gunst und Auszeichnung gewährt.

— „Ich bleibe dabei, Sie müssen nach Paris kommen," — wiederholte Napoleon — „wir wollen uns dort wiedersehen!"

Goethe, der seine Hofmann verstand diesen leisen Wink und trat einige Schritte zurück.

Napoleon wandte sich von den eben eintretenden Marschall Soult mit einer lebhaften Frage.

Goethe zog sich ohne weitere Ceremonie nach der Thür zurück. Die glühenden Augen des Kaisers folgten der hohen, stolzen Gestalt, und als Goethe jetzt die Thür öffnete und hinausschritt, wandte sich Napoleon zu Berthier und wiederholte noch einmal seinen bewundernden Ausruf: „Voilà un homme!"**)

*) Napoleon's eigene Worte. Siehe F. v. Müller's Erinnerungen &c. S. 240.

**) Erinnerungen aus den Befreiungskriegen &c. von Fr. v. Müller. S. 211.

Eine Amerikanische Eisenbahn.*)

In Deutschland und Europa baut man die Eisenbahnen durch die cultivirtesten Gegenden. Man macht Umwege und Krümmungen, um die Städte und Dörfer ringsum nicht zu umgehen, und je mehr Menschen am Wege, um so einträglicher macht sich das Geschäft. — In Amerika ist das Ding anders. Eine Amerikanische Eisenbahn führt durch Strecken, wohin noch keines Menschen Fuß gedrungen, wenn man die Indianer nicht etwa auch zu den Menschen rechnet. Sie wird gebaut, nicht um dicht bevölkerte Gegenden einander näher zu bringen, sondern um Bevölkerung in menschenleere Räume zu schaffen. Durch den Urwald, über Sumpf und Moräste, über Flüsse, die noch keine Brücke gesehen, führt sie, und die Hände erst, die die Bahn bauen, bringen menschliches Leben in eine Gegend, wo vor wenigen Jahren nur der Hirsch und der Biber oder der einzelne Jäger zu sehen war. Die Amerikanische Eisenbahn ist nicht das Erzeugniß der fortgeschrittenen Cultur, sie ist die Vorläuferin der Cultur.

Sie kommt nicht allzuhoch zu stehen, eine solche Bahn. Kleine Unebenheiten sind kein Hinderniß; zur Noth fährt man auch über kleine Berge. Auch mit der Grundlage der Bahn braucht man nicht allzuviel Federlesens zu machen. Wenn auch eine Schwelle hie und da einsinkt, wenn's auch ein Bißchen wackelt und rumpelt und stößt, das genirt den Amerikaner nicht. Wenn's nur vorwärts geht! — Die Brücken über Moräste und Flüsse, sogar über kleine Meeresbuchten, kosten auch nicht viel Kopfzerbrechens. Man schlägt Pfähle ein, legt die Schienen darüber und — fertig ist die Bahn. Geländer oder sonstige Sicherheitsmaßregeln sind Nebensache. — Sie darf aber auch nicht zu viel kosten, die Eisenbahn! Denn das Geld, das sie kostet, wird nicht etwa durch den Menschen- und Waarenverkehr wieder eingebracht, ein solcher ist vor vielen Jahren nicht zu erwarten; nein, durch die Eisenbahn selbst, durch das Land, welches sie durchläuft, müssen ihre Kosten ersetzt werden. Dieses Land, viele Meilen weit rechts und links von der Bahn, hat die Gesellschaft, welche die Bahn baut, vom Staate zum Präsente erhalten. Es lag die Zeit her wüst und öde, und trug dem Staate Nichts ein; jetzt aber wird es der Einwanderung geöffnet. — Große Annoncen stehen in den Zeitungen, Annoncen über die Fruchtbarkeit des Landes, Annoncen über die Städte, die allda gegründet werden, nebst den vollständigen Planen derselben, Annoncen über die Vortheile, die den Einwanderern gewährt werden. Freilich fertig ist noch Nichts. Hier wird z. B. eine Stadt „Rom-

*) Griesinger's „Lebende Bilder aus Amerika." D. Red.

Digitized by Google

genannt, dort „Paris“, an einem andern Fleck „London“, und wenn du hinkommst und dich begierig nach dem langen Wandern in der Wildniß nach der „Stadt“ umschaust, so findest du eine Lichtung in den Wald gehauen und an einem alten Baume hängt eine Tafel mit den Worten: „London, Paris, Wien, Rom.“ Das [illegible] Ansiedler kommen doch, denn sie bekommen das Land zu einem billigen Preis, sehr billigen Ansatz und die Eisenbahn sichert ihnen den Absatz ihrer Erzeugnisse. Je mehr Ansiedler kommen, desto mehr steigt der Landpreis und das Land ist bald zehn und zwanzig Mal so viel werth, als vor wenigen Jahren. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo die Eisenbahngesellschaft Geld macht! — Die ersten Ansiedler, denen man das Feld halb schenkte, waren nur die Lockvögel.

Die innere Einrichtung der Amerikanischen Eisenbahn ist eine äußerst commode. Prächtige Wägen und prächtige Sitze darin. Für alle Bequemlichkeit ist gesorgt. Wasser ist da zum Trinken; Oefen sind da zum Heizen. Ein Rauchsalon ist da für Cigarrenliebhaber und ein „geheimes Gemach“ für alle Fälle. Besonders auf die schöne Welt ist Rücksicht genommen. Ihre Sitze sind so eingerichtet, daß sie sich darin, wie in einem Großvaterstuhle, zurücklehnen können. Der Boden ist mit Teppichen, die Wände mit Spiegeln versehen. Und Alles für den geringen Preis von einigen Groschen per Stunde! Und kein Rangunterschied, nur Eine Wagenklasse! Der Vornehme, wie der Geringe, der Reiche, wie der Arme zahlt Einen Preis! — Doch — der hinkende Bote kommt nach.

Man wird doch den feinen Amerikanerinnen nicht zumuthen wollen, daß sie in Einer Classe, in Einem Wagen mit den schmierigen Irländern, mit den ungehobelten Deutschen, den Bauernlümmeln fahren? D'rum haben die Herren Amerikaner den Emigrantenzug erfunden. — Es ist eine gar weise Einrichtung. Alles zum Wohl der frischangekommenen Irländer und Deutschen! Allerdings besteht der Emigrantenzug meist aus Wagen, die sonst zum Transport von Vieh gebraucht werden; allerdings werden die lieben Emigranten in diesen Wagen auch zusammengepackt, wie das liebe Vieh, allerdings braucht der Emigrantenzug immer die doppelte und dreifache Zeit, wie ein andrer Zug, und die Mitfahrenden haben die noch Vergnügen, ausgepackt und auf Landboden weiter schaffen zu werden, und sie manchmal [illegible] müssen, um vorwärts zu kommen; allerdings [illegible] durch den langen Aufenthalt unterwegs große Kosten mit der [illegible] Zuge verbunden; aber [illegible] für den Emigranten denn es gleich Gelegenheit hat, [illegible] Land zu besehen und [illegible] zu orientiren. Ihr [illegible] der Emigrantenzug in seiner Fahrtdauer um den vierten, vielleicht auch um den dritten Theil wohlfeiler, als der Expreßzug, — das nicht Erleichterung genug.

um das Bißchen ſchlechter und länger Fahren wieder auszugleichen? —

Sonderbar! Die Bahn iſt ſchon lange fertig; die Ländereien rechts und links ſind verkauft; die Frachten mehren ſich mit jedem Tage; die Eil- und Emigrantenzüge ſind faſt immer mit Menſchen vollgepfropft, und doch — will der Ertrag der Bahn nicht zunehmen! Ja die „Stocks“ oder die Actien, wie man's ſonſt nennt, haben eher eine Neigung zum Fallen, als zum Steigen. Noch einige Jahre und es zeigt ſich zum Schrecken aller Actionäre, daß die Bahn nicht ertragsfähig iſt! — Die Actieninhaber fluchen; ſie ſtellen neue Berechnungen und einen neuen Caſſier an; aber Alles hilft Nichts, die Bahn trägt keine Dividende, ſie trägt kaum Zinſen, ſie hat zu viel gekoſtet! — Der Kuckuk hole die Wirthſchaft! Die Directoren und der Präſident der Bahn aber lachen in ihrem Innern, ſie haben ihr Schäfchen im Trocknen; denn ſie haben die Ländereien verkauft, und den Kaufpreis gemacht; ſie haben die Bahn gebaut und die Baukoſtenrechnung geſtellt; ſie haben gehandelt und nicht zu ihrem Nachtheil gehandelt, und noch Beſoldung dafür bezogen, ein Präſident z. B. ſelten unter 25,000 Thalern, dieſelbe Beſoldung, wie der Präſident der Vereinigten Staaten! — Glaubt ja nicht, daß die Bahn nicht ertragsfähig iſt; ſie war es ſtets, aber nicht für Alle, ſondern nur für Wenige, die Directoren! In Deutſchland würde man vielleicht dieſe „Wenigen“ in's Zuchthaus ſperren; in Amerika nennt man ſie „ſmart“ und lacht die Actionäre aus und damit hat die Geſchichte ein Ende. Das Publikum aber kümmert ſich nicht nagelsgroß um die ganze Geſchichte, wenn nur die Bahnzüge zu richtiger Zeit abgehen.

Doch nicht bloß in der Ertragsfähigkeit, — die Hauptbevorzugung der Amerikaniſchen Eiſenbahn liegt in ihrer Sicherheit?! — In Deutſchland denkt man nicht daran, daß ein Unglück paſſiren könne, wenn man ſich in einen Bahnzug ſetzt. In Amerika macht man vorher ſein Teſtament und ſucht einer Lebensverſicherungsgeſellſchaft beizutreten. Unter zwölf Eiſenbahnunfällen, die auf der ganzen Erde vorkommen, ſind immer eilf auf Amerikaniſche Rechnung zu ſetzen. Kein Wunder, wenn die Lebensverſicherungs-Geſellſchaften in neuſter Zeit „Eiſenbahnreiſende in Amerika“ nicht mehr annehmen wollen! — Solche Kleinigkeiten, daß Einer z. B. zu ſchnell ausſteigt und unter die Räder kommt, oder daß ein Conducteur zwiſchen die Wagen geklemmt und erdrückt wird, oder daß eine kleine Colliſion mit einer Kuh vorkommt die gerade zur Unzeit über die Bahn läuft und Schuld iſt, daß ein Paar Dutzend Arme und Beine gebrochen werden, — ſolche Erbärmlichkeiten werden in Amerika nicht zu den „Unfällen“ gerechnet. Ein Amerikaner legt einen andern Maßſtab an. Zu einem Eiſenbahnunglück gehört ſchon, daß Ein Zug mit dem An-

Digitized by Google

dern zusammenstößt, und zwar in der kleinen Geschwindigkeit von vierzig Meilen auf die Stunde, und daß sieben oder acht Wagen zertrümmert und ein Paar hundert Menschen zerdrückt, zerquetscht, zerrissen, zerbrüht, zermalmt werden! Dazu gehört schon, daß der Zug im vollen Rasen über eine Schiffbrücke fährt, während diese gerade geöffnet ist, um eine Barke durchzulassen! Die Maschine macht einen Satz, wie ein angeschossener Tiger; sie hebt sich und bäumt sich, die vordern Räder gelangen ans andere Ufer, dann stürzt sie hinab mit Einem Ruck in den Strom, stößt unten und mit ihr der ganze Zug, bis auf vielleicht Einen Wagen, der sich merkwürdigerweise ausgehängt hat. Ein Chaos von zerschlagenen Wagen und zerrissenen Menschenkörpern bedeckt den Grund! — Ja, ein Paar hundert Menschenleben müssen schon darauf gehen, wenn's ein „Unglücksfall“ genannt werden soll. Dann erhebt sich freilich ein Schrei der Entrüstung durch alle Blätter; es wird klar bewiesen, daß alle Schuld nur an dem wahnsinnig schnellen Fahren, an dem Mangel an Aufsehern und Bahnwärtern, an der schlechten Bauart der Bahn, an dem einfachen Geleise, statt eines doppelten, liege. Die ganze Umgegend, wo das Unglück geschehen, wird wüthend; man droht, den unseligen Zugführer, der sich natürlich durch einen Sprung gerettet hat, an den nächsten besten Baum zu hängen, ja man droht, die Directoren und die ganze schlechte Sippschaft mit aufzuknüpfen; aber — nach vier Wochen ist ein anderes Tagesereigniß auf dem Plan. Die ganze Geschichte ist vergessen und das Publikum fährt fort, die Bahn wie bisher zu benutzen. 'S ist halt ein Unglück gewesen!

Natürlich lassen die Directoren Alles bei'm Alten. Sie werden sich doch nicht wegen so ein Paar Dutzend todter Menschen in Kosten stürzen und Bahnwärter anstellen oder gar noch ein Geleise legen! — Unangenehm bei der ganzen Affaire ist ihnen nur, wenn Einer, der bei der Collision mit dem Leben davon kam, aber Arm und Bein verlor, oder Eine, die durch den „Unfall“ ihres Ernährers, Beschützers und Gatten beraubt wurde, klagbar wird, d. h. eine Civilklage anstellt; denn dann müssen sie blechen, die Herren Directoren, und oft sehr viel blechen! — Lieber eine Criminalklage wegen „Mords“ aushalten, als Entschädigungen zahlen! Auf allen Bahnhöfen Amerikas steht mit großen Buchstaben angeschrieben: „Hütet euch vor Taschendieben!“ — Vorsicht kann nicht schaden, besonders in einem so grundehrlichen Lande. Du aber, lieber Leser, hüte dich noch viel mehr, auf einer amerikanischen Eisenbahn eine Spazierfahrt zu machen, wenn dir dein Leben lieb ist.

Das muß man ihnen aber lassen, eine amerikanische Eisenbahn ist fix und fertig, wenn man anderswo kaum recht angefangen hätte.

Hamburg. Gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur
begründet von
Dr. J. J. C. Pappe,
fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.
(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1858. 1ster Band. 26stes Stück.

Der Baum am Wege.

(Beschluß.)

Der Donnerstag war gekommen und zur Stunde, wie er es versprochen, der Lorenz mit dem Kaufschilling.

Da der ‚Böhm' erklärte, sich mit nichts als dem Nothwendigsten ‚schleppen' zu wollen, fanden sich in Kürze die Wirthschaftsbesitzer des Dorfes zur ‚freiwilligen', von dem Richter geleiteten Licitation der Stuben-, Haus- und Feld-Geräthschaften, sowie des vorräthigen Strohes und Wiesenfutters ein und als es zu dämmern begann, war das Haus so weit geleert, daß die übriggebliebenen Betten und besseren Möbelstücke — Anna's Aussteuer — gar leichtlich auf dem Wagen zu verladen gingen, den ihr Vater zu ihrer Uebersiedlung nach der Stadt gemiethet hatte.

Zu ihrer Uebersiedlung; denn als er damals von dem Advocaten in der Stadt zurückkam, hatte er Anna auf dem, wie er meinte, letzten Gange zu dem Grabe ihrer Mutter seinen Willen und seine Plane für ihre Zukunft mitgetheilt.

Sie sollte in der Stadt bei einer ihm bekannten, guten Familie dasjenige erlernen, was zu ihrem Fortkommen — falls ihm etwas Menschliches begegnen sollte — förderlich seyn konnte. Zu diesem Zwecke hatte er fast die ganze Kaufschillingssumme des Gehöftes nutzbringend angelegt und gerichtlich versichert. Er selbst wolle, so sagte er zu Anna, die Zeit ihrer Ausbildung über wandern, rastend, arbeitend, wie und wo es ihm beliebe und gefalle, bis — nun bis er eben wiederkomme, um nach seinem Herzenskinde zu schauen.

Daß die Leute in der Stadt unten ihn gar verwundert angesehen ob solchen seltsamen Beginnens, und daß der Advocat ihn gar erstaunt gefragt habe: „Ei Mann! Ihr thut ja, als ob Ihr morgen schon zu sterben gedächtet!" das sagte er dem Mädchen freilich nicht! — wozu auch?

Digitized by Google

Dafür aber sagte er dem Kinde, dessen Hand er den mehr als stundenlangen Fahrweg über nicht losließ, tausend und tausendmal, wie er es liebend im Herzen trage, und ward nicht müde, von der Mutter zu erzählen und Anna immer wieder aufzutragen, zu deren Grab nicht zu vergessen, wie alle Frühjahre mit frischen Reisern zu umflechten und mit frischen Blumen zu schmücken und es wenigstens an Allerseelentage immer besuchen suchen — so daß Anna, sie süß [illegible] es nachgerade für etwas Ausgemachtes anzunehmen anfing, sie müsse wirklich unter die fremden Menschen in die Stadt und der Vater hinaus in die weite, weite Welt, um sein Leid zu vergessen.

Sie kamen endlich an — es war geschlagene, finstere Nacht. Freundlich und liebevoll aufgenommen, fand sich Anna schnell in der gefürchteten Fremde zurecht; stand er ja doch ihr wie von der Wiege an zur Seite, ihr lieber, und seit der Stunde sogar lieber gewordener Vater, in der er sie zur Vertrauten seines so lange geheimgehaltenen und alleingetragenen Schmerzes machte; saß er doch, ihre Hände immer in den seinen haltend, an ihrem Bette, bis zum Morgen wolle er das, sagte er, denn er könne und wolle nicht schlafen. — —

Und der Morgen kam, ein schöner, wunderklarer Frühlingsmorgen, der die grünende, sprossende Erde mit so sonnigem Lächeln begrüßte, daß es unmöglich schien, es könne Jemand seine helle, frische Freudigkeit schnöde durch bittere Thränen entweihen!

Und dennoch war es so; Anna und ihr Vater waren es, die dieß thaten — ach! und wie sie weinten!

Und plötzlich sah sich Anna allein vor dem Hause, das sich ihr gastlich aufgethan und auf ihren Lippen brannte der letzte Kuß ihres Vaters. — —

Der aber stieg, ohne sich umzuschauen, hastig, als gelte es dem Banne eines Zauberkreises zu entfliehen, bergan, bergan, bis er, zwischen den Gipfeln des Schwarzberges angelangt, auf die zungenartige Hochebene kam, die von dorten den Uebergang des Mittagsberges zum Hexen- und Hermitsteig [illegible]

Er [illegible] seinen Schritt und wandelte gesenkten Hauptes, die Arme über der Brust verschränkt, langsam durch den Wald, den [illegible] Steig [illegible]

Was will der Mann? was soll sein Wiederkehr hierher, nachdem er freien Willens die Form zerschlagen, in der er bisher sein irdisches Leben gestaltet?

Mehr, er geht an dem Hause vorüber, aus dem sie tot und kalt das hinaustrugen, was er zu [illegible] [illegible] kannte, vorüber, und wieder wie damals, [illegible] schlug, auf dem Waldsteige bergan, [illegible] er eben wieder an derselben [illegible] stand — das [illegible]

zu seinen Füßen, die säuselnde Kiefer, den Baum am Wege zu seinen Häupten.

Und wieder wie damals ließ er sich auf den alten, vermorschten Baumstrunk darunter nieder, und wieder wie damals hing sein Blick starr, als wolle er sich festsaugen an dem grünen Thalgelände vor ihm, in dessen Tiefe das ernste Widerspiel des knospenden Lebens umher — der Friedhof lag.

Lange, lange sah er hinab — — giebt es ein Sattsehen an dem, was die geheimnißvollen Augen des Herzens und der Seele immer sehen, ob es auch Nacht ist, ohne Ziel, und durch alle Weiten?

Wandte er sich ab von dem Anblicke des kalten Grabeshügels und schaute, drang sein inneres Auge tiefer, als er plötzlich die Hände vor sein Gesicht legte und den Kopf tief auf die Brust gesenkt, bitterlich zu weinen begann? — wer mag das wissen!

Er schaute nicht mehr auf: war es die Ermüdung und Abspannung nach so vielen schlaflos durchwachten Nächten oder war es das Uebermaß tiefen, echten Schmerzes — sein Oberleib sank allmählich nach rückwärts, bis er an dem bemoosten Stamme der einsam am Wege stehen gebliebenen Kiefer einen Halt fand und der Mann — entschlummerte.

Es war gegen Mittag und der Wald ruhte.

Alles Leben, sprossendes, grünendes, säuselndes, rauschendes, summendes, singendes, krabbelndes, springendes und fliegendes — Alles ruhte; jedoch nicht im Schlummer, sondern wie durch die magische Berührung der gewaltigen Hand der Natur urplötzlich in starrende, schweigende Ruhe versetzt, um voll und unverkümmert eines jedweden Funkens des schaffenden, nährenden und befruchtenden Lichtes theilhaftig zu werden, das da aus dem unversiegbaren Lebensborne der Sonne niederströmt auf die ruhende Erde, von der sich Millionen grüner, knospender Arme sehnend deren Flammenkusse entgegenstrecken.

Alles ruht! von den knorrigen Wurzeln der Bäume, unter deren tausendfaltigen Moosdecken das rührige Volk der Käfer und Ameisen ihre Wohnsitze aufgeschlagen, an den in stillen Träumen hängenden Zweigen vorüber bis zu den schwanken, spitzen Baumkronen — Alles ruht.

Maus, Eidechs und Wiesel schauen starr mit den klugen schwarzen Aeuglein aus den halbverdeckten Thüren ihrer labyrinthischen Schläfe heraus, Raup' und Käfer harren in sicheren, luftigen, sanft und leise geschaukelten Blatthängematten ihrer wunderbaren Metamorphosen, Fink und Hänfling, Droßel und Specht kauern dicht wie zum Schutze an den Seiten ihrer scheu hingeduckten Nestgenossen: nur die unverbesserlichen Guckindiewelte, die neugierigen, vorwitzigen Mücken balanciren keck auf leisebewegten Grashalmen, deren höchste Spitzen sie pfiffig erklettern, um sich

Digitized by Google

ja nichts von dem entgehen zu lassen, was es da setzt im schweigenden Walde. —

Und fürchtet denn der ruhende Wald nicht von dem traurigen, todbedrückten Wanderer, der die Arme über die Brust gekreuzt, [illegible] unter seinem Schritt dürr geworden bis zu der abgelegenen Stelle, wo von den umlagerten Resten [illegible] Baume am Wege, gekrönt wird.

O nein! der Wald kennt ihn gar gut; ist er doch seit einer gewissen Zeit Tag für Tag heraufgestiegen zu der von Brombeergestäude bedeckten Blöße, und er weiß es gar wohl, was der hier sucht. Hörte er ihn doch zu so vielen Malen nur das Eine mit leiser bebender Stimme vor sich hinflistern, wenn er, den Blick von der Thalfernsicht zu dem umrankten Boden senkend, sich seufzend und oft gar bitterlich weinend niederließ auf den gefällten Stamm: „Ruhe! ach nur Ruhe!“

Und dennoch — horch! ein leiser, leiser und doch fast schriller Luftstoß fährt plötzlich hochhin durch die träumenden Föhren, welche ringsum die Blöße begränzen — er fährt nieder an ihren reichbeschildeten Schäften und durch das Gesträuch und Gestäude zu ihren Füßen, und weckt Alles, von den kahlen, dornigen Wipfeln an bis tief unter die knorrigen Wurzeln aus der träumerischen Ruhe.

Auf! auf!

Was ist's? — kommt der grimme Feind des Waldes und seines stillen Lebens, dem er mit Art und Säge zu Leibe geht, der Scherge der Despotin „Industrie“? — nahen Menschentritte?

Urplötzlich, als ob eines Riesenleibes tiefdunkler Schatten sich zwischen die Sonne und den unter ihren Strahlen in geheimnißvollem Werden ruhenden Wald gehoben hätte, erbebt, erzittert mit raschem Schauder Busch und Baum, Halm und Kraut; die duftenden Knospen ja selbst sinnvoll harrig die offenen Blütenaugen, die jungen, mächtigen Zweigansätze, huschen furchtsam flüchtend zwischen die schützenden Harken und Nadeln bepanzerten und bewahrten Aeste hinein, und von Stamm zu Stamm flüstert und säuselt es mit Millionen Wedeln und Blätterzungen hinauf und herab: „Habt Acht! seid auf [illegible]

Und auf den Wachruf des Waldes kriecht, raschelt, springt und fliegt all sein erschrecktes Volk heimlich in seine bereiten Verstecke, sogar die ganze Schaar, die sich von Busch und Sonnenschein verlocken ließ, sich weiter, nur über kruchter Mutterheimat hinaus, auf den nackt gelegten Waldgrund zu wagen, macht einige hastige, unbeholfene Sätze, um sich zu retten, aber — aufgehalten durch Staub und Moorland — werfen sie sich endlich mit verzweiflungsvoller Resignation in [illegible] Gebäude, es dem Zufalle anheimgebend, ob die sterbliche Menschenfaust sie als zu geringfügig verachtend verschonen oder [illegible] werden.

Doch nein — ei, du alter, närrischer Böhmerwald! wie konntest du also erschrecken? Es war ja nicht der Habtachtruf deiner alten, graubemooften, seit Jahrhunderten treue Wacht haltenden Baumveteranen: es war etwas anderes — etwas ganz anderes!

Der Mann unter der einsamen Kiefer war, den schweren Kopf immer tiefer auf die bedrückt athmende Brust senkend, endlich allgemach eingeschlafen und der Baum am Wege war es, dessen Stamm, als die an ihn sich lehnende Gestalt des Schläfers ihn erschütterte, jenen zitternden, rischen, von all' seinen nadelbesäeten Aesten zugleich ausgehenden Ruf ausstieß.

Es war nicht erst nöthig, daß die Nadelzweige es hinab zu den Farren- und Brombeerranken am Fuße desselben telegraphirten, damit diese es von den Moosspitzen und Grashalmen weiter gehen ließen über die Blöße bis über deren Gränze und in die Wiederanfänge des Waldes hinein: der jach aufgeschreckte, leise flisternde Wald verstummte alsbald, sowie er die fein säuselnde und dennoch so klar vernehmbare Stimme der Kiefer vernahm, die so gar hell und voll in die Seele des Schläfers unter ihr schlug. — — —

Und sie sprach — eigentlich erzählte sie, und der Ton, in dem sie dieß that, klang schlicht, harmlos und absichtlich, als ob es eben nur gelte, eine alte, tausendmal erzählte Mär zu verkünden — — —

— „Vor vielen vielen Jahren — wie lange es ist, weiß ich nicht und wird dieß erst das scharf berechnende Auge dessen, der mich einst fällen oder kaufen wird, meinen angesetzten Jahrringen nach ermitteln — vor vielen Jahren also stand ich meiner Erinnerung nach auf diesem grünen Waldflecke ein junges, schlankes, kaum halbgewachsenes Bäumchen; nicht allein — ein Schwesterchen neben mir, so hoch, so schlank wie ich — mein liebes, liebes Schwesterchen! — — der da unter meinem Schatten sein Leid auf einen Augenblick verträumend schläft, er sitzt auf ihrer Leiche — — damals kannte man hier oben keinen Feind — wir Bäume nämlich — als Sturm und Bockenkäfer; und wüthete jener nicht, und that uns dieser nichts zu leide, so war es, wie mir Eltern, Nachbarn und Verwandte gar oft erzählten, in der Regel nie anders, als daß der Stamm stand, oft in die Hundert Jahre, bis es ihn selber verdroß und er sich hinlegte in's grüne, weiche Moos — und starb. — Doch ich ward älter, höher, stämmiger, ein Baummann — und derweile ward es auch im Walde anders.

Für den Menschen, der sich seither immer begnügt hatte, die bis in's tiefe Thal, zu seinen Hütten hinab verwehten, endlich nach und nach aufgeschossenen Keime des Waldes zu seiner Nothdurft zu verwenden, fand sich nachgerade, als die Familie zum Volke geworden, dort keine genügende Ausbeute mehr und von

Digitized by Google

Tag zu Tag erklang der Schlag der Art und der kreischende Ton der Säge den Berggipfeln näher. Kohlenfeuer, Pferde, Wagen — Dinge, die der Wald sonst nie gesehen, wurden stätig unter seinem Schatten und — eines Tages kamen sie — die Menschen — mit Art und Spaten und gruben eine lange, lange Grube durch den Wald bis zum Kuppenden Berges — einen Weg — [illegible]

Mich verschonte Axthieb und Sägenbiß, ich blieb der Baum am Wege — damals [illegible]

Die Zeit verstrich. Hütten und Häuser aus den Bergeshängen ward geschlagen und in Scheite gespalten: ich blieb stehen — doch wie?

Sie fahren täglich, stündlich vorüber an mir, die die Leichen und Trümmer meiner Brüder thalabwärts führten: mein verkrüppelter Bau, mein umfangloser Stamm reizte sie wenig — was wollten sie von mir? was that ich ihnen — höre du armer Schläfer unten, der Du meinst, dir hätten die Menschen Uebles angethan! — was that ich ihnen, ich armer verkümmerter Baum, der ich jedweden Vorübergehenden mit zitternden Nadelzungen um Erbarmen anflehte, daß sie mir zum Scherz — welcher Scherz! — Hieb auf Hieb beibrachten im Vorüberfahren! Sieh her du, dessen Herz du auch von ihnen zerrissen wähnst! sieh her! schau die tiefen, klaffenden, erst nach jahrelangem Schmerz vernarbten Wunden, die sie mir geschlagen, betrachte die breiten, langen Thränenströme, die mein Herz geweint — sie nennen es Harz?! — sieh mich an, genau, und höre: dennoch grünte und blühte und wuchs ich fort — — hörst du?

Der Wald rauschte laut hochauf — der Baum am Wege senkte müde seine emsig flisternden Nadelzweige und der Schläfer unter ihm erwachte.

— »Ho! hat mir geträumt? — hat der Baum zu mir? — all' eins! ich weiß, es ist mir goldener Regen in mein Herz. — Sterben wollt' ich, der vielen Wunden wegen, die mir das Leben und der Lebensschlaf mir schlug, — neuer Warner, du mir so beredsam [illegible] Mensch mir noch lange nicht weiters erhalte sich aber [illegible] Kiefer gelegt, sich [illegible] [illegible] [illegible]

Nein! er war nicht undankbar. Des andern Tages früh wallfahrtete er abermals auf demselben Steige, demselben Ziele zu, und nicht allein. Sein Kind mit ihm.

Und unter dem Schatten der rauschenden Kiefer erzählte er dem staunenden Kinde, was er dunkles, sündhaftes gewollt, wie und wodurch es plötzlich anders und Licht geworden in seinem trostlosen Herzen und wie er wieder sich gerne mühen wolle, um zu leben für und mit ihm, seinem Herzenskinde, seinem Alles auf der Welt.

Und als sie gingen — zum Letztenmale — um hinaus zu pilgern in die weite Welt, bis sie ein annehmbares Fleckchen fanden in der unbekannten Fremde, da hoben Beide segnend die zitternden Hände zu der säuselnden Kiefer — und gingen weinend davon.

Als aber der Tag zur Ruhe ging und die Sonne versinkend mit ihren rothen Strahlen die Kuppen des Schwarzberges vergoldete, fielen ihre blinkendsten Goldkörner auf die einsame Kiefer inmitten der dunkelgrünen Blöße, und es duftete und glühte wie ein märchenhafter Rosenstrauch „der Baum am Wege".

Die Sunderbunds. *)

Calcutta wird jeden Europäischen oder Amerikanischen Reisenden als eine höchst merkwürdige, in ihrer Art einzige Stadt überraschen. Sie ist auf dem ebenen Ufer des Hugly, auf dem Alluvial-Niederschlag erbaut, welchen der Ganges und die Flüsse, die sich in ihn ergießen, von den Bergen herabgebracht haben und der jetzt eine weite Strecke von vielen hundert Englischen Quadratmeilen und von der üppigsten Fruchtbarkeit bildet. Indem der Reisende von den niedrigen, sumpfigen Ufern der Hugly-Mündung den „Sandköpfen", wie sie ganz passend genannt werden, hinweg segelt, überschaut er erstaunt die einförmige Ebene, die nach beiden Seiten hin sich ausdehnt, ohne daß irgendwo ein Hügel oder auch nur in der Ferne eine Bergkette sichtbar ist, welche der Landschaft einige Abwechselung geben könnte.

In der Nähe der Mündung ist die Anhäufung des von dem Flusse herabgeführten Sandes und Schlammes natürlicher Weise die neueste und frischeste; sie ist eine ungeheure Werkstätte der Natur, wo von dem mächtigen Flusse trocknes Land zu einem zukünftigen Wohnplatz des Menschen gebildet wird. Dort giebt es

*) Kletke's „Panorama."

Digitized by Google

tiefliegende sumpfige Landstriche von großer Ausdehnung, die Sunderbunds genannt, die mit dichtem tropischen Busche bedeckt sind, in welchem der Tod in mannigfacher Gestalt auf seine Beute lauert. Die ungeheuren tropischen Pflanzen mit ihrem starken Gerüche und ihren schädlichen Ausdünstungen, die Gräben und verfaulenden Massen, mit dem Dasein der anderen eben so fortkriechende, eben so schädliche, eben so ungeheure und stammlose Pflanze zu werden. Der Versuch, in einige dieser geheimen Orte einzudringen, sich den Weg durch die dichten Wasserpflanzen und Schlinggewächse zu bahnen, würde durch die schädlichen, aus den verfaulenden Pflanzen sich entwickelnden Gase zum sichern Tode werden. Miasma lauert unter jeder kriechenden Pflanze und hockt in jedem Busche — Miasma von der gefährlichsten Art.

Diese Sunderbunds haben ein ihnen eigenthümliches trauriges Interesse, denn sie sind die Geburtsstätte der Cholera. In ihrem Schlammboden und in ihrem dichten Gebüsch ward die verhängnißvolle Geißel geboren, die seitdem wie ein vernichtender Engel die Welt durchfegt hat.

Der Reisende, der diese Tod brütenden Ufer berührt, erbebt vor dem undurchdringlichen Dickicht mit seinem dumpfigen, düstern und grauenhaften Tiefen — er erbebt, indem er sich vorstellt, daß er mitten in diese entsetzlichen Schatten versetzt werden könnte, indem er sich denkt, wie die furchtbaren Kriechpflanzen ihn umschlingen, wie der tödliche Geruch ihn überwältigen, die großen feuchten Blätter der halb zu den Wasserpflanzen gehörigen Gewächse sein Gesicht berühren würden — er erbebt, wenn er daran denkt, daß er sich an dem eigentlichen Wohnsitze der Cholera befindet, wo die mächtige Geißel erzeugt wurde, von wo sie ausging und wo sie ungesehen und [illegible] ohne Zweifel noch immer lauert. Aber ihm schauert vor noch mehr als diesem, so entsetzlich dieses [illegible] Unternehmung. An solchen Orten finden Tiger und Schlangen [illegible] Werkzeuge und Diener des Todes, die beschäftigen, fühlbaren und gemeineren Gehilfen der großen unsichtbaren Pest, die irgendwo in dem Busche sitzt — ganz entsprechend [illegible] ... Es [illegible] vielleicht keine Gegend auf der ganzen Erde, wo eine größere Mannigfaltigkeit von gefährlichen und giftigen Schlangen zu finden wäre — sicherlich keine Gegend, wo größere und wüthendere Tiger angetroffen werden, als auf diesen Sunderbunds. Der Ganges durchbricht sie auf seinem Wege zum Meere, [illegible] gewonnenen, von den Wogen fortwährend abgetragenen Kanälen, welche die Bengalischen Flußgewässer zuweilen benutzen müssen, wenn sie in den Ganges [illegible] oder ihn verlassen wollen, oder wenn ihnen der Hugly [illegible] trockenen Jahreszeit an einigen Stellen seines weiten, [illegible] Bettes nicht hinreichendes Fahrwasser bietet.

Während der Nacht müssen diese Flußdampfboote, wo sie auch seyn mögen, vor Anker legen, denn die Schifffahrt ist mit zu vielen Gefahren verbunden, als daß die Reise auch in der Dunkelheit fortgesetzt werden könnte. Wo möglich wird nicht in einer dieser engen aber tiefen Schleusen geankert, wo sich Unheil verkündend zu beiden Seiten der dichte Busch erhebt — wo möglich thut man es nicht; aber es ist nicht immer zu vermeiden, und wenn die untergehende Sonne ein Schiff dieser Art in der Mitte eines dieser langen Kanäle überrascht, so muß es hier verweilen, bis es wieder Tag wird, wenn nicht zufällig der Vollmond ein freundliches Licht spendet. Dann aber mögen sich die Reisenden vor giftigem Miasma hüten. In jedem Hauche der aus dem Busche herüberwehenden Nachtluft lauern allerlei Fieber und man schließt die Kajüten so dicht als möglich, um die verderblichen Dünste von sich abzuhalten.

Aber es sind nicht die giftigen Thaue und gefährlichen Ausdünstungen allein, welche Unheil drohen.

Der Busch ist zu beiden Seiten dicht, dunkel und dumpfig, und berührt fast die Schaufelkasten, indem das Dampfboot in dem schwarzen, plätschernd an die Schiffswände schlagenden Strome liegen bleibt. Der Anker ist ausgeworfen, das Feuer der Maschine ist erloschen; allmählich werden auch die Lichter ausgelöscht; die Officiere und Passagiere dampfen in ihren Kajüten trotz der Hitze bei verschlossenen Thüren und Fenstern aus Leibeskräften. Am Steuer steht ein einsamer eingeborener Seemann, denn die Strömung ist heftig und das Steuerruder darf nicht außer Acht gelassen werden, obgleich das Fahrzeug vor Anker liegt. Seht, er bindet es mit einem Seile fest und setzt sich kauernd auf das Hinterdeck, um sich an seiner heimischen Pfeife zu laben. Zu seiner Linken liegt drohend der Busch, dem das Hintertheil des Dampfers beweglich sich zuwendet. Das Ufer hat ziemlich gleiche Höhe mit dem Decke des Schiffes und aus der Dunkelheit stieren zwei feurige Augen auf den arglosen Seemann, indem er den wohlthätigen Rauch einzieht — und zwar nicht bloß in den Mund, wie die Abendländer, sondern in die Lungen — und ihn dann wieder ausstößt. Zwei leuchtende Augen sind gierig auf ihn gerichtet, und zwar kaum 6 Fuß von ihm entfernt. Unter dem dichten Gebüsch am Ufer kauert katzenartig ein Tiger; nur die Augen zeigen Leben, selbst der Schweif liegt still und unbeweglich. Dieser Tiger hat sich seine Beute ausersehen und sie kann ihm nicht entgehen. Der Schiffes Hintertheil treibt nach dem Ufer; der Steuermann raucht noch immer arglos und keine Gefahr ahnend seine Pfeife — der Tiger kauert beutegierig, aufmerksam und entschlossen in seinem Verstecke. Da hört man plötzlich auf dem Verdecke des Dampfbootes einen Schrei — einen lauten, durchdringenden Schrei der Angst und Verzweiflung, dann ein Rascheln

Digitized by Google

in den dichten Büschen am Ufer — das Angstgeschrei wird matter und schwächer und dann ist am Ufer alles wieder still und ruhig, wie zuvor.

Auf dem Dampfer bemächtigt dagegen die lebhafteste Aufregung; [illegible] Matrosen, am Steuerrad, [illegible] nur eine [illegible] bezeichnet, daß [illegible] gelassen hat. Man erräth sogleich was vorgefallen ist. Wehe! Wehe! schreien die Eingeborenen. „Ein Tiger!“ rufen sie [illegible]. Dieß ist kein erdichtetes Ereigniß — vorgleichen ist mehr als einmal auf den Dampfbooten vorgekommen, die durch diese engen Kanäle der Sunderbunds steuern. Ja, es lassen sich sogar noch grauenhaftere Dinge erzählen: —

Ein Indigopflanzer fuhr in einem ungelenken und schwerfälligen Boote langsam und mühsam dahin; die üppige Vegetation neigte sich über das Wasser, die Ufer liefen allmählich immer enger zusammen, so daß bald fast eben nur noch Raum zur Durchfahrt des ungestalteten Fahrzeuges blieb. Es wehete nur ein leiser kaum merkbarer Windhauch, der aber trotzdem vollkommen günstig war. Die wenigen Leute, welche auf diesem Fahrzeuge als Seeleute dienten, saßen im Vordertheile und verzehrten ihre gewöhnliche Tagesmahlzeit. Ein Diener des Pflanzers saß nach Bengalischer Art mit untergeschlagenen Beinen am Steuer, während der Indigopflanzer selber, gegen die oberhalb herrschende brennende Hitze geschützt, träge und schlummernd unter seiner Kajüte lag; plötzlich wurde er durch das Geräusch nackter Füße geweckt, die über das Hinterdeck liefen, unter welchem er sich befand; er glaubte einen eigenthümlichen orgelnden Ton zu hören, der einem halb erstickten Schreckensrufe folgte und von einem grauenhaften Knirschen unterbrochen wurde, das ihn schaudern machte. Er sprang von seinem Lager und streckte langsam und vorsichtig seinen Kopf hinaus, um zu sehen, was es gäbe. Ein Tiger war vom Ufer aus auf den Diener gesprungen, hatte ihn sogleich an der Gurgel gepackt und trank jetzt sein Lebensblut, das aus den zerfleischten Halsadern hervorquoll. Offenbar war das Thier durch Hunger zu dem kühnen Unternehmen veranlaßt worden, denn sein Körper war hager und [illegible]. Er sah den Pflanzer, Kopf und die Gestalten [illegible] des Schiffes bemerkte, durch das [illegible] Ereigniß [illegible] Matrosen und [illegible] [illegible] sie [illegible] hinderte, wie ungesehen eine Katze [illegible] und immer [illegible], wenn man sie beim Verfolgen einer Maus oder Ratte [illegible].

Der Pflanzer [illegible] war unbewaffnet; er hatte während des Morgens nach Vögeln [illegible] seine Flinte, ohne sie neu zu laden, bei Seite gelegt, als er plötzlich von der Hitze überwältigt in seine Kajüte zurückkehrte. Er beeilte sich, sie zu laden, aber ehe er wieder auf das Verdeck kam, war der Tiger mit sei-

ner Beute verschwunden. Durch den Anblick und durch das Geschrei der im Bug befindlichen Männer verscheucht, hatte das verhungerte Thier seine Beute ohne Zweifel tief in seinen Rachen gefaßt und war an's Ufer gesprungen, um mitten im Busche sein köstliches Mahl mit Muße zu verzehren. —

Mit Geschichten dieser und ähnlicher Art sucht der Capitain des Dampfbootes seinen Passagieren die Fahrt durch diese Buschwildnisse zu kürzen und Indien liefert zur Bestätigung derselben hinreichendes Zeugniß.

Aber es sind nicht bloß die Sunderbunds, welche dem Reisenden, wenn er in den Hugly einläuft und mit Segel- oder Dampfboot nach Calcutta hinauffährt, die bereits erwähnte eigenthümliche Ebenheit zeigen. Wenn das Schiff über dieselben hinaus ist, liegt zu beiden Seiten noch immer dieselbe Fläche ausgebreitet, bis endlich die malerischen Villen von „Garden-Reach“ und das alterthümliche Gebäude des „Bishops College“ auf dem jenseitigen Ufer dem Reisenden verkünden, daß er sich der Stadt der Paläste nähert — und die anglo-bengalischen Häuser zu seiner Rechten lassen ihn fürwahr bereits vermuthen, daß Calcutta nicht mit Unrecht die Stadt der Paläste genannt wird, denn die Villen am „Garden-Reach“ sind größtentheils wenn nicht schön, doch wenigstens imposant, und ihre weißen Mauern und Säulen bilden einen angenehmen Gegensatz zu den offenen Grasplätzen und den Büschen, welche sich von diesen Häusern nach dem Flußufer hinab erstrecken.

So weit hat Alles ein stattliches, ja sogar malerisches Ansehen. Aber Indien ist ein Land der Contraste und obgleich so weit Alles gut ist, so darf man doch nicht allzu tief in die Nebenumstände schauen, von welchen die Wohnungen dieser Handelsfürsten beeinträchtigt werden. Am Ufer, dicht neben dem wohlgepflegten Rasen, zeigt sich, sobald der Fluß zur Ebbezeit zurücktritt, nichts als Koth und Schlamm. Vom Verdecke des Dampfbootes aus sieht man nicht selten einen gebleichten Leichnam am Ufer liegen, an welchem die Krähen oder Geier ihren Morgenimbiß halten, während die Luft, welche wir athmen, warnend seinen Zustand verräth.

Die Bewohner der Huglyufer müssen gegen solche Uebel und Nachtheile auf der Hut seyn und es geht täglich ein Gärtner nach dem Wasser hinab, der nachzusehen hat, ob innerhalb der Gebietsgränze seines Herrn ein Leichnam liegt, und wenn er einen solchen findet, ihn wieder in den Fluß stößt. Liegt einer am Ufer des benachbarten Gartens, wenn auch nur wenige Schritte von dem Pfahlzaun seines Herrn, so kümmert dieß den Gärtner nicht, er hat mit einem so „unmanierlichen Leichnam“ nichts zu thun und überläßt es Anderen, ihn wegzuschaffen — es ist nicht seine Sache.

Digitized by Google

Miscellen.

Die Adaman-Inseln, welche zum Verbannungsort des Königs von Delhi und der rebellischen Sipoys bestimmt seyn sollen, sind eine kleine Inselgruppe in der Bucht von Bengalen. Die größte darf eben die nördlichste Lage und ist 140 Miles lang, hat 20 Miles Breite, die südlichste hat nur 20 Miles Länge und 17 Miles Breite. In der Mitte der großen Adaman-Insel erhebt sich das Land zu einer Höhe von 2100 Fuß und bildet die den Seeleuten als Landmerke dienende Saddelspitze. Von dort aus ergießen sich mehre kleine Gewässer in die See. Es finden sich auf den Inseln verschiedene Arten von Bäumen, die zum Schiffbau zu gebrauchen sind; an Fruchtbäumen fast nur die Mangrove. Das Hauptnahrungsmittel der Barbaren, welche die Insel bewohnen, sind Fische, auch Eidechsen, Schlangen und Ratten. An den Waldgränzen im Innern der Insel hält sich eine Art kleiner Schweine auf, mit deren Schädeln und Knochen die Inselbewohner ihre Hütten verzieren, was sie in den Ruf der Menschenfresser gebracht hat. Sie sind grausam und wild, begrüßen Jeden, der sich ihnen naht, mit Lanzenwürfen und Pfeilschüssen. Sie gelten für eine aus der Art geschlagene Negerrace, haben wolliges Haar, dicke Lippen, platte Nasen, pechschwarze Hautfarbe und gehen ganz unbekleidet. Ihre Hütten bestehen aus vier in die Erde getriebenen, durch Flechtwerk verbundenen Pfählen. Um sich gegen die unerträglichen Schaaren von Mosquitos zu schützen, beschmieren sie sich den Leib mit einer dicken Kruste Lehm; ihr Haar färben sie mit Ocker brandroth. (H. N.)

Eine neue Varietät der Boa Constrictor. Die Australische Zeitung „Melborne Argus“ erwähnt in einer Zusammenstellung der Entdeckungen, welche Herr Blandowski auf seiner letzten Expedition nach dem unteren Murray gemacht hat und berichtet, daß er in diesem Flusse 15 Arten Fische, außer 5 schon früher bekannten, darunter 3 Arten lebendige Junge gebärender Stachelfische, so wie einige Süßwasserschwämme fand. „Die größte Merkwürdigkeit in seiner Sammlung war aber eine Varietät der Boa Constrictor mit zwei kleinen Füßen, die zwar sehr wenig entwickelt sind, aber doch hinreichen, um das Thier in den Stand zu setzen, an den glattesten Bäumen in die Höhe zu klettern, indem es die Füße in die Spalten und Erderhöhungen der Rinde ersetzt.“ Die Existenz eines solchen Thieres, in einem Lande der Abnormitäten und sonderbaren Gegensätze — bemerkt dazu Petermann in den Geogr. Mittheilungen — wie Australien ist sehr leicht möglich; ob aber ein Reptil mit Füßen zum Boa Constrictor — Schlange oder zu den Schlangen überhaupt gerechnet werden kann, das ist eine andere Sache.

Hamburg. Gedruckt bei [illegible]

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

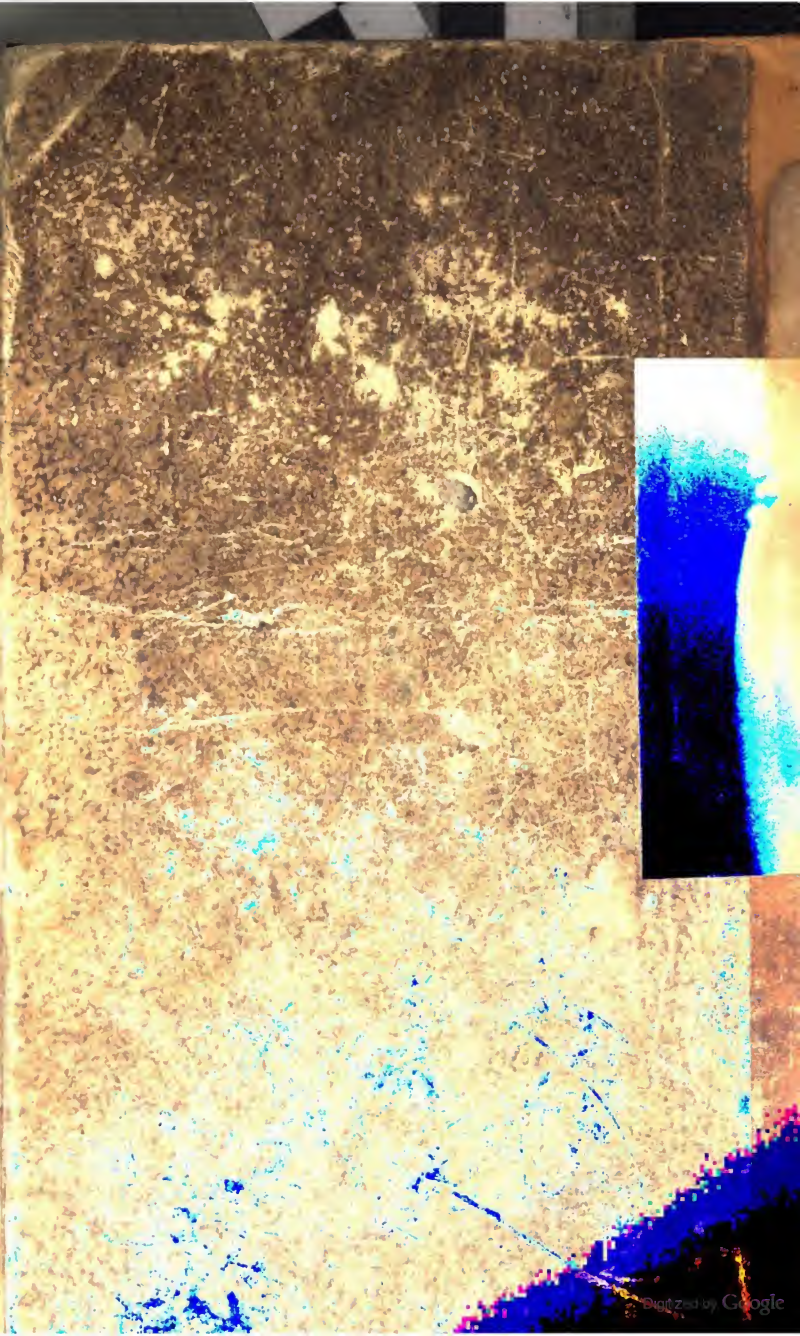
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google